This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

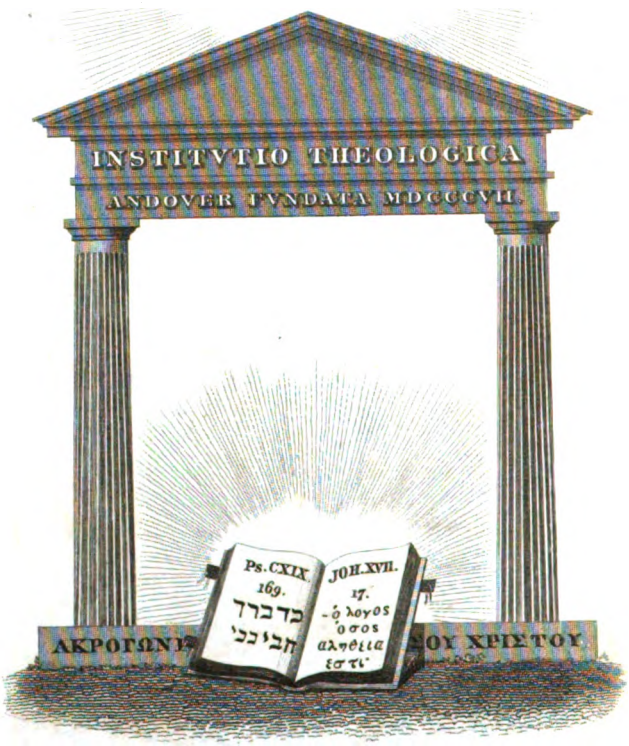
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4TCG 2

Harvard Depository
Brittle Book

919.47
Krafft
c.2

יהוה



Digitized by Google

547. a. 6. Needham.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Kirchengeschichte

der

germanischen Völker

von

W. Krafft,

Professor der evangelischen Theologie zu Bonn.

Ersten Bandes erste Abtheilung.

Berlin 1854.

Verlag von Wilhelm Herk.

(Besser'sche Buchhandlung.)

Digitized by Google

Die Anfänge

der christlichen Kirche

bei den germanischen Völkern

von

W. Krafft,

Professor der evangelischen Theologie zu Bonn.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Erste Abtheilung.

Berlin 1854.

Verlag von Wilhelm Hertz.

(Besser'sche Buchhandlung.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Seinem geliebten Bruder

Carl Krafft,

Pfarrer in Düsseldorf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Die erste Vorlesung, mit der ich meine Wirksamkeit an hiesiger Universität begann: „über die Einführung des Christenthums bei den germanischen Völkern" veranlaßte mich, über Ulfila, den Apostel der Gothen, in dessen Leben erst vor Kurzem durch die Schrift von G. Waitz Licht gebracht worden ist, eine kleine Monographie zu schreiben mit besonderer Berücksichtigung seiner Verdienste um die Uebersetzung der heil. Schrift. Als ich im Jahre 1848 diese Arbeit mit Benutzung der trefflichen Hülfsmittel, wie sie die neueren Herausgeber des Ulfila H. C. von der Gabelentz und Dr. Loebe reichlich dargeboten haben, fast vollendet hatte, erschien das Werk von J. Grimm: „Geschichte der deutschen Sprache", dessen Studium den Gedanken in mir erweckte, über die Grenzen der Monographie hinaus, eine Geschichte der Einführung des Christenthums bei den germanischen Völkern zu bearbeiten. Rettberg hatte in seinem verdienstlichen Werk: „Kirchengeschichte Deutschlands" sich auf die germanischen Stämme beschränkt, die auf dem Boden des eigentlichen Deutschlands Staaten gegründet und unter christlichem Einfluß neue Lebensformen gebildet haben; die reichen Erscheinungen des Christenthums bei den anderen außerdeutschen Stämmen hatte er von seiner Untersuchung ausgeschlossen (vergl. Bd. I. p. 252). Die Forschungen Grimms ermuthigten mich, über die Zeiten der Völkerwanderung hinaus zu der Urgeschichte der germanischen Völkerstämme vorzudringen, um über das Geistesleben derselben aus einer Zeit, wo dasselbe bisher in undurchdringliches Dunkel gehüllt zu sein schien, Aufschluß zu gewinnen. Dies führte mich weiter zur Erforschung der germanischen Mythologie, in der die Prädisposition der germanischen Völker für das Christenthum durch die Nacht des Heidenthums so hell hindurch leuchtet.

Je mehr ich nach der Erweiterung meines ursprünglichen Planes die gediegenen Forschungen der letzten Jahrzehnte auf den verschiedenen Gebieten des germanischen Alterthums verfolgte — ich nenne hier mit dankbarster Anerkennung nur die Namen: Dietrich, J. und W. Grimm, Leo, Liliencron, Maßmann, Müllenhoff, Müller, Simrock, Uhland, Wackernagel, Waitz — um so mehr drängte sich mir die Nothwendigkeit auf, die reichen Ergebnisse jener Forschungen in nähere Beziehung

Digitized by Google

zu der Kirchengeschichte zu setzen, als dies bisher von den Theologen geschehen ist. Ist doch die Cultur- und Kirchengeschichte der germanischen Völker aufs Engste verbunden, da sie durch das Christenthum erzogen und unter seinem Einfluß groß geworden sind. Ganz anders verhält es sich mit der antiken Völkerwelt, die zu der Zeit, als das Christenthum auf sie einzuwirken begann, schon durch das Heidenthum zum Gipfel ihrer Cultur geführt und damals schon im Absterben begriffen war.

Von diesem Gesichtspunkt glaubte ich in einer kurzen Einleitung: „die alte christliche Welt und die germanischen Völker" ausgehen zu müssen, um die Bedeutung der germanischen Völker, als der besonders von Gott berufenen Völkerstämme des neuen Bundes dadurch gleich in's rechte Licht zu stellen.

Was die Eintheilung des Werkes betrifft, so bemerke ich kurz, daß der erste Band, dessen erste Abtheilung hiermit erscheint, die Kirchengeschichte der ostgermanischen Völker umfassen wird, die alle der Hauptmasse nach das Christenthum in der Form des Arianismus angenommen haben. Daß „diese merkwürdige Erscheinung durch innere Gründe" ursprünglich bedingt sei, ist schon bei der Darstellung des Arianismus Ulfila's und der Gothen nachgewiesen worden und wird in der zweiten Abtheilung des ersten Bandes, welche die Kirchengeschichte der neu begründeten arianisch-germanischen Staaten übersichtlich behandeln wird, seine weitere Begründung finden. Diese schwierige und höchst wichtige Frage ist in dem Werke von H. Rückert: „Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Ueberganges aus dem Heidenthum in das Christenthum", ein Werk, dessen Verdienste ich nicht verkenne, meiner Ansicht nach nicht gelöst worden (vergl. Thl. I. p. 219. 229).

Wenn die neu gegründeten arianisch-germanischen Staaten sämmtlich wieder untergegangen sind und nur die des katholischen Bekenntnisses dauernden Bestand gewonnen haben, so darf doch die Bedeutung, die jene für die Zukunft gehabt haben, nicht verkannt werden. Beruht ja auf der Gründung der gothischen Reiche in Italien und Spanien zum Theil die Erhaltung der christlichen Bildung für das Mittelalter. Was die Gothen vor jener Zeit für den Aufbau des Reiches Gottes beigetragen haben, dafür liefert diese Abtheilung Belege genug.

Bonn, 18. October 1854.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalt.

Einleitung.

Seite.

Die alte christliche Welt und die germanischen Völker . . 1 — 76

Die ostgermanischen Völker.

Erster Abschnitt.

I. Die Urgeschichte der Gothen bis zur Zeit ihrer massenweisen Bekehrung zum Christenthum . . . . . 77—127

II. Die mythologische Prädisposition der germanischen Völker . 128—212

III. Die Bekehrung der Gothen zum Christenthum . . . . . 213—239

IV. Ulfila's Uebersetzung der heiligen Schrift . . . . . 240—326

A. Die göttlichen Namen . . . . . 267—276

B. Gute und böse Geister . . . . . 276—281

C. Himmel und Hölle . . . . . 281—284

D. Welt und Creatur . . . . . 285—286

E. Offenbarung und Evangelium . . . . . 286—292

F. Gesetz, Sünde und Schuld . . . . . 292—296

G. Vergeltung. Gericht. Strafe . . . . . 296—299

H. Erlösung . . . . . 300—306

I. Gottesverehrung . . . . . 306—312

K. Das Reich Gottes, Freie und Knechte . . . . . 312—316

L. Die heiligen Orte . . . . . 317—318

M. Priesterthum und kirchliche Aemter . . . . . 319—321

N. Heilige Zeiten und heilige Handlungen . . . . . 321—322

O. Die Namen: Christen, Heiden . . . . . 322—323

Digitized by Google

Seite.

V. Der Arianismus des Ulfila und der Gothen . . . . . 327—361
VI. Der Audianismus unter den Gothen . . . . . 362—368
VII. Das Märtyrerthum unter den Gothen . . . . . 369—387
VIII. Die Nachfolger des Ulfila . . . . . 388—391
IX. Die Missionsthätigkeit des Chrysostomus unter den Gothen . 392—405
X. Hieronymus und die Schriftforschung bei den Gothen . . . 406—410
XI. Die Züge der Gothen von der Donau nach Italien und Spanien 411—428

Digitized by Google

Einleitung.

Die alte christliche Welt und die germanischen Völker.

Als seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts die sogenannten Barbaren, germanische Völker, denen die Römermacht am Rhein und an der Donau für eine zeitlang feste Grenzwälle vorgeschoben hatte, wieder mit Ungestüm vordrangen, und an Stelle der früher vereinzelt erschienenen Stämme größere Verbindungen wie Allemannen, Franken, Sachsen am Rhein, Gothen, Vandalen an der Donau auftraten, da mußten diese dem römischen Reiche gefährlichen Feinde die Aufmerksamkeit der Christen auf sich ziehen, die damals von der heidnisch-römischen Weltmacht beständig gedrückt und verfolgt wurden. Gleich im Anfang des dritten Jahrhunderts weist Tertullian in seiner Vertheidigungsschrift der Christen gegen die ungerechte Behandlung von Seiten der heidnisch-römischen Kaiser auf die an den Grenzen drohenden Feinde hin, die wie zur Rache bereit standen [1]). Was Tertullian nur angedeutet hat, ist von einem andern nordafrikanischen Kirchenlehrer um die Mitte des dritten Jahrhunderts schon weiter aus-

1) Apol. adv. gentes 37. Si enim *et* (nach den meisten Handschriften) hostes exertos non tantum vindices occultos agere vellemus, deesset nobis vis numerorum et copiarum? plures nimirum Mauri et *Marcomanni* ipsique Parthi vel quantaecunque unius tamen loci et suorum finium gentes quam totius orbis. Wenn Rettberg (Kirchengeschichte Deutschlands I, 71) meint, Tertullian habe hier die Markomannen als Christen und als entschlossen zur Vertheidigung ihrer Glaubensgenossen unter römischem Drucke dargestellt, so beruht dies auf einem Irrthum. Tertullian sieht die Markomannen als Feinde der Römer, somit auch als natürliche Verbündete der Christen in ihrer damaligen Lage an.

Digitized by Google

geführt worden. Voll von den Eindrücken der eben beendigten decianischen Verfolgung und des gothischen Kriegs, in dem der Kaiser Decius seinen Tod gefunden hatte, während eine verheerende Pest das ganze römische Reich durchzog und große Dürre an manchen Orten eine Hungersnoth erzeugte; während eine neue Verfolgung gegen die Christen unter Gallus und Volusianus im Anzuge war, schrieb Commodian ein apologetisches Gedicht, worin er dem heidnischen Rom den nahe bevorstehenden Untergang ankündigt. Als Werkzeuge des göttlichen Strafgerichtes, das der Erscheinung des Antichrist vorhergeht, läßt er die ungeheuren Schaaren der Gothen über die Donau hereinbrechen, an deren Spitze der König Apolion, grausen Namens, steht (Apoc. 9, 2—11). Die eben ausgebrochene siebente Verfolgung nimmt nach der Darstellung des Commodian, sobald der furchtbare Feind herannaht, ein Ende. Die Gothen, obgleich Heiden, treten als Rächer der Christen auf, die von ihnen als Gegnern der Bilderverehrung wie Brüder betrachtet werden, unterdeß die in Ueppigkeit und eiteln Bilderdienst versunkenen Römer von ihnen schonungslos verfolgt und der in ihre Hände gefallene Senat unter das Joch geschickt wird. — Die Verfolger der Christen werden in 5 Monaten umgebracht.

Die merkwürdige Stelle lautet:

„Sed quidam, haec aiunt, quando haec ventura putamus!
Accipite paucis, quibus actis illa sequentur.
Multa quidem signa fient teterrimae pestis
Sed erit initium septima persecutio nostra
Ecce ianuam pulsat et iam cognoscitur ense
Qui cito traiiciet Gothis inrumpentibus amnem
Rex Apolion erit cum ipsis nomine dirus
Qui persecutionem dissipet sanctorum in armis
Pergit ad Romam cum multa millia gentis
Decretoque Dei captivat ex parte subactos
Multi senatorum tunc enim captivi deflebunt
Et Deum coelorum blasphemant a barbaro victi
Hi tamen gentiles pascunt Christianos ubique
Quos magis ut fratres requirunt gaudio pleni
Nam luxuriosos et idola vana colentes
Persequuntur enim et senatum sub iugo mittunt
Haec mala percipiunt qui sunt persecuti dilectos,

Mensibus in quinque trucidantur isti sub hoste.
Exsurgit interea sub ipso tempore Cyrus,
Qui terreat hostes et liberat inde senatum
Ex infero redit, qui fuerat regno praereptus
Et diu servatus cum pristino corpore notus.
Discimus hunc autem Neronem esse vetustum,
Qui Petrum et Paulum prius punivit in urbe.
Ipse redit iterum sub ipso saeculi fine
Ex locis apocryphis, qui fuit reservatus in ista
Hunc ipsis notum invisum esse mirantur,
Qui cum apparuerit, quasi deum esse putabunt" [1]).

In den Augen der Heiden erschienen die gefährlichen Einfälle der Barbaren im 3. Jahrh. im Zusammenhang mit häufig wiederkehrenden Seuchen, langer Dürre und Hungersnoth als eine Strafe der Götter, deren Verehrung durch die Christen an vielen Orten des römischen Reiches bereits in Abnahme und Verfall gerathen war. Die deßhalb gegen die Christen erhobenen heftigen Vorwürfe, die immer neue Verfolgungen hervorriefen, wurden von den christlichen Schriftstellern entschieden zurückgewiesen. Cyprian richtete zu derselben Zeit im J. 253, als Commodian jenes apologetische Gedicht verfaßte, eine Apologie an den mit richterlichen Funktionen betrauten Demetrianus zu Carthago, dem er die wahren Ursachen der dro-

---

1) Specilegium solesmense cur. Dom Pitra Tom. I. p. 43. cf. Proll. p. XVII sqq. Das hier zum erstenmale mitgetheilte carmen apologeticum des Commodian (verf. zw. 250 u. 253) ist wahrscheinlich eine Umarbeitung des ersten Buches seiner Instructiones. Bunsen, der den Text dieser Stelle verbessert und darüber eine Anmerkung gegeben hat (Hippolytus II. S. 658) ist der Ansicht, daß Commodian in den Gothen nicht bloß, wie die gleichzeitigen Schriftsteller, die Geißel der Menschheit, sondern auch die Nation der Zukunft erblickt habe; der afrikanische Philosoph habe schon eine anschauliche Erkenntniß von demjenigen gehabt, was neues Leben für die Entwickelung des Reiches Gottes bringen sollte. Dieser Gedanke, der, wie wir sehen werden, erst später hervortritt, ist in die vorliegende Darstellung hineingetragen. Die Gothen, heißt es, werden sich der Christen als des unterdrückten Theiles annehmen und als Heiden, die keine Götterbilder verehrten, sich zu ihnen freundlicher stellen und sie verschonen. Das Volk der Zukunft ist in unserem Gedicht der Rest der zehn Stämme, der von Osten her zurückkehrt. Vergl. l. c. p. 46 sqq. XLIII u. XLIV. Der Gedanke an die Zukunft der germanischen Völker taucht erst im 5. Jahrh. auf.

Digitized by Google

henden Ereignisse jener Zeit enthüllte [1]). Die Welt soll sich nach dieser Darstellung in ihrem Alter befinden und durch die Proben der Hinfälligkeit aller Dinge Zeugniß für ihren nahen Untergang geben. Daher, so schließt Cyprian, darf das, was eine Folge des Alters der Welt ist, nicht den Christen zur Last gelegt werden. Mit dem Ende der Welt naht das Gericht. Es wird schon vorbereitet durch die sich steigernden Plagen des menschlichen Geschlechts, wie sie für die letzten Zeiten vorhergesagt sind. Nicht deßhalb ereignet sich das Alles, weil die heidnischen Götter nicht von den Christen verehrt werden, sondern weil der Gott, welcher der Herr der Welt ist und sie regiert, nicht von den Heiden verehrt wird. Sie empfangen von dem erzürnten Gotte die Strafe für ihre Verbrechen. Unter den feindlichen Elementen sieht nun Cyprian auch die Barbaren an den Grenzen; aber gefährlicher noch erscheinen ihm die inneren bürgerlichen Zerwürfnisse jener Zeit. Mit scharfen Strichen entwirft er ein Bild des sittlichen Verfalls der nordafrikanischen Welt, um dadurch anschaulich zu machen, daß die Gerichte nicht lange mehr verziehen können. Die Christen können unter dem allgemeinen Einsturz der Welt unerschütterlich ihre Hoffnung auf die Zukunft setzen; dennoch beten sie für die Abwehr der Feinde und suchen Gott zu besänftigen. Für die Heiden bleibt Angesichts des nahe bevorstehenden Gerichts nichts anderes übrig, als die kurze Gnadenfrist zu benutzen und Buße zu thun.

Die von den Heiden den Christen immer wieder zur Last gelegte Schuld, die häufigen Kriege und Zerstörungen der Städte, die Einfälle der Germanen (Westgermanen) und Skythen (Ostgermanen) veranlaßt zu haben, konnte Arnobius im Anfang des 4. Jahrh. während der diocletianischen Verfolgung damit abweisen, daß er sich auf die vielen, gerade zu seiner Zeit davongetragenen Siege über jene Feinde berief, durch die die Grenzen des römischen Reiches weiter ausgedehnt und Nationen von bisher unbekannten Namen unterworfen worden waren [2]).

Die trüben Anschauungen von der Zukunft, die sich im 3. Jahrh. unter den Christen gebildet hatten, mußten vor den

1) Ad Demetrianum. Dieselben Gedanken enthält auch die Schrift Cypriani de mortalitate.

2) Adv. gentes l. c. 4. c. 14.

Digitized by Google

Lichtstrahlen der constantinischen Zeit zurückweichen, als mit dem Siege Constantins des Großen über äußere und innere Feinde die dem römischen Reiche drohenden Gefahren abgewandt zu sein schienen und die Verfolgungen der Christen von Seiten der heidnischen Kaiser ein Ende nahmen. Mit der Anerkennung der christlichen Religion als Staatsreligion im römischen Reiche sah man eine neue Zeit hereinbrechen, die nach so langen Kämpfen das ersehnte Ziel der Herrschaft Christi auf Erden herbeiführen werde. Der alexandrinische Apologet Athanasius preist in hoher Begeisterung die Siege des Christenthums über das Heidenthum und weist dabei auf die mit der äußeren Unterwerfung gleichzeitige Bekehrung der Barbaren, besonders der Gothen, hin, die von ihrer Wildheit zur Gesittung, von dem kriegerischen Leben zu den Beschäftigungen des Friedens sich gewandt hätten. Er sieht die Weissagung des Propheten in Erfüllung gehn, daß die Schwerter der Völker zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln gemacht werden sollen [1]). In der Verherrlichung, die Constantinus von dem Kirchen-Geschichtschreiber Eusebius erfahren hat, wird unter anderen siegreichen Thaten die Unterwerfung der gefürchteten Gothen durch römische Waffen gepriesen, und daran auch ihre Unterwerfung unter das Kreuz Christi angeknüpft [2]).

Mit der veränderten Stellung, welche die christliche Kirche zum Staat seit Constantins Zeiten im römischen Reiche einnahm, hatte sie auch eine neue schwierige Aufgabe zu lösen übernommen; sie sollte nämlich fortan fast auf die ganze civilisirte Welt, die der orbis romanus umfaßte, einwirken und sie regeneriren. Es galt eine unter der Herrschaft des Heidenthums im Absterben begriffene und ihrem Untergang entgegengehende Völkerwelt zu retten. Zur Lösung dieser großen Aufgabe wurden der Kirche freilich ganz neue außerordentliche Mittel dargeboten. Während sie bisher lediglich den Kampf gegen das Heidenthum mit geistigen Waffen geführt hatte und von dem Evangelium und der ihm innewohnenden Kraft die Seelen zu retten, von der Macht des christlichen Geistes die allmähliche Ueberwindung alles heidnischen Wesens erwartet hatte, so wurden der Kirche jetzt die materiellen Kräfte des Staates zur Unterstützung im Kampfe

1) De incarn. verbi 50 u. 51. 2) Vita Const. IV, 5.

Digitized by Google

dargeboten, und die weltliche Macht sollte den Sieg beschleunigen helfen. Die christliche Kirche wurde zuerst in ihrer neuen Stellung durch Staatsgesetze befestigt und ihrer Wirksamkeit möglichst Vorschub geleistet; das Heidenthum dagegen, das so schnell nicht weichen wollte, schrittweise aus seiner bisherigen Position verdrängt und zu unterdrücken versucht. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Wirksamkeit ausgezeichneter christlicher Männer unter den veränderten Verhältnissen vielfach von bedeutenden Erfolgen begleitet war, daß sich christliche Bildung in weiteren Kreisen verbreitete und christliche Sitte unter den Völkern allgemeineren Eingang fand; insbesondere entfaltete sich an verschiedenen Orten eine rege Thätigkeit, die, im Geiste christlicher Liebe getrieben, große Anstrengungen machte, um die außerordentlichen Nothstände zu bewältigen, mit denen die damalige menschliche Gesellschaft zu kämpfen hatte. In welchem Maße das Christenthum als ein Sauerteig auf die alte Welt eingewirkt hat, das ist schon vielfach nachgewiesen und wiederum in neuester Zeit auf anschauliche Weise dargestellt worden [1]). Gleichwohl hat die alte christliche Kirche die ungeheure Aufgabe nicht gelöst, die alte Welt im Ganzen zu regeneriren. Die Schuld liegt eines Theils an der alten Welt selbst, die im Heidenthum so tief versunken war, daß sie der christlichen Wahrheit und ihrer umgestaltenden und erneuernden Kraft widerstrebte. Aber andern Theils muß auch anerkannt werden, daß die christliche Kirche nicht ihre Schuldigkeit gethan hat. Schon im dritten Jahrhundert, während der langen Ruhezeit vor der diocletianischen Verfolgung, hatten sich die inneren Verhältnisse der Kirche zum Nachtheil ihrer Wirksamkeit auf die sie umgebende heidnische Welt verändert. Eusebius schildert dieß folgendermaßen: „Als die Unsrigen in Folge der immer mehr zunehmenden Freiheit in Nachlässigkeit und Trägheit verfielen und man sich, Einer den Andern, beneidete und beschimpfte, als wir uns selbst untereinander, wenn die Gelegenheit dazu da war, mit den Waffen des Wortes bekämpften, Vorsteher mit Vorstehern sich überwarfen und Ge-

1) C. Schmidt in Straßburg: Essai historique sur la société civile dans le monde romain et sur la transformation par le christianisme. Strasbourg 1853. Der Verf. deutet am Schlusse kurz an, aus welchen Ursachen die große Aufgabe der Erneuerung der alten römischen Welt nicht gelöst worden ist, p. 481 sqq.

Digitized by Google

meinden wider Gemeinden ſich erhoben, als eine nicht zu beſchreibende Heuchelei und Verſtellung den höchſten Gipfel der Bosheit erreichte, da ließ das göttliche Gericht ſchonend, wie es zu thun pflegt, die Strafe hereinbrechen . . . indem die Verfolgung bei dem Heere begann. Als wir aber unbußfertig blieben, auf die Züchtigung nicht achtend, nicht darauf bedacht waren, wie wir uns Gott geneigt und verſöhnt machen könnten, vielmehr wie die Heiden, in dem Wahne, daß ſich Gott um unſere Angelegenheiten nicht kümmere, Verbrechen auf Verbrechen häuften und unſere vermeintlichen Hirten die Zucht der Gottesfurcht verachtend, in Streitigkeiten entbrannten und das beſonders ſie beſchäftigte, die Zänkereien, Drohungen, Eiferſucht, Feindſchaft und Haß immer weiter zu treiben und in ihrer Herrſchſucht ihre angemaßte Herrſchaft leidenſchaftlich zu behaupten, da verdunkelte der Herr, nach einem Ausſpruch des Propheten Jeremias, in ſeinem Zorn die Tochter Zion u. ſ. w. [1])

Was Euſebius als eine Folge der ruhigen Zeiten vor der diocletianiſchen Verfolgung betrachtet, das entwickelte ſich noch weit mehr in der nachconſtantiniſchen Zeit. Die Kirche zeigte ſich im Laufe des 4. Jahrh. immer bereitwilliger die Fortſetzung und Beendigung des Kampfes gegen ihren alten Feind dem Staate zu überlaſſen, der das Heidenthum wohl äußerlich unterdrücken, aber nicht innerlich überwinden und in den Herzen der Menſchen vernichten konnte. Ihre Mitglieder unterließen es, im Gefühle der Ruhe und Sicherheit die Einigkeit im Geiſte durch das Band des Friedens zu bewahren, die ſie früher im Kampfe gegen die heidniſchen Mächte ſo ſtark, ja unüberwindlich gemacht hatte. Die Heiden, die früher, nach dem Vorbilde ihrer Götterwelt, unter ſich zerfallen waren, boten jetzt, durch die Intereſſen, für die ſie kämpften, geeinigt, einen Anblick dar, der die Kirchenlehrer gegen Ende des 4. Jahrh. veranlaſſen konnte, ſie den Chriſten in dieſer Beziehung als Muſter hinzuſtellen [2]). Wie vom

---

1) Hist. eccl. lib. VIII. cap. 1.

2) Hieron. ep. 84. Ad Oceanum de morte Fabiolae: erat in illo tempore quaedam apud nos dissensio et barbarorum pugnam domestica bella superabant. Augustin. ep. 64. ad Aurelium episc.; de contentione et dolo, quid me attinet, dicere, quando ista vitia non in plebe sed in nostro numero graviora sunt. Augustin. Tract. de utilitate ieiunii. Die an

Siege trunken und übermüthig, oder wie vom Kampfe abgespannt, wachte die christliche Kirche nicht mehr so eifrig wie früher darauf, sich scharf von der Welt und ihren Elementen zu unterscheiden und jede nähere Berührung mit heidnischen Sitten sorgfältig zu vermeiden. Man darf sich daher nicht wundern, daß sich unvermerkt ein heidnischer Sinn vieler Glieder der christlichen Kirche wieder bemächtigte, den die schon so sehr erschlaffte kirchliche Disciplin nicht wieder zu unterdrücken vermochte. Seit der Zeit, da die christlichen Kaiser das Heidenthum mit aller Gewalt zu vernichten bestrebt waren, seit der Regierung des Theodosius, als die Tempel geschlossen und den Christen zur Zerstörung überlassen und die Tempelgüter alle vom Staate eingezogen wurden, als die Opfer aller Art, die Verehrung der Götter-Bilder, die Uebungen heidnischer Gebräuche, wie der Eingeweideschau u. a. gesetzlich untersagt und mit den strengsten Strafen bedroht wurden, als die Gesetzgebung, um das Heidenthum mit der Wurzel auszurotten, sogar Eingriffe in die häusliche Gottesverehrung zu thun wagte [1] — seit dieser Zeit traten besonders im Orient Viele aus äußeren Rücksichten zur christlichen Kirche über, um empor zu kommen oder um die einflußreiche Stellung, die sie schon früher im Staate eingenommen hatten, nicht zu verlieren. Aeußerlich entsagten sie dem Heidenthume, aber da sie sich nicht von Herzen zu Christo bekehrten, so behielten sie auch ihre alten Sitten und Gewohnheiten im Leben bei, und durch ihren bösen Einfluß mußte heidnisches Wesen inmitten der christlichen Kirche weiter um sich greifen. Manche eifrige Kirchenlehrer und Zeugen der christlichen Wahrheit traten zwar dagegen auf, aber die durch Ruhe und Sicherheit in ihrem Eifer erkaltete oder nie recht erwärmte und begeisterte Masse der Christen vermochte jenem Wesen keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen. Hieronymus hatte im Hinblick auf jene Zeiten am Ende des 4. Jahrh. den Plan gefaßt, eine Geschichte der christlichen Kirche zu schreiben, um nachzuweisen, wie dieselbe

---

die Einigkeit der Heiden geknüpften Ermahnungen zur Eintracht und Liebe (c. 5—11) lassen tief in den Verfall des kirchlichen Lebens hineinblicken. cf. Sozomen. hist. eccles. IV, 36., der hier auf eine Rede des heidnischen Philosophen Themistius hinweist.

1) cf. Codex Theod. lib. XVI. tit. 10. l. 12.

Digitized by Google

unter den christlichen Kaisern immer mehr in Verfall gerathen und „potentia et divitiis maior virtutibus minor“ geworden sei [1]).

Es zeigte sich gegen Ende des 4. Jahrh., daß der christlichen Kirche unter all den Formen, die im Laufe der Jahrhunderte nach der apostolischen Zeit zu Stande gekommen waren, die Kräfte des ursprünglichen christlichen Geistes bereits fühlbar gewichen waren, an deren Stelle nun ein anderer Geist, nämlich der der Welt, der ein heidnischer Geist war, immer mehr eindrang. Eine Folge dieser Alteration, die im eignen Schooße der Kirche vor sich ging, war die, daß sie nicht im Stande war, die alte Welt von Grund aus umzugestalten und eine neue Generation zu schaffen, der die Zukunft angehören konnte. Mit äußeren Formen und Satzungen für den christlichen Glauben und christliches Leben ließ sich die Welt nicht überwinden, welche durch das Heidenthum groß gezogen und unter seinen Einflüssen zur Blüthe der Cultur und Macht gelangt war, in der das Verderben, das sich ungestört schon damals entwickelt hatte, als das heidnische Rom die Welt beherrschte, tief in die edelsten Theile des Körpers eingedrungen war. Nur für kurze Zeit vermochte die alte christliche Kirche der alten im Absterben begriffenen Welt das Leben zu fristen.

Am schnellsten ging der Westen des römischen Reiches dem Untergang entgegen. Das Sittengemälde, welches Ammianus Marcellinus, der heidnische Historiker gegen Ende des vierten Jahrhunderts (nach dem J. 378), mit Schlaglichtern auf eine frühere Zeit von der Hauptstadt Rom, die den Ton für die Provinzen angab, entworfen hat, ist als völlig glaubwürdig anzusehen, da er zu Rom selbst schrieb und sich durchgängig als unpartheiisch und wahrheitsliebend, aufrichtig und einsichtsvoll erweist. Sehen wir, wie es mit den sittlichen Zuständen beschaffen war. Die Stadt, die sich in ihrer Jugendkraft zur Weltherrschaft emporgeschwungen, hatte sich in ihrem Alter einem Leben des Genusses hingegeben. Die edlen Geschlechter, aus denen die Würdenträger des Staates, die Senatoren, hervorgingen,

1) Hieronym. in vita Malchi (verf. vor dem J. 392) scribere enim disposui ab adventu salvatoris usque ad nostram aetatem i. e. ab Apostolis usque ad nostri temporis faecem, quomodo et per quos Christi ecclesia nata sit et adulta, persecutionibus creverit et martyriis coronata sit: Et postquam ad Christianos principes venerit potentia quidem et divitiis maior sed virtutibus minor facta est.

Digitized by Google

die den Ton in der gebildeten Gesellschaft angaben, setzten ihren Ruhm auf äußere Dinge: Titel und die Menge von Beinamen; sie prahlten mit ihren Schätzen, überboten einander durch die Pracht ihrer Karossen und Gewänder, und suchten den Glanz ihres Aufzuges durch die Menge des sie begleitenden Gefolges zu erhöhen. Sie scheuten sich nicht, den schändlichen Dienern ihrer Wollust an öffentlichen Orten ihre Zuneigung zu bezeugen, während sie ihren Mitbürgern daselbst mit unbegrenztem Stolze und Uebermuth entgegentraten. Schmähliche Weichlichkeit war bei ihnen eingerissen. Zu ihren großen Gelagen, bei denen die üppigste Verschwendung herrschte und zu ihren besonderen Schwelgereien zogen sie die unwürdigsten Creaturen heran, und ihre gewöhnliche Gesellschaft bestand in elenden Schmarotzern, die sich auf die Schmeichelei verstanden. Mit Würfelspiel und nichtigen Beschäftigungen wurde die Zeit vertrieben und nach höheren geistigen Genüssen trugen sie kein Verlangen. „Was kann es mir helfen, heute mehr zu wissen, da ich morgen sterben muß.“ Gemeine Gewinnsucht hatte sich eingeschlichen, und um den Luxus und die Ausschweifungen bestreiten zu können, scheuten sie sich nicht, zu den niedrigsten Mitteln zu greifen. Während sie an das Dasein höherer himmlischer Mächte nicht glaubten, so wurden sie doch von dem Aberglauben beherrscht, und viele wagten nicht auszugehen, oder ein Mahl zu nehmen, oder sich zu baden, bevor sie nicht die Zeichen am Himmel genau erforscht hatten. Das eigentliche Volk verwandte Alles auf Wein, Würfelspiel und Schauspiele und lebte meistens im Circus. Sein Aberglaube war auf wahrhaft kindische Weise ausgeartet [1]). So sah es mit der römischen Gesellschaft im Allgemeinen aus, nachdem der christlichen Kirche schon mehr als 50 Jahre unter der Regierung christlicher Kaiser die freieste Einwirkung auf jene verstattet und ihr dabei vielfach Förderung zu Theil geworden war. Wie's um das kirchliche Leben der römischen Gemeinde gegen Ende des 4. Jahrh. beschaffen war, schildert Hieronymus, der um jene Zeit dort lebte. Wir haben keinen Grund, seinen Schilderungen zu mißtrauen. Schon die traurigen Streitigkeiten bei der Wahl des Bischofs Damasus, die einen Aufstand zur Folge hatten, in dem viele mit dem Leben büßten, zeigen, welche bösen Elemente

1) Hist. lib. XIV. c. 6.; lib. XXVIII. c. 4.

Digitized by Google

in der Gemeinde selbst vorhanden waren, mit denen der bessere Theil zu kämpfen hatte. Um das Presbyterat und Diakonat bewarben sich manche Leute in der Absicht, dann die Weiber mit desto größerer Freiheit sehen zu können. Ihre ganze Sorgfalt war auf ihre Kleidung, auf Wohlgerüche und die weiche Haut ihrer Füße gerichtet. Sie kräuselten ihre Haare mit dem Brenneisen, legten an ihre Finger strahlende Ringe, und damit kein Koth sie bespritzte, traten sie kaum mit der Fußspitze auf. Man hätte sie eher für Bräutigame als für Cleriker halten sollen. Sie verwandten ihre Studien darauf, die Namen, Häuser und Sitten der Frauen kennen zu lernen. Einzelne Persönlichkeiten werden uns noch genauer gezeichnet. „Ein solcher steht eilfertig mit der Sonne auf, entwirft den Plan seiner Besuche und sieht sich nach den kürzesten Wegen um. Der lästige Alte dringt beinahe in die Kammer der Schlafenden. Wo er ein zierliches Polster oder Tuch oder sonst etwas von Werth sieht, lobt, bewundert und befühlt er es, und indem er klagt, daß es ihm fehle, verlangt er es eigentlich nicht, vielmehr erpreßt er es, weil sich jede Frau fürchtet, ihn zu beleidigen. Keuschheit ist ihm zuwider, das Fasten verhaßt, eine Mahlzeit belobt er nach ihren Gerüchen und der Feinheit der Speisen. Er hat ein barbarisches und freches Maul, das immer zu Schmähungen gerüstet ist. Wo du dich auch hinwenden magst, tritt er dir zuerst vor die Augen. Wenn irgend eine Neuigkeit die Stadt durchläuft, so ist er es, der das Gerücht aufgebracht oder vergrößert hat. Die Pferde werden jede Stunde gewechselt, sie sind so prächtig und muthig, daß man ihn für einen Bruder des thracischen Königs halten sollte.“ Unter den Mönchen schildert Hieronymus Gestalten, die mit Ketten beladen sind, Haare und Bart wachsen lassen, einen schwarzen Mantel tragen und nackte, gegen die Kälte abgehärtete Füße zeigen. Wenn sie sich in die Häuser der Vornehmen Eingang verschafft und die mit Sünden belasteten Weibchen betrogen haben, heucheln sie zwar Traurigkeit, wissen aber ihr vermeintes langes Fasten durch verstohlenes nächtliches Essen auszudehnen. Er warnt die Eustochium in einem Briefe, worin er dieser christlichen Jungfrau im Gegensatz zu all jenen Verkehrtheiten die christlichen Pflichten der Vollkommenheit einschärft, vor dem Umgang mit vornehmen christlichen Frauen, die sich wegen der Ehrenämter ihrer Männer aufblasen, eine Schaar

Digitized by Google

von Verschnittenen in ihrem Gefolge haben und deren Kleider mit Goldstoffen durchwirkt sind; die als Wittwen, wenn sie auch ihr Kleid verändert, ihren Stolz doch nicht abgelegt haben, und darauf ausgehen, neue Männer zu suchen. Ihr Haus ist voll Schmeichler, denen Gastmähler gegeben werden und Cleriker spielen eine Hauptrolle dabei. Neben die Frauen stellt Hieronymus warnend die christlichen Jungfrauen jener Zeit hin, unter denen eine entsetzliche Entartung und Zügellosigkeit der Sitten eingerissen war [1]). Die schändliche Wirthschaft der sog. Agapeten nennt er offen bei dem rechten Namen. Durch diese Sittenschilderungen, in denen Hieronymus schonungslos die Schäden in der römischen Gemeinde aufdeckte, zog er sich bittern Haß von allen Seiten zu. Er wurde heftig geschmäht und verläumdet, ja vor Gericht gestellt, wo sich aber gleich herausstellte, daß der Verläumdete völlig unschuldig sei. Aber die verläumderischen Angriffe erneuerten sich und im J. 385 entschloß sich Hieronymus, dem römischen Treiben Valet zu sagen. „Möge Rom sein Gelärm haben, die Arena ihre Rasenden, der Circus seine Tollheiten, das Theater seinen luxuriösen Pomp, und möge, weil ich von unsern Leuten reden muß, die Gesellschaft der vornehmen Frauen (senatus matronarum) täglich besucht werden. Für uns ist es gut, dem Herrn anzuhängen und auf ihn unsere Hoffnung zu setzen" [2]). Noch im Hafen fordert er Asella auf, für ihn zu beten, daß er von Babylon nach Jerusalem zurückkehren und nicht Nebucadnezar, sondern Jesus, der Sohn Josedecs, über ihn herrschen möge. „Ich Thor, der ich in fremdem Lande das Lied des Herrn singen wollte, mich vom Berge Sinai entfernte und aus Aegypten Hülfe verlangte!" [3]). Nicht lange, nachdem er in Bethlehem

---

1) Epist. ad Eustochium de custodia virginitatis (vom J. 384). Von der Sittenverderbniß der Jungfrauen zeugt besonders Folgendes: Aliae vero sterilitatem praebent et necdum nati hominis homicidium faciunt. Nonnullae quum se senserint concepisse de scelere, abortii venena meditantur, et frequenter etiam ipsae commortuae, trium criminum reae ad inferos perducuntur, homicidae sui, Christi adulterae, necdum nati filii parricidae... Et si quando lapide et festive volunt vivere, ubi se mero inurgitaverint ebrietati sacrilegium copulantes aiunt: absit ut ego me a Christi sanguine abstineam.

2) Ep. ad Marcellam.

3) Ep. ad Asellam.

Digitized by Google

sich niedergelassen hatte, fordert er die Marcella, im Auftrage der Paula, auf, Rom zu verlassen und nach Bethlehem zu kommen. Er bezeichnet Rom als das Babylon nach der Apokalypse, die Mutter der Hurerei und aller Greuel auf Erden. „Ziehet aus, spricht der Herr, o mein Volk, damit Ihr Euch nicht theilhaft macht seiner Verbrechen und von ihren Plagen betroffen werdet" [1]).

Wenn es mit dem kirchlichen Leben der römischen Gemeinde gegen Ende des 4. Jahrh. im Ganzen schlecht bestellt war, so ist es nicht zu verwundern, daß von ihr keine durchgreifende Einwirkung auf die sie umgebende heidnische Welt ausging. Wenn das am grünen Holze geschah, was sollte es mit dem dürren werden. Das römische Heidenthum besaß ohnedieß, seinem ganzen Wesen nach, eine größere Zähigkeit, als sie dem griechischen und orientalischen eigen war. Dazu kam, daß Rom seit der Gründung von Constantinopel sich mehr selbst überlassen war; die unter den christlichen Kaisern sich dort bildende heidnische Oppositionspartei, die auch eine politische Bedeutung hatte, konnte sich mit größerer Freiheit bewegen, und je mehr von jenen Neuerungen vorgenommen wurden, um so hartnäckiger suchte diese zu widerstreben. Die christliche Gesetzgebung, die auf die Ausrottung des Heidenthums abzweckte, konnte im Occident und im Mittelpunkte desselben zu Rom nicht so zur Ausführung kommen, als dies im Orient möglich war. Wenn die öffentlichen Opfer unter Valentinian's II. Regierung unterblieben, so lag der Grund davon nicht daran, weil sie untersagt waren, sondern weil die Kosten derselben nicht mehr aus Staatsmitteln bestritten wurden. Die Angabe der griechischen Kirchengeschichtschreiber, daß man unter der Regierung des Theodosius und Valentinian III. nicht einmal privatim im Verborgenen habe Opfer verrichten können [2]), kann für den Occident und die Stadt Rom durchaus nicht gelten. Wenn es uns nicht andere Schriftsteller des Occidents berichteten oder andeuteten, so würde es durch eine ganze Reihe unzweifelhaft ächter Denkmäler und Inschriften jener Zeit

1) Ep. 46. ad Marc. vom J. 386. — Zu Gal. IV. (vom J. 388.): Romanique omnium superstitionum sentina.

2) Sozomen. hist. eccl. VII. 20.

Digitized by Google

vergewiſſert [1]). Es exiſtirte noch ein Prieſterſtand, denn der Titel Pontifex wurde noch fort und fort in der Reihe der Ehrentitel aufgezählt, die Tempel wurden noch beſucht und die Götter angerufen, die Opfer, die öffentlich unterblieben, wurden privatim dargebracht, alte heidniſche Gebräuche und Ceremonien, heidniſche Feſte, deren Feier das Volk ſich nicht leicht nehmen läßt, beſtanden noch fort. Die chriſtlichen Kaiſer konnten bei der Kalenderreform im J. 389 die heidniſche Feier der Calenden des Ianuarius (Saturnalien), das Feſt der Gründung Rom's u. a. nicht beſeitigen [2]). Das Heidenthum zählte noch Männer zu ſeinen Bekennern, die unter den entarteten edlen Geſchlechtern ſich durch den Glauben an die Realität der Götter, durch Charakter und Energie auszeichneten und die wichtigſten Stellen bekleideten, wie z. B. Vettius Agorius Prätextatus [3]), der als pontifex maior alle prieſterlichen Würden in ſich vereinigend, im J. 384 zum praefectus praetorio von Italien ernannt wurde. An ihm hatte der heidniſche Theil einen bedeutenden Patron, der für alle von den chriſtlichen Kaiſern verletzten Intereſſen ſich verwandte. Prätextatus war ſchon für das folgende Jahr 385 zum Conſul ernannt, als ihn der Tod fortraffte. Ganz Rom gerieth bei dieſer Nachricht in die größte Bewegung und Alles war in tiefe Trauer verſetzt. Auf den Antrag des Senats wurden dem Prätextatus, den Hieronymus einen miserabilis und sacrilegus homo et idolorum cultor nennt und den er in die Hölle verſetzt [4]), von den chriſtlichen Kaiſern Theodoſius und Valentinian II. zwei Statuen bewilligt, denen die Veſtalinnen, um den allgemeinen Schmerz zu ſtillen, noch eine dritte hinzufügen wollten. Nach dem Tode des Prätextatus trat Symmachus an ſeine Stelle als Vertreter der heidniſchen Intereſſen, die er als Präfekt von Rom ſeit dem J. 384, weſentlich fördern konnte. Bekannt iſt ſeine Verwendung bei

1) A. Beugnot histoire de la déstruction du paganisme en Occident. Paris 1835. 2 Vol. cf. livre 8ème. I. p. 346 sqq.

2) Codex Theod. lib. II. tit. VIII. l. 2.

3) Ueber Prätextatus v. Symmachi Epp. lib. I. ep. 44—55. Macrobii Saturnalia lib. I. c. 24. Auf der im J. 387 dem Prätextatus geſetzten Statue ſind als Aemter und Würden aufgeführt: Pontifex Vestae, Pontifex Solis, Quindecimvir, Augur, Tauroboliatus, Neocorus, Hierofanta, Patér sacrorum. Gruteri Inscript. p. 1102. Nro. 2.

4) Hieronym. epist. 20. ad Marcellam ep. 38. ad Pammachium.

Digitized by Google

dem Kaiser Valentinian II. für die Wiederherstellung des Altars der Victoria in der Curie des Senats, den Gratian, wie schon früher Constantius, hatte entfernen lassen. Obgleich Symmachus dem Usurpator Maximus gehuldigt hatte, in der Hoffnung, von ihm Vortheile für die heidnische Sache zu erlangen [1]), so konnte er doch später, als der Zorn des Theodosius sich gelegt hatte, wieder die kaiserliche Gunst genießen. Im J. 391 wurde ihm, einem so gefährlichen Gegner der christlichen Kirche, das Consulat übertragen.

Das Heidenthum behauptete in der That, trotz aller dasselbe beschränkenden Gesetze, noch eine solche Macht, daß der Uebertritt angesehener Männer zur christlichen Kirche als etwas Ungewöhnliches erschien und großes Aufsehen erregte. So z. B. als der Senator Pontius Meropius Paulinus ungefähr um das Jahr 389 sich zum Christenthum bekannte, wollten die Heiden es anfangs nicht glauben. Paulinus hatte sich von Rom entfernt und nach Spanien gewandt — als aber kein Zweifel mehr an seiner Bekehrung möglich war, wurde sie als eine unwürdige That verurtheilt. Er sah sich sogleich von seiner Familie und allen seinen Freunden völlig verlassen. Sein früherer Gönner, der bekannte Dichter Ausonius, durch den er erhoben worden war, suchte noch einmal mit allen Künsten der Ueberredung den Paulinus zu bewegen, zurückzukehren; aber dieser erwiederte ihm: daß er der Welt und ihrer Lust entsagt habe und Christo nachfolgen wolle, möge man dies auch für Thorheit halten. Auf diesem Wege hoffe er seine Seele zu retten auf den Tag, da der Herr Christus kommen werde zum Gericht über die Völker, das der Vater ihm übergeben habe; dann hoffe er zu der Schaar der Seligen hinzugesellt zu werden.

Si placet hoc gratare tui spe divite amici
Si contra est Christo tantum me linque probari [2]).

Die Christen sahen diese Bekehrung für ein ganz außerordentliches Ereigniß an, sodaß sie ihre Freude kaum zu mäßigen wußten. Sie bewunderten ganz unverhohlen den seltenen Muth,

---

1) Wenn Maximus als Christ den Heiden zu Rom Concessionen machte, cf. Zosim. IV, 36., so beweist dies, wie mächtig sie noch immer waren.

2) Paulini Poema X ad Ausonium v. 278—331. cf. Ausonii epp. 23—25.

Digitized by Google

daß ein Mann von so edlem Geschlecht und hohem Rang es gewagt habe, sich zu Christo zu bekennen [1]).

Wenige unter den Vornehmen, die, wie Paulinus von Nola, es gewagt hatten, der Welt zu entsagen und sich zu Christo zu bekennen, widerstanden den Verlockungen ihrer Familien oder Freunde. Sie fielen wieder ab. Ein Beispiel der Art liefert der Sohn eines der angesehensten Männer von Tagaste in Nordafrika, Licentius, der von Augustinus selbst in der christlichen Wahrheit gründlich unterwiesen worden war und sich zu ihr bekannt hatte. Ein Traum, daß er eines Tages Consul und Pontifex werden würde, veranlaßte ihn, nach Rom zu gehen, wo er bald in das heidnische Treiben hineingerieth. Augustin forderte ihn auf's Eindringlichste und Ernsteste auf, zu ihm zurückzukehren, er weist ihn an Paulinus nach Nola in Campanien, der ihm aus seinen reichen Erfahrungen rathen und helfen könne [2]). Paulinus bemühte sich auch in einem elegischen Gedichte, welches das heidnische Leben zu Rom in seiner Nichtigkeit schildert, ihn zur Umkehr zu bewegen und ihm statt der eitlen weltlichen Ehre die Krone der Gnade in Christo vorzuhalten, aber alle solche Bemühungen blieben fruchtlos [3]). In welche Tiefen des heidnischen Verderbens solche Apostaten wieder hineingerathen konnten, davon hat Augustin ein schlagendes Beispiel vorgeführt [4]).

1) Augustini Ep. 32. Ambrosii Ep. 30. ad Sabinam.

2) Ep. 39: Vade in Campaniam, disco Paulinum egregium et sanctum dei servum, quam grandem fastum saeculi huius tanto generosiore, quanto humiliore cervice incunctanter excusserit, ut eam subderet Christi iugo sicut subdit et nunc illo moderatore itineris sui quietus et modestus exultat. Vade, disce quibus opibus ingenii sacrificia laudis ei offerat refundens illi, quicquid boni accepit ex illo, ne omittat omnia, si non in eo reponat, a quo haec sunt. — Schon etwas früher hatte Augustinus (Ep. 32.) den Licentius dem Paulinus zur Aufsicht empfohlen. Da dieser Brief nicht lange nach der Bekehrung des Paulinus geschrieben war (nach 389), so fällt auch der Rückfall des Licentius nicht viel später, jedoch nach 392, als Paulinus sich nach Nola begeben hatte.

3) Augustin. Ep. 36. filli (schreibt Paulinus) coronam accipies gratiarum tuo vertici et tunc vere eris ille non phantasmate somniatus sed ab ipsa veritate formatus consul et pontifex, vacuas imagines falsi operis implente Christo solidis suae operationis affectibus. vere enim Pontifex et vere Consul Licenti eris, si Augustini vestigiis propheticis et apostolicis disciplinis . . . adhaereas.

4) Enarrat. in Psalm. 61. am Schluß.

Digitized by Google

Der Kaiser Theodosius hatte gleich im Anfang seiner Regierung im J. 381 schon ein Gesetz gegen Apostasie erlassen, wodurch den Christen, die wieder Heiden wurden, das Recht, ein Testament zu machen, entzogen wurde. Die Fälle müssen sich, besonders im Westen, häufig wiederholt haben, denn die Gesetzgebung nimmt immer wieder, und in verschärftem Maße, darauf Rücksicht. Das eine der beiden Gesetze, das Valentinian II. vom J. 391 gegen Apostasie erließ, erklärt den Abfall für Infamie. Es erhellt daraus, daß es besonders unter den vornehmen Familien im Westen viele Apostaten gab [1]).

Als nach der Ermordung des Kaisers Valentinian II. Eugenius im J. 392 die Herrschaft im Westen usurpirte, erhob das Heidenthum wieder mächtig sein Haupt. Männer, wie Symmachus, waren die Seele einer ganz Italien ergreifenden Bewegung. Die Opfer begannen wieder und die Tempel füllten sich mit fanatischen Volkshaufen. Eugenius, der sich ganz auf den heidnischen Theil stützte, mußte gegen sein Interesse dem wiederholten Andrängen nachgeben und die Tempelgüter zurückgeben. Rom sah wieder den Altar der Victoria in der Curie des Senates aufgerichtet. Als Theodosius gegen den Usurpator zu Felde zog und das Heer noch nicht ganz versammelt war, riethen die Führer ab, ein Treffen zu wagen; die Soldaten des Eugenius hatten den Hercules wieder auf ihre Fahnen gesetzt, vor dem jene erzitterten. Es sei unrecht, erwiederte Theodosius, das Kreuz, unter dessen Panier sie kämpften, durch den Vorwurf einer solchen Schwäche zu beflecken [2]). Nach dem Siege über den Eugenius kam Theodosius nach Rom, und soll dort den Senat, der bis dahin noch mit wenigen Ausnahmen dem Heidenthum anhing [3]),

---

1) Codex Theod. lib. XVI. tit. VII. l. I. vom J. 381. l. II. vom J. 383 bringt eine Modifikation in Betreff der Katechumenen, wiederholt aber den Grundsatz, daß die Apostaten „absque iure romano“ seien. l. IV. u. l. V. vom J. 391; lex V. si quis splendor conlatus est in eos, vel ingenitus, dignitatis, qui fide devii et mente caecati, sacrosanctae religionis cultu et reverentia descivissent, ac se sacrificiis mancipassent, perdant, ut de loco suo, statuque deiecti *perpetua urantur infamia ac ne in extrema quidem vulgi ignobilis parte numerentur*. cf. die notae des Godofredus zu jenen Gesetzen.

2) Theodoret. hist. eccl. V, 24.

3) Augustin. conf. VIII, 2. sagt, daß zur Zeit des Julian fast der

Digitized by Google

aufgefordert haben, dem alten Cultus zu entſagen und ſich zu Chriſto zu bekennen. Nach dem Bericht des Zoſimus lehnte der Senat das Anſinnen des Kaiſers einſtimmig ab, der zur Strafe dafür die fernere Beſtreitung der Opfer auf Staatskoſten verweigerte [1]). Prudentius dagegen erzählt [2]), daß der Senat der Aufforderung des Kaiſers Folge geleiſtet habe:

exultare patres videas pulcerrima mundi
lumina conciliumque senum gestire Catonum
candidiore toga, niveum pietatis amictum
sumere et exuvias deponere pontificales.

Wir können dem als Zeitgenoſſen jener Begebenheit im Occident lebenden Dichter mehr Glauben ſchenken, als dem ſpäteren griechiſchen Hiſtoriker, der dem Chriſtenthum höchſt feindlich geſinnt war, um ſo mehr, da Zoſimus ungenau berichtet, daß damals zuerſt die Tempelgüter eingezogen worden ſeien, während dies ſchon von Gratian verordnet war. Theodoſius nahm die von Eugenius zugeſtandene Rückerſtattung einfach, wie ſich von ſelbſt verſtand, wieder zurück. Aber auch die Schilderung des Prudentius iſt poetiſch übertrieben, zumal wenn er mit der Frage ſchließt:

et dubitamus adhuc, Romam tibi Christe dicatam
in leges transisse tuas, omnique volentem
cum populo et summis cum civibus ardua magni
iam super astra poli terrenum extendere regnum?

Es ſcheint, daß eine größere Anzahl von Senatoren mit ihren Familien das Chriſtenthum annahm, aber wir erfahren nicht, daß der chriſtlichen Kirche daraus ein beſonderer Gewinn erwachſen wäre, und jene edlen Familien nach ihrem Uebertritt als Muſter chriſtlicher Frömmigkeit und Tugend dageſtanden hätten.

---

ganze römiſche Adel noch dem Heidenthum ergeben geweſen ſei. Von Valentinian iun. hatte der Senat die Wiederherſtellung des Altars der Victoria gefordert: Ambrosii concio in obitu Valentin. iun.: Adstabat virorum caterva gentilium, supplicabat senatus: non metuebat hominibus displicere, ut tibi soli placeret in Christo.

1) Zosim. hist. lib. IV, 59. Mit dieſer Stelle iſt zu vergl. V, 38. *καὶ τῆς ἱερᾶς ἀγιστείας ἐνεποίησε πᾶσιν ὀλιγωρίαν*, die ſich auf jenen Aufenthalt des Kaiſers in Rom nach dem Siege über Eugenius beziehen und etwas mehr enthalten als der frühere Bericht.

2) Prudent. contra Symmachum I. v. 410 sqq.

Digitized by Google

Die Beweggründe, sich der Kirche anzuschließen, waren äußerer Art: das Heidenthum war äußerlich unterlegen und sah alle kühnen Hoffnungen auf die Zukunft vereitelt, da der Kaiser sich mit Entschiedenheit dem Christenthume zugewandt hatte; also fügte man sich den Umständen, brachte aber den alten heidnischen Sinn in die Kirche mit. Wenn die schon längst seit Constantins Zeit zum Christenthum sich bekennende gens Anicia, die Prudentius namentlich preist, zu jener Zeit noch dem genius conservator huldigte [1]), wie mag es bei den neu bekehrten Geschlechtern gestanden haben! Eine Reihe von Inschriften, welche aus der nächsten Zeit nach dem Siege des Theodosius über das Heidenthum herstammen, bezeugen, daß dasselbe, wenngleich öffentlich zum Tode verurtheilt, sich im Leben des Volkes, in den Sitten und Gebräuchen mit Zähigkeit behauptete [2]). Sie liefern uns den besten Commentar zu jener dichterischen Uebertreibung des Prudentius, der an anderen Stellen selbst nicht verhehlen kann, daß der heidnische Sinn zu Rom auch nach jenem Ereigniß noch überall sich kundgegeben habe [3]).

Nach dem Tode des Theodosius gab sich die heidnische Bevölkerung im Occident der Hoffnung hin, daß die strengen Gesetze des Kaisers gegen das Heidenthum mit seinem Tode auch zu Grabe getragen seien. Sie sah sich darin bestärkt durch die Nachsicht, die allen denen zu Theil wurde, welche sich an der Erhebung unter Eugenius betheiligt hatten. Schon bald gelangten die Führer selbst oder ihre Söhne wieder zu Amt und Wür-

---

1) Die Inschrift lautet:

Genio conser
Vatori dom. anic. sacr.
Anicius Probinus v. c.
consul ordinarius

Gudii M. Inscriptiones antiquae p. 67. Nro. 8.

2) Beugnot histoire etc. II. p. 14 sqq.

3) Prudent. contra Symmachum II, 445. Vom Cultus der Genien z. B. sagt er:

Quamquam cur genium Romae mihi fingitis unum?
cum portis, domibus, thermis, stabulis soleatis
adsignare suos genios, perque omnia membra
urbis perque locos geniorum milia multa
fingere, ne propria vacet angulus ullus ab umbra?

Digitized by Google

den. Die öffentlichen Opfer wurden wieder den alten Göttern dargebracht, und ſchon verbreitete man angeblich alte Orakelſprüche, die dem Chriſtenthume, das durch magiſche Künſte des Simon Petrus verbreitet worden ſein ſollte, nach einem Beſtande von dreihundert fünf und ſechszig Jahren, wie Auguſtin berechnete, für das Jahr 398 den Untergang verkündigten [1]). Die Geſetzgebung ſchritt zwar auf Andrängen der Chriſten in dieſem Jahre gegen die öffentlichen Opfer ein und verordnete, daß die Tempel geſchloſſen und die Bilder zerſtört werden ſollten [2]), aber Stilico, der das Ruder des Staates damals unter Honorius in Händen hatte, war, obgleich er ſich zum Chriſtenthum bekannte, nicht geneigt, die heidniſche Partei mit der Energie, wie es von Theodoſius geſchehen war, zu bekämpfen und zu unterdrücken; er ſuchte vielmehr bei ſeinem Plane, ſeinem Sohne Eucherius die Herrſchaft zuzuwenden, ihre Hoffnung für die Zukunft rege zu erhalten, um ſich dadurch ihrer Unterſtützung zu verſichern [3]). Der damals lebende heidniſche Dichter Claudianus, der innerlich von Haß gegen das Chriſtenthum erfüllt war, bemühte ſich,

---

1) Augustin. de civ. dei XVIII. 53 et 54.

2) Das Geſetz vom Jahre 398 iſt nicht mehr erhalten, aber es beziehen ſich darauf ausdrücklich einige folgende Geſetze. cf. Codex Theod. lib. XVI. tit. X. lib. XV. et XVII. Das fünfte Concil zu Carthago im J. 398 (bei Mansi III. p. 976 sqq.) hatte bei dem Kaiſer zu beantragen beſchloſſen (can. XV.) ut reliquiae idololatriae non solum in simulacris sed in quibuscunque locis vel lucis vel arboribus omnimode deleantur. cf. Augustin. ep. 48. pagani vero magis nos blasphemare possunt de legibus quas contra idolorum cultores christiani impp. tulerunt. — Adv. epist. Parmen. lib. I. c. 9. (v. J. 398) . . . et ipsi falsa religione sunt impii quorum simulacra everti atque confringi iussa sunt recentibus legibus, inhiberi etiam sacrificia sub terrore capitali, und weiter: daemones istam patiuntur persecutionem per imperatores christianos, ut pene toto orbe terrarum evertantur idola comminuantur sacrificia subtrahantur, qui eos honorant, si deprehensi fuerint puniantur. — cf. epist. 129. . . . quo noverint inimici ecclesiae leges quae de idolis confringendis vivo Stilichone in Africam missae sunt ex voluntate imperatoris constitutas etc. Ferner Prosper de promiss. III. 38. Nicht zu verwechſeln iſt mit den Geſetzen des Honorius das von Arcadius für den Orient gegebene Codex Theod. lib. XVI. tit. X. lex XVI., das die Zerſtörung der Tempel anordnete.

3) Paul. Orosii hist. lib. VII. c. 38.

Digitized by Google

den Stilico, den er als Helden in fast allen seinen Gedichten feiert, für seine Parthei zu gewinnen.

Der Versuch, der in den Provinzen angestellt werden sollte, das Gesetz vom J. 398 zur Ausführung zu bringen, rief dort den heftigsten Widerstand hervor. In Nordafrika z. B., wo die kaiserlichen Abgesandten Jovius und Gaudentius nicht bloß die Tempel schließen ließen, sondern, wie es im Orient geschah, zur Zerstörung derselben schritten, brach an verschiedenen Orten, wie zu Suffetula, ein heftiger Aufstand aus, in dem die Christen für den Eifer, den sie in der Zerstörung der Tempel und Götterbilder bewiesen hatten, mit dem Leben büßen mußten [1]). Zur Beruhigung Nordafrika's, wo erst kurz zuvor der Aufstand Gildo's mit Mühe niedergekämpft worden war, ließ Honorius durch ein Gesetz vom J. 399 der ferneren Zerstörung der Tempelgebäude wehren, nachdem er wenige Tage vorher alle öffentlichen Volksfeste, die Schauspiele und festlichen Mahlzeiten wieder verstattet hatte, wenn sie nämlich ohne Opfer oder sonstigen verdammungswürdigen Aberglauben abgehalten würden [2]). Ein nordafrikanisches Concil vom J. 401 protestirte zwar dagegen, aber es blieb bei den gesetzlichen Bestimmungen. Wenige Monate später wurde sogar die Nachfolge in dem Pontifikat durch ein Gesetz geregelt [3]).

Erst nach dem Tode Stilico's, der durch Olympius, einen eifrigen Gegner der Heiden, gestürzt worden war, änderte sich das Verhalten des Honorius gegen das Heidenthum, und zwar gaben die Verhältnisse Nordafrika's dazu Anlaß. Nach Stilico's Tode erhoben sich dort die Häretiker und Heiden, sodaß nordafrikanische Bischöfe zu Honorius abgesandt wurden (III. Id. Oct.), um Hülfe zu suchen. Schon gegen Ende des Jahres 408 erließ der Kaiser ein strenges Gesetz, das auf vollständige Unterdrückung des Heidenthums abzweckte. Es sollten die Gelder, welche für die vom Kaiser wieder erlaubten öffentlichen Feste aus der Staatskasse

---

1) Augustin. de civ. dei XVIII, 54. epist. 267. ad Suffectanos. Der Brief ist ohne Zweifel für ächt zu halten. cf. Prosper de promissionibus III, 38.

2) Cod. Theod. lib. XVI. tit. X. l. XVII. XVIII. aedes ... ne quis conetur evertere. Gleichzeitig im J. 399 erschien auch ein Gesetz, das der Zerstörung in anderen Provinzen des Occidents wehrte, cf. l. c. lex XV.

3) Cod. Theod. lib. XII. tit. I. l. 166.

Digitized by Google

verabfolgt waren, die „annonae templorum“ eingezogen, alle Bilder, die in den Tempeln oder anderwärts zur Verehrung dienten, entfernt, die Tempelgebäude in den Städten und auf dem Lande zu öffentlichem Gebrauch anderweitig verwandt, die Altäre an allen Orten zerstört werden, die Tempelgüter aber dem Staate zufallen. Die heidnischen Festlichkeiten aller Art wurden, wie es die afrikanischen Bischöfe verlangt hatten, zugleich untersagt, und die Bischöfe zu Wächtern dieser Bestimmungen eingesetzt, da auf die Magistrate in den Provinzen in Betreff der Ausführung nicht zu rechnen war. Ein anderes Gesetz vom folgenden Tage (am XVIII. der Kal. des Dec.) schloß alle die Feinde des katholischen Glaubens von kaiserlichen Hofdiensten aus [1]). Dies Gesetz scheint jedoch der Kaiser bei dem festen Widerstand der Heiden, welche wichtige Posten in dem Heere und Magistrat bekleideten, nothgedrungen alsbald wieder fallen gelassen zu haben [2]). Die Ausführung jenes ersten Gesetzes aber stieß aller Orten, besonders in den entfernteren Provinzen des West-Reichs, auf heftigen Widerstand von Seiten der Heiden. In Nordafrika kam es wieder hie und da, z. B. zu Calama, zu ähnlichen blutigen Auftritten wie im J. 398 [3]). Die kaiserlichen Gesetze wurden hier ganz außer Acht gelassen und übertreten. Die deßhalb erhobenen heftigen Klagen und die noch dringendere Bitte um Hülfe bewirkten, daß alle früheren Gesetze gegen die Häretiker sowohl als gegen die Heiden auf's Neue bestätigt und strenge Handhabung angeordnet wurde [4]). Die Zeitverhältnisse waren aber einer energischen Durchführung nicht günstig, da gerade damals die barbarischen Völker von allen Seiten den Occident bedrohten und die Gothen gegen Italien vorrückten.

Wie in den Zeiten großer Gefahren der Menschen Gedanken offenbar werden, so können wir im Anfang des 5. Jahrh. unter den Stürmen, die über den Occident hereinbrachen, die

---

1) Cod. Theod. lib. XVI. tit. X. l. 19. lib. XVI. tit. V. l. 42.

2) Zosim. hist. V. 46.

3) Augustin. ep. 202. ad Nectarium.

4) Augustin. epist. 129. ad Olympium. Der Deputation afrikan. Bischöfe folgte media hieme des J. 408 die Sendung eines Presbyters, der die drohenden Gefahren dem Kaiser oder Olympius darstellen, und darauf dringen sollte, daß der Anarchie durch ein Gesetz gesteuert werde. Dieses Gesetz (Cod. Theod. lib. XVI. tit. V. l. 46.) folgte im Frühjahre 409.

Digitized by Google

Macht recht kennen lernen, die das Heidenthum noch auf die Gemüther übte. Als Rhadagais im J. 405 mit seinen Schaaren von Gothen und anderen germanischen Stämmen Rom immer näher rückte, da glaubten die Heiden, wie Augustin zu Carthago erfuhr, ja sie breiteten es aus und rühmten sich deß, daß der germanische Feldherr mit Hülfe der befreundeten Götter, welchen er täglich opferte, von denen gar nicht besiegt werden könnte, die solche Opfer den römischen Göttern nicht bringen dürften. Höchst lebendig schildert Orosius die Situation als „der furchtbarste Feind alter und neuer Zeit", der ein Heide und Skythe (Gothe) war und der Sitte der barbarischen Völker gemäß das Blut des römischen Volkes seinen Göttern zu vergießen gelobt hatte, mit 200,000 Gothen herannahte. Die heidnische Bevölkerung, die von allen Seiten nach Rom zusammengelaufen war, fürchtete sich vor dem, der mit der Menge der Kräfte unter dem Schutze der Götter besonders mächtig sei, während die Stadt deßhalb verlassen und frühzeitig untergehen werde, weil sie die Götter und Opfer verloren habe. „Man klagte, man verhandelte über die Herstellung der Opfer, die ganze Stadt wallte über von Lästerung, das Volk überhäufte den Namen Christi, wie eine Pest der gegenwärtigen Zeit, mit Schmähungen. Und nach der wunderbaren Hülfe unterließ man, dem Gott, der sie gewährt hatte, Dank zu sagen" [1]).

Mit derselben Macht brach der alte Aberglaube, der, so lange Stilico regiert hatte, erstarkt war, hervor, als Alarich im J. 408 die Stadt Rom belagerte, als zur Hungersnoth sich noch die Pest gesellte und die Menge der Sclaven barbarischen Stammes zu den Gothen überging. Unter dieser Bedrängniß, die von den Heiden als eine Strafe des Abfalls von den Göttern betrachtet wurde, wollte man zu ihnen wieder seine Zuflucht nehmen und Rettung für die bedrohte Stadt suchen. Der Präfekt der Stadt, Pompejanus, hatte etruscische Auguren kommen lassen, die durch Donner und Blitz die Barbaren zu vertreiben versprachen, wie es ihnen angeblich zu Narnia in Tuscien gelungen sei — Alarich war nämlich an dieser Stadt vorübergezogen, ohne sie zu belagern. — Zu glücklichem Gelingen forderten die Augu-

1) Paul. Orosii hist. lib. VII. c. 37. cf. Augustin. Sermo CV. c. 10. de civ. dei V, 23.

Digitized by Google

ren Wiederherstellung der öffentlichen Opfer zu Rom, eine Forderung, die von den heidnischen Mitgliedern des Senats unterstützt wurde. Nach dem Bericht des Sozomenus wurde wirklich der Versuch gemacht, hatte aber, wie der Ausgang zeigte, keinen Erfolg. „Alle Vernünftigeren sahen ein, daß die Bedrängniß der Stadt als eine Strafe für diejenigen verhängt worden war, die durch Luxus und Ueppigkeit gegen ihre Mitbürger und die Fremden gesündigt hatten." Zosimus läßt den Präfekten Pompejanus auch den Bischof von Rom, Innocentius I., zur Theilnahme an jenem Rettungsversuche auffordern, und dieser soll seine eigene Meinung, dem Wohle der Stadt hintansetzend, den Heiden wenigstens erlaubt haben, heimlich zu thun, was sie für gut hielten. — Als sich die Hülfe der Götter als unzureichend erwies und eine große Muthlosigkeit sich der Gemüther bemächtigte, da wurden, um die von Alarich geforderte Summe Goldes und Silbers zu beschaffen, die Götterbilder ihres Schmuckes beraubt und Statuen, die ganz aus Gold und Silber gefertigt waren, eingeschmolzen, darunter auch die virtus romana, mit deren Untergang die heidnischen Historiker den der Stadt in engste Verbindung brachten [1].

Mitten unter den von den barbarischen Völkern gegen Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrh. dem römischen Reiche angedrohten Gefahren des Untergangs traten die trüben Erwartungen des nahebevorstehenden Endes der Welt, wie sie im 3. Jahrh. wiederholt ausgesprochen worden waren, in verstärktem Maße wieder hervor. Die Heiden sahen alle Unglücksfälle, von denen das römische Reich betroffen worden, als eine Strafe der Götter an für den Abfall von dem alten Cultus, durch den Rom groß geworden sei, ohne den es aber verfallen und zu Grunde gehen werde. Die Christen dagegen erkannten in den Plagen jener Zeit, wie Sozomenus andeutet, die Strafgerichte des lebendigen Gottes über eine sittlich verderbte Welt, die, nachdem sie schon so oft zur Buße erweckt worden, endlich durch den Zorn Gottes untergehen müsse.

Im Osten, wo der erste Zusammenstoß mit den Barbaren erfolgt, und der Kaiser Valens selbst im Kampfe gegen die Gothen umgekommen war, läßt uns Chrysostomus in der Trostschrift für

1) Sozom. hist. eccl. IX, 6. Zosim. hist. V, 41.

Digitized by Google

die junge Wittwe des Theraſius in die traurige Stimmung, die dort herrſchte, einen Einblick thun [1]). Als nach dem baldigen Tode des ſiegreichen Theodoſius die Feinde ſich wieder kriegeriſch erhoben und kein Retter in der Gefahr erſchien, da wandten ſich die Gedanken des Chryſoſtomus, eines ſonſt ſo kräftigen Geiſtes, durch die verſchiedenartigen Eindrücke der Zeitereigniſſe überwältigt, dem Ende als nahe bevorſtehend zu. Eine zwiefache Betrachtung läßt ſich bei ihm wahrnehmen, je nachdem ihn der praktiſche Zweck leitete. Bald ſieht er die das nahe Ende vorausverkündigenden Zeichen: Kriege, Trübſale, Erdbeben als eine Folge der alternden, untergehenden Welt an und vergleicht ſie mit den unzähligen Leiden, durch welche der abſterbende Leib afficirt werde oder mit den Vorzeichen beim Einſturz eines Hauſes — er nimmt ſogar einen beſtimmten Zeitabſchnitt, nämlich das Jahr 400 an: ita si tot annorum quadringentesimum esse finem dixerimus non aberrabimus. Bald ſind ihm die Unfälle der Zeit: Hungersnoth, Peſt, Erdbeben und Krieg, eine Strafe für die Sünden der Menſchen und für das unter ihnen überhandnehmende Verderben, das auch zu Antiochia unter den Chriſten einen hohen Grad erreicht hatte. Der Tag der Vollendung verziehe nur eine Weile, er ſei vom Herrn ſeinen Jüngern nicht beſtimmt angezeigt, damit ſie beſtändig wachen ſollten [2]). Trotz dieſer Erwartung des nahen Endes ließ ſich Chryſoſtomus als Patriarch von Conſtantinopel ſeit 398 nicht abhalten, die arianiſchen Gothen für das katholiſche Bekenntniß und die noch heidniſchen Barbaren für

1) Ad viduam iuniorem 5 (opp. ed. Montfaucon Tom. I. p. 338 sqq.) Die Schrift iſt vor dem J. 382 vor dem Siege des Theodoſius abgefaßt. „Es hat ſich", ſagt Chryſoſtomus, „jetzt wie noch nie zuvor ereignet, daß die Barbaren ihr eigenes Land verließen und viele tauſend Stadien unſeres Landes durchzogen haben, und nachdem ſie die Aecker verheert und die Städte durchzogen haben, iſt jeder Gedanke an eine Rückkehr in ihre Heimath aufgegeben. Und als ob ſie mehr im Triumph umherzögen als Krieg führten, verſpotten ſie unſere Landsleute. Einer ihrer Könige ſoll geſagt haben, daß er die Keckheit unſerer Soldaten bewundere, die, während ſie wie Schafe abgeſchlachtet würden, noch zu ſiegen hofften, und aus ihrem Vaterlande nicht weichen wollten. Er ſoll geſagt haben, daß ihn oft ein Abſcheu ergreife, ſie niederzuhauen."

2) Homil. 34. zu Joh. 4, 28 ff. Homil. zu 2 Tim. 3, 1. Homil. zu Matth. 6, 16. Homil. VII. zum Eph. Brief. Dieſe Homilien ſind zu Antiochien zwiſchen 390 u. 398 gehalten.

Digitized by Google

christliche Cultur zu gewinnen. Gehörte doch auch das zu den Vorzeichen des Endes, daß das Evangelium noch dem Rest des Erdkreises gepredigt werde [1]). Zu derselben Zeit stimmte Hieronymus von Osten her seine Klagelieder über die traurigen Ereignisse an. Nicht lange nach dem Tode des Theodosius im J. 396 schreibt er an Heliodorus, den Bischof von Altino, unter Anderem [2]): „Es schaudert das Gemüth, den Untergang unsrer Zeiten zu verfolgen. Zwanzig Jahre und mehr (seit dem J. 375) sind es, daß zwischen Constantinopel und den julischen Alpen täglich römisches Blut vergossen wird. Skythien, Thracien, Macedonien, Dardanien, Dacien, Thessalonich, Achaja, Epirus, Dalmatien und ganz Pannonien wird verwüstet durch Raub und Plünderung der Gothen, Sarmaten, Quaden, Alanen, Hunnen, Vandalen und Markomannen. Wieviele Matronen, gottgeweihte Jungfrauen und edle Körper dienen diesen Ungeheuern zum Spiel. Bischöfe werden gefangen, die Presbyter und andre Cleriker getödtet, Kirchen zerstört, an den Altären Christi Pferde eingestallt und die Ueberreste der Märtyrer ausgegraben. Ueberall Trauer, Seufzer und der Tod täglich vor Augen tretend. Das römische Reich bricht zusammen und doch beugt sich nicht unser aufgerichteter Nacken ....

non mihi si linguae centum sint oraque centum:
ferrea vox, omnia poenarum percurrere nomina possim."

„Schon längst fühlen wir Gottes Zorn und sühnen ihn nicht; durch unsre Sünden sind die Barbaren stark, durch unsre Laster wird das römische Heer überwunden: Und als wäre des Unglücks nicht genug, hat der Bürgerkrieg fast noch mehr als der feindliche Dolch hinweggerafft. — Unglücklich sind wir, die wir so sehr Gott mißfallen, daß mittelst der Wuth der Barbaren sein Zorn sich gegen uns wendet."

Am Schlusse wünscht Hieronymus von einer Warte aus die Erde überblicken zu können. „Da wollte ich dir zeigen den Einsturz des ganzen Erdkreises, Völker mit Völkern, Reiche mit Reichen im Kampfe, die einen gequält, die andern getödtet, diese

1) Hom. zu Matth. 6, 16. ed. Montf. Tom. VII. p. 267.
2) Ep. 35. cf. Ep. 123. ad Ageruchiam.

Digitized by Google

von den Fluthen hinweggerafft, jene in die Knechtschaft geführt. Hier Hochzeitsjubel, dort Wehklage, wie hier die einen geboren werden, dort die andern dahinsterben; hier der Reichthum im Ueberfluß, dort die Armuth im Elende lebt — und in Kurzem den Untergang des jetzt lebenden Menschengeschlechts auf dem ganzen Erdenrunde."

Hieronymus war gerade mit der Erklärung des Ezechiel beschäftigt, als ihm die Nachricht von der Verheerung Italiens durch Alarich und die Gothen, die Belagerung Roms und der Tod mancher theuren Freunde gemeldet wurde. Tag und Nacht dachte er an das Schicksal seiner christlichen Brüder und schwebte zwischen Furcht und Hoffnung. Als er endlich das Schicksal Roms erfuhr, „daß das glänzende Licht der Welt ausgelöscht und das Haupt des römischen Reiches gefallen sei, et ut verius dicam in una urbe totus orbis interiit, da verstummte er vor Schmerz und legte seine Arbeit bei Seite (Ps. 38, 4 sqq.), oder wie er an Marcellinus schreibt: „Er habe, wie das Sprüchwort sagt, sein eigenes Wort nicht gewußt und lange geschwiegen, wohl wissend, daß es die Zeit der Thränen sei [1])." Wenn Hieronymus, der diese Katastrophe überlebte, keine Hoffnung mehr für die Zukunft zu fassen vermochte, so ist dies daher zu erklären, daß er sah, wie die römische Welt trotz all der schweren Drangsale, die sie betroffen hatte, unbußfertig blieb und schon bald nachher Alles vergessend wieder sich ganz dem alten weltlichen Treiben hingab. Er verzweifelte an der Rettung einer solchen Gesellschaft [2]).

---

1) Praef. in Ezech. (Tom. III. p. 698. ed. Martianay) Ep. 78 ad Marcellinum et Anapsychiam. cf. die Schilderung der Zerstörung Rom's ep. 96 ad Principiam, deren Mutter wenige Tage später an den Folgen der erlittenen Mißhandlung starb. capitur urbs, quae totum cepit orbem; imo fame perit antequam gladio et vix pauci qui caperentur, inventi sunt. ad nefandos cibos erupit esurientium rabies et sua invicem membra laniarunt dum mater non parcit lactenti infantiae; et recipit utero, quem paulo ante effuderat. Nocte Moab capta est, nocte cecidit murus eius Ps. 79, 1. 2. et Virgil.:

Quis cladem illius noctis, quis funera fando
Explicet, aut possit lacrymis aequare dolorem?
Urbs antiqua ruit, multos dominata per annos
Plurima perque vias sparguntur inertia passim
Corpora, perque domos et *plurima mortis imago.*

2) Praef. in Ezech. lib. VIII. Ep. 98. ad Gaudentium v. J. 415.

Digitized by Google

Im Westen tauchten dieselben bangen Ahnungen, daß das Weltende nahe bevorstehe, auf, als die Gefahren, welche dem römischen Reiche von den Barbaren drohten, näher und näher rückten. Ein Ambrosius glaubte in den Gothen, die Italien bedrohten, die von dem Propheten Ezechiel und der Apokalypse für die letzten Zeiten geweissagten Feinde Gog und Magog zu erblicken (Ez. 38. Apok. 20), wozu ihm die Namensform besonders Anlaß gegeben haben mag. Die Verheerung des römischen Reichs und die Kriege der Gothen sah er in den an Gog gerichteten Worten vorherverkündigt: „Ist es nicht also, daß du wirst merken, wenn mein Volk Israel sicher wohnen wird, so wirst du kommen aus deinem Ort, nämlich von den Enden gegen Mitternacht, du und ein großes Volk mit dir, alle zu Roß, ein großer Haufe und ein mächtiges Heer. Und wirst herauf ziehen, über mein Volk Israel, wie eine Wolke das Land zu bedecken? Solches wird zu der letzten Zeit geschehen!“ [1]) Und wenn der Herr seinen Jüngern über die Zeichen seiner Zukunft und der Welt Ende Aufschluß gegeben habe, daß sie von Krieg und Kriegsgeschrei hören würden, wie sich ein Volk über das andre und ein Königreich über das andre empören und Pestilenz, Erdbeben und theure Zeit hin und wieder sein würden, so

1) De fide ad Gratianum lib. II, 16. (vom J. 378 u. 379.) Auf diese Auffassung des Ambrosius bezieht sich Hieronymus unverkennbar in seiner Schrift liber quaestionum hebr. in Genesin (v. J. 388) zu Gen. 10. scio quendam Gog et Magog tam de praesenti loco quam de Iezechiel *ad Gothorum* nuper in terra nostra bacchantium *historiam* retulisse: quod utrum verum sit, proelii ipsius fine monstratur. Et certe Gothos omnes retro eruditi *majis Getas quam Gog et Magog* appellare consueverunt. Und selbst nach dem unglücklichen Ausgang kann sich Hieronymus nicht mit dieser Auslegung befreunden. In der Vorrede zum 11. B. seines Commentars zum Ezechiel: Illud breviter admoneo, quod vir nostrae aetatis haud ignobilis ad imperatorem scribens super hac natione dixerit: Gog iste Gothus est. Cui qua ratione possint omnia quae in ea scripta sunt, aptari: non est meum sed eorum qui hoc putant disserere. Wenn Hieronymus auch der Ansicht des Ambrosius vom nahen Ende zustimmte, konnte er sich doch jener willkührlichen Auslegung nicht befreunden. Auf Ambrosius bezieht sich der Verf. der aus der ersten Hälfte des 5. Jahrh. stammenden Schrift de promissionibus (dimidium temporis etc. c. 13.): quibus *civitatem sanctam* calcari *et* existimatur ab haereticis et maxime Arrianis *qui tunc plurimum* poterant Gog et Magog ut quidam dixerunt: *Gothos et Mauros? Getas* et Massagetas, per quorum saevitiam *ipse iam diabolus ecclesiam vastat et tunc* amplius persequentur.

Digitized by Google

erklärte Ambrosius, daß keine Zeit mehr Zeuge von der Erfüllung dieser Worte geworden sei, als die damalige, die das Ende der Welt erwartete [1]). Auch der Umstand, daß jene feindlichen Völker sich bereits theilweise zum Christenthum bekehrt hatten, erschien dem Kirchenlehrer von Mailand als eine Erfüllung der Weissagungen von dem nahen Untergang, vor dessen Eintritt das Evangelium aller Creatur gepredigt sein werde [2]).

Man darf sich über diese trübe Weltanschauung bei einem sonst so thatkräftigen Bischof, wie Ambrosius war, nicht wundern, wenn man die traurigen sittlichen Zustände Mailands gegen Ende des 4. Jahrh. nur ein wenig näher ansieht, die denen von Rom sehr ähnlich waren. Das Heidenthum bestand dort noch in großer Kraft; aber gefährlicher als dieser offene Feind war das in die mailändische Kirche eingeschlichene heidnische Wesen, sodaß viele zwar den christlichen Namen trugen, aber im Grunde ihres Herzens ganz wie die Heiden gesinnt waren und auch so lebten. Man besuchte die öffentlichen Gottesdienste, um sich dort mit einander zu unterhalten, zu ergötzen oder Geschäfte abzumachen. Man feierte die christlichen Feste mit, nahm Antheil an dem heil. Mahle und betheiligte sich gleich darauf an heidnischen Festen, die mit Schmausereien, Trinkgelagen und Tänzen begangen wur-

---

1) Zu Luc. 21. u. Matth. 24. Exposit. ev. sec. Lucam lib. X.: verborum autem caelestium nulli majis, quam nos testes sumus, quos mundi finis invenit. Quanta enim proelia et quas opiniones accepimus proeliorum. Chunni in Alanos, Alani in Gothos, Gothi in Tayfalos et Sarmatas insurrexerunt. Nos quoque in Illyrico exsules patriae Gothorum exsilia fecerunt et nondum est finis. Quae omnium fames, lues pariter boum atque hominum ceterique pecoris; ut etiam, qui bellum non pertulimus, bellatis tamen non pares fecerit pestilentia? Ergo, quia in occasu saeculi sumus, praecedunt quaedam aegritudines mundi. Aegritudo mundi est fames, aegritudo mundi est pestilentia, aegritudo mundi est persecutio. cf. Sermo LXII. de bellico tumultu.

2) Exp. ev. sec. Luc. l. c. praedicetur evangelium ut saeculum destruatur. Sicut enim praecepit in orbem terrae evangelii praedicatio, cui iam et Gothi et Armenii crediderunt, et ideo mundi finem videmus: ita et a viro spirituali evangelium praedicatur quando omnes sapientiae progressus et omnes virtutes exsequitur psallenti mente et spiritu, novissimam destruens mortem: tunc enim finis, cum tradiderit in eo Christus regnum deo et patri, fueritque subiectus iste ei, qui sibi subiecit omnia, ut Deus sit omnia in omnibus.

Digitized by Google

den [1]). Als das Heidenthum unter Eugenius in ganz Italien sein Haupt wieder mächtig erhob (s. S. 17), da wagte es Ambrosius nicht, in Mailand zu bleiben, er verließ den Bischofssitz und floh nach Etrurien, von wo aus er sich in einer Bittschrift an den neuen Imperator wandte, den er als solchen anerkannte. Er hatte die Sache des Theodosius aufgegeben, also damals an dem Siege des Christenthums über das Heidenthum, das er so eifrig bekämpft hatte, verzweifelt. Ambrosius konnte später den ihm von Theodosius gemachten Vorwurf von sich weisen, aber nicht widerlegen [2]).

Die sittlichen Zustände der Gesellschaft von Nordafrika waren nicht besserer Art, als die Italiens; es scheint vielmehr, wie ein Blick auf die Gesetzgebung schon gezeigt hat, daß das Heidenthum sich dort dem vordringenden Christenthum gegenüber mit noch größerer Kraft und Zähigkeit als zu Rom behauptete (S. 21 ff.), und es konnte der Kampf von Seiten der Heiden in Nordafrika, fern von der Residenz der christlichen Kaiser um so erfolgreicher geführt werden. Der im J. 398 von den beiden comites Jovius und Gaudentius angestellte Versuch, die Tempel zu zerstören, eine Maßregel, welche über die gesetzlichen Bestimmungen hinausging, stieß gerade in der Provinz Afrika auf den heftigsten Widerstand und konnte nicht durchgeführt werden. Man stand von der Zerstörung der Tempel förmlich ab. Die öffentlichen Volksfeste, Schauspiele und festlichen Mahlzeiten, wenn sie nicht mit öffentlichen Opfern und gradezu verdammungswürdigen abergläubischen Gebräuchen verbunden waren, mußten verstattet und dazu aus der Staatskasse die Mittel dargereicht werden. Vergebens kämpfte ein afrikanisches Concil v. J. 401 gegen solche Concessionen für die Heiden an und forderte eine Aenderung in der Gesetzgebung. Es forderte die Zerstörung der Götterbilder in ganz Afrika, sowie der Tempel auf dem Lande, drang ferner auf das Verbot der heidnischen Gelage, die den Christen zum größten

1) Ambrosii Serm. XI. (in die circumcisionis domini) Serm. 33. in Exodum c. 8. concio IV obiurgat populum ob quandam lunae superstitionem. Gegen die Gefahren der gemischten Ehen warnt Ambrosius de Abraham. lib. I.

2) Ambr. ep. 15. wendet sich an Eugenius, den clementissimus imperator; er sagt im Verlauf seines Schreibens: sed ubi clementia tua imperii suscepit gubernacula etc. cf. ep. 58.

Digitized by Google

Aergerniß gereichten und verlangte, daß die öffentlichen Schauspiele aller Art am Tage des Herrn und den Festtagen untersagt würden [1]). Man kann aus dem Beschlusse des Concils ersehen, daß durch die Gestattung der öffentlichen heidnischen Mahlzeiten die Christen förmlich zur Mitfeier gezwungen wurden, daher dies als eine andere Art heimlicher Verfolgung von Seiten christlicher Kaiser bezeichnet wurde. In manchen Städten wurden an den Festtagen der Märtyrer in unmittelbarer Nähe der h. Stätten solche heidnische Gelage gehalten und durch die Aufzüge in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen den Christen das größte Aergerniß bereitet. Das Concil dringt darauf, daß die Schauspiele auf dem Theater und andere öffentliche Spiele am Tage des Herrn und anderen christlichen Festtagen abgestellt werden sollten, damit nicht an einem Feste, wie dem der Auferstehung, das Volk zum Circus anstatt zur Kirche komme. Wenn man die Concilienschlüsse der nordafrikanischen Kirche in jener Zeit übersieht, so enthalten dieselben wiederholt Bestimmungen, aus denen erhellt, daß noch gefährliche Einflüsse des Heidenthums selbst von dem christlichen Clerus, wie vielmehr von den Gemeinden fern gehalten werden mußten. Das dritte Concil zu Carthago (vom J. 397) mußte bestimmen, daß die Söhne und Töchter der Bischöfe und Cleriker nicht mit Heiden eine Ehe schließen sollten. Den Söhnen der Bischöfe und Cleriker mußte der Besuch der Schauspiele untersagt werden. Auch die Bestimmung, daß kein Bischof, Presbyter und Diakonus ordinirt werden sollte, wenn nicht zuvor alle seine Hausgenossen Christen geworden seien, scheint mehr darauf berechnet, den gefährlichen Einflüssen des Heidenthums zu steuern, als zu Proselytenmacherei zu dienen [2]). Das vierte Concil vom folgenden Jahre

1) Das 2. afrik. Concil v. J. 401. Mansi concil. coll. III. p. 1023. cf. p. 766 sqq. Godofredus, der gelehrte Commentator des Cod. Theod. hält dafür, daß dieses Concil früher abgehalten, als das Gesetz erlassen wurde, das der Zerstörung der Tempelgebäude wehrte, also im J. 399., und daß dieß Gesetz als ein Bescheid auf die Beschlüsse des zweiten afrikanischen Concils zu betrachten sei; aber warum kann das Gesetz nicht als Bescheid betrachtet werden, der sich auf das sogen. 5. Concil zu Carthago im J. 398 bezog, da für das 2te afrikan. Concil das Jahr 401 doch feststeht?

2) Concil. Carthag. III. can. XI. XII. XVIII. Mansi Concil. collectio tom. III. p. 875 sqq. cf. p. 736.

Digitized by Google

398 mußte den Biſchöfen die Lektüre heidniſcher Bücher unterſagen [1]). Ein darauf folgendes afrikaniſches Concil mußte auf Entfernung der Altäre der Märtyrer auf den Feldern und Wegen antragen, weil heidniſcher Aberglaube bei der Verehrung ſich einmiſchte [2]).

Die Geſetzgebung kam erſt nach dem Tode Stilico's, als die Heiden in Nordafrika ſich wieder erhoben, der chriſtlichen Kirche auf dringende Aufforderung nordafrikaniſcher Biſchöfe zu Hülfe in den J. 408 u. 409. Der Widerſtand der Heiden bei der Ausführung war eben ſo heftig, wie zehn Jahre zuvor, und dabei kam ihnen die bedrohliche Lage Italiens damals ſehr zu Statten. Nachdem die Ruhe im römiſchen Reiche einigermaßen hergeſtellt worden war, erſchien im J. 412 ein Geſetz, das verſchiedene in den Städten Italiens noch beſtehende, mit dem Cultus zuſammenhängende Corporationen aufhob [3]). Darauf wurde im J. 415 ein Geſetz zunächſt für Nordafrika erlaſſen, das den großen Einfluß der heidniſchen Prieſter dadurch brechen ſollte, daß ſie aus den Städten, wo ſie ſich befanden, in ihre Heimath verwieſen wurden. Ueber die Tempelgüter wurde mit Beziehung auf das Decret des Gratian nochmals zu Gunſten des Staats und der Kirche ſowie einzelner Privaten geſetzlich verfügt; endlich wurden die geheimen Verbindungen, durch welche das Heidenthum unterſtützt worden war, für aufgelöſt erklärt und mit den härteſten Strafen bedroht [4]). So ſehr aber auch die chriſtliche Geſetzgebung ſich bemühte das Heidenthum in Nordafrika zu unterdrücken, es behauptete ſich dennoch, und ſeine verderblichen Einflüſſe konnten durch die Beſchlüſſe nordafrikaniſcher Concilien nicht von der Kirche abgewehrt werden. Immer verderblicher drang es in dieſelbe ein, und nachdem das weitgreifende Schisma der Donatiſten ſchon ihre Kraft gelähmt hatte, wurde ſie durch das in ihrem eignen Schoße ſich einſchleichende Heidenthum noch mehr geſchwächt. Auguſtinus bekämpfte mit derſelben Energie das Heidenthum außerhalb wie innerhalb

1) Concil. Carthag. IV. can. XVI. l. c. p. 945 sqq.

2) Concil. Afric. III. v. J. 401. Carthag. V. v. J. 389. can. XIV. cf. Conc. Afric. III. c. 50. l. c. p. 1023. et 782.

3) Cod. Theod. lib. XIV. tit. 7. l. 3.

4) Cod. Theod. lib. XVI. tit. X. l. 20.

Digitized by Google

der Kirche, und durch seine mannichfaltigen und lebendigen Schilderungen sind wir in Stand gesetzt, uns von der nordafrikanischen Provinzialkirche gegen Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrh. ein vollständigeres Bild zu entwerfen, als dies von irgend einem anderen Kirchenkreise möglich ist. Augustin eiferte gegen Namenchristenthum, da unter christlichem Namen das alte heidnische Wesen fortlebte, gegen Entheiligung des Tages des Herrn, gegen die verschiedenartigen Störungen des öffentlichen Gottesdienstes innerhalb der Kirchen, gegen die Entweihung christlicher Feste durch heidnische Aufzüge, üppige und schändliche Gesänge, wie man nicht erröthe, vor den Basiliken der Heiligen Tänze und Juchheigeschrei aufzuführen. In den Kirchen selbst wurden heidnische Gesänge angestimmt. Männer und Frauen feierten zu Ehren des Jupiter den fünften Tag der Woche, während sie am Tage des Herrn sich nicht zu arbeiten scheuten. Statt daß man zu den Heilsgütern, welche die Kirche darbot, seine Zuflucht nahm, um durch den Genuß des h. Mahles, durch Oel und Gebet sowohl Vergebung der Sünden als auch Gesundheit des Leibes zu erlangen, suchte man Hülfe durch Loose und Zauberspräche, durch Gebete an heil. Quellen und Bäumen und andere Heilmittel: Kräuter und Säftchen, die Augustin als diabolische bezeichnet [1]). Es ist zu verwundern, daß Augustin es für angemessen hielt, wenn die Tempel der Heiden in christliche Kirchen verwandelt wurden — nach dem Gesetz vom J. 408 — da doch gerade dadurch die alten Erinnerungen an das Heidenthum lebendig und wach erhalten wurden [2]). Das christliche Volksleben war so sehr dem heidnischen conform geworden, daß es den Heiden durch den reinen Ausdruck der Verehrung des einen wahren Gottes nicht mehr imponiren und auf ernster Gesinnte keine Anziehungskraft mehr ausüben konnte. So führt Augustinus die Heiden redend ein, die aufgefordert worden waren, zur christlichen Kirche sich zu bekennen: quare nos relinquamus deos, quos Christiani ipsi nobiscum colunt? Die Schilderung des Verfalls christlicher Sitte und Zucht, die sich daran anschließt, liefert den Nachweis für die Berechtigung der Heiden, den Christen diesen Vorwurf zu machen [3]).

1) Sermo 215. 2) Epist. 154. ad Publicolam.
3) Sermo VI. zum Ev. Matth. c. 6.

Digitized by Google

Wenn es mit der nordafrikaniſchen Kirche nicht beſſer, ja vielmehr ſchlimmer noch als anderwärts ſtand, wenn Auguſtin das Verderben, das dort herrſchte, tiefer als vielleicht irgend ein anderer ſeiner Zeitgenoſſen erkannte, weil er ſelbſt ſo tief geſunken und durch die Gnade Gottes herausgeriſſen war [1]), ſo ſah er doch nicht ſo ſchwarz in die Zukunft, wie andere Häupter der Kirche in damaliger Zeit. Selbſt der unbußfertige Sinn der Menge Angeſichts der drohenden Ereigniſſe, ſo z. B. der Leichtſinn derer, die von Rom vor den Gothen geflüchtet, zu Carthago ſogleich in den Schauſpielen Alles zu vergeſſen ſuchten [2]), konnte ihn nicht umſtimmen. Auguſtin verkannte nicht, daß die damalige römiſche Welt eine alternde, im Abſterben begriffene war; er ſah ein, daß ſie in dieſen traurigen Zuſtand durch das Heidenthum und ſeine verderblichen Einflüſſe hineingerathen war; ſo wie das mächtige Troja unter den Opfern untergegangen, ſo erſchien es natürlich, daß Rom unter denſelben Opfern untergehen werde. Die harten Schläge indeß, welche Rom betroffen hatten, ſah Auguſtin als eine Strafe für die Unbußfertigen und als ein Züchtigungsmittel an, wodurch der gerechte und zugleich barmherzige Gott das heidniſche Rom zur Buße erwecken wolle. Er lebte der Hoffnung, daß die römiſche Welt, wenn ſie ſich zu Gott bekehre, durch das Chriſtenthum wieder erneuert und verjüngt werden könne [3]). Auguſtin macht darauf aufmerkſam, daß Rom in früherer Zeit, z. B. durch die Gallier und unter Nero, ſchon viel ſchwerere Leiden erduldet habe, als durch die Gothen, welche die Stadt verheert und in Brand geſteckt hätten [4]). Ein andermal vergleicht er Rom's Schickſal mit dem von Sodom;

---

1) confess. lib. II. c. 3. bezieht ſich auf ſeinen Aufenthalt zu Tagaſte, ſeine Vaterſtadt. lib. III. c. 1 sq. auf Carthago. lib. VI. auf Rom, beſonders c. 14.

2) de civ. dei I. 32.

3) Sermo 81 über Matth. 18, 7. Auguſtin weiſt die Klagen über die Drangſale der Zeit zurück, da ſie eine natürliche Folge der alternden Welt ſeien; aber dieſer alternden Welt hat Gott Jeſum Chriſtum geſandt, um ſie zu erneuern. §. 9. gegen die Klagen über Rom's Zerſtörung: Rom geht nicht unter, Rom iſt gezüchtigt, aber nicht zu Grunde gerichtet; geſtraft, aber nicht zerſtört; Rom geht nicht unter, wenn die Römer nicht untergehn, ſie werden nicht untergehn, wenn ſie Gott loben, untergehn, wenn ſie ihn läſtern.

4) Sermo 205.

Digitized by Google

Gott habe, obgleich auch dort vor ihm keiner gerecht gewesen sei, die Stadt nicht zu Grunde gerichtet, wie Sodom, sondern verschont. Viele seien ausgewandert und wieder zurückgekehrt, andere hätten in den Kirchen eine Zufluchtsstätte gefunden u. s. w. [1]). Das verhehlte sich Augustin dabei nicht, daß unter den heftigen Erschütterungen, denen das römische Reich in jener Zeit ausgesetzt war, eine Veränderung in der Herrschaft eintreten könne, „habent mutationes terrena regna", wie alle irdischen Dinge dem Wechsel unterworfen seien; aber darum glaubte er nicht, daß das Ende der Welt herbeigekommen sei [2]).

Diese Anschauungen Augustin's von der damaligen Lage der Dinge und den Weltverhältnissen, die er in Reden und Briefen gelegentlich vorgetragen hat, sind von ihm in dem großen Werke de civitate dei zusammengefaßt, indem er den Vorwurf der Heiden, daß das Christenthum, durch welches die Verehrung der Schutzgötter Rom's in Abnahme gekommen sei, Rom und dem römischen Reich den Untergang gebracht habe, zu widerlegen sich bemüht. Mit der ganzen Kraft seines Geistes tritt der große Kirchenlehrer Nordafrika's dem Heidenthum entgegen und setzt dem Christenthum eines der herrlichsten Denkmäler, welches die alte Welt der folgenden Zeit überliefert hat. Man ersieht aus diesem apologetischen Werke, welche Macht das Heidenthum noch über die Gemüther der Menge ausübte, und welches Aufwandes von Beweismitteln es bedurfte, um es zu bekämpfen und zu verdrängen. Augustin, der dies Werk im J. 412 begann, geht sogleich auf die letzten Ereignisse der Zeit ein, die Zerstörung Rom's durch die Gothen, die den Heiden besonders einen neuen Anlaß zu jener Lästerung des Christenthums gegeben hatte [3]). Er tadelt ihren Undank, daß sie den christlichen Namen lästerten, da sie doch um Christi Willen an den geheiligten Stätten, den Gräbern der Märtyrer und den Basiliken der Apostel, welche die wilden Barbaren als Asyle für heilig gehalten hätten, verschont worden seien. Sie sollten dafür dem Christengotte die

1) de urbis excidio (Bened. Ausgabe VI. p. 622.).

2) Sermo 105. Ausführlicher noch handelt Augustin über die Frage, ob das Ende der Welt nahe bevorstehe im 29. Sermo über das Ev. Matth. c. 7. n. 8.

3) cf. retraction. lib. II. c. 43.

Digitized by Google

Ehre geben, und wenn sie auch Uebeles im Kriege erduldet hätten, dies seiner Vorsehung zuschreiben, welche dadurch die verderbten Sitten der Menschen zu bessern suche. Es sei unerhört in der Kriegsgeschichte, daß die Sieger um der Götter der Besiegten willen, die Besiegten verschont hätten. Das Beispiel Troja's wird unter anderm entgegengehalten, dessen besiegte Götter sich die Römer als Beschützer ihrer Stadt erwählt hätten. Troja, die Mutter des römischen Volkes, konnte seine Bürger nicht an den geheiligten Orten seiner Götter vor dem Feuer und Schwert der Griechen bewahren, die doch dieselben Götter verehrten. Man habe bei der Zerstörung von Troja in dem Tempel der Juno, der Gemahlin Jupiters, und der Königin der Götter, die den verbrannten Tempeln und Göttern entrissene Beute zusammengebracht, nicht etwa, um sie den Besiegten zurückzugeben, sondern — um sie unter die Sieger zu vertheilen; bei der Zerstörung von Rom dagegen hätten die Barbaren auch die an einem anderen Orte gefundenen heiligen Gefäße unter Ehrenbezeugung und feierlichem Geleit in das Gotteshaus zurückgebracht. Zu Troja sei in dem Tempel der Juno, in dem die Gefangenen eingeschlossen gehalten wurden, die Freiheit verloren gegangen, zu Rom in der Kirche erhalten worden; jenen Tempel der Juno hätte sich der Geiz und der Stolz der milden Griechen ausgewählt, jene Basiliken Christi die Mildthätigkeit und Demuth der grausamen Barbaren. Diese Verschonung der Basiliken als Zufluchtsstätten sei dem Namen Christi und der christlichen Zeit zuzuschreiben: truculentissimas et saevissimas mentes ille terruit, ille frenavit, ille mirabiliter temperavit, qui per prophetam tanto ante praedixit Ps. 89, 33: visitabo in virga iniquitates eorum et in flagellis peccata eorum; misericordiam autem meam non dispergam ab eis! [1])

Wenn auch den Christen zu Rom mancherlei Uebel unter dem Sturm auf die Stadt und in der Zerstörung widerfahren seien: der Verlust ihrer irdischen Güter, welche die Feinde ihnen gewaltsam entrissen hätten, sodann Hungersnoth; wenn ferner viele Christen umgekommen und, wie dies bei einer so großen Niederlage unvermeidlich sei, unbeerdigt liegen geblieben, wenn andre gefangen weggeführt und christliche Frauen und

1) de civ. dei I. 1—7.

Digitized by Google

Jungfrauen, selbst die gottgeweihten, geschändet worden seien, — so sei alles das als eine Prüfung für sie zu betrachten, um ihre Herzen von den Gütern dieser Erde los zu machen und auf das Ewige hinzuweisen. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten gereichen [1]). Was die Heiden anlange, so seien die Uebel, die sie betroffen, als eine Strafe dafür anzusehn, daß sie nicht an den Gott der Christen glauben und sich nicht von ihrem unsittlichen Leben lossagen wollten. Sie klagten die christlichen Zeiten an, weil sie durch Gottes strafende Hand in ihrer Sicherheit zu schwelgen und in Unsittlichkeiten aller Art sich auslassen zu können gestört seien. Man wolle sich nicht strafen lassen. Während die orientalischen Völker Rom's Untergang noch betrauerten und die größten Städte in den entferntesten Ländern öffentliche Klage anstellten, so suche das römische Volk in Masse wiederum die den Sitten so verderblichen Theater auf und beginne viel Unsinnigeres als früher geschehen sei. Die Uebel, die man thue, wolle man sich nicht zurechnen; die Uebel aber, die man leide, den christlichen Zeiten zuschreiben. Dennoch verschone Gott, indem er strafe, damit das Volk Buße thue und sich bessere; wie er ja den undankbaren Heiden gewährt habe, daß sie unter dem christlichen Namen an den Orten seiner Märtyrer den feindlichen Händen entgingen. Romulus und Remus gründeten ein Asyl, wo jeder, der dort Zuflucht suchte, von aller Schuld frei war, indem sie dadurch die Menge der zu begründenden Stadt vermehrten. Ein wunderbares Beispiel zur Ehre Christi sei vorhergegangen. Was die Begründer der Stadt früher bestimmt hätten, das sei von ihren Zerstörern gehalten worden [2]).

Das so tief in dem römischen Staate eingewurzelte Verderben, das Augustin mit durchdringendem Scharfblick von seinen Ursprüngen an aufdeckt, leitet er von dem Heidenthum her, und läßt es unter der Herrschaft der Götter, die ihm in Wirklichkeit Dämonen sind, großgezogen werden. In der treffenden Darstellung der innern Geschichte der römischen Welt tritt der Nordafrikaner wiederholt da hervor, wo der eigentliche Beginn des Verfalles von Rom seit der Zerstörung Carthago's angenommen

1) de civ. dei I, 10 sqq. 2) l. c. I, 30 sqq.

Digitized by Google

wird [1]). Scipio Naſica, jener nach dem Urtheile des geſammten Senates beſte Mann, habe deßhalb ſo eifrig gegen die Zerſtörung Carthago's geſprochen, damit Rom durch den Schrecken wach erhalten werde. Seit jener Zeit ſei die Begierde zur Herrſchaft, dieſer alte Erbfehler des römiſchen Volks, immer mächtiger geworden und habe die Zwietracht hervorgerufen; Geiz und Schwelgerei ſeien unter dem Volk, und beſonders der Jugend, immer mehr herrſchend geworden, und durch die ſceniſchen Spiele, gegen deren Einführung eben derſelbe Scipio Naſica aufgetreten, ſeien die Sitten immer mehr verderbt und die virtus romana geſchwächt worden. Wie das ſittliche Verderben ſich ſchon in der vorchriſtlichen Zeit, als das heidniſche Rom die Welt beherrſchte, entwickelt habe, ſo habe es auch damals nicht an allerlei Strafen gefehlt. Der chriſtliche Apologet behauptet kühn, daß die Uebel, die Rom vor Chriſti Geburt als Strafe ſeines Verderbens betroffen hätten, ſchwerer geweſen und nicht zu vergleichen ſeien mit denen der nachchriſtlichen Zeit, ſonderlich der damaligen Gegenwart. Die Wuth der auswärtigen Völker und die Grauſamkeit der Barbaren ſei z. B. durch die Bürgerkriege bei Weitem überboten worden. Rom habe Traurigeres und Schlimmeres als einſt der Einfall der Gallier und kürzlich der der Gothen brachte, erfahren, da Marius und Sulla und andre hochberühmte Partheimänner gegeneinander wütheten. Die Gallier tödteten zwar die Senatoren, deren ſie außerhalb des Capitols habhaft wurden, den übrigen ließen ſie wenigſtens für Geld ihr Leben, die Gothen aber haben ſo viele Senatoren verſchont, daß man ſich vielmehr wundern muß, wenn ſie einige umgebracht haben. Dagegen wurden von Marius auf dem Capitol ſelbſt, durch den eigenen Beſchluß des Senats, viele ſeiner Mitglieder ihres Lebens und Gutes beraubt, und von den Anhängern des Marius nicht einmal das Heilige verſchont, als Mutius, der Senator, den Altar der sala romana umklammerte. Sulla ermordete durch die letzte Tafel mehr Senatoren, als die Gothen berauben konnten. In dieſen und den ſpäteren Bürgerkriegen zwiſchen Cäſar und Pompejus, als das Heidenthum noch in voller Blüthe ſtand, ſei in den Tempeln ſchonungslos gewüthet worden, und doch wagten noch dieſelben Leute jetzt die chriſtlichen Zeiten zu be-

1) l. c. II, 18. cf. I, 30.

Digitized by Google

schuldigen, die entweder zu den Christo geweihten Orten ihre Zuflucht genommen oder von den Barbaren selbst dorthin geführt wurden, damit sie leben sollten [1]).

Augustin hält den Gegnern vor, daß auch die großen Weltreiche der vorchristlichen Zeit, die ebenfalls unter dem Schutze der Götter standen, nacheinander untergegangen seien. Warum sollte das römische Reich nicht bedroht werden? Und dennoch hält er fest, daß dasselbe durch die Barbaren vielmehr nur bedroht als zu Grunde gerichtet sei (quamquam romanum imperium afflictum est potius quam mutatum), und wie es sich von den Schlägen, die dasselbe früher betroffen hätten, erholt habe, so dürfe man auch an der Zukunft nicht verzweifeln. Quis enim de hac re novit voluntatem dei [2])? Derselbe Gott, der das römische Reich unter der Herrschaft der Götter, die Dämonen seien, habe zu großer Macht gelangen lassen, der könne auch, nachdem die Römer von den bösen Einflüssen durch die Gnade Gottes in Christo befreit seien, eine neue bessere Herrschaft begründen. Alles in der Welt werde nach einer bestimmten Ordnung der Zeiten und Dinge, die uns unbekannt sei, von Gott geleitet [3]). Wie wunderbar habe er in der neuesten Zeit geholfen, als Rhadagais, der Gothen König, mit seinem ungeheuern Heere Rom bedrohte, und an einem Tage so schnell besiegt wurde, daß nicht einmal ein Römer umgekommen, während ein Heer von mehr als hunderttausend Feinden vernichtet worden sei. Rhadagais wurde selbst mit seinen Söhnen gefangen und erlitt die schuldige Strafe. Mit so vielen und so gottlosen Soldaten würde er Rom nicht verschont und den Stätten der Märtyrer keine Ehre erwiesen, sondern dort Blut vergossen und sie geschändet haben. Der barmherzige Gott, der beschlossen hatte, die unwürdigen Sitten, die viel schwerere Leiden verdient hätten, zu züchtigen, mäßigte seinen Zorn, daß er Rhadagais zuerst auf wunderbare Weise besiegen ließ, damit nicht zur Verwirrung der schwachen Gemüther der Ruhm den Dämonen gegeben werde, die jener Heide anrief. Darauf wurde Rom von Alarich und seinen Gothen eingenommen, welche gegen alle Kriegssitte, die zu den heil. Orten fliehenden Christen aus Ehrfurcht schützten, und den Dämonen selbst sowie den gottlosen

1) de civ. dei III, 29 sqq. 2) l. c. IV, 7. 3) l. c. IV, 28 sqq.

Digitized by Google

Opfern im Namen Christi entgegentraten, sodaß sie einen weit heftigeren Krieg mit diesen als mit den Menschen zu führen schienen. So habe der wahre Gott, der Lenker der Dinge, die Römer mit Barmherzigkeit geschlagen und auf merkwürdige Weise den besiegten Verehrern der Dämonen gezeigt, daß die Opfer zum Heil der Gegenwart nicht nöthig seien, damit von denen, die nicht schändlich widerstreben, sondern klug aufmerken, um der gegenwärtigen Bedrängnisse willen die wahre Religion nicht verlassen, sondern durch noch treuere Zuversicht auf ein ewiges Leben festgehalten werde [1]).

Auf die Aufforderung Augustin's verfaßte sein Schüler, der spanische Presbyter Paulus Orosius im J. 417, als der Meister schon die zehn ersten Bücher seines großen Werkes de civitate dei vollendet hatte, eine kurze Weltgeschichte, um darin den Vorwurf der Heiden noch eingehender durch die Geschichte zu widerlegen, als ob in Folge des Abfalls von den alten Göttern und der Annahme des Christenthums die Strafgerichte über das römische Reich hereingebrochen seien, welche dasselbe zu Grunde gerichtet hätten. Orosius ist, wie er gleich zu Anfang bemerkt, durch seine Geschichtsforschung zu dem Ergebniß gelangt, welches auch sein Lehrmeister an einzelnen Beispielen nachgewiesen hatte, daß die vorchristlichen Zeiten von eben so schweren, ja noch schwereren Uebeln betroffen worden, als die späteren, und im Grunde viel elender daran gewesen seien als diese, da jene der Heilmittel der christlichen Religion entbehrten. „Blutgier herrschte, als die Religion, welche vom Blutvergießen abhält, unbekannt war, und da diese aufleuchtete, wurde die Gier gestillt, und sie wird gänzlich überwunden sein, wenn die christliche Religion zu alleiniger Herrschaft gelangt ist." Nur in den letzten Zeiten, die dem hoffnungsvollen Apologeten aber noch in weiter Ferne liegen, werden mit dem Auftreten des Antichrist Schreckenisse eintreten, wie sie nach Verkündigung der Schrift zuvor nie dagewesen sind.

Was dem apologetischen Geschichtswerk des Orosius, abgesehen davon, daß hier Quellen benutzt sind, die wir nicht mehr besitzen, einen bleibenden Werth verliehen hat, das ist der Versuch, das Walten der göttlichen Vorsehung in der Weltgeschichte darzustellen bis auf die Zeit, da das römische Reich den eindrin-

1) de civ. dei V, 23.

Digitized by Google

genden Barbaren zu erliegen drohte. Das Werk schildert, seiner Tendenz gemäß, die Geschicke, welche die Welt von Anfang an betroffen haben. Wo sich dem Verf. eine passende Gelegenheit darbietet, stellt er Vergleiche mit den Schicksalen der Gegenwart an, um diese in milderem Lichte erscheinen zu lassen. So z. B. bei dem Untergang von Sodom und Gomorrha wirft er einen Blick auf das heidnische Volk zu Rom, das ein gleiches Strafgericht verdient habe, aber durch die letzte Katastrophe, die Zerstörung durch die Gothen, vielmehr nur zur Buße ermahnt worden sei [1]). Von den Kriegszügen der Amazonen, welche die alte Welt in Schrecken gesetzt, und jener Geten (qui et nunc Gothi), mit denen ein Alexander, Pyrrhus und Cäsar sich einzulassen fürchteten, wendet er sich zu den Gothen, die, nachdem sie mit allen ihren Streitkräften in die römischen Provinzen eingefallen sind und Schrecken verursacht, römisches Bündniß erbeten haben, das sie mit den Waffen erzwingen konnten. Sie haben sich Wohnsitze anweisen lassen, da ihnen doch Alles offen stand und sie frei verfügen konnten wie sie wollten, ja sie haben sich selbst zum Schutz des römischen Reichs angeboten, obgleich sie von unbesiegten Reichen gefürchtet werden [2]). Bei dem Fall des babylonischen Weltreiches, dessen Geschicke Orosius wiederholt mit denen des römischen Reiches zusammenstellt, bemerkt er, daß der Ausgang beider als ein ganz verschiedener erscheine. Während Babylon auf den ersten Anlauf des Cyrus unterlag, hat Rom mehr durch die Schwäche seines eigenen Alters, als durch fremde Kräfte erschüttert, nur gezittert [3]). Zu der Schilderung der Schreckenszeiten Alexanders des Großen fügt er den Vergleich hinzu: wie damals in Folge der Kriegszüge und Eroberungen neue Reiche im Orient begründet wurden, so werden

---

1) Paul. Orosii hist. lib. I. c. 5 sqq. Nach der Katastrophe, die Rom betroffen hatte, rief das Volk: si reciperet circum, nihil esse sibi factum; hoc est: nihil egisse Romae Gothorum enses, si concedatur romanis spectare circenses.

2) l. c. I. c. 16.

3) l. c. II. c. 2 sqq. c. 6. et nostri incircumspecta anxietate causantur, si potentissimae illae quondam romanae reipublicae moles, nunc majis imbecillitate propriae senectutis quam alienis concussae viribus contremiscunt. cf. VII, 2., wo die Parallele zwischen den beiden Weltreichen Rom und Babylon durchgeführt ist.

Digitized by Google

auch jetzt die westlichen Reiche von den Gothen, Sueven u. a. zuerst verwirrt, dann aber — was Gott nicht zulassen möge! — wenn sie eingenommen sind, von ihren neuen Herren regiert, sodaß die, welche man jetzt als grausame Feinde bezeichnet, von den Nachkommen den Namen großer Könige erhalten werden. Auch die Kämpfe unter den Nachfolgern Alexanders geben zu der Parallele Anlaß, wie ganz anders sich die Verhältnisse in christlicher Zeit gestaltet haben, da man durch die Vermittelung heiliger Eidschwüre mit den Feinden zusammen lebe und nichts feindseliges von ihnen erdulde. Nicht wie damals: „caesa iungebant foedera porca", sondern jetzt sichern die auf die Evangelien abgelegten Eide unter Barbaren und Römern, die beide den wahren Gott bekennen, eine solche Treue, wie sie früher unter Eltern und Kindern die Natur nicht zu sichern vermochte [1]).

Nach solchen Parallelen weist Orosius die Gegner wiederholt zurück, welche die christlichen Zeiten beschuldigen wollen, daß sie schlechter als die früheren seien. Man erkenne nicht in den Ereignissen die Zuchtruthe des Vaters, sonst würde man sich ihrer freuen, und wenn man die Frucht der Erziehung vorher wüßte, so würde die Zucht erträglich sein. Wegen der Hoffnung, die jetzt den Völkern gegeben sei, damals aber nicht vorhanden war, könne man selbst schwerere Leiden jetzt für leichter halten. Sie sollten von ihren Vorfahren lernen, die alle Mißgeschicke standhaft ertrugen, um die Berühmtheit ihres Namens zu erhalten, da sie vielmehr Ursache hätten, für das ihnen verheißene ewige Leben das zu erdulden, was jene für den zeitlichen Ruhm erduldet hätten [2]). Er macht insbesondre seine spanischen Landsleute darauf aufmerksam, was ihre Vorfahren Alles von den Römern erduldet hätten, und wie viel erträglicher es ihnen jetzt unter den Gothen ergangen sei. Die gallische Nation ferner sei von den Römern so niedergebeugt worden, daß sie sich gegen die Gothen nicht erheben werde [3]).

Bis zu dem Beginne der christlichen Zeit hat der Geschichtschreiber alle die Uebel aufgezählt, welche dem römischen Reich widerfahren sind. Die folgende Darstellung dagegen markirt besonders solche Züge, aus denen erhellt, daß seit dem Eintritt des Christenthums in die Welt bessere Zeiten eingetreten seien, da

1) l. c. III. c. 20—23. 2) l. c. IV, 6. 3) l. c. V, 1; VI, 12.

Digitized by Google

Gott durch seine Güte die Menschen habe zur Buße reizen wollen. Die Uebel, welche seitdem im römischen Reiche sich ereignet haben, sieht Orosius als Strafe für die Verfolgung der Christen an, jedoch habe Gott unter diesen Strafgerichten um der Christen willen mit Rom nur schonend verfahren [1]). Den zehn Verfolgungen der Christen stellt er auch zehn Plagen im römischen Reiche zur Seite, nach den typischen Vorgängen in Egyptenland. Der achten Verfolgung unter Valerian folgt, der Heuschreckenplage entsprechend, der Einfall der barbarischen Völker. Sie sind zur Rache über alle die gekommen, welche sich auf irgend eine Weise, wenn auch nur als Zuschauer, an der Verfolgung betheiligt hatten. „Losgelassen werden dazu plötzlich von allen Seiten mit göttlicher Zulassung die ringsumher gelagerten und zurückgehaltenen Völker, und nachdem die Zügel schießen gelassen sind, stürmen sie über alle Grenzen der Römer herein" [2]). Der zehnten Verfolgung folgt der Sturz der heidnischen Götter: idolorum perditio, quae primitus facta in primis amabant [3]). Constantin trägt, nachdem das Edikt gegen das Heidenthum erschienen ist, zum Lohne dafür einen glänzenden Sieg über die Gothen in ihrem eigenen Gebiet davon [4]). So sehr haben sich unter der Herrschaft christlicher Imperatoren die Verhältnisse geändert, daß die Gothen, die sich zu Christo bekennen und von ihrem heidnischen Könige Athanarich verfolgt und Märtyrer geworden sind, auf römischem Boden nicht als Feinde, sondern um des Bekenntnisses zu Christo willen als Brüder Zuflucht gefunden haben. Valentinian besiegte die Sachsen und Burgunder, und diese so furchtbaren Feinde, die nach der Annahme des Christenthums sanftmüthig und gesittet geworden sind, leben jetzt mit den Römern nicht wie mit Unterworfenen, sondern wie mit christlichen Brüdern zusammen [5]). Gratian überwand, indem er auf die Macht Christi vertraute, die bei weitem überlegeneren Alemannen, die in's römische Gebiet eingefallen waren u. s. w.

Wenn dennoch unter der Herrschaft der christlichen Imperatoren das römische Reich aufs neue durch Völkerstürme bedroht worden ist, wie unter Valens, so sieht Orosius diese Ereignisse, den Einfall der Hunnen und den darauf folgenden gothischen

---

1) l. c. VII, 8, 15. 2) l. c. VII, 22. 3) l. c. VII, 27.
4) l. c. VII, 28. 5) l. c. VII, 32.

Digitized by Google

Krieg in Thracien, als Strafe für den Abfall des Kaisers Valens vom katholischen Glauben zum Arianismus an. Valens, der zu spät zur Buße für seine großen Sünden getrieben, die katholischen Bischöfe und die übrigen Heiligen aus dem Exil zurückrief, kam im Kampfe gegen die Gothen schmachvoll um, und damit das Zeugniß seiner Strafe und des göttlichen Zorns den Nachkommen recht zum abschreckenden Beispiel dienen könnte, entbehrte er sogar des gewöhnlichen Begräbnisses. Der Geschichtschreiber verweilt bei dem tragischen Ende dieses Kaisers länger und bemerkt, daß Valens es gewesen sei, der den Gothen, auf ihre Bitten um christliche Lehrer, Arianer geschickt habe; daher sei das Gottesgericht über ihn so gerecht, daß die Gothen den lebendig verbrannt hätten, um dessentwillen sie auch gestorben und in Folge ihrer Häresie in den ewigen Flammen brennen würden [1]). Sein Nachfolger, der Kaiser Theodosius, für den Orosius als Spanier seine Vorliebe nicht verläugnen kann, und den er um seiner Rechtgläubigkeit willen preist, verschaffte dem Reiche durch glückliche Kämpfe gegen die feindlichen Völker wieder Ruhe [2]). Unter der Herrschaft seiner Söhne aber brachen die Unruhen auf's Neue aus. Die Schlacht gegen die Gothen bei Pollentia fiel unglücklich aus; der Oberbefehl war dem Saul, einem Barbaren und Heiden, übertragen, dessen verkehrter Sinn sich in der Schändung des Paschahfestes— an dem der Angriff begann, offenbart habe. Es folgten die Einfälle des Rhadagais und Alarich, die Orosius in Hinsicht ihres Ausganges mit einander vergleicht. Wenn Rhadagais gesiegt hätte, so würde nicht bloß ein furchtbares Blutbad entstanden, sondern auch ohne Früchte der Besserung der gefährliche Wahn der Heiden befestigt worden sein, als ob jener Barbare mit Hülfe der Götter den Sieg davon getragen hätte. Der gerechte Richter ließ den Heiden auf wunderbare Weise untergehen. Das undankbare Rom erkannte nicht die verborgene Barmherzigkeit Gottes, die darauf abzweckte, das Heidenthum zu unterdrücken. Es sollte aber um der Erinnerung der Heiligen willen noch nicht den vollen Zorn Gottes erleiden, ob es etwa gezüchtigt Buße thue und durch die Erfahrungen zum Glauben komme; so zog Alarich, der siegreich vordringende Gothenfürst, der ein Christ war, verschonend vorüber. Als aber darnach die Gotteslästerung

1) l. c. VII, 33. 2) l. c. VII, 34 sqq. 3) l. c. VII, 37.

Digitized by Google

wieder zunahm und keine Buße eintrat, da fiel die Stadt zur Strafe in Alarichs und der Gothen Hand. Orosius hat es vermieden, die Schreckensscenen zu schildern, wie sie uns ein Hieronymus vorführt; vielmehr läßt er auch hier in seiner Darstellung unter dem Strafgericht die gnädige Hand Gottes hervorleuchten. Den römischen Bischof Innocenz vergleicht er mit dem gerechten Loth bei dem Untergange von Sodom, da er durch die Vorsehung Gottes von Rom entfernt worden und sich gerade damals zu Ravenna befand, um den Untergang des sündigen Volkes nicht mit anzusehn. Unter der allgemeinen Plünderung und Zerstörung verleugneten die christlichen Gothen ihre Achtung vor dem Heiligen nicht, nicht bloß vor den Kirchen, für die sie das Asylrecht gelten ließen, sondern auch vor kostbaren Weihgefäßen, die in der Stadt entdeckt, in feierlichem Aufzuge zu der Basilika des Apostel Petrus, dem sie geweiht waren, zurückgebracht wurden. Wer sich dem Zuge anschloß, wurde von den Barbaren geschützt und verschont, gleich als ob durch ein großes Sieb aus der Menge des römischen Volkes, wie aus einer Getreidemasse die lebendigen Körner ausgeschieden, die übrigen als Spreu wegen ihres Unglaubens zum Verbrennen zurückgelassen seien [1]). Während Rom den Gothen erliegt, dringen die anderen Völkerstämme, Alanen, Sueven und Vandalen, dann die Franken nach Gallien und Spanien vor und verheeren diese Länder. Aber auch hier waltet Gottes Güte vor; denn schon bald haben die Barbaren, ihre Schwerter verwünschend, sich zum Pfluge gewandt und die übrig gebliebenen Romanen wie ihre Genossen und Freunde begünstigt, sodaß schon manche Römer unter ihnen zu finden sind, welche lieber unter den Barbaren eine arme Freiheit, als unter den Römern eine tributpflichtige Ruhe genießen wollen. Orosius preist die Barmherzigkeit Gottes, in Folge deren jene Völker in's römische Reich eingedrungen seien, um, wenn auch unter großen Erschütterungen desselben, zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit zu gelangen, die sie nur bei dieser Gelegenheit finden konnten [2]).

Am Schlusse des Werkes spricht der Geschichtschreiber über den Plan des Nachfolgers von Alarich, des Gothenkönigs Athaulf, den römischen Namen zu vernichten und den ganzen römischen

1) l. c. VII, 39. 2) l. c. VII, 40. 41.

Digitized by Google

Boden zu einem Gothenreiche zu machen und so zu nennen, „sodaß, was jetzt Romania wäre, Gothia, und Athaulf das, was einst Cäsar Augustus war, geworden wäre.“ Aber Athaulf sei zu der Einsicht gekommen, daß die Gothen dazu noch nicht reif seien, daß sie in ihrer ungezügelten Wildheit den Gesetzen nicht gehorchen würden, daß aber die Gesetze des Staates nicht außer Kraft gesetzt werden dürften, sonst würde der Staat nicht Staat sein. Daher habe er sich die Aufgabe gesetzt, den römischen Namen mit gothischen Kräften wiederherzustellen und zu kräftigen, um bei den Nachkommen als der Urheber der Wiederherstellung Roms angesehen zu werden, nachdem er die Umwandlung in ein Gothenreich nicht zur Ausführung bringen konnte. So hielten seine Nachfolger bis Wallia, der die andern Stämme sich zu unterwerfen suchte, mit den Römern, nämlich dem Kaiser Honorius, Frieden [1]).

Nach Augustin's und seines Schülers, des P. Orosius Vorgang, hat noch ein anderer, ohne Zweifel nordafrikanischer Kirchenschriftsteller und Lehrer die Beschuldigungen zurückgewiesen, die den christlichen Zeiten gemacht wurden, und Angesichts der Gerichte, die Nordafrika durch die Vandalen betroffen hatten, einen ernsten Aufruf zur Buße an seine Zeitgenossen gerichtet und auf dem Wege der Bekehrung zu Christo noch eine Rettung als möglich verheißen [2]).

Die trüben Erwartungen von dem Untergang des römischen Reichs und dem baldigen Eintritte des Weltendes, welche beim Beginne der großen Völkerwanderung von Männern, wie Hieronymus, Ambrosius, ausgesprochen und gewiß von vielen ihrer Zeitgenossen getheilt wurden, treten im weiteren Verlauf der Zeit nach der Einnahme Roms durch die Gothen und dem Vordringen anderer Stämme nach Gallien und Spanien, bei Augustinus, Paulus Orosius u. a., gegen die Hoffnung in den Hintergrund,

1) l. c. VII, 44.

2) Capreolus, der als Bischof von Carthago im J. 430 dem Aurelius folgte, ist wahrscheinlich der Verf. des unter den Sermones des Augustin (Bened. Ausgabe Bd. VI. p. 608.) erhaltenen Traktats de tempore barbarico. Die am Schlusse enthaltene Aufforderung nicht durch irdische Versprechungen zum Arianismus verleiten zu lassen, weist auf eine Zeit hin, da die Vandalen schon in Nordafrika eingefallen waren, und die katholischen Bekenner zu gewinnen suchten.

daß Gott noch Gedanken des Friedens mit der römischen Welt habe. Während die germanischen Völker früher als zerstörende Elemente erschienen, die zu den physischen Uebeln gehörten, an denen die Welt in Folge ihres Alters litt, oder als bloße Werkzeuge göttlicher Strafgerichte, die in dem allgemeinen Einsturz mit untergehen würden, so wurden sie jetzt entweder als frische Kräfte betrachtet, von denen man hoffte, daß sie dazu berufen seien, den römischen Namen wiederherzustellen, oder wenn der Fall als möglich angenommen wurde, daß nach Gottes verborgenem Rathschlusse das römische Reich um des sittlichen Verderbens und der Unbußfertigkeit des Volkes willen untergehen werde, so sah man wie z. B. Augustin u. a. damit noch nicht das Ende der Welt und aller geschichtlichen Entwicklung, sondern einen Wechsel in der Weltherrschaft eintreten, die wie Orosius andeutet, auf die germanischen Völker übergehen werde. Sie, die als Eroberer damals das römische Reich verwirrten, könnten möglicherweise — was Gott indeß nicht zulassen möge! — dasselbe später regieren (S. 42), um so mehr, wenn sie unter dem Einflusse römisch christlicher Cultur, mit der sie durch die Vorsehung in Contakt gebracht worden waren, zur Reife erzogen und, den römischen Gesetzen sich unterwerfend, einen Staat gründen und aufrecht erhalten könnten.

Als darauf im weiteren Verlauf des 5. Jahrh. die germanischen Völker im römischen Reich feste Wohnsitze einnahmen und wirklich neue Reiche zu begründen begannen, wie die Vandalen in Afrika, die Sueven in Spanien, die Burgunder und Westgothen in Gallien — da mußte die Hoffnung auf eine Wiederherstellung der alten Cäsarenherrschaft immer mehr dahin schwinden. Statt dieser politischen Hoffnung lebte aber jetzt eine andere viel höhere auf, daß nämlich Rom die geistliche Herrschaft, die es, als die Stadt der Apostel, über den Occident geübt, nicht bloß ferner behaupten, sondern sogar weiter ausdehnen werde, als sich je die weltliche erstreckt habe [1]). Der römische

1) Leon. sermo 82 in natali app. Petri et Pauli c. 1. Die Apostel haben die Stadt besser und glücklicher begründet als die Männer, durch deren Eifer die Mauern erbaut und von denen der, welcher der Stadt den Namen gab, sie mit dem Brudermorde befleckte. isti sunt, qui te ad hanc gloriam provexerunt, ut gens sancta, populus electus, *civitatis sacerdotalis* et regia per

Bischof Leo sprach diese Hoffnung mitten unter den fortdauernden Erschütterungen, denen das römische Reich und Rom selbst durch die Begründung neuer Reiche von Seiten der germanischen Völker ausgesetzt war, mit klarem Bewußtsein aus. Diese lebendige Zuversicht zu einer Neugestaltung der Verhältnisse im Reiche, von Rom als dem Mittelpunkte aus, konnte sich unmöglich auf die Lebenskräftigkeit der römischen Bevölkerung stützen. Die christliche Gesetzgebung unter Valentinian III. war fortgesetzt bemüht, das Heidenthum auszurotten und proscribirte sogar die Anhänger desselben [1]). Es waren auf Apostasie die strengsten Strafen gesetzt, wie die, daß die zum Heidenthum wieder abgefallenen Christen nicht nur kein Testament machen, sondern auch keine Schenkung unter Lebenden und keinen Verkauf anordnen dürften. Auch sollte nach ihrem Tode die Klage gegen sie auf keine Zeit beschränkt sein [2]). Trotzdem lebte noch ein großer Theil des römischen Volks ganz im Heidenthum und war dadurch so sehr demoralisirt, daß eine nationale Wiedererhebung gar nicht mehr zu erwarten war. Der zur christlichen Kirche gehörige Theil des römischen Volks befand sich ebenfalls im Großen und Ganzen in einem traurigen Zustand und das schon im 4. Jahrh. in die römische Kirche eingedrungene heidnische Wesen hatte im 5. Jahrh. immer weiter um sich gegriffen und der Verfall des christlichen Lebens immer mehr zugenommen. Leo selbst beklagt das tief im Volksleben eingewurzelte Verderben und ermahnt die Christen in eindringlicher Weise, doch nicht wieder in's Heidenthum zurückzufallen. Der alte Feind schleiche sich als ein Engel des Lichts wieder ein und suche die Gläubigen zu berücken. Er schildert die verschiedenartigen Versuchungen und warnt vor solchen Leuten als vor Werkzeugen des Teufels. Sie verheißen remedia aegritudinum, indicia futurorum, placationes daemonum et depulsiones umbrarum, und geben vor, daß alle Verhältnisse des menschlichen Lebens

---

sacram beati Petri sedem *caput orbis effecta latius praesideres religione divina, quam dominatione terrena.* Quamvis enim multis aucta victoriis, ius imperii tui terra marique protuleris, minus tamen est, quod tibi bellicus labor subdidit, quam quod pax christiana subiecit.

1) *Codex Theod. lib. XVI. tit. V. l. 63.* (v. August des J. 425) „ut ab *errore perfidiae, si ratione retrahi nequeunt,* saltim terrore revocentur."

2) *Codex Theod. lib. XVI. tit. VII. l. 8.* (v. April des J. 426) „qui *nomen christianitatis induti sacrificia recesserint.*"

Digitized by Google

von den Einflüssen der Gestirne abhängig seien, daß das, was von Gottes oder unserem eigenen Willen abhängig sei, durch ein unbeugsames Fatum beherrscht werde. Sie versprechen allen Schaden abzuwenden. Der alte heidnische Cult, besonders die Verehrung der Sonne (sol invictus), hatte sich mit dem christlichen Gottesdienst förmlich vermischt. Viele Christen stiegen, ehe sie das Innere der Basilika des h. Petrus betraten, zuvor auf die Plattform herauf, um der aufgehenden Sonne in allen Formen ihre Verehrung zu bezeugen. So hatte sich der heidnische Sinn (spiritus paganitatis) inmitten der Christenheit wieder einzuschleichen und geltend zu machen gewußt. Leo konnte, wenn er auf die sittlichen Zustände des römisch-christlichen Volks hinsah, ohne große Uebertreibung sagen: *quod temporibus nostris auctore diabolo sic vitiata sunt omnia, ut pene nihil sit, quod absque idololatria transigatur* [1]). Die Hochzeiten der Christen waren von den heidnischen nicht zu unterscheiden. Nicht bloß tadelt Leo, daß man mit ängstlicher Sorgfalt erforschte, welcher Tag und welche Stunde am besten seien, damit kein böses Omen eintrete, und so gegen das Gebot der Schrift (Jer. 27) Alles durch Augurien und Auspicien entscheiden ließ, sondern daß die wilden Haufen der Bacchanten, die obscönen Gesänge und Völlerei dabei nicht fehlten. Mit väterlichem Ernste schärft Leo eine christliche Erziehung ein: „Suchet, Kinder Gottes, nicht Kinder der Welt zu erziehen und seid Väter wie der Apostel Paulus, daß sein Wort: „„durch das Evangelium habe ich Euch gezeuget““ an Euch wahr werde. Glücklich der, welcher eine Nachkommenschaft in Zion, nicht im Senate hat, und Hausgenossen in Jerusalem, nicht in der Stadt Rom, die durch ihre Verbrechen mit Babylon zu vergleichen ist [2]).

Unter den Strafgerichten Gottes blieb die sittlich verderbte römische Welt, wie Leo mit großem Schmerz erfahren mußte, unbußfertig. Zur Erinnerung an die Verheerung, die Rom im J. 455 durch die Vandalen unter Genserich erlitten hatte, war ein Buß- und Bettag und zugleich für die Abwendung größerer Gefahr ein Danktag an dem Gedenktage der Apostel Petrus und Paulus, denen die Stadt zum Schutze übergeben war, angeord-

1) Sermo VII. Opp. Leon. ed. Baluz.

2) de castitate Bibl. PP. Max. VII, p. 834 sqq.

Digitized by Google

net worden. Aber fast Niemand fand sich zu dieser Feier mehr ein. Man war also von der Züchtigung nicht getroffen und hatte die erfahrene göttliche Bewahrung im Undank des Herzens vergessen. Leo wendet in einem seiner Sermone, der unmittelbar nach jenem Gedenktage gehalten ist, und der wohl zu den bedeutendsten gehört, die uns erhalten sind, das prophetische Wort auf Rom an: „du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht, du züchtigest sie, aber sie wollen sich nicht bessern" (Jer. 5, 3). Er straft die christlichen Römer, daß sie mehr Werth auf die dämonischen d. i. heidnischen Dinge legten, als daß sie sich um die Apostel bekümmerten und daß ein größerer Zudrang zu den heidnischen Schauspielen als zu den christlichen Martyrien stattfinde. „Wer hat", so fragt Leo, „der Stadt das Heil wieder zugewandt, wer hat sie von der Gefangenschaft befreit, wer vor dem Morde geschützt? Die circensischen Spiele oder die Fürsorge der Heiligen? Durch ihre Bitten allein ist das göttliche Strafgericht gemildert, sodaß wir, die wir den Zorn verdienten, zur Vergebung aufbewahrt sind." Er beschwört seine Hörer, daß sie doch dem dankbaren Samariter folgen und nicht der Tadel des Herrn über die undankbaren sie treffen möge. Laßt uns unsre Rettung nicht, wie die Gottlosen thun, den Einwirkungen der Gestirne, sondern der unaussprechlichen Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes zuschreiben, der die Herzen der wüthenden Barbaren besänftiget hat. Wendet Euch mit der ganzen Kraft des Glaubens zum Gedächtniß einer so großen Wohlthat. Schwere Vernachlässigung muß durch größere Genugthuung gesühnt werden. Zu unsrer Besserung laßt uns von der verschonenden Milde Gebrauch machen, daß der h. Petrus und alle Heiligen, die uns in mancher Trübsal beigestanden haben, unsere Bitten für Euch bei dem barmherzigen Gott unterstützen" [1]).

Wenn Leo trotzdem, daß es mit dem kirchlichen Leben des römischen Volkes so traurig aussah, sich dennoch kühnen Hoffnungen auf eine zukünftige christliche Weltherrschaft Roms nach großartigem Maßstab hingab, und bereits die geeigneten Maßregeln unternahm, den römischen Primat besonders im Occident

1) *Serm. 83. cf. Epist.* 88. ad [illegible]num episc. (v. J. 453) Sed utinam haec, quae nos perpeti dominus [illegible] permisit aut voluit, ad correctionem proficiant servatorum et ut desinant [illegible] adversitates, finiantur offensae.

Digitized by Google

zur Anerkennung zu bringen, so konnte dabei nur auf die neuen, im römischen Reiche angesiedelten germanischen Völker gerechnet sein. Mit diesen sah Leo eine neue Zeit hereinbrechen, darum hat er auch in seinen Sermonen immer wieder die Gnade Gottes zu preisen gesucht, die sich in der Berufung aller heidnischen Völker so herrlich erweise und unwiderstehlich wirke [1]). Dies ist schon in der Schrift „de vocatione gentium", die, wenn sie Leo selbst angehört, aus seinen jüngeren Jahren stammt, besonders ausgeführt, wie in der damaligen Zeit mehr als in den vergangenen Jahrhunderten das wahre Licht den Völkern erschienen sei, und sogar schon die Waffen, durch welche die Welt damals erschreckt wurde, von der christlichen Gnade dienstbar gemacht seien. „Der Gnade kann nichts widerstehn, sodaß Wunden in Heilmittel verwandelt werden und die Kirche von da, wo sie Gefahr fürchtete, neues Wachsthum erhält" [2]). Im vollen Bewußtsein des Berufs, der dem christlichen Rom d. h. dem römischen Bischof als Erzieher, Richter und Friedensstifter für die Völker von der Vorsehung zugewiesen worden, wagte es Leo, dem Hunnenfürsten Attila entgegenzugehn, als derselbe nach der Schlacht in der katalaunischen Ebene sich wieder aufgerafft hatte und im folgenden Jahre 452 nach Italien aufbrach, wo ihm nach der Erstürmung von Aquileja Alles offen stand. Der Oberpriester der Christen soll auf den von den Völkern so gefürchteten Hunnenführer einen solch imponirenden Eindruck gemacht haben, daß dieser vom weiteren Kampfe abstand und unter dem Versprechen des Friedens über die Donau zurückzog [3]). Und wenige Jahre später, im J. 455, trat Leo vor den Thoren

---

1) Serm. 32. cap. 5. Serm. 34. c. 2. Serm. 35. c. 1. Serm. 73.

2) de vocatione gentium lib. II. c. 17. 18. 33. Diese Schrift, die etwa ums Jahr 440 geschrieben ist, gehört entweder Leo selbst an, der sie als Diakonus verfaßt hat, um seinen Freund Cassian für eine mildere Auffassung der augustinischen Lehre zu gewinnen, oder sie hat Prosper von Aquitanien oder einen Andern zum Verfasser, der sowohl Leo's als Prosper's Schriften genauer studirt hat.

3) Prosper im Chronicon ad a. 452. Cassiodor im Chron. Jornandes de rebus geticis c. 42. Hienach fand die Begegnung in agro Venetum Ambuleio ubi Mincius amnis commeantium frequentatione transitur. Aus diesen Angaben erhellt, daß die bei Cassiodor Varias lib. I. epist. 4. erwähnte Gesandtschaft an Attila, bei der Leo nicht betheiligt war, früher stattfand.

Digitized by Google

von Rom vor Genserich hin, versuchte durch eindringliche Vorstellungen das Gemüth des Vandalen-Königs zu besänftigen und es gelang, ihn wenigstens dahin zu bringen, daß die Stadt nicht der Zerstörung durch Feuer und Schwert, sondern nur einer Plünderung, die vierzehn Tage dauerte, preisgegeben wurde [1]).

Je mehr die germanischen Völker bei der Gründung und Erweiterung ihrer Reiche mit den alten römischen Herrn in Verbindung traten, um so mehr mußte jedem auch nur einigermaßen aufmerksamen Beobachter der Contrast der jugendlich frischen, sittlich kräftigen Völker und der alten absterbenden und entnervten römischen Culturwelt auffallen. Christliche Männer gaben den Eindrücken, die sie bei vergleichender Beobachtung empfangen hatten, einen lebendigen Ausdruck und suchten den Gang der Ereignisse im Lichte des prophetischen Wortes, an dem sie ihren Blick geschärft hatten, darzustellen. Salvian, der gewaltige Bußprediger von Massilia, ist in dieser Beziehung von großer Bedeutung. Wenn seine Schilderungen der Verhältnisse jener Zeit auch in grellen Farben aufgetragen sind, so tragen sie doch durchaus den Charakter der Wahrheit an sich und geben einen festen Maßstab zur Beurtheilung und Würdigung der Sittenzustände im 5. Jahrh. an die Hand. Ganz nach Art der alten Propheten kündigt er dem unbußfertigen christlich-römischen Volke die Gerichte Gottes an, die damals mit dem Vordringen der Barbaren sich schon zu vollziehen begannen. Das alte Geschlecht sah er rettungslos untergehn; und wenn er gleichwohl zur Buße ermahnt, so suchte er wenigstens Einzelne noch wie einen Brand aus dem Feuer zu reißen und zu erretten. Mit der traurigen Gewißheit des bevorstehenden Unterganges der alten christlich-römischen Welt hatten sich seine Gedanken indeß nicht dem Weltende zugewandt, sondern er gründet seine Hoffnung für die Zukunft auf die germanischen Völker, die damals zwar noch entweder Heiden oder Häretiker waren, aber durch ihren ganzen Lebenswandel sich so auszeichneten, daß sie nach Gottes weisen Absichten noch zu etwas Großem aufbewahrt zu sein schienen.

Die Gerichte vergangener Zeiten, mit denen Salvian seine Schilderungen anhebt, sind, da Gott nach seiner ewigen Gerechtigkeit die Welt regiert und zugleich richtet, vorbedeutend für

1) Prosper im Chron. ad a. 455.

die Folgezeit, z. B. die Gerichte Gottes in der Wüste über das undankbare Volk Israel. Man habe sich an dem Beispiel Israels nicht bessern wollen, daher werde man durch den Ausgang bestraft, wie denn von dem ganzen Volke nur zwei Männer mit der jungen Generation ins gelobte Land kamen, während die alte in der Wüste dahinstarb [1]). Er wendet sich an seine christlichen Zeitgenossen, denen vor allen Dingen die rechte Selbsterkenntniß fehle, daher sie gegen die Leiden, die über sie verhängt seien, murreten, obgleich dieselben nur eine gerechte Strafe für ihre Sünden seien; denn nicht auf den äußeren Schein der Frömmigkeit, sondern auf das innere Wesen sehe der Herr, wie er dies in der Bergpredigt eingeschärft habe. Von der vermeintlichen Gerechtigkeit, auf die man pochte, nimmt Salvian Anlaß den Christen, an deren Gewissen er appellirt, einen Spiegel vorzuhalten, wie ihr Wandel lasterhaft und mit Schandthaten befleckt sei, nicht bloß bei den niederen Ständen, sondern durch alle Stände hindurch, und zwar noch viel schlimmer bei den Reichen und Edeln, unter denen keiner von Mord und Schändung frei sei. — Da das Verderben allgemein verbreitet ist, so sieht er darin keine Rettung, wenn auch Einzelne sich bekehren sollten, um den Zorn Gottes zu besänftigen; die ganze Masse des Volks gehe dem Untergang entgegen [2]).

Schon oft in der Geschichte hätten Völker mit ihrem sittlichen Verfall ihren Namen verloren, d. h. aufgehört ein Volk zu sein; sogar das auserwählte Volk Israel sei von Gott verworfen worden, weil es seinen Geboten nicht gehorchen wollte. So wolle man auch jetzt den Mahnungen Gottes, der in den Ereignissen der Zeit so ernst und vernehmbar zu dem römischen Volke rede, kein Gehör schenken und schon seien die Zeichen des drohenden allgemeinen Untergangs allenthalben eingetreten: „denique sciunt hoc Hispaniae quibus solum nomen derelictum est, sciunt Africae, quae fuerunt; sciunt Galliae devastatae, sed non ab omnibus et ideo in paucissimis adhuc angulis vel tenuem spiritum agentes. quia eas interdum paucorum integritas aluit quas multorum ruinâ vacuavit.“ Was den edlen Geschlechtern außer ihren furchtbaren Ausschweifungen besonders zum Vorwurf

1) de gubernatione dei (v. J. 455) lib. I. c. 10 sqq.
2) l. c. lib. II. c. 8—10.

Digitized by Google

gemacht wird, das ist ihre unersättliche Habgier, die sie auf Kosten der ärmeren Klassen befriedigten und dadurch den schon erstorbenen oder in den letzten Zügen liegenden römischen Staat vollends zu Grunde richteten. Weit entfernt, die Gebote der christlichen Religion zur Richtschnur ihres Handelns zu nehmen, galt es für die Vornehmen als entehrend, sich zu Gott zu bekehren. Zu allen den Schandthaten: Zänkerei, Verläumdung, Räuberei, Völlerei, Fresserei, Fälschung, Ehebruch, Mord u. dergl. kam noch die Gotteslästerung hinzu. Statt Gott für seine unendliche Liebe, die er den Menschen in Christo seinem Sohne erwiesen, dankbar zu sein, wendete man sich von ihm ab und gab sich heidnischem Wesen, wie es vorher in der christlichen Kirche nie dagewesen war, ungestört hin. Man lade, bemerkt Salvian, dadurch die schwerste Schuld auf sich, und das Wort des Herrn an Capernaum finde auch auf jene Zeit seine Anwendung: „So zu Sodom die Thaten geschehen wären, die bei dir geschehen sind, sie stände noch heutiges Tages; doch ich sage Euch, es wird der Sodomer Lande erträglicher ergehn am jüngsten Gericht, denn dir!“ [1]) Salvian hat die Anklage wider Gottes Gerechtigkeit, die sich darauf gründete, daß die christlichen Römer sich in einer drückenderen Lage befänden als die Barbaren, zunächst dadurch zurückgewiesen, daß er jenen vorhält, wie sie nur die gerechte Strafe für ihre Sünden erlitten. Er geht aber noch näher ein und *vergleicht die christlichen Römer mit den Barbaren*, wie sie damals den Zeitgenossen erschienen. Das Resultat ist, *daß jene*, mit einzelnen Ausnahmen, im Allgemeinen *viel schlechter sind als diese*. Zwar befinden sich die christlichen Römer im Besitz des göttlichen oder des *katholischen Gesetzes*, und insofern sind sie besser zu nennen, aber was *das Leben und die sittlichen Lebensäußerungen* betrifft, so sind sie — leider! viel schlechter als die Barbaren. Daß jene aber ein gutes Gesetz besitzen, gereicht ihnen nicht zum Verdienst, vielmehr wird dadurch ihre Schuld nur noch größer, daß sie, trotzdem sie ein gutes Gesetz haben, im Leben noch viel schlechter sind als die Barbaren, die das Gesetz gar nicht oder

1) l. c. lib. IV, 1—9, c. 11. illud gravius et lugubrius, quod peccatis veteribus nova addimus, nec solum nova sed quaedam paganica ac prodigiosa et in ecclesiis dei ante non visa etc.

nur entstellt besitzen. Von den Barbaren sind einige noch Heiden, und wenn ihr Leben auch lasterhaft ist, wie das der christlichen Römer, wenn die Sachsen wild (feri), die Franken untreu (infideles), die Gepiden unmenschlich (inhumani), die Alanen trunksüchtig (ebrii), die Hunnen unzüchtig (impudici) sind, so sind sie deßhalb nicht so schuldig wie jene, weil sie das Gesetz und den lebendigen Gott nicht kennen, die jene verachten. Wie werde der Name Christi von den christlichen Römern auf die schmählichste Weise gemißbraucht! Ueberhaupt gereiche das Leben der Christen, das sich im stärksten Widerspruch mit dem christlichen Gesetz befinde, Christo zur Schmach, da man von dem Leben auf die Lehre, von den Schülern auf den Meister zurückschließe. Die Schuld der Christen werde dadurch um so schwerer, daß man den Heiden Anlaß zur Lästerung des wahren Gottes gebe [1]). — Andere Stämme der Barbaren sind Häretiker, und wenn man etwa einwende, daß sie die Gesetze wie die christlichen Römer kennen und doch Schlimmeres thun, so bemerkt Salvian in Beziehung darauf zunächst, daß die Barbaren als Häretiker das Gesetz nicht rein und vollständig besitzen und daß sie der höhern Bildung, wie die christlichen Römer, ermangelnd, nichts anderes wissen, als was sie durch Unterricht von ihren Lehrern empfangen haben. Sie sind also Häretiker, ohne daß sie es selbst wissen. „Denique apud nos sunt haeretici, apud se non sunt; nam in tantum se catholicos esse iudicant, ut nos ipsos titulo haereticae appellationis infament.“ Sie irren ohne es zu wollen: „Errant ergo, sed bono animo errant, non odio, sed affectu dei, honorare se dominum et amare credentes. Quamvis non habeant rectam fidem, illi tamen hoc perfectam dei aestimant caritatem.“ Daher sind sie weniger strafbar als die Römer, die das, was sie glauben, wissentlich durch eigene Schuld vernachlässigen, und während Gottes Geduld jene nach gerechtem Gericht erhält, so bestraft er diese für ihren Ungehorsam, ja Gottes Geduld trägt die häretischen Barbaren, damit sie zur vollen Erkenntniß der Wahrheit

1) l. c. lib. IV, 12—18. cf. zu c. 14 die Parallelstelle lib. VII, 15. Gothorum gens perfida sed pudica est; Alanorum impudica sed minus perfida; Franci mendaces sed hospitales; Saxones crudelitate efferi sed castitate mirandi.

Digitized by Google

kommen, zumal er weiß, daß die vielleicht des katholischen Glaubens nicht unwürdig sein werden, welche er im Leben sich vor den Katholiken auszeichnen sieht [1]).

Salvian begnügt sich nicht mit der bloßen Behauptung, sondern geht in eine nähere Vergleichung des Lebens der häretischen Barbaren, und zwar der Gothen und Vandalen, mit dem der christlich-römischen Welt ein. Wie verschieden es bei beiden stehe, zeigt er gleich schlagend an dem vornehmsten christlichen Gebot, nämlich dem der Liebe (affectus et caritas). Während die Barbaren, die durch Stammesverwandtschaft verbunden sind, oder unter einem Heerführer stehen, sich gegenseitig lieben, so verfolgen sich dagegen die Römer unter einander mit Haß nicht bloß im bürgerlichen Gemeinwesen, sondern sogar in den Familien. Es genügt einem nicht, glücklich zu sein, er muß den Nächsten unglücklich sehen, daher alle Rücksichten im öffentlichen Verkehr bei Seite gesetzt werden; und zwar sind es Wenige, die auf Kosten Vieler wirthschaften. Niemand wagt es, dagegen aufzutreten: inter haec vastantur pauperes, viduae gemunt, orphani proculcantur. Daher Manche von guter Herkunft und wohlgebildet zu den Feinden ihre Zuflucht nehmen, um bei den Barbaren römische Humanität zu suchen, da sie bei den Römern die barbarische Humanität nicht ertragen können. Die Reichen sind es, welche dazu mitwirken, durch höhere Auflagen, die von den Armen erpreßt werden, diese zu erdrücken und alle Hülfsmittel, welche gegen die zunehmende Verarmung dargeboten werden, lassen sie nicht den Armen zu Gute kommen, sondern beuten sie selbst aus. Solches komme bei den Vandalen und Gothen nicht vor, nicht einmal die unter ihnen lebenden Römer würden so behandelt, sodaß es nur ein Wunsch derselben sei, nie wieder unter römische Verwaltung zu kommen. Die durch Tribut belasteten Armen würden in Masse zu den Barbaren auswandern, wenn sie sich mit ihren Familien so leicht losmachen könnten [2]).

Als eines der schlimmsten Uebel, das wie eine Pest das römisch-christliche Volksleben vergifte, betrachtet Salvian die unersättliche Lust an den Schauspielen, die, wie manche anderen, bei den christlichen Römern noch vorhandenen bösen Neigungen und Gewohnheiten, aus dem Heidenthum herstammten. Der völlig

1) l. c. lib. V. c. 2 et 3. 2) l. c. lib. V. c. 4. 5. 7—11.

Digitized by Google

verdorbene Geschmack gebe sich besonders in dem Ergötzen an den Kämpfen wilder Thiere kund, bei denen auch Menschen, für die Christus sein Blut vergossen habe, vorgeworfen würden. In den täglich stattfindenden Schauspielen der verschiedensten Art trete eine solche Verderbtheit der Sitten zu Tage, daß man nicht davon reden, ja nicht einmal daran denken könne, ohne sich zu besudeln. Und doch brächten unzählige von Christen dort täglich zu. Wie könne Gott wohlgefällig auf die herabsehn, welche im Circus rasten oder auf dem Theater Ehebruch trieben. Etwas anderes sei's mit den Heiden, welche wähnten, daß ihre Götter einen Gefallen daran hätten; die Christen aber wüßten, daß Gott einen Abscheu gegen die Schauspiele hege. Wie könnten die Gott in der Kirche Gottes verehren wollen, welche in unzüchtigen Spielen wissentlich dem Teufel dienten. Salvian ist kein Feind rechter Freude und Fröhlichkeit, aber die Theilnahme an dem heidnischen Schauspiel, das ein Werk des Satans sei, hält er für die Christen entschieden für verwerflich, da sie dem Satan und seinen Werken bei der Taufe feierlich abgesagt hätten. Solche Unsitte finde sich nicht bei den Barbaren. Dahin sei es mit der alten römischen Christenheit gekommen, daß sie das Sakrament des Heils (die Taufe) nur dazu empfangen habe, um nachher ärgere Vergehungen als zuvor sich zu Schulden kommen zu lassen; daß sie die schändlichen Spiele der Kirche Gottes vorzögen, die Altäre verachteten und auf das Theater den größten Werth legten. Wenn es sich ereigne, daß eine kirchliche Festlichkeit mit öffentlichen Spielen in dieselbe Zeit falle, so seien die Kirchen leer und die Menge ströme zu den Theatern, ja solche, die zufällig zur Kirche gekommen, verließen dieselbe wieder, nachdem sie gehört hätten, daß Spiele gehalten würden: spernitur dei templum ut curratur ad theatrum; ecclesia vacuatur, circus impletur, Christum in Altario dimittimus, ut adulterantes visu impurissimo oculos ludicrorum turpium fornicatione pascamus. Wenn man meine, es stehe doch nicht überall so schlimm mit der christlichen Welt im römischen Reich, so fänden allerdings die Spiele an manchen Orten nicht mehr statt, wie z. B. zu Mainz, — weil die Stadt zerstört worden, zu Cöln, weil sie von Feinden angefüllt, zu Trier, weil sie durch eine viermalige Verheerung niedergeschlagen sei. Ebenso würden sie in den meisten Städten Galliens und Spaniens nicht mehr gehalten,

Digitized by Google

ſeitdem dieſe von den Barbaren unterworfen ſeien. Alſo nur in Folge der äußeren Noth der Zeit ſeien die Spiele eingeſtellt; die Luſt daran und der laſterhafte Sinn der Menge ſei unvermindert derſelbe geblieben. Deßhalb giebt Salvian alle Hoffnung auf, weil man die Tiefe des ſittlichen Verderbens rings umher und die Größe der drohenden Gefahren nicht erkenne und leichtſinnig dem Untergang entgegenrenne. „Arsimus, arsimus,“ ruft er aus, „et tamen flammas, quibus iam arsimus non timemus!“ Wenn die früheren ruhigen Zeiten wiederkehrten, ſo würde wieder Alles beim Alten ſein. In den Gegenden, die noch nicht unterworfen und unmittelbar bedroht ſeien, dauere das laſterhafte Leben ungeſtört fort, wie zu Rom und Ravenna, wo das Volk im Circus und auf dem Theater lebe. Man betheilige ſich an den gottesläſterlichen Spielen, ſtatt daß man in ſo ſchweren Zeiten daran denke, Gott zu verſöhnen. Die mannichfachen Strafgerichte, durch welche alle Länder des römiſchen Reichs, Italien und ſeine Hauptſtadt Rom, Gallien, Spanien, Sardinien und Sicilien, Afrika heimgeſucht ſeien, hätten das chriſtliche Volk nicht aus ſeinem tiefen Sündenſchlafe aufgeſchreckt und zur Beſinnung gebracht. Salvian erzählt, daß er ſelbſt Zeuge geweſen, wie zu Trier, woher er wahrſcheinlich ſtammte, die chriſtlichen Honoratioren, während die Franken die Stadt belagerten und der Untergang drohte, bei ihren Gelagen ausgelaſſen gepraßt hätten. Viermal ſei die Stadt belagert worden und, ſtatt ſich zu beſſern, habe man nur noch toller drauf los gelebt. Nach einer dreimaligen Zerſtörung, die von allen Schreckniſſen begleitet war, forderten die Angeſehenen der Stadt, die verſchont worden waren, als das beſte Heilmittel für die zerſtörte Stadt von den chriſtlichen Kaiſern circenſiſche Spiele! Daſſelbe traurige Bild des Verfalls biete Cöln dar, wo vorzüglich zwei Laſter graſſirten, nämlich Geldgier und Trunkſucht. Die Liebe zum Wein ſei dort ſo groß, daß die Erſten der Stadt ſich nicht einmal vom Zechen erhoben, als der Feind, die Franken, in die Stadt eindrangen, ſodaß Gott ihnen deutlich die Urſache ihres Unterganges vorhielt. In den übrigen Städten Galliens ſtehe es nicht beſſer und auch dort habe das verderbliche Treiben nicht eher aufgehört, bis die Zerſtörung über ſie hereingebrochen ſei. Weder durch die Züchtigungen noch durch die vielfach erfahrene Güte Gottes habe man ſich zur Buße reizen laſſen. Die Uebel ſeien

Digitized by Google

so tief ins Fleisch eingedrungen, daß eine Regeneration des alten Geschlechts nicht mehr möglich sei [1]).

Ferner deckt Salvian ein Uebel auf, das wie ein Krebsschaden das sittliche Leben des christlich-römischen Volkes zerfressen und zerstört habe, nämlich die fürchterliche Unzucht und Hurerei. Bei den Aquitaniern und Novempopulanern, welche den besten Theil von Gallien inne hatten, werde sie in allen Ständen und Altersklassen getrieben, sodaß das Familienleben von Grund aus zerrüttet sei. Nicht einmal unter der Zuchtruthe der Barbaren lasse man von dem unzüchtigen Leben ab. Die Gothen dagegen nähmen an den Ausschweifungen der Römer den größten Anstoß. Unter ihnen dürfe kein Gothe als Hurer leben, nur durch ein Vorrecht der Nationalität und des Namens sei es den Römern erlaubt unter ihnen unrein zu sein. In Spanien sei das Laster der Unzucht in demselben, ja vielleicht in noch höherem Grade herrschend, während die Vandalen, durch die der Zorn Gottes das Land habe züchtigen lassen, sich gerade als züchtige Barbaren auszeichneten. Gott wollte damit beweisen, wie sehr er die Fleischeslust hasse und die Keuschheit liebe. In Nordafrika sei die Unreinigkeit ein so allgemein verbreitetes Uebel, daß derjenige, welcher dort aufhöre ein unreines Leben zu führen, kein Afrikaner mehr zu sein scheine. Zu Carthago, dem nordafrikanischen Rom, wo als Hauptstadt alle Laster an einem Punkte vereinigt zu finden seien, werde der Wollust auf die schnödeste Weise gefröhnt. Der Clerus mache hier zwar eine rühmliche Ausnahme, aber im christlichen Volke finde man unter so vielen Tausenden nur wenige keusche Leute. Der vom Apostel Paulus geschilderte

---

1) l. c. lib. VI, 2—12. Vastata est *Italia* tot iam cladibus, ergo Italorum vitia destiterunt? obsessa est urbs *Roma* et expugnata. ergo desierunt blasphemi ac furiosi esse Romani? inundarunt *Gallias* gentes barbarae. ergo, quantum ad mores perditos spectat, non eadem sunt Gallorum crimina, quae fuerunt? transcenderunt in *Hispaniae* terras populi Vandalorum. mutata quidem est sors Hispanorum sed non mutata vitiositas. postremo no qua pars mundi exitialibus malis esset immunis navigare per fluctus bella coeperunt: quae vastatis urbibus mari clausis et eversis *Sardinia* ac *Sicilia* . . . . . ecquid ingressis terram illam gentibus barbaris forsitan vel metu vitia cessarunt? . . . Circumsonabant armis muros *Cirtae* atque *Carthaginis* populi barbarorum et ecclesia carthaginiensis insaniebat in circis, luxuriabat in theatris.

Digitized by Google

Brauch der Heiden Röm. 1, 26 sqq. sei hier allgemein im Schwange. In einer christlich-römischen Stadt werde diese schändliche Verkehrung der Natur ohne alle Scham und ungestraft getrieben. Von den Vandalen, die Afrika verheert und das Land sich unterworfen hatten, rühmt Salvian, daß sie, obgleich sie Ueberfluß an Allem vorfanden, sich nicht dem Genusse hingaben, sondern enthaltsam blieben und den Luxus verschmähten. Die verderbten Sitten betrachteten sie mit Abscheu, besonders die unnatürliche Wollust der Männer, aber auch die Hurerei; nicht bloß flohen sie für sich diese Laster, sondern sie waren bemüht, auf durchgreifende Weise denselben durch Gesetze zu steuern und die verdorbenen Sitten zu verbessern [1]).

Außerdem macht Salvian den christlichen Römern ihren großen Undank gegen Gott zum Vorwurf. Wenn Gott ihnen wider Erwarten und Verdienst Glück zuwende, so schreibe man es allem Andern, nur nicht Gotte, zu. Ganz anders stehe es bei den Gothen und Vandalen, die, obgleich durch schlechte Lehrer unterrichtet, in diesem Stücke doch besser seien; denn in gefährlicher Lage erflehten sie Hülfe von Gott und betrachteten die glücklichen Erfolge als sein Geschenk. Daher sei ihnen in großer Furcht die Siegespalme zu Theil geworden, während jene in ihrem Uebermuth geschlagen seien (Luc. 14, 11). Der römische Feldherr Litorius, erzählt Salvian, der sich bei der Belagerung von Tolosa (im J. 439) rühmte, daß er als Sieger bald in die Stadt einziehen werde, wurde, da er der Hülfe Gottes nicht vertraut hatte, noch an demselben Tage ergriffen und gefesselt in die Stadt geführt, wo er lange in schmachvoller Gefangenschaft sitzen mußte. Die Gothen dagegen hatten den Sieg in Gottes Hand gelegt und ihr König Theoderich hatte bis zum Ausbruch des Kampfes auf einer Decke der Erde niederknieend gebetet, und vom Gebet sich zum Kampfe erhebend den Sieg mit den Waffen gewonnen, den er schon im Gebete errungen hatte. In ähnlicher Weise wurde ein römisches Heer, das unter Castinus (im J. 422) gegen die Vandalen in Spanien zu Felde gezogen war, geschlagen, da es gegen Gottes Gebot (Jer. 9, 23 sq.) auf seine eigene Weisheit und Tapferkeit vertraut hatte. Während es auf die Waffen trotzte, zog der Feind ihm mit dem Buch des göttlichen Ge-

1) l. c. lib. VII. c. 2—7. 16—22.

Digitized by Google

setzes entgegen. Dazu nahm die vandalische Furcht ihre Zuflucht, daß sie den Römern eine Anzahl himmlischer Aussprüche entgegenhielt und gegen die Streiter die heil. Schriften gleichsam als den Mund Gottes selbst aufthat. Die christlichen Römer lachen darüber, wie sie fast alles Religiöse belachen. Was kann ihnen das Vorrecht ihres katholischen Namens nützen, daß sie Gothen und Vandalen als Häretiker verachten, und selbst ein gottloses Leben führen. Was Gott über die christlichen Römer und über die Gothen und Vandalen urtheilt, das zeigen die Thatsachen: „illi crescunt quotidie, nos decrescimus; illi proficiunt nos humiliamur; illi florent et nos arescimus. Ut vere in nos veniat dictum illud quod de Saul et David ait sermo divinus: quia David erat proficiens et semper se ipso robustior: domus autem Saul decrescens quotidie. Iustus enim ut Propheta ait, iustus est dominus et rectum iudicium.“ Das Gericht Gottes habe schon begonnen, da das alte Geschlecht, das unter allen Züchtigungen Gottes von seinen Lastern nicht abgelassen hat, zu Grunde geht. Schon haben die feindlichen Völker das ganze Reich überzogen und die von den äußersten Grenzen der Erde gerufenen Werkzeuge der göttlichen Gerichte haben sogar über das Meer hinübergesetzt, um die Verbrechen der Afrikaner zu bestrafen. Sie selbst gestehen, daß es nicht ihr Plan sei, den sie ausführten, sondern daß sie durch göttlichen Befehl getrieben und gedrängt würden; wie der Assyrer einst den Juden erwiederte: Der Herr sprach zu mir: ziehe hinauf in das Land und verderbe es! (Jes. 36, 10.) [1])

Dieser höhere Impuls, von dem die Vandalen, nach dem Bericht des Salvian, sich getrieben fühlten, soll auch die Gothen geleitet haben. Als Alarich gegen Rom zog, soll ihn ein christlicher Mönch ermahnt haben, daß er sich doch nicht an einem so großen Unglück erfreuen und an Mord und Blut sein Ergötzen finden möge. Diesem habe Alarich erwiedert: Nicht freiwillig ziehe ich dorthin, sondern es ist jemand, der mich täglich beunruhigt und antreibt mit den Worten: ziehe hin und zerstöre die Stadt Rom! [2])

Das düstre Bild, welches Salvian um die Mitte des 4. Jahrh.

---

1) l. c. lib. VII. c. 9—13.

2) Socr. hist. eccl. VII, 10. Sozom. IX, 6.

Digitized by Google

von den Sittenzuständen der christlich-römischen Welt in allgemeinen Umrissen entworfen hat, erscheint, wie in kleinem Rahmen, für Gallien zusammengefaßt in der vita des Paulinus, der, als der Enkel des Ausonius, von Paulinus Nolanus wohl unterschieden werden muß. Schon früh war er mit seinem Vater von Pella in Macedonien nach Gallien gekommen und dort ganz den Sitten des Landes gemäß auferzogen worden. Er hat später als Greis (im J. 456) seine Lebensführungen vom christlichen Gesichtspunkte mit einem von Dank gegen Gott erfüllten Herzen dargestellt [1]).

Vor Allem wurde er in der klassischen Literatur schon früh unterwiesen, im Homer und Virgil ꝛc.; auf Fertigkeit in den Sprachen wurde großes Gewicht gelegt, auf die sittliche Ausbildung kam es nicht an. Als er eben 15 Jahre alt war, da wurde er auf den Rath der Aerzte von den anstrengenden Studien entbunden, um das Leben zu genießen. Pferde und Hunde, Falken u. dergl. bildeten jetzt die Gegenstände der Beschäftigung. Von Rom wurden vergoldete Bälle zum Spiel bezogen. Die Kleider mit Moschus höchst kostbar parfümirt. Paulinus scheint es als ein Verdienst anzusehn, daß er damals in seiner Jugend sich keine Verführungen von Mädchen seines Standes habe zu Schulden kommen lassen, die an der Tagesordnung waren, sondern daß er sich mit den Dienerinnen seines Hauses begnügt habe. Nachdem Paulinus eine Zeit lang dieses leichtsinnige Leben geführt hatte, wurde er von den Eltern bewogen, wie's Sitte war, sich zu vermählen, und zwar sich aus einem Hause von altem Namen eine Gattin zu wählen, wenn auch kein Vermögen vorhanden sei. Er verwaltete dann in seinem neuen Stande die ihm zuertheilten Güter, die indeß in damaliger Zeit von Steuern so sehr belastet waren, daß er erst diese herbeischaffen mußte, bevor er sich ungestört dem Genuß hingeben konnte. Die geräumige Villa richtete sich Paulinus auf die geschmackvollste und bequemste Weise ein; für die verschiedenen Jahreszeiten waren passende Räume hergestellt, die Mahlzeiten waren üppig und glänzend, die Dienerschaft zahlreich und durch ihre Jugend auserlesen; das

1) Eucharisticum, ein aus mehr als 600 Hexametern bestehendes Gedicht. Hauptausgabe c. notis Fr. Iureti Casp. Barthii etc. cura et studio Christ. Daumii. Lips. 1681.

Digitized by Google

silberne Hausgeräth zeichnete sich mehr durch künstliche Arbeit als durch Gewicht aus. Mancherlei Künstler wurden durch ihn beschäftigt; die Ställe, die von Pferden und anderem Vieh gefüllt waren, die gezierten Wagen zeugten von dem Reichthum des Besitzers. Eine geraume Zeit führte Paulinus solch ein Leben in Freude und Wonne, während Gallien schon von den Barbaren bedrängt wurde. Erst als der Sturm näher rückte und die Gothen die Gegend von Bordeaux, wo Paulinus wohnte, bedrohten, als gleichzeitig sein Vater starb, wurde er aus dem erschlaffenden Leben aufgeschreckt. Zum Widerstande gegen den Feind fehlten der Muth und die Entschlossenheit. Aus Liebe zur Ruhe und zum Genusse unterwarf sich Paulinus, wie die Meisten seiner vornehmen Genossen, den Barbaren, ja er nahm im Dienste des von den Gothen erhobenen Attalus ein Hofamt an. Als aber unter Athaulf die Gegenden von Bordeaux verheert wurden, mußte auch er seine Güter aufgeben und flüchtete nach Bazas. Paulinus bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß unter der allgemeinen Verwüstung von den Gothen auch nicht ein Versuch gemacht worden sei, die Schamhaftigkeit der weiblichen Gefangenen zu verletzen [1]). Dies stimmt also mit Salvian's Zeugniß ganz überein. Die Scenen, die Paulinus von der Belagerung der Stadt Bazas erzählt, liefern einen deutlichen Beweis, wie alle Bande der Zucht unter dem Volke in jenen Zeiten aufgelöst waren. Der Pöbel wurde, während die Barbaren vor den Mauern standen, von einigen jungen Leuten zum Morde gegen die Reichen aufgewiegelt, die keine andere Rettung sahen, als sich und die Stadt den Barbaren zum Schutze zu übergeben.

Mit dem Einfall der Barbaren in Gallien wurde die Größe des Verfalls der Sitten in allen Ständen erst recht offenbar. Nach der Mitte des 5. Jahrh. legen andre Gewährsmänner davon Zeugniß ab, wie z. B. der massilienssische Rhetor Cl. Marius Victor († 460), der die Eindrücke seiner Beobachtungen kurz zusammenfaßt:

nil hostis, nil dira fames nil denique morbi
egerunt: fuimus, qui nunc sumus, hisque periclis

1) v. 321 sqq.
cunctarumque tamen comitum simul et famularum
eventum fuerant nostrum quaecunque secutae,
illaeso penitus, nullo adtentante, pudore.

Digitized by Google

tentati nihilo meliores reddimur unquam,
sub vitiis nullo culparum fine manentes
nil sanctum est nobis nisi quaestus: etc. [1])

Besonders eingehend hat Sidonius Apollinaris (zw. 460 u. 484) das Leben der höheren Stände in Gallien geschildert und Salvian in wesentlichen Punkten ergänzt.

Unter den hereinbrechenden Gerichten setzten die romanisirten Gallier aus den edlen Geschlechtern ihr üppiges Leben fort. Ihre Villen, die sie in den reizendsten Gegenden angelegt, gaben eine Vorstellung von der Pracht, die sie um sich entfalteten. Ihre tägliche Beschäftigung war mit den mannichfachsten Lustbarkeiten ausgefüllt: Spiel, Bäder, Lektüre, feine Mahlzeiten; nach der Mahlzeit wurde eine Siesta gehalten und dann bereitete man sich durch einen Spazierritt dazu vor, wieder eine reichliche Abendmahlzeit einzunehmen. Jedes etwas festliche Mahl wurde durch allerlei Künste verherrlicht: man improvisirte Verse oder man sang, oder Musikchöre spielten auf; am beliebtesten waren die mimischen Tänze, die nach griechischer Weise zuerst in Rom nachgeahmt worden und von dort sich in die Provinzen, besonders nach Gallien verbreitet hatten. Ueber diesen Spielen vergaß man das Elend des Landes und des Reichs, vergaß, daß die Barbaren eingedrungen und bereits Herren eines Theils des Reichs geworden waren, daß sie im Begriffe standen, sich des noch übrigen zu bemächtigen [2]). Um die Genüsse nicht zu verlieren, gab man die Ehre und das Vaterland preis und drängte sich in gothische Dienste. Gesinnungslose Männer, die als Präfekten von Gallien das Volk bis auf's Blut ausgesaugt und sich auf's äußerste verhaßt gemacht hatten, scheuten sich nicht, das Land dem Feinde zu verrathen. Die Züge, die Sidonius von dem Treiben des Arvandus und Seronatus mittheilt, eröffnen einen Blick in die Zustände des öffentlichen Lebens, in denen sich der Verfall der Sitte vollkommen abspiegelt [3]).

Sidonius nimmt einzelne Theile Galliens, wie die Gebirgs-

1) Epist. ad Salmonem Abbatem de perversis suae aetatis moribus (B. PP. max. tom. VIII).

2) Epist. lib. II. epp. 2 et 9; VIII, epp. 4 et 12. Das Mahl, welches ein Bürger von Arles dem Majorian gab, giebt eine Vorstellung von der Pracht, die in diesem Stande herrschte, lib. IX. ep. 13.

3) l. c. lib. I, ep. 7. lib. II, ep. 1. et V, ep. 13.

Digitized by Google

gegenden der Arverner aus, wo erst in späterer Zeit römische Sitten eingedrungen und damit auch das Verderben sich erst zu verbreiten angefangen hatte. Noch hatte indeß die Mehrzahl der Arverner mit ihrem alten celtischen Idiom auch ihre alten Sitten und Festigkeit bewahrt; sie leisteten unter der Anführung des edlen und kühnen Ecdicius den Gothen Widerstand mit einem Muthe und einer Tapferkeit, die recht im Gegensatze standen gegen die Eile und Ohnmacht, womit sonst Alles in Gallien ringsumher ohne Schwertstreich den Barbaren sich unterwarf, gleich als ob man völlig überzeugt sei, daß an dem Schattenbilde des römischen Namens kein Halt mehr sei [1]). Bei einem neuen Einfall der Gothen in ihr Gebiet wurden rogationes, Bußtage, unter Fasten und Gebet gehalten, wie sie Mamertus, Bischof von Vienna, in Folge vieler Prodigien, d. h. Unheil verkündender Vorzeichen, zuerst eingeführt hatte, um die Gerichte Gottes nach dem Beispiel der Niniviten abzuwenden. Man wollte sich, wie Sidonius von den Arvernern schreibt, nicht auf die verbrannten Mauern, die morschen Brustwehren oder die mit Wachen bedeckten Wälle stützen, sondern den Zorn Gottes durch die rogationes zu besänftigen suchen. So hatten hier bei den Arvernern die göttlichen Strafgerichte zur Buße erweckt [2]). Sidonius, der einen Freund zu dieser Feier einladet, bemerkt: „Zwar wurden auch früher öffentliche Gebete gehalten, doch waren sie lau und fanden nur selten statt; sie wurden in ihrer Wirkung durch dazwischenfallende Mahlzeiten geschwächt; meist pflegte man Regen oder Sonnenschein zu erflehn, wozu dann, um nicht mehr zu sagen, der Töpfer und der Gärtner nicht zugleich kommen durften; aber an diesen Bußtagen wird gefastet, gebetet, gesungen und geweint. Zu diesen Festen der Demüthigung und Zerknirschung lade ich dich ein" ꝛc. [3]). Unter den Arvernern zeichnet uns Si-

1) l. c. lib. III, epp. 1. 2. 3. cf. Greg. Tour. II, 24.

2) l. c. lib. VII, ep. 1. cf. Aviti homil. de rogationibus (Bibl. PP. ed. Gallandi tom. X. p. 744 sqq.): „Festivitas est cuius iocunditas tota sobrietas, cuius epulae lacrymae, cuius pastus esuries est; cuius principium ex necessitate, perseverantia in dilectione, actus in requie, requies in labore, cum tota ista observantia confessio poenitendi pro culpa sit et rogandi pro venia." Aus diesen rogationes bildeten sich die Betgänge in der Bittwoche drei Tage vor Himmelfahrt, die sog. große Litanei cf. Greg. Tour. II, 34.

3) l. c. lib. V, ep. 14.

Digitized by Google

donius Persönlichkeiten, wie die des Bectius, dessen Haus sich vor Allem dadurch auszeichnete, daß es die Keuschheit unverletzt bewahrt hatte; sodann herrschte dort große Menschenfreundlichkeit gegen die Untergebenen, Nüchternheit und eine edle Einfachheit; das Wort Gottes wurde dort als Nahrung für die Seele gelesen, die Psalmen häufig vorgetragen, noch häufiger gesungen u. s. w. — ein Leben, das von dem der edlen Geschlechter in Gallien, wie es Sidonius schildert, sich völlig unterscheidet [1]). Was den Clerus in Gallien betrifft, so war er durch einzelne tüchtige Bischöfe vertreten, die indeß als Ausnahmen in jener Zeit dastanden. Sie waren theils aus den Klöstern im Süden des Landes aus Lerins und St. Victor hervorgegangen und zeichneten sich durch theologische Bildung und sittlichen Lebenswandel aus, theils waren sie aus den höheren Ständen vom Volke gewählt und verwandten ihre reichen Mittel dazu, den großen Nothständen in jener Zeit zu steuern. Zu jener Klasse gehörte z. B. ein Mann wie der ehrwürdige Lupus, Bischof von Troyes, († im J. 479), der durch seine Bußordnungen für das Volk und seine eigene Bußübung im Sack und in der Asche nicht bloß den Zorn Gottes, sondern auch den des Attila zu wenden versuchte, indem er ihm mit dem ganzen Clerus der Diöcese in unerschrockenem Glaubensmuthe entgegentrat [2]). Zu der zweiten Klasse sind Männer wie Sidonius selbst, ferner ein Patiens, Bischof von Lyon, zu zählen, dessen Tisch zwar, wie Sidonius meldet, von dem Könige gelobt wurde, aber ebenso sein Fasten von der Königin. Mit seinen Schätzen erbaute er prächtige Basiliken, wie die des h. Justus zu Lyon, um den äußeren Glanz der Kirche zu heben; oder er sorgte für das irdische Wohl der ihm anvertrauten Heerde, wie zur Zeit einer furchtbaren Hungersnoth, die nach den Verheerungen des Landes durch die Gothen ausgebrochen war. Große Massen von Getraide, die er kommen ließ, wurden unentgeltlich unter das hungernde Volk ausgetheilt und sieben Städten ausgeholfen. Sidonius stattet ihm im Namen der Arverner Dank ab: „Durch ganz Aquitanien erschallt dein Ruhm; du wirst geliebt, gelobt, ersehnt von aller Herzen und aller Wünschen. In diesen schlimmen Zeiten bist du ein guter Priester, ein guter Vater, ein gutes Jahr!“ [3])

1) l. c. lib. IV, ep. 9. 2) l. c. lib. VI, ep. 1. et a. 3) l. c. lib. VI, ep. 12.

Digitized by Google

Wenn wir die einzelnen Züge bei Sidonius über das Leben und die Sitten der noch heidnischen oder ketzerischen Barbaren zusammenfassen, so läßt sich nicht verkennen, daß der feiner gebildete Römer Haß und Verachtung gegen sie im Herzen trägt, wie er denn einem Freunde schreibt: „Du meidest die Barbaren, weil sie für schlecht gehalten werden, ich, selbst wenn sie gut wären“ [1]). Gleichwohl aber werden ihre Tugenden nicht verschwiegen, durch die sie sich vor dem entnervten und entarteten Geschlechte der romanisirten Gallier auszeichneten [2]): Die Furchtlosigkeit und der Muth, den die Franken im Kampfe zeigten, die Wildheit der Sachsen, die kühn allen Gefahren zur See Trotz boten; die imponirende Gestalt der Burgunder, die wie Riesen erschienen. Von den Westgothen zeichnet Sidonius das Bild ihres Königs Theoderich bis in's Einzelne hinein. Vor Tagesanbruch verrichtete er seinen Gottesdienst, dann erst wandte er sich zu den Geschäften. Seine Tafel war einfach, wie die eines Privatmannes; statt übermäßiger Pracht der Geschirre und überladener Tische, statt der Menge der Becher wurde der Hauptwerth auf die Gespräche gelegt, die nur Ernstes zum Gegenstande hatten. Nur selten waren während der Abendmahlzeit mimische Darstellungen zugelassen, und es durfte dann keiner der Gäste durch die Galle einer bissigen Zunge verletzt werden. Auch hörte man dort keine Wasserorgeln spielen oder Musikchöre unter ihrem Direktor Stücke aufführen. Da trat kein Lautenspieler, kein Flötist, kein tanzender Sänger, keine Paukenschlägerin oder Harfenistin auf. Der König unterhielt sich nur an dem Saitenspiel, wodurch die Tugend ebensosehr das Gemüth besänftigt, als Gesang das Ohr. Welch einen Contrast bietet dies Hofleben Theoderichs mit dem Treiben der edlen römischen Geschlechter in Gallien dar! Ohne Zweifel war der König nach Charakter und Sitten, wie sie Sidonius als aufmerksamer Beobachter geschildert hat, Vorbild für seine Gothen, die ihm darin nacheiferten.

---

1) l. c. lib. VII, ep. 14.

2) Ueber die Franken cf. carm. V. v. 238—254.; über die Sachsen cf. carm. V. v. 370 sqq. u. epp. lib. VIII, 6.; über die Burgunder cf. carm. XII. v. 11 sqq. u. epp. VIII, 9.; über die Gothen carm. VII. unter anderen v. 452 sqq., wo der Rath der Alten, der sich beim Neumond versammelt, beschrieben ist. lib. I, ep. 2. handelt über Theoderich II.

Digitized by Google

Wie in Gallien und am Rhein, so war auch an der Donau der Verfall des kirchlichen Lebens im 5. Jahrh. schon so weit gediehen, daß keine Rettung mehr möglich erschien. Mit römischer Herrschaft, der die celtischen Stämme an der Donau wie in Gallien und am Rhein unterlegen waren, hatte römische Cultur schnellen Eingang gefunden. In ihrem Gefolge hatte sich das Christenthum in der Form des römischen Kirchenthums dorthin verbreitet und blühende christliche Stiftungen waren entstanden. Neben dem Christenthum hatten aber römische Bildung und Sitten dort sich behauptet und die damit verbundenen Einflüsse des Heidenthums innerhalb der Kirche in den Donauprovinzen wie überall in den Provinzen des römischen Reichs in verderblicher Weise allmählich sich geltend gemacht. Die Wirksamkeit des Severinus läßt uns einen Blick thun in die kirchlichen Zustände von Rhätien und Noricum zu der Zeit, als Attila im J. 453 gestorben und die durch die Hunnenmacht bis dahin zusammengehaltenen germanischen Stämme an der Donau wieder frei geworden waren und die römischen Provinzen fortwährend bedrohten. Severinus, der, dem Rufe Gottes folgend, von anderwärts hieher gezogen war, trat als Bußprediger unter den christlichen Römern auf, um den Untergang noch eine Zeit lang aufzuhalten und soviel als möglich Einzelne zu erretten. Er fordert überall das Volk auf, durch Gebet, Fasten und Werke der Barmherzigkeit den Zorn Gottes über ein sittlich entartetes Geschlecht zu versöhnen. Gleich im Beginne seiner Wirksamkeit stieß er zu Casturis auf eine unbußfertige Bevölkerung, der er das drohende Gericht ankündigte. Und als die Menge unbekümmert und verstockt blieb und ferner ihren fleischlichen Gelüsten folgte, da brach die gedrohte Strafe herein, daß die Stadt durch die Barbaren an einem bestimmten Tage zerstört wurde [1]). Zu Cucullis (Kuchl), fand Severinus, daß ein Theil des Volkes an schändlichen Opfern sich betheiligte, also in's Heidenthum zurückgefallen war. Er hielt deßhalb mehrere Ansprachen, ordnete ein dreitägiges Fasten an und versammelte dann die ganze Gemeinde in der Kirche. Jedes Glied mußte mit einer Kerze versehen erscheinen. Durch ein Wunder entzündeten sich die Lichter der Gläubigen, die der Andern aber, welche geopfert hatten, blieben unangezündet. Auf diese Weise wurden

1) Vita Severini c. 1. bei Pez Script. rerum austriacarum I. p. 66.

Digitized by Google

ſie entdeckt [1]). Zu Tiburnia (Liburnia, Lurnia, das jetzige Lurnfeld), zögerte man den Zehnten vom Getraide zu ſenden, den Severin aus ganz Noricum zum Unterhalt für die Armen anſammeln ließ. Wie gewöhnlich folgte die Strafe auf dem Fuße nach, indem die Gothen ſich des Vorrathes bei einem ihrer Einfälle bemächtigten. Ebenſo wurden die Bewohner von Lauriacum (Lorch), die den Anordnungen Severin's ſich entzogen und den Getraidezehnt zu ſenden verzögert hatten, dadurch geſtraft, daß der Roſt das Korn beſiel [2]). Den Leuten von Boitro (Bojodorum, das jetzige Innſtadt), an dem öſtlichen Ufer der Enns, Paſſau gegenüber, die den Severinus darum angingen, daß er ihnen bei dem Fürſten der Rugier die Erlaubniß verſchaffte, Handel zu treiben, erwiderte er, daß die Zeit nicht mehr fern ſei, wo ihr Platz verlaſſen ſein werde, wie dieſes mit den weiter oberhalb an der Donau gelegenen Kaſtellen ſchon der Fall war. Als ſie darüber aufgebracht wurden, forderte ein dortiger Presbyter, der von teufliſchem Geiſte erfüllt war, den Severinus auf, ſich ſchnell aus dem Staube zu machen, damit man nach ſeiner Entfernung ſogleich von den Faſten und Vigilien ausruhen könne. Wie dieſer Presbyter ſich ausſprach, ſo dachten Manche unter dem Clerus, die nur Angeſichts des drohenden Unterganges den äußeren Anordnungen Severin's ſich gefügt hatten, ohne daß ihre Herzen durch ſeine Predigten zur Buße erweckt waren. An demſelben Orte Bojodorum traten auch einige widerſpenſtige Mönche gegen ihren Lehrmeiſter auf, die erſt nach harter Züchtigung wieder zu Kreuz krochen [3]). Nach Juvavum (Salzburg) ſandte Severin wiederholt Botſchaft, um die Bewohner zu warnen und ſie aufzufordern, ohne Zögern die Stadt zu verlaſſen, da ihr der Untergang nahe bevorſtehe; aber weder das Volk noch der Presbyter Maximianus ſchenkten der prophetiſchen Warnung Glauben und fielen zum größten Leidweſen des Severinus den Herulern in die Hände, die, nachdem ſie die Stadt zerſtört hatten, die meiſten Bewohner als Gefangene wegſchleppten, jenen Presbyter aber an einem Galgen aufhingen [4]). — Die vita des Severinus entrollt allmählig immer weiter das Gemälde der Zer-

1) l. c. c. 12. pars plebis in quodam loco *nefandis sacrificiis* inhaerebat.

2) l. c. c. 18. 19. 3) l. c. c. 23. 32. 4) l. c. c. 25.

Digitized by Google

ſtörung und des Unterganges der chriſtlich-römiſchen Stiftungen in den Donauprovinzen. Hie und da zwar fand die Bußpredigt des Severinus Eingang, oder das Eintreffen ſeiner Prophezeiungen ſowie ſeine Wunder machten wenigſtens einen Eindruck auf die Gemüther, im Ganzen aber beharrte das Volk im Unglauben und wurde von dem drohenden Strafgerichte raſch überfallen.

Die rechtgläubigen Römer wurden von den an der Donau hauſenden häretiſchen, und zwar arianiſchen Barbaren, vielfach beſchämt, die dem Severinus die mannichfachſten Beweiſe der höchſten Ehrerbietung zollten, z. B. Flaccitheus, der König der Rugier, der durch die Oſtgothen von Pannonien her hart bedrängt wurde, fragte Severin um Rath, indem er ſeine Ausſprüche wie ein göttliches Orakel anſah. Severin, obgleich durch das katholiſche Bekenntniß von dem Rugierfürſten getrennt, ertheilte ihm Antwort und richtete ernſte Ermahnungen an ihn, denen Flaccitheus unbedingt Folge leiſtete. — Nach der wunderbaren Heilung eines gichtbrüchigen Rugiers ſtrömte das ganze Volk zu Severinus hin, um ihm zu danken und ſeine Hülfe für Krankheiten in Anſpruch zu nehmen. Auch andere Stämme, zu denen die Kunde von Severin's Wunderthat hindrang, verlangten den Streiter Chriſti zu ſehen. Schon vorher hatten einzelne barbariſche Stämme, die nach Italien zogen, ſich an ihn gewandt, um ſeinen Segen zu erlangen. Unter dieſen befand ſich auch Odoaker, dem Severin vorausverkündigte, daß er künftig zu großer Macht gelangen werde. Daher auch Odoaker als Herulerkönig ſpäter mit Severin in freundſchaftlichen Verkehr trat und deſſen Wünſchen willfahrte [1]). Von dem Alemannenkönig Gibold wird erzählt, daß er den Severinus mit der höchſten Ehrfurcht liebte und bei einer Begegnung mit ihm ohnweit Patavis (Paſſau) einen ſo gewaltigen Eindruck empfing, daß er ſeinen Soldaten erklärte, er ſei nie, weder im Kriege noch ſonſt in ſeinem Leben durch Schrecken ſo erſchüttert worden. Er ließ Severin fordern, was er wollte, und ließ eine Menge Gefangene wieder los [2]). Feletheus oder Fava, der Sohn und Nachfolger des Flaccitheus, hielt die Verbindung mit Severin aufrecht. Die Königin Giſa, die von grauſamer und böſer Gemüthsart war und einen ſchädlichen Einfluß auf ihren Gemahl

1) l. c. c. 6. 7. cf. c. 31. 2) l. c. c. 20.

Digitized by Google

geübt hatte, unterließ es aus Ehrfurcht vor Severin die Katholiken wiederzutaufen, wozu sie der arianische Eifer getrieben hatte. Als sie die Bitten Severins, einige in harter Knechtschaft gehaltene Römer frei zu lassen, zurückzuweisen wagte, da wurde sie durch die Todesgefahr, in die ihr Sohn Fridericus gerieth, zur Besinnung gebracht. Sie erkannte, wie dadurch die Ungerechtigkeit, die sie gegen den Mann Gottes begangen habe, gerächt werde, bat in aufrichtiger Reue um Verzeihung und willfahrte sofort seinen Bitten. Sodann eilte sie mit ihrem Gemahl zu Severinus, dem sie ihren Sohn vorstellte; sie bekannte, daß dieser durch seine Gebete vom Rande des Todes errettet worden sei und gelobte, nie seinen Befehlen zu widerstreben [1]).

Als später Feletheus mit seinem Heere Lauriacum (Lorch) bedrohte, wo die Flüchtlinge der Städte, die von den Barbaren zerstört worden waren, Zuflucht gesucht hatten, da zog Severin ihm entgegen, um den Rugierkönig zu besänftigen. Der Barbar gerieth in Furcht bei der Ankunft des heiligen Mannes. Severinus erinnerte den Feletheus daran, wie sein Vater ihn in allen Unternehmungen um Rath gefragt, und dafür, daß er nie seinen heilsamen Ermahnungen Widerstand geleistet habe, sondern folgsam und demüthig gewesen, durch manche glückliche Erfolge belohnt worden sei. Durch solche ernste Vorstellungen ließ sich der König bereden, mit seinem Heere abzuziehn und die zu Lauriacum versammelten Römer wurden, statt durch die Gewalt der Waffen, auf friedlichem Wege in die den Rugiern unterworfenen Städte vertheilt, wo sie ein Bündniß untereinander abschlossen [2]). — Gegen Ende seines mühevollen Lebens ließ dann Severinus, in Vorahnung seines nahen Todes, den König Feletheus nebst seiner Gemahlin zu sich kommen. Er ermunterte sie, gegen ihre Unterthanen sich so zu benehmen, daß sie dereinst vor dem Richterstuhle Gottes für die Führung der Regierung Rechenschaft ablegen könnten, und nachdem er sie ohne alle Furcht ermahnt hatte, machte er die grausame Königin für die Seele ihres Gemahls verantwortlich, da sie dieselbe auf's Spiel setze, wenn sie den König von dem Wege der Milde ablenke. Den ernsten Ermahnungen des Severinus schenkten Beide, der König und die Königin, geneigtes Gehör. Auch dem Bruder des Ru-

1) l. c. c. 8. 2) l. c. c. 30.

Digitized by Google

gierkönigs Fridericus, der den heil. Mann der Sitte gemäß (ex more) begrüßte, zeigte er an, daß sein Heimgang zum Herrn bevorstehe und drang in ihn, künftig Gerechtigkeit walten zu lassen gegen Arme und Gefangene, damit er sich nicht den Zorn Gottes zuziehe. Fridericus, der ganz erschüttert wurde durch die Kunde von dem bevorstehenden Verluste, insofern er hinfort nicht mehr, wie auch der Vater Flaccitheus, durch das Gebet des heil. Mannes gestärkt werden könne, gelobte, allen seinen Vorschriften nachzukommen und kehrte nach Hause zurück [1]). Nach dem Tode des Severin brach freilich Friedericus sein Versprechen und führte die Verwicklungen herbei, die den Odoaker sich einzumischen veranlaßten und den Untergang der römischen Herrschaft an der Donau zur Folge hatten.

Wenn nach der vita des Severinus die germanischen Stämme an der Donau zwar roh und räuberisch auftraten, so verhielten sie sich doch im Ganzen, mit ihren Fürsten an der Spitze, dem Bußprediger gegenüber ganz anders als die Römer. Die Predigt des Severinus fand empfängliche Herzen und seine Wunder machten einen überwältigenden Eindruck auf die gläubigen Gemüther der Germanen.

Also auch an der Donau stand es mit dem christlich-römischen Volke ebenso wie an allen anderen Orten: eine alte absterbende Welt, deren kirchliches Gebäude vor dem Völkersturm zusammenstürzte. Ihr gegenüber standen die germanischen Völker, durch die das Strafgericht über eine entsittlichte Bevölkerung vollzogen wurde, als eine jugendlich frische Welt, der die Zukunft gehörte.

Wenden wir unsern Blick nach Britannien. Ueber die sittlichen Zustände der altbritischen Kirche im 6. Jahrh. giebt der Presbyter Gildas von Bathonia, nachher Abt des Klosters Banchor, der inmitten derselben lebte, hinreichenden Aufschluß, um sich ein Gesammtbild zu entwerfen. Im Lichte des prophetischen Wortes betrachtet Gildas, ähnlich wie Salvian, die Geschicke Britanniens: zunächst die verheerenden Einfälle der Pikten und Skoten von Norden her, durch die das Land in immer größere Drangsale, besonders in furchtbare Hungersnoth gerathen war. Erst als die Noth das Volk zu Gott getrieben hatte,

1) l. c. c. 34. 35.

Digitized by Google

wurde man des Feindes Meister [1]). Aber nachdem die Ruhe vor dem äußeren Feinde hergestellt war, erhob sich in noch gefährlicherer Weise ein innerer Feind: der Bürgerkrieg. Mit dem Wohlstand, der mit der Ruhe nach außen, wie nie zuvor, wiedergekehrt war, mit dem Ueberfluß an Allem war auch der Uebermuth wieder erwacht und die alten Laster wieder im Schwange: omnino talis auditur fornicatio, qualis nec inter gentes, wie der Apostel den Corinthern (1 Cor. 5, 1) vorwarf. Gildas wendet auf diese Zustände, die er schildert, die Worte des Jesaias an: „das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt; von der Fußsohle bis zum Scheitel ist nichts Gesundes an ihm." Die Hirten selbst, die dem ganzen Volke als Vorbild dienen sollten, führten einen sträflichen Wandel [2]). Eine neue Züchtigung, die hereinbrach, eine furchtbare Pest, die so viele wegraffte, daß man die Menge nicht zu beerdigen im Stande war, brachte keine Sinnesänderung hervor. Das Volk beharrte in seinem Leichtsinn, sodaß sich ein anderes Wort des Propheten an ihm erfüllte: „Der Herr wird rufen, daß man weine und klage, daß man sich bescheere und Säcke anziehe; aber siehe, es ist eitel Freude und Wonne, Ochsen schlachten und Schafe bereiten, Fleisch essen und Wein trinken: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt." Als aber das Maß der Sünden des Volks voll geworden war, da brach die Strafe herein. Man hatte gegen die erneuerten Einfälle der nördlichen Nachbarn die Sachsen zu Hülfe gerufen (ferocissimi illi nefandi nominis Saxones, deo hominibusque invisi), die, wie Wölfe in die Schafställe einzubrechen pflegen, in die Insel eindrangen, und sich selbst zu Herren machten. Das Land wurde verheert und auch das Heiligthum nicht verschont. Die Kirchen wurden zerstört und die Priester mit dem Volke niedergemetzelt. Die heil. Altäre wurden mit Blut befleckt. Ueberall das Bild schrecklicher Gerichte. Der früher herrlich grünende Weinberg wurde wie zur Wüste umgewandelt (Micha 7, 1). Wer dem Schwerte des Feindes (der Sachsen) entronnen war, zog sich nach den westlichen Theilen des Landes zurück, wo ein Ueberrest christlicher Bevölkerung sich er-

1) *Gildas de excidio Britanniae* Pars I. c. 12. 18. (nach dem J. 543 verfaßt). In Gallandi B. PP. Tom. XII.

2) l. c. Pars 1. c. 19.

Digitized by Google

hielt, der Gott von ganzem Herzen um Verzeihung bittend unter seinem Beistand wieder erstarkte. Aber schon die folgende Generation, die von den früheren Stürmen nichts wußte, und nur die Ruhe genossen hatte, war wieder so entartet, daß alle Herrschaft der Wahrheit und Gerechtigkeit erschüttert und untergraben, und sowohl bei den Fürsten als bei dem Clerus und dem Volke, mit wenigen Ausnahmen, kaum eine Erinnerung daran vorhanden war [1]).

Gildas wendet sich im zweiten Theile seiner Schrift an die Fürsten und Richter seiner Zeit, denen er ein langes Sündenregister vorhält. Er redet die Einzelnen unter einem Vergleich mit wilden Thieren an und deckt mit rücksichtsloser Freimüthigkeit alle ihre Verbrechen und Frevel auf. Im Gefolge ihrer Gewaltthätigkeit befanden sich der Bürgerkrieg und Laster aller Art: Vater- und Brudermord, Ehebruch und Hurerei, Schändung und entsetzliche Ausschweifung. Wie ein nordischer Jeremias weist er für den Fall, daß man die Barmherzigkeit Gottes verscherze, auf die Gerichte in der Zeit und in der Ewigkeit hin. Er ahndet den bevorstehenden Untergang der altchristlichen Briten. Darum will er nicht schweigen, wie die stummen Hunde, die nicht strafen können, die da liegen und schlafen gerne. „Wer zum Gottlosen spricht: du bist fromm, dem fluchen die Leute und hasset das Volk. Welche aber strafen, die gefallen wohl und kommt ein reicher Segen auf sie." Noch einmal will er mit der ganzen Energie des Wortes die Gewissen zu wecken versuchen, und damit das, was er zu den stolzen und übermüthigen Fürsten redet, nicht als eigene Erfindung erscheine oder als geschwätzige Verwegenheit, will er mit den Propheten, die als der Mund Gottes und als Organe des heil. Geistes geredet haben, die Bösen strafen und die Guten ermuntern. So werden die Zustände des Volkes Israel vor dem Exil, der Abfall von Gott und die von den Propheten verkündigten Strafgerichte, die nacheinander hereinbrachen, unter beständiger Beziehung auf die Verhältnisse des altbritischen Volkes dargestellt.

Im dritten Theile straft Gildas den Clerus seiner Zeit, dessen Unverstand, Habgier, Genußsucht, Hochmuth und Stolz schonungslos aufgedeckt wird. Um des armen Volkes Noth war man

1) l. c. Pars I. c. 21—26.

Digitized by Google

unbekümmert. Wenn auch nicht alle Bischöfe oder Presbyter so gröblich die Gebote Gottes übertraten, so luden sie doch dadurch eine schwere Versündigung auf sich, daß sie, wie Eli, dem Verderben nicht entgegentraten und Alles gehen ließen. Dafür, so droht Gildas, werde auch sie die Strafe Eli's treffen. Dem britischen Clerus hält er einen Spiegel im Lichte des prophetischen und apostolischen Wortes vor und fordert ihn zu ernster Selbstprüfung auf. Von allen den Vorschriften des göttlichen Wortes, die an den Clerus besonders gerichtet seien, findet Gildas, daß nicht eine beobachtet, ja vielmehr alle in ihr Gegentheil verkehrt seien [1]). Da die Priester nach der Verheißung des Herrn an Petrus für den Himmel binden sollten, so würden sie dereinst für die Seelen, die ihnen anvertraut worden seien, Rechenschaft ablegen müssen, und man werde am Tage des Gerichts das Blut derselben von ihren Händen als wie von Mördern fordern.

So stand es nach der Darstellung Gildas mit dem Rest der altbritischen Kirche um die Mitte des sechsten Jahrhunderts. Die damals noch heidnischen Angelsachsen waren nicht bloß als Werkzeuge des göttlichen Strafgerichtes in Britannien eingedrungen, sondern als ein jugendlich frischer, lebenskräftiger Volksstamm, durch den mit dem Bekenntniß zum Christenthum, das ihm später gegen Ende des 6. Jahrh. aus der Ferne gebracht wurde, eine neue christliche Herrschaft begründet werden sollte.

Wohin wir auch im Westen des römischen Reichs unseren Blick richten, überall zeigen sich unter den gleichen oder ähnlichen Bedingungen dieselben Symptome inneren Verfalls des kirchlichen Lebens der alten christlich-römischen Welt. Das Heidenthum war von der alten christlichen Kirche nicht überwunden worden. Heidnisches Wesen war vielmehr in die Kirche eingedrungen und hatte, wie das Unkraut unter dem Weizen, über die gute Saat die Ueberhand gewonnen. Und als die Zeit gekommen war, wo das Maaß des Verderbens der alten christli-

1) l. c. Pars III. c. 23. his nimirum horrescens diu immoravi: unum *veridice* possum dicere, quin haec omnia in contrarios actus mutentur; ita ut clerici — quod non absque dolore cordis fateor — impudici, bilingues, ebrii, turpis lucri cupidi, habentes fidem et ut verius dicam infidelitatem in conscientia impura, non probati in bono, sed in malo opere praesciti ministrantes et innumera crimina habentes sacro ministerio adsciscantur.

Digitized by Google

chen Völker, wie die Missethaten der Cananiter, voll geworden und die Fülle der göttlichen Langmuth erschöpft war, da traten neue Völker, die germanischen Stämme, auf, die als das Israel des neuen Bundes, auf den Trümmern des weströmischen Reichs neue christliche Staaten gründeten, in denen das, was Aechtes und Dauerhaftes an der alten christlichen Civilisation war, erhalten und veredelt in der Zukunft wieder aufleben sollte.

Digitized by Google

Die ostgermanischen Völker.

Erster Abschnitt.

I. Urgeschichte der Gothen bis zu der Zeit ihrer massenweisen Bekehrung zum Christenthum.

Nach Jornandes, des gothischen Geschichtschreibers Vorgang, wurden im Mittelalter die Gothen und Geten für identisch gehalten. In neuerer Zeit wurde diese Annahme zwar von Einzelnen, wie Finn Magnusen, dem nordischen Mythologen, noch vorgetragen, im Allgemeinen aber als eine verwerfliche betrachtet. Erst in der neuesten Zeit hat sie an J. Grimm wieder einen entschiedenen Vertheidiger gefunden [1]).

Wenn die Identität der Gothen und Geten begründet wäre, so würde die Urgeschichte der Gothen einen ganz neuen Inhalt gewinnen. Wir würden dadurch wichtige Nachrichten über das Geistesleben der Gothen erhalten aus einer Zeit, wo dasselbe bisher in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt war, und die im Charakter der Gothen wie der germanischen Völker überhaupt tief begründete Prädisposition für das Christenthum, die durch die Nacht des Heidenthums hindurchleuchtet, würde sich schon aus der Urgeschichte erkennen lassen. Indeß noch wird die Identität der Gothen und Geten trotz Grimm's eingehender Beweisführung keineswegs als eine ausgemachte Sache betrachtet, sodaß eine Kirchengeschichte der Gothen ohne

1) Ueber Jornandes. Abhandlung der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1846. — Geschichte der deutschen Sprache. 2 Bände. Leipzig 1848. — Bericht über die Verhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften im Monat April 1849.

Digitized by Google

Weiteres darauf fußen, die eigenthümlichen Geistesanlagen der Geten auch von den Gothen annehmen und daraus weitere Schlüsse ziehen könnte. Es bedarf daher zunächst eines Nachweises jener Identität, den wir, im Anschluß an J. Grimm, auf's Neue zu liefern versuchen. Wir gewinnen dadurch zugleich in geographisch-historischer, sprachlicher und mythologischer Hinsicht eine Grundlage für die folgenden Untersuchungen.

Die Geten finden sich nach den ältesten historischen Berichten in denselben Sitzen, wo später die Gothen in der Geschichte auftraten, nämlich an der unteren Donau. Schon Herodot erzählt (456 vor Chr.), daß Darius auf seinem Zuge gegen die Skythen von Süden her, bevor er zur Donau gelangt sei, die Geten, welche hartnäckigen Widerstand leisteten, mit Gewalt unterworfen habe, während die anderen südlicher wohnenden thracischen Stämme sich dem Darius ohne Kampf unterworfen hätten [1]). Thucydides (424 vor Chr.), der den Feldzug des thracischen Königs Sitalkes gegen Perdikkas, den König von Macedonien, beschreibt, berichtet, daß Sitalkes erst die Thracier zwischen Haemus und Rhodope aufstehen machte, wieviele er derselben bis zum Pontus Euxinus und Hellespont beherrschte; darauf auch die Geten jenseit des Haemus und die übrigen Völker, welche diesseits der Donau bis nach dem Pontus Euxinus wohnen. Dazu kamen noch die das Gebirge Rhodope bewohnenden freien Bergthracier, die den Namen Δῖοι gehabt hätten, oder, wie Thucydides an einer anderen Stelle sagt: μαχαιροφόροι τοῦ Διακοῦ γένους (eine Scholie: γράφεται τοῦ Δακικοῦ) [2]). Thucydides stellt also den Geten schon die Dacier an die Seite, denn Δῖοι und Δάοι ist nur eine Verwechselung, da das Beiwort: „die Göttlichen" auch für andere Volksnamen üblich war. Δᾶος aber ist, wie Grimm nachweist, nach aller Sprachanalogie nichts als Abschleifung des volleren Dacus, Dacvus. — In den Zeiten Alexanders des Großen traten die Geten wenigstens mit ihrer Hauptmacht jenseit der Donau auf, sei's daß sie vor Philippus sich zurückgezogen [3]) oder daß die vor den eindringenden Kelten ihre alte Heimath räumenden Triballer sie verdrängt hatten [4]). Arrian schil-

1) Herodot. histor. IV, 93. 2) Thucydides lib. II. c. 96. VII, 27.
3) Diodorus Sic. II, 43. Iustin. IX, 2. 4) Diodorus Sic. XV, 36.

Digitized by Google

bert ausführlich, wie Alexander den Uebergang über die Donau, den ihm die Geten ſtreitig machen wollten, bewerkſtelligt und darauf die eine Paraſange, etwa ¾ Meile, vom Fluſſe entlegene Stadt der Geten eingenommen und zerſtört habe, die von den Geten mit Weibern und Kindern wegen Mangels an Schutz bald verlaſſen worden war [1]). Alexanders Nachfolger Lyſimachus ſetzte ebenfalls über die Donau, um die Geten und ihren König Dromichaetes dort zu bekämpfen, gerieth aber in Gefangenſchaft, aus der er nur durch die Menſchenfreundlichkeit der Barbaren wieder befreit wurde [2]). Nach dieſer Zeit bemächtigten ſich die Geten wieder der ſüdlich von der Donau gelegenen Reiche, und Strabo (im 1. Jahrh. nach Chr.) läßt ſie zu beiden Seiten der Donau wohnen, wie die Myſier [3]). Er beſchreibt die Lage des Getenlandes, das ſich an den jenſeits der Elbe gelegenen Theil Germaniens anſchloß, der von den Sueven bewohnt wurde, in folgender Weiſe: am Anfang iſt das Land enge, indem es ſich nach Süden an die Donau anſchließt, auf der entgegengeſetzten Seite, im Norden alſo, durch das hercyniſche Waldgebirge begrenzt wird und noch einen Theil deſſelben umſchließt; darauf erweitert ſich das Land nach Norden bis zu den Tyrigeten; die genauere Grenzbeſtimmung nach dieſer Seite hin erklärt Strabo nicht angeben zu können [4]). Dieſes Ländergebiet an der Donau umfaßte, nach Strabo, die Dacier und Geten, welche eine gleiche Sprache redeten, und zwar hauſten die Dacier mehr aufwärts nach den Quellen des Iſter zu, wo der Fluß Dannbius hieß, nach Germanien hin. Ihr alter Name, meint Strabo, habe Δάοι gelautet, daher bei den Attikern die Namen der Diener, Geten und Daer (Γέται καὶ Δάοι), üblich geworden ſeien. Die

1) Arrian. de exped. Alex. I, 3 sq.

2) Strabo VII, 3. §§. 8. 14. Diodor. Sic. de vir. et virt. XXI. Polyaenus VII, 25. Nach Pauſanias Bericht entkam Lyſimachus durch die Flucht, aber ſein Sohn Agathokles wurde gefangen genommen. Lyſimachus ſchloß mit Dromichaetes Frieden und trat von ſeiner Herrſchaft das Gebiet jenſeits der Donau den Geten ab, gab auch dem Getenkönig, wiewohl ungern, ſeine Tochter zur Ehe. Pauſanias bemerkt jedoch, daß nach andern Berichten Lyſimachus ſelbſt gefangen und durch Agathokles, der für ihn mit den Geten unterhandelt habe, wieder befreit worden ſei.

3) Strabo VII, 3. §. 2. φέρουν δὲ ἐφ' ἑκατέρα τοῦ Ἴστρου καὶ οὗτοι d. i. Γέται.

4) l. c. VII, 3. §. 1.

Digitized by Google

Geten hatten ihre Sitze am unteren Laufe, wo der Fluß Iſter genannt wurde, bis zum Pontus nach Oſten hin. Die Gegend am Pontus vom Iſter bis zum Tyras (Dnieſtr), wo einſt Lyſimachus in getiſche Gefangenſchaft gerieth, nennt Strabo die Steppe der Geten (ἡ τῶν Γετῶν ἐρημία), eine weite, waſſerloſe Ebene [1]). Die ganze Gegend zwiſchen Iſter und Boryſthenes theilt Strabo in die Steppe der Geten, an die weiter oſtwärts die Tyrigeten, d. h. die am Tyras wohnenden Geten angrenzten, darauf folgten Jazygen, Sarmaten u. a. nomadiſirende Völker, die oft auf beiden Seiten des Iſter Wohnſitze einnahmen. In dem Mittellande, alſo landeinwärts, wohnten die Baſtarner, welche den Tyrigeten und Germanen, alſo Sueven benachbart und ſelbſt faſt (σχεδὸν) germaniſchen Geſchlechtes waren. Von den Stämmen derſelben, die Strabo aufführt, hatte einer die an der Donaumündung liegende Inſel Peuke beſetzt, daher der Name der Peukinen. Im äußerſten Norden zwiſchen Boryſthenes (Dniepr) und Tanais (Don) kennt Strabo noch die Roxolanen, mit denen ſeine Kenntniß erſchöpft iſt [2]). Etwas ſpäter als Strabo führt Pomponius Mela in ſeiner Beſchreibung des Erdkreiſes mit den Thraciern die Geten in jener Gegend auf [3]). Gegen Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung giebt Dio Caſſius die Sitze der Geten jenſeit des Haemus und an der Donau auf's Beſtimmteſte an; indem er bei der Beſchreibung des Kampfes der Römer mit den Daciern unter Domitian zu der Bemerkung veranlaßt wird, daß die Dacier, die ſich ſelbſt ſo nennen und auch bei den Römern ſo heißen, von den Griechen Geten genannt werden: ἐγὼ γὰρ οἶδα Γέτας τοὺς ὑπὲρ τοῦ Αἵμου παρὰ τὸν Ἴστρον οἰκοῦντας [4]). Ferner erwähnt Solinus unter den jenſeit des Haemus hauſenden Völkerſtämmen auch die Geten [5]).

In denſelben Gegenden, welche die Geten ſeit dem 5. Jahrh. vor Chr., wenn auch hin und her geſchoben, behauptet haben, treten im 3. Jahrh. nach Chr. die Gothen im Kampfe mit den Römern auf, und zwar zuerſt unter Caracalla. Wenn alſo nicht durch beſtimmte hiſtoriſche Zeugniſſe erwieſen werden kann,

1) l. c. VII, 3. §. 14.
2) l. c. VII, 3. §. 17.
3) de situ orbis II, 2.
4) Dio Cassius LXVII, 6.
5) Solinus Polyhistor. c. 15.

Digitized by Google

daß die Geten aus ihren Sitzen verdrängt oder vernichtet worden und darauf die Gothen von anderwärts her gekommen und an ihre Stelle getreten sind, so wird die Identität der Geten und Gothen als gesichert anzusehen sein und alle anderen dafür anzuführenden Gründe, wie das enge Verhältniß der Geten zu anerkannt germanischen Völkern, der wechselnde Gebrauch der Namen Geten und Gothen bei historischen Schriftstellern seit dem Ende des 3. Jahrh. und die von Grimm behaupteten sprachlichen Zusammenhänge, endlich die Uebereinstimmung in Religion und Sitte, können dann nur zu weiterer Bestätigung dienen.

Gegen die Annahme der Identität von Geten und Gothen ist geltend gemacht worden, daß getische sowohl als dacische Nationalität untergegangen sei, bevor die Gothen in ihre Sitze von anderswoher eingerückt seien [1]). Die Blüthezeit der getischen Macht wird unter Boerebistes (*Βοιρεβίσταν*) gesetzt, der nach Strabo's Bericht zur Herrschaft über die Geten gelangte, als das Volk durch viele Kriege geschwächt war. Er hob dasselbe wieder durch Uebung, Mäßigkeit und Gewöhnung an anhaltende Arbeiten, sodaß er in wenigen Jahren eine mächtige Herrschaft begründete und die meisten Nachbarvölker den Geten unterwarf. Selbst den Römern wurde er furchtbar, indem er furchtlos die Donau überschritt und Thracien bis nach Macedonien und Illyrien hin verwüstete. Zugleich bekämpfte er die mit Thraciern und Illyriern verbundenen Kelten an der Mitteldonau, die Boier und Taurisker. Ohne Zweifel fällt unter Boerebistes Herrschaft die von Dio Chrysostomus gemeldete Einnahme und Verwüstung der griechischen Städte am Pontus bis nach Apollonia südwärts; denn Dio, der unter Trajan schrieb, datirt dies Ereigniß etwa 150 Jahre früher, eine Angabe, die zwar nicht genau ist, aber doch nicht weit von der chronologischen Wahrheit abweichen kann, also ungefähr auf den Anfang des 8. Jahrh. seit Erbauung Roms oder auf die Zeit der gallischen Feldzüge hinweist. Uebereinstimmend damit setzt Strabo das Ende der Herrschaft des Boerebistes in die früheren Jahre des Augustus [2]).

---

1) Allg. Zeitschrift für Geschichte, herausg. von Dr. W. A. Schmidt. VI. Band. Berlin 1846. Geten und Gothen, von v. Sybel, der mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit der ersten Ausführung von Grimm entgegengetreten.

2) Niebuhr Untersuchungen über die Geschichte der Skythen, Geten und

Digitized by Google

Strabo erzählt nämlich, daß die mächtige Herrschaft des Boerebistes durch innere Spaltungen zerfiel, noch ehe Augustus einen Feldzug gegen ihn unternehmen konnte. Mehrere, vier bis fünf selbständige Fürsten hatten sich nach Boerebistes erhoben, welche der von Augustus gesandten Heeresmacht unterlagen [1]).

Der Zerfall dieser mächtigen einheitlichen Herrschaft, die für die Dauer unhaltbar war, weil sie sich zu weit ausgedehnt und verschiedenartige Stämme umfaßt hatte, soll nun die Vernichtung des getischen Volks zur Folge gehabt haben. Nach Bezwingung der getischen Stämme ließ nämlich Augustus durch Aelius Catus (um's Jahr 4 vor Chr.) einen Theil der Geten, 50,000 Mann, von jenseit der Donau nach Thracien verpflanzen, wo sie, wie Strabo bemerkt, noch jetzt wohnen und Moesier (*Μοισοί*), genannt werden [2]). Es war dies offenbar eine Maßregel, die zum Schutz für die von den kriegerischen Geten beständig bedrohten Gegenden südlich von der Donau getroffen wurde, ebenso wie später den Römern die Gothen gegen Gothen zur Schutzwehr an der Donau dienten. Durch jene Verpflanzung wurde indeß nicht das Ende der getischen Nation herbeigeführt. Man braucht nicht einmal das geltend zu machen, daß es noch fraglich ist, ob wirklich Geten verpflanzt worden seien, da ja Strabo gewöhnlich, wie die griechischen Schriftsteller, unter dem Namen Geten auch die mehr donauaufwärts wohnenden Dacier mitbegreift. Gerade nach dem Bericht von dem Zerfall des großen Getenreiches findet er sich veranlaßt, Geten und Dacier zu unterscheiden und ihre Wohnsitze genauer zu bezeichnen. Dio Cassius, der zu Rom schreibt, läßt den Kampf unter Augustus zuerst gegen die Dacier und Bastarnen entbrennen und im weiteren Verlauf getische Stämme sich betheiligen, deren Könige der Proconsul von Macedonien und Griechenland, M. Crassus, einzeln gewinnen und mit ihrer Hülfe die anderen bezwingen konnte. Vor der Beschreibung des Kampfes giebt Dio Cassius die Notiz, daß die Dacier an beiden Seiten des Ister

---

Sarmaten in seinen Kl. Schriften Thl. I. S. 391. Die aus Dio Cassius wahrscheinlich stammende Nachricht des Jornandes c. 11, wonach die Herrschaft des Boerebistes mit Sulla gleichzeitig fällt, ist eine der vielen chronologischen Verwirrungen dieses Schriftstellers.

1) Strabo VII, 3. §§. 11. 12. 13. 2) Strabo VII, 3. §. 10.

Digitized by Google

wohnten, und zwar zunächst neben dem Lande der Triballer bis zur Provinz Moesien sich erstreckten, deßhalb auch Moesier genannt wurden — nur nicht von den Moesiern selbst, — jenseits hießen sie Dacier oder auch Geten oder Thracier. Ihre Abstammung wird von den Daciern hergeleitet, die ehemals am Gebirge Rhodope wohnten [1]).

Wenn wir auch annehmen, daß nach Strabo's Bericht 50,000 Geten auf die südliche Seite der Donau verpflanzt wurden, so ist dadurch keineswegs, nach des Berichterstatters eigener Meinung, das Ende der getischen Nation herbeigeführt worden, da derselbe noch weiter erzählt, daß die Geten und Dacier nach dem Zerfall der Herrschaft des Boerebistes und den durch die Kämpfe mit den Römern erlittenen Verlusten damals noch 40,000 Mann in's Feld zu stellen im Stande waren. Die Größe des Heeres, das unter Boerebistes von jenen beiden Stämmen gestellt werden konnte, hat Strabo auf 200,000 Mann angegeben. Wenn die Geten und Dacier, bemerkt Strabo ferner, auch nahe daran seien, den Römern zu gehorchen, so seien sie noch keineswegs gänzlich unterthan, weil sie ihre Hoffnungen auf die Germanen setzten, die den Römern feindlich gesinnt seien [2]).

Die auf jene Verpflanzung eines Theils der Geten sich stützende Behauptung, daß die ganze Nation vernichtet worden sei, läßt die jenseits der Donau verbliebenen Reste derselben dort vollends mit andern Völkerstämmen, theils skythischen, theils bastarnischen, sich vermischen, eine Vermischung, die aus Angaben bei Ovid hervorgehen soll, der im J. 9 p. Chr. nach Tomi, einer südlich von der Ausmündung der Donau gelegenen Küstenstadt, exilirt wurde, und bis an sein Ende († im J. 18 p. Chr.) dort blieb. Von dort aus richtete er seine Klagelieder nach der Heimath hin. Wer diese Trauergesänge durchliest, erfährt, daß der Dichter zu Tomi, an der äußersten Grenze römischer Herrschaft, nicht bloß in der Nähe einer gefährlichen getischen Bevölkerung sich befand, sondern von derselben ganz umringt war, da die Donau dem Vordringen derselben keinen Damm mehr

---

1) Dio Cassius LI, 22.

2) Strabo VII, 3. §. 11. 12.

Digitized by Google

entgegenzusetzen vermochte [1]). Rings um ihn her herrschte getische Sprache [2]), die dort alles Andre verdrängt hatte, sodaß sogar der Dichter klagt Gefahr zu laufen, Barbarismen zu machen [3]); es umrauschten ihn getische Waffen [4]). Der Dichter führt außer den Geten noch andre benachbarte Völker an, die er durch ihren friedlichen oder kriegerischen Verkehr mit den Tomitanern kennen gelernt hatte, wie die Besser, die in den Waldgebirgen des Haemus hausten [5]); die Bastarnen, von denen ein Theil an der Ausmündung der Donau auf der Insel Peuke sich niedergelassen hatte, daher Peucinen genannt [6]); die Sarmaten, die er als friedliche Hirten über die zugefrorene Donau setzen läßt [7]), so wie Strabo von den jenseit der Donau wohnenden Nomadenstämmen, den Jazygern, Sarmaten u. a. erzählt, daß sie auf ihren Wanderungen oft auf die andere Seite des Flusses gelangten, ja sogar einige von ihnen auf den Inseln oder in Thracien bleibende Wohnsitze genommen hätten. Um durch die Klagelieder daheim Eindruck zu machen, führt Ovid die Namen von Völkern auf, die den Römern theils als die wildesten und rohesten galten, theils als die entferntesten an der äußersten Grenze des orbis terrarum in unwirthsamen Gegenden wohnten [8]). Die Schilderung der Geten, als der wildesten unter allen, ist recht darauf berechnet, das Mitleid daheim zu erwecken [9]). Einmal klagt er,

---

1) Ovid. tristium III, 9. 12.; IV, 8.; V, 2, 3, 5.
Nil homini certum est: fieri quis posse putaret
Ut facerem in mediis haec ego sacra Getis?
v. 7. 12. 13. 2) l. c. III, 14. V, 2. 10. 12.
3) l. c. III, 14.; V, 7.
In paucis remanent Graiae vestigia linguae
Haec quoque iam getico barbara facta sono . . . .
Nec dubito, quin sint et in hoc non pauca libello
Barbara: non hominis culpa, sed ista loci.
4) l. c. V, 3.
Nunc procul a patria geticis circumsonor armis
Multa prius pelago, multaque passus humo.
5) l. c. III, 10.; IV, 1. 8. 6) l. c. lib. II.
7) l. c. lib. II. III, 3. 10. 12.; IV, 8. 10. cf. Strabo VII, 3. §. 13.
8) l. c. lib. III, 3. 10. 9) l. c. III, 12.; V, 7.
In quibus est nemo, qui non coryton et arcum
Telaque vipereo lurida felle gerat.
Vox fera, trux vultus, verissima mortis imago;

Digitized by Google

an der skythischen Grenze sich zu befinden [1]), und ein andermal in der Nähe des letzten Landes zu sein: an dem Bosporus, dem Tanais und dem scythischen Sumpfe [2]). Ovid kann also nicht als ein Gewährsmann für die Annahme dienen, daß, nachdem ein Theil der Geten auf die südliche Seite der Donau verpflanzt worden, der jenseits gebliebene Rest dort mit anderen Stämmen, Bastarnen und Skythen sich vermischt, und als Nation zu existiren aufgehört habe.

Die verschiedenen Kriegsunternehmungen der Römer unter Augustus gegen die Geten haben nicht die Vernichtung dieses tapferen Volkes zur Folge gehabt, sondern, wie aus Strabo und Dio Cassius erhellt, wurde die getische Macht, die durch Vielherrschaft gespalten, vor den Römern zurückweichen mußte, auf das jenseitige Donaugebiet beschränkt. Es wurde für eine zeitlang durch die Bildung der Provinz Moesia den von jenseits beständig drohenden, für die Süd-Donauländer so gefährlichen Einfällen ein Damm entgegengesetzt.

In wieweit der Kampf des Augustus gegen die Geten eine Auswanderung eines Theiles derselben zur Folge hatte, wodurch die Macht der Zurückbleibenden geschwächt wurde, wird später zur Sprache kommen.

Die gefährlichen Einfälle in die römischen Provinzen an der Donau erneuerten sich zur Zeit des Domitian, und zwar werden von den römischen Schriftstellern, von Sueton, Tacitus, Dio Cassius und Eutropius die Dacier genannt, die damals unter der Führung eines kriegskundigen Herrschers, des Decebalus, auftraten, gegen den Domitian zu Felde zog. Dio Cassius fügt die Bemerkung ein: „Dacier nenne ich sie, wie sie sich auch selbst nennen, und wie die Römer sie nennen, obgleich mir nicht unbekannt ist, daß die Griechen, sei's mit Recht oder Unrecht, sie Geten nennen; übrigens weiß ich sehr wohl, daß die Geten über dem Haemus an dem Isterfluß wohnen" [3]). Orosius läßt den Domitian auf diesem Feldzug gegen Germanen und Dacier kämpfen, nennt aber den dacischen König statt Decebalus Diur-

---

Non coma, non ulla barba resecta manu.
Dextera non segnis fixo dare vulnera cultro
Quem vinctum lateri barbarus omnis habet.

1) l. c. V, 10. 2) l. c. III, 4. 3) Dio Cassius LXVII, 6.

Digitized by Google

paneus [1]), ein Name, den Jornandes verkürzt Dorpaneus ſchreibt und ihn dem König der Gothen beilegt [2]). Die Angabe des Jornandes iſt hier um ſo wichtiger, da er ſich auf unmittelbare gothiſche Quellen bezieht und an den glänzenden Sieg des Dorpaneus über die Römer unter der Anführung des Corn. Fuscus, den auch Suetonius, Dio Caſſius und Eutropius bezeugen [3]), den Urſprung des gothiſchen Heldennamens der Anſes anknüpft. Schon Reimarus vermuthete, daß Decebalus ein Name allgemeineren Sinnes und nomen dignitatis geweſen ſei, etwa Dacorum baal (?), und von den daciſchen Königen geführt worden ſei; der mit Domitian kämpfende König habe eigentlich Diurpaneus geheißen. Grimm hält den daciſchen Königsnamen Δεκέβαλος für ein eigentliches Appellativ, ein Name, der früher nur den daciſchen Fürſten oder Helden zuſtand, ſpäter aber auf einen ganzen Volksſtamm, nämlich die Thaiphalen oder Taifalen überging: Thai, Tai in Thaifalus ſei genau, wie Δάος, Davus für Dacus, Dacvus ſteht; aus Decebalus wurde alſo Taifalus, aus getiſcher Form die gothiſche. Die Endung βαλος vergleicht Grimm unſerem fal im Volksnamen Weſtfal, Weſtfalah, welcher noch heute als Mannsname vorkommt [4]). Dieſe Taifalen treten bei Mamertinus und Ammianus als ein gothiſcher Volksſtamm an der Donau auf, und Eutrop, der merkwürdigerweiſe die Namen Decebalus und Thaiphali zuſammenſtellt, ohne ihre Gleichheit zu kennen, berichtet: Daciam Decebalo victo subegit (Traianus) provincia trans Danubium facta in his agris, quos nunc *Taiphali* habent, et Victovali et Thervingi [5]). Zu Eutrop's Zeit alſo, um die Mitte des 4. Jahrh., hafteten demnach noch die Thaifali auf dem alten daciſchen Boden. Der Eigenname Diur-

1) P. Orosius VII, 7. 2) Jornandes de rebus geticis c. 13.

3) Sueton. in Domit. c. 6. Dio Cassius LXVII, 6.; LXVIII, 9. Eutropius (unter Valens) VII, 23: Domitian expeditiones quatuor: duas adversus Dacos — a Dacis Oppius Sabinus consularis et Cornelius Fuscus praefectus praetorio, cum magnis exercitibus occisi sunt. cf. Excerpta des Petrus Patricius de legationibus ed. Bonnae p. 122. Hier iſt vom Ausgang des Kampfes nichts geſagt.

4) Grimm: Ueber Jornandes p. 49. Geſchichte der deutſchen Sprache p. 193 sqq. Grimm giebt hier den Nachweis über das Verhältniß von Δάος, Davus und Δάκος, Dacus oder Dacvus p. 190 sqq.

5) Eutropius VIII, 2.

Digitized by Google

paneus, Dorpaneus, eignet sich nach Grimm für einen gothischen Namen Daurpaneis um so mehr, da sich noch ein entsprechendes althochdeutsches Dorfuni nachweisen läßt [1]).

In dem Kampfe gegen die Dacier unter Domitian erfüllte sich die Hoffnung, welche die Dacier wie die Geten, nach Strabo's Bericht, auf die Germanen gesetzt hatten, insofern als die Marcomannen und Quaden den Römern keine Hülfe leisteten. Als Domitian deßhalb die Waffen gegen diese kehrte, leisteten sie so tapferen Widerstand, daß sie den römischen Kaiser zu einem Vergleich mit den Daciern nöthigten. Es gelang erst dem Kaiser Trajan, nach großer Anstrengung auf seinem zweiten Feldzuge die Dacier zu bezwingen. Decebalus, der Gefahr lief, in die Hände der Römer zu gerathen, gab sich selbst den Tod, und sein Kopf wurde nach Rom gebracht. Das jenseit der Donau gelegene Dacien wurde eine römische Provinz, in die der Kaiser im J. 106 römische Colonisten schickte. Dio Cassius, der dies berichtet, fügt noch hinzu, daß man die Schätze, den Hort des Decebalus, gefunden habe, obgleich sie unter dem Flußbette der Sargetia, die bei der Königsburg vorüberfloß, verborgen waren. Decebalus hatte nämlich durch Gefangene den Fluß ableiten und das Erdreich ausgraben lassen. Dort ließ er seine Schätze bergen und den Fluß wieder in sein Bette zurückleiten. Nachdem die Arbeit beendigt war, ließ er die Gefangenen tödten, damit sie nichts verrathen könnten. Durch den Verrath eines vertrauten Gefährten des Königs wurde aber nachher Alles entdeckt [2]). Das, was dacische oder getische Sitte war, erscheint im Vergleich mit der Bestattung Alarichs, wie sie von Jornandes erzählt wird, auch als echt gothischer Brauch [3]).

Von einer Vernichtung der dacischen Nation kann bei dem Ausgange des Kampfes unter Trajan ebensowenig die Rede sein, wie früher von der der Geten unter Augustus. Schon Hadrian gab die von seinem Vorgänger Trajan im Osten gebildeten Provinzen Assyrien, Mesopotamien und Armenien auf und machte den Euphrat zur Grenze des Reichs. Dasselbe hatte er auch mit Dacien vor, die Legionen zurückzurufen, aber seine Freunde hielten ihn davon ab, damit nicht so viele römische Bürger den Bar-

1) Grimm: Ueber Jornandes p. 50. 2) Dio Cassius LXVIII, 14.
3) Jornandes de reb. get. c. 30.

Digitized by Google

baren preisgegeben würden. Es war nämlich, nachdem Dacien unterworfen war, eine große Menge Menschen aus dem römischen Reich als Colonisten von Trajan dorthin geschickt worden, da das Land durch den fortwährenden Krieg des Decebalus von Männern entblößt war [1]). Wenn nun schon Hadrian, der Nachfolger des Trajan, unter dessen Regierung Dacien colonisirt worden war, den Plan faßte, die dacische Provinz wieder aufzugeben, weil den römischen Colonisten dort Gefahr drohte, so erhellt daraus, wie bald die dacische Bevölkerung sich nach dem Kriege wieder erholt hatte. Sie war geschwächt worden, aber nicht vernichtet. Das große Siegesdenkmal des Trajan, die Trajanssäule, deutet an, daß viele Dacier durch den Krieg, wie früher die Geten unter Augustus, zur Auswanderung veranlaßt worden waren [2]). Es wird weiter unten davon die Rede sein.

Die Angabe des Eutropius, daß schon so bald nach den Siegen des Trajan die Verhältnisse an der Donau sich für die römische Herrschaft ungünstig gestalteten, wird durch eine Nachricht des Dio Cassius bestätigt, daß Hadrian die obere Belegung der Brücke, die Trajan über die Donau geschlagen hatte, um die Verbindung mit den jenseits stehenden Truppen auch im Winter aufrecht zu erhalten, habe abwerfen lassen. Hadrian habe befürchtet, die Barbaren möchten die zur Bedeckung der Brücke aufgestellte Besatzung aufheben und sich so einen leichten Uebergang nach Moesien bahnen [3]).

Unter Antoninus Pius traten die Dacier, die Julius Capitolinus mit den Germanen zusammenstellt, wieder in offenem Felde den Römern entgegen, und mußten durch die Präsides und Legaten bekämpft werden [4]). Unter Marc. Aurelius begannen die Marcomannen und Victovalen „Alles zu verwirren"; mit ihnen im Bunde drohten andre Stämme in das römische Reich einzufallen, die von den nördlichen Barbaren gedrängt wurden. Während die Marcomannen an der Donau weiter aufwärts im Vordertreffen standen und mit andern Stämmen, die sich nordwärts an sie anlehnten, vereint den Kampf führten, so erschie-

1) Eutropius VIII, 6.
2) Mannert res Traiani imp. ad Danubium gestae. Norimb. 1793. Fig. X.
3) Dio Cassius LXVII, 13.
4) Iulius Capitol. in vita Antonin. p. c. 5.

Digitized by Google

nen auf der Grenzlinie an der unteren Donau die Victovalen in vorderſter Reihe der dort vordringenden Stämme [1]). Sie traten alſo nach der Mitte des 2. Jahrh. auf dem Boden auf, an dem ſie ſpäter zu Ammian's und Eutropius' Zeiten noch hafteten. Eutropius führt ſie zu ſeiner Zeit unter der Regierung des Valens in dem ehemaligen Dacien mit den ſchon erwähnten Thaifalen und Thervingen auf, alſo in enger Verbindung mit gothiſchen Stämmen, denen ſie offenbar ſtammverwandt waren.

In demſelben Kampfe unter M. Aurelius in den J. 167—180 traten von der allgemeinen Bewegung, welche die Völker an den Nordgrenzen des römiſchen Reichs ergriffen hatte, aufgeregt, die Aſtinger auf, die unter der Führung von Rhaus und Rhaptus in der römiſchen Provinz Dacien Wohnſitze ſuchten. Sie boten ihre Dienſte im Kriege an für Geld und Ländereien, die ihnen, nachdem ſie das an Dacien öſtlich angrenzende Gebiet der Coſtoboken erobert und von da aus die Römer bedroht hatten, ſchließlich von dem Kaiſer bewilligt wurden [2]). Uebereinſtimmend mit dieſer Nachricht meldet ein Fragment des Petrus Patricius, daß Aſtinger und Lacringer dem M. Aurelius zu Hülfe gekommen ſeien [3]). Das Geſchlecht der Aſtinger oder Azdinger gehörte ſowohl den Gothen als den Vandalen an und zeichnete ſich durch ſeinen kriegeriſchen Sinn und ſeine Tapferkeit aus. Der Name blieb auch, nachdem er Stammesname geworden war, noch immer einzelnen ausgezeichneten Geſchlechtern

---

1) Iul. Cap. in vita M. Aurelii 14. Profecti itaque sunt paludati ambo imperatores, Victovalis et Marcomannis cuncta turbantibus, aliis etiam gentibus quae pulsae a superioribus barbaris fugerant, nisi reciperentur, bellum inferentibus. — cf. c. 22. Gentes omnes ab Illyrici limite usque Galliam conspiraverant ut *Marcomanni*, Narisci, Hermunduri, Quadi, Suevi, Sarmatae, Latringes et Buri: hi *aliique cum Victovalis*, Sosibes, Sicobotes, Rhoxolani, Bastarnae, Alani, Peucini, Costoboci. Eine Verbeſſerung der Stelle iſt verſucht in Haupt's Zeitſchr. IX. p. 131 sqq.

2) Dio Cassius LXXI, 12.

3) Exc. de legat. ed. Bonnae p. 124. Bei Iul. Capitolin. in vita M. Aurel. 22. haben mehrere Hdſchr. ſtatt Latringes *Lacringes*, ſodaß ſie dort mit den Völkern der weſtlichen Gruppe, und zwar als die äußerſten nach Oſten mit den Buri erſcheinen, an der Grenze von Dacien. cf. Caſp. Zeuß die Deutſchen und ihre Nachbarſtämme. München 1837. p. 458. s. v. Buri.

Digitized by Google

eigen [1]). Die Namen jener Anführer sehen nicht anders als deutsch aus: Rhaus könnte für Rhavus, Rhaucus stehen und an den alamannischen Namen Chrocus, Chnocus (ahd. hruoh i. e. cornix), Rhaptus an das altnordische hroptr (ahd. hruoft i. e. clamor) reichen [2]).

Mit dem Auftreten dieser Stämme bis zur Regierungszeit des Caracalla (211—217), der die Gothen auf seinem Zuge nach dem Orient bekämpfte und ihre Angriffe auf die Grenzen zurückschlug, liegen höchstens vierzig Jahre. Für die vereinzelten Stämme tritt wieder ein gemeinsamer Name, und zwar der alte in der durch Lautverschiebung veränderten Gestalt hervor: aus Geten sind Gothen geworden. Beide Namen werden seit dieser Zeit abwechselnd für einander gebraucht. Als Caracalla sich die Beinamen Germanicus, Parthicus, Arabicus und Alemanicus gab, soll Helvius Pertinax, der Sohn des Pertinax, im Scherz gesagt haben: „Adde si placet etiam *Geticus* maximus, weil er den Geta, seinen Bruder, getödtet hatte und die Gothen Geten genannt werden (et Gothi Getae dicerentur). Diese hatte Caracalla, als er nach dem Orient zog, besiegt [3])." Es erhellt aus diesem Scherz, dem eine bittere Mahnung zu Grunde lag, daß diese Namen gleichbedeutend waren, denn sonst würde das Wortspiel völlig sinnlos sein.

Wie am Rheine, so hatten sich auch an der Donau die gegen das römische Reich andrängenden germanischen Stämme enger zusammengeschlossen und traten unter neuen gemeinsamen Namen auf, ohne daß deßhalb die alten Namen der einzelnen Stämme verschwanden. Das Bewußtsein der Einheit, wie es sich in dem gemeinsamen Namen ausdrückt, verlieh größeren Muth und Kühnheit bei dem Vordringen gegen das römische Reich. Schon sahen sich die Römer genöthigt, wie aus einem wichtigen Fragment des Petrus Patricius erhellt, zur Zeit des Alexander Severus im J. 230 den in Moesien, also südlich von der Donau sitzenden Gothen Jahrgelder zu zahlen, um den Frieden zu erhalten.

---

1) Jornandes l. c. c. 22. contra Visumar eorum (Vandalorum) regem *Astingorum e stirpe*, quae inter eos eminet genusque indicat bellicosissimum.

2) Grimm über Jornandes p. 38.

3) Spartian. (lebte unter Diocletian um's J. 280), in vita Carac. c. 10. cf. v. Getae c. 6.

Digitized by Google

Da hier nicht von einem eben erst eingedrungenen, sondern vorlängst seßhaft gewordenen Stamme oder Stammestheil die Rede sein kann, so erhellt daraus auf's Neue die Identität der Gothen und Geten, die früher (S. 82) dorthin vorgerückt oder verpflanzt worden waren [1]). Schon gelingt es einem Krieger Maximinus, dessen gothische Herkunft von den Schriftstellern übereinstimmend bezeugt wird, sich im römischen Heere einen großen Einfluß zu erwerben, wie ihn später so viele Gothen im Dienste der Kaiser besaßen, ja Maximinus schwingt sich bis zur höchsten Würde eines Imperators empor. Während seiner Herrschaft verhielten sich die Gothen ruhig, da Maximin in freundschaftlichem Verkehr mit ihnen stand und von ihnen geliebt wurde [2]). Unter den folgenden Imperatoren brachen die Kämpfe wieder offen aus. Die Nachricht, daß die Karpen durch ihren Angriff auf die Moesier unter der Herrschaft des Maximinus und Balbinus den ersten Anstoß dazu gegeben hätten, wird durch das angegebene Fragment des Petrus Patricius bestätigt [3]). Als Anführer der mit neuem Ungestüm an der Donau vordringenden Völkerstämme wird Arguntis genannt. Ob Gordian III. im Kampfe gegen ihn den Ehrennamen victor Gothorum, der ihm auf seinem Grabdenkmal beigelegt wird, erhalten, oder aber eine Niederlage in den philippischen Feldern erfahren habe, muß dahingestellt bleiben [4]). Jornandes erwähnt einen gothischen Feldherrn Argaitus, offenbar jener Arguntis, der unter der Herrschaft des

---

1) Exc. de legat. p. 124. Bei dem dux von Moesien, Tullius Menophilus, führten die Karpen Beschwerden, daß den Gothen, aber nicht ihnen, römischer Jahressold gezahlt würde, da sie besser als jene seien.

2) Iul. Capitolin. in vita Maximin. duor. c. 1. Jornandes l. c. c. 15. Ueber Maximin's Verhältniß zu den Gothen cf. Iul. Capitolin. in vita Maxim. duor. c. 4.: Sub Macrino, quod eum, qui imperatoris sui filium occiderat vehementer odisset, a militia desiit et in Thracia, in vico ubi genitus fuerat, possessiones comparavit ac semper *cum Gothis* commercia exercuit. Amatus est autem unice *a Getis* quasi eorum civis.

3) Iul. Capitolin. in vita Maximi et Balbini c. 16.

4) Iul. Capitolin. in vita Gordian. 31. 34. Wenn Arguntis hier als rex Scytharum bezeichnet wird, so hat der sonst genau bezeichnende Historiker entweder diesen Namen als den weitumfassendsten und allgemeinsten für die verschiedenen Stämme gewählt oder aus griechischen Quellen geschöpft, in denen gothische Stämme häufig Skythen genannt werden.

Digitized by Google

Philippus (244—49) von dem Gothenkönig Ostrogotha nebst Guntherich an die Spitze eines Heeres gestellt und über die Donau nach Moesien geschickt wurde, wo er vor der Hauptstadt Marcianopel erschien und nur durch eine große Summe Geldes sich zum Abzug bewegen ließ. Der Name Ostrogotha, der auch in der Geschlechtstafel der Amaler von Jornandes aufgeführt und von Cassiodor in der Reihe der Helden aus diesem Geschlecht wegen seiner Geduld gepriesen wird, weist seiner Bedeutung nach auf Ostrogothi hin, die also damals schon als besondere Abtheilung sich gebildet hatten [1]). Wenige Jahrzehnte später traten sie als Austrogothi unter der Regierung des Claudius auf [2]). Unter Philippus Nachfolger, Traj. Decius, setzten die Gothen von Kniva, dem Nachfolger des Königs Ostrogotha, geführt, auf's Neue über die Donau und verheerten Moesien. Unaufhaltsam drangen die Gothen vor. Decius vermochte Philippopolis, eine Stadt am Haemusgebirge, nicht zu schützen, deren Bewohner vom Feinde umgebracht wurden. Durch Macedonien wälzten sich die Schaaren weiter fort bis zu den Thermopylen. Da gelang es Decius, den Feind zurückzuwerfen. In Moesien bei Abritos, in der Nähe des heutigen Warna, kam es zur entscheidenden Schlacht (im J. 251), bei deren Beginn schon der junge Decius von einem Pfeile getroffen wurde, und im weiteren Verlaufe der Kaiser und mit ihm der größte Theil seines Heeres in den Sümpfen der Donau seinen Tod fand [3]). Der Nachfolger Trebon. Gallus ließ die Gothen nicht nur mit der Beute und den Gefangenen ungestört abziehen, sondern versprach ihnen auch Jahrgelder zu zahlen, wenn sie das römische Gebiet ferner nicht wieder durch Einfälle beunruhigen würden [4]).

Dieser Ausgang des Kampfes gegen Decius, in dem sich die Schwäche des römischen Reichs recht offenbart hatte, regte die Gothen zu neuen Einfällen an. Während unter der Regierung des Valerian und Gallienus (253—268) im Westen die Alemannen und Franken das römische Reich bedrohten, drangen im Osten die Gothen mit immer größerem Ungestüm verheerend

1) Jorn. de reb. get. c. 16. cf. c. 14. Cassiodor. Variar. XI, ep. 1.
2) Treb. Pollio in vita Claudii c. 6.
3) Jorn. l. c. c. 18. Ammian. Marcellin. XXXI. c. 13. Zosimus lib. I, 23.
4) Zosimus lib. I, 24.

Digitized by Google

vor. Drei große Heereszüge unternahmen sie, vereint mit andern Stämmen, darunter Peucinen, nicht bloß zu Lande, wie bisher, sondern auch zu Wasser, indem sie sich der Flotte des kimmerischen Bosporus bedienten. Auf der ersten Fahrt im J. 253 setzten sie über den Pontus nach Asien hinüber und eroberten Pityus und Trapezunt. Mit reicher Beute und vielen Gefangenen kehrten sie im J. 258 zu ihren Sitzen am See Maeotis zurück [1]). Auf dem zweiten Zuge, im J. 259, segelte die Flotte, während ein Landheer an der Küste herzog, nach dem thracischen Bosporus. Die Gothen nahmen Chalcedon ein, plünderten und verheerten die umliegende Gegend Kleinasiens. Auf dem dritten Zuge fuhren sie durch den thracischen Bosporus in die Propontis, wo das alte Cyzicus in ihre Hände fiel. Durch den Hellespont fuhren sie in das ägäische Meer, nahmen Athen und durchzogen von hier aus plündernd und verheerend ganz Griechenland, ja schon bedrohten sie Italien, als Gallienus sich aufmachte. Die Gothen aber, der langen Heereszüge müde, kehrten mit unermeßlicher Beute theils zu Lande über die Donau zurück, theils segelten sie an der kleinasiatischen Küste, wo Ephesus mit dem Dianentempel von ihnen zerstört wurde, wieder nach dem Norden zu [2]).

Am großartigsten war der Seezug angelegt, den die Gothen unter Claudius im J. 269 besonders unternahmen. Als Theilnehmer an demselben nennt Treb. Pollio: Peucini, Trutungi, Austrogothi, Virtingui, Sigipedes u. a. Trutungi sind offenbar die Grutungi oder Greutungi, die hier von den Austrogothen unterschieden zu sein scheinen [3]). Der Zug ging gleich anfangs

---

1) Zosimus lib. I, 31. Zosimus schreibt den ersten Zug nur den Boranen zu, aber Gregorius, Bischof von Neocäsarea († 270) in Pontus, ein Zeitgenosse, nennt mit den Boranen (Boraden) auch die Gothen. cf. ep. canonica Bibl. PP. Max. III. p. 316 sqq.

2) Zosim. hist. lib. I, 32—39. Treb. Pollio in vita Gallien. duor. c. 6. 13. Orosius lib. VII, 22. — Aschbach Geschichte der Westgothen. Frankf. a. M. 1827. p. 9 sq. ist in seiner Darstellung der Hauptquelle, nämlich dem Zosimus, gefolgt, welcher die Geschichte des Dexippus vor sich hatte. Der. hatte selbst am Kampfe gegen die Gothen Theil genommen. cf. Zeuß l. c. p. 404 sqq.

3) Treb. Pollio in vita Claudii c. 6. Treb. hat, da der Name Austrogothi nicht für einen späteren Zusatz zu nehmen ist, die Namen Grutungi oder

Digitized by Google

nicht besonders glücklich von Statten. Nach mehreren Unfällen theilten sich die Schaaren und, während ein Theil nach Creta und Cypern seine Fahrt richtete, suchte ein anderer in Macedonien vorzudringen. Der Kaiser Claudius, welcher sich hier dem viel zahlreicheren Feinde entgegenwarf, brachte ihm bei Naissus eine große Niederlage bei, nach der sich die Gothen zerstreuten. Wie groß die Gefahr damals war, deutet Aur. Victor an, der berichtet, daß Claudius die Gothen zurückzutreiben bemüht war, die durch längere Dauer allzu mächtig und fast zu Bewohnern des Landes geworden waren. Claudius erhielt für seinen Sieg den Beinamen Gothicus. Es war indeß Claudius nicht vergönnt, den Kampf zu beenden. Eine Seuche, die auch unter den Gothen große Verheerung angerichtet zu haben scheint, raffte ihn fort [1]). Erst Aurelian gelang es, die Gothen über die Donau zurückzutreiben. Aber die von Trajan jenseits der Donau begründete Provinz Dacien wurde aufgegeben und den Gothen im J. 272 überlassen. Diese Maßregel, welche den Gothen verstattete, über die weiten fruchtbaren Ebenen ihrer alten Heimath Dacien sich auszubreiten, trug mehr als der in den letzten Kämpfen erlittene Verlust dazu bei, ihren Einfällen für einige Zeit ein Ende zu machen [2]). Nur unter Tacitus Regierung fielen die Gothen in Kleinasien ein, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen [3]). Der Kaiser Probus, der auf einem Zuge durch

Greuthungi und Austrogothi, die insofern sich decken, als die Grutungi einen Theil, und zwar den Haupttheil der Austrogothi, Ostgothen, ausmachten, als Bezeichnung verschiedener Stämme gebraucht. Die einheimischen Benennungen Austrogothae, Wesegothae, deren sich der gothische Schriftsteller Jornandes bedient, sind dem Zosimus und Ammian. Marcellinus unbekannt, die sich dafür, besonders Ammian, der Namen Grutungi oder Greuthungi und Tervingi bedienen. Für *Virtingui* bei Treb. Pollio ist ohne Zweifel *Tervingi* zu lesen.

1) Zosimus giebt auch hier die zuverlässigsten Nachrichten lib. I. c. 42—45., während Treb. Pollio in vita Claudii c. 6—12. vielfach übertreibt, besonders in der Darstellung der Schlacht von Naissus. Aur. Victor de Caess. c. 34.

2) Zosimus lib. I c. 48. 49. Fl. Vopiscus in vita Aurelian. c. 22. 33. 34. 39. Eutropius IX, 15. berichtet, die Provinz Dacia, die Trajan jenseits der Donau begründet hatte, gab er (Aurelian) auf, da er nach der Verwüstung von ganz Illyrien und Moesien verzweifelte, sie behaupten zu können: abductosque Romanos ex urbibus et agris Daciae in media Moesia collocavit, appellavitque eam Daciam, quae nunc duas Moesias dividit et *est in dextra Danubio in mare fluenti, quam antea fuerit in laeva.*

3) Fl. Vopiscus in vita Tacit. c. 13. cf. Zosimus lib. I. c. 63.

Digitized by Google

Thracien die getischen Völker, wie Vopiscus berichtet, seine Macht fühlen ließ, versuchte später, nachdem er einen Theil der Bastarnen auf das römische Gebiet übergesiedelt hatte, auch von Gepiden, Grautungen (sic!) und Vandalen einen Theil dorthin zu verpflanzen, aber seine Bemühungen waren erfolglos [1]). Während Diocletian seit dem J. 285 mit den neu disciplinirten Legionen an den Grenzen Wache hielt, unterwarfen sich die Gothen ihre benachbarten Stammesgenossen; und zwar die Ostgothen, die Burgunder; die Thervingen, d. h. die Westgothen, in Verbindung mit den Thaifalen, die Vandalen und Gepiden [2]). Vereinzelt steht die Nachricht da, daß sich Maximian gothischer Hülfstruppen im Kriege gegen die Parther bedient, und als er sie nicht mehr bedurft, vernachlässigt habe [3]). Constantin mußte zuerst im Kampfe mit seinen Gegnern die Herrschaft befestigen. Dann aber nahm er im J. 322 von einem Einfall der Sarmaten — so berichtet Zosimus — Anlaß, weiteren Einfällen der Völkerstämme an der Donau zuvorzukommen. Er ging über die Donau und nöthigte die Feinde in Dacien dem Tribut, den sie bisher erhalten hatten, zu entsagen und um Frieden zu bitten. Es erboten sich viele im römischen Heere Dienste zu nehmen. Jornandes läßt bei dieser Gelegenheit 40,000 Gothen als Föderati im römischen Heere Aufnahme finden, hat aber wahrscheinlich einen späteren Vertrag Constantins mit den Gothen zur Bekämpfung des Licinius im J. 323 damit verwechselt [4]). Die von den Gothen bedrängten Vandalen baten bald darauf bei Constantin um Hülfe. Der Kaiser, der die nach Unterwerfung der anderen Stämme stets wachsende Macht der Gothen schon lange fürchtete, leistete gerne den Bedrängten Hülfe. Der gothische König Ararich kam jetzt den Römern zuvor und fiel, über die Donau hinübersetzend, im J. 331 plötzlich in Moesien ein. Nach hartem Kampfe, aus dem die Römer nur durch Unterstützung

---

1) Fl. Vopiscus in vita Probi c. 16. 18. tetendit (Probus) deinde iter per Thracias, atque omnes geticos populos fama rerum territos et antiqui nominis potentia pressos aut in deditionem aut in amicitiam recepit.

2) Mamertini Panegyr. genethl. Maximiano c. 17.

3) Jorn. de reb. get. c. 21.

4) Jorn. l. c. c. 21. Aschbach l. c. p. 17. denkt an eine Verwechselung des von Theodosius mit den Gothen geschlossenen Bündnisses.

Digitized by Google

ihrer Bundesgenossen am kimmerischen Bosporus, welche den Gothen in den Rücken fielen, siegreich hervorgingen, wurde der Frieden geschlossen. Der König Ararich stellte seinen ältesten Sohn als Geißel und die Gothen standen von ihren feindlichen Einfällen in das römische Gebiet so lange ab, als Glieder der constantinischen Familie regierten, nämlich bis zum J. 363 [1]). Unterdeß ruhten die Waffen des kriegerischen Volkes nicht. Hermanrich, aus dem edlen Geschlechte der Amaler, gründete eine mächtige Herrschaft über die benachbarten Völker, unter denen Jornandes eine Reihe unbekannter Namen aufführt [2]). Diese Herrschaft umfaßte das ganze Ländergebiet vom schwarzen Meere bis zur Ostsee. Bei der großen Ausdehnung dieses Reiches überließ Hermanrich die Herrschaft über die Westgothen dem Athanarich, dem Richter der Thervinger, die westlich vom Tyras — Danastus bei Ammian — bis zur Donau ihre Sitze hatten [3]). Nach dem Tode des Julian, des letzten Kaisers aus der constantinischen Familie, übernahm Valens die Herrschaft im Orient, die ihm von Procopius, einem Verwandten des Julian, streitig gemacht wurde. Procopius wandte sich an die der constantinischen Familie verbündeten Gothen, die ihm auch, da sie ihn für den rechtmäßigen Kaiser ansahen, ein nicht unbedeutendes Heer, nach Ammian 3000 Mann, zu Hülfe sandten. Als dieses Heer über die Donau gegangen war, und in Thracien plündernd umherzog, hatte Valens in Phrygien den Procop schon in seine Gewalt bekommen und umgebracht. Er beschloß nun die Gothen zu züchtigen. Zuvor schickte er Victor, den General der Reiterei, zu den Gothen, um zu erforschen, weßhalb ein den Römern befreundetes, durch Friedensverträge verbündetes Volk gegen den rechtmäßigen Kaiser die Waffen erhoben habe. Sie beriefen sich zu ihrer Entschuldigung auf Briefe des Procopius, worin dieser

1) Jorn. l. c. c. 22. Eutrop. X, 4. 2) Jorn. l. c. c. 23.

3) Die Angabe des Isidor im Chron. Gothorum ad a. 369., daß Athanarich die Herrschaft über die Gothen erst im fünften Jahre der Regierung des Valens, also im J. 369, angetreten habe, ist entweder unrichtig, da Athanarich im J. 369 nach dreijährigem Kampfe mit Valens Frieden schloß, oder so zu fassen, daß Athanarich in Folge jenes für die Gothen ehrenvollen Friedens eine selbständigere Stellung bei den Westgothen, dem Hermanrich gegenüber, einnahm und seit dieser Zeit die Herrschaft über alle Stämme der Westgothen zu vereinigen suchte.

Digitized by Google

als ein Glied der constantinischen Familie seine Ansprüche auf die Herrschaft begründet hatte und baten um Verzeihung. Aber Valens, der diese Entschuldigung nicht annahm, zog gegen sie zu Felde, schloß die auf dem Rückzug befindlichen Schaaren von allen Seiten ein und ließ sie die Waffen strecken. Die Gefangenen wurden in die verschiedenen Städte an der Donau vertheilt, wo sie in strenger Haft gehalten werden sollten. Ihre Körpergröße erregte bei den Bewohnern ein nicht geringes Erstaunen [1]). Athanarich ließ durch Gesandte die Gefangenen zurückfordern, da er in Folge des Vertrags mit den Römern dem Kaiser Hülfe habe leisten wollen; aber Valens verweigerte die Auslieferung. So brach der Krieg im J. 367 offen aus [2]). Die Römer, welche den Kampf auf gothischem Gebiete jenseits der Donau führten, suchten den Feind anzugreifen, Athanarich aber vermied eine offene Schlacht und suchte die Vortheile zu benutzen, welche das gebirgigte Land, wohin er sich zurückgezogen hatte, darbot. Im zweiten Jahre des Kriegs verhinderte die Römer eine Ueberschwemmung der Donau an einem neuen Zuge. Im dritten Jahre 369 zog Valens von Marcianopel, wo er im Winterquartier gelegen hatte, über die Donau, bei Noviodunum, und griff, nachdem er weiter vorgerückt war, die kriegerischen Greuthungen an, die den Thervingen zu Hülfe gekommen waren. Von dem Erfolg berichtet Ammian. Marcellinus, der die Hauptquelle ist, weiter nichts. Er erzählt nur noch kurz, daß Athanarich, zu der Zeit der mächtigste Richter, in mehreren Treffen Widerstand zu leisten versucht habe, aber in die Flucht geschlagen worden sei. Valens habe sich indeß wieder nach Marcianopel in die Winterquartiere zurückgezogen. Der Friede, der darauf von beiden Theilen abgeschlossen wurde, beweist, daß die Vortheile, welche die Römer über die Feinde gewonnen hatten, nicht so groß

---

1) Eunapii Excerpta de leg. ed. Bonnae p. 47. Die Länge der Leiber, welche die Beine kaum tragen zu können schienen, während sie nach der Mitte schmal waren nach Art der Wespen, erregten anfangs Verachtung, aber später, als die Gothen Proben ihrer Stärke ablegten, mußten die Einwohner ihren Irrthum belachen.

2) Ammian. Marc. 27, 5. Zosimus IV, 10. 11. Eunapii Exc. p. 46 sqq. Zosimus und Eunapius gebrauchen den allgemeinen Namen Scythen für die Gothen.

Digitized by Google

gewesen sein können; wenigstens hatte Valens erkannt, daß es ihm schwerlich gelingen werde, in Feindes Land mit den Waffen eine Entscheidung herbeizuführen. Die Gothen waren zum Frieden geneigt, weil der Krieg, der in ihrem Lande geführt wurde, mancherlei Nothstände zur Folge hatte. Sie stimmten den Friedensvorschlägen zu, welche von Victor und Arintheus, den Befehlshabern der Reiterei und des Fußvolkes, überbracht wurden, und es wurde zum Abschluß des Friedens ein passender Ort bestimmt. Athanarich wurde durch einen Eid und die Befehle seines Vaters, dessen Namen Rhothesteus (von dem goth. hroþ adj. hroþeigs siegreich) in den unzweifelhaft echten Acten des heil. Sabas erhalten ist, abgehalten, den römischen Boden zu betreten. Der Kaiser Valens hinwiederum hielt es unter seiner Würde, zu Athanarich hinüberzugehen, so kamen beide, von Bewaffneten begleitet, auf Schiffen mitten auf dem Flusse zusammen und schlossen den Frieden ab [1]). Der Rhetor Themistius, welcher bei dem Friedensschlusse selbst zugegen war, hat diesen Vorgang in einer von Lob gegen den Kaiser überfließenden Rede dargestellt. Soviel erhellt daraus, daß die Verhandlungen einen ganzen Tag dauerten und daß es endlich dem Valens durch die Kunst der Ueberredung gelang, den Athanarich, der wegen seiner Einsicht und Klugheit hoch gerühmt wird, für seine Vorschläge zu gewinnen [2]). Die Gothen sollten von ihren feindlichen Einfällen in das römische Gebiet abstehen, und zwar die Donau als Grenze gelten. Der Handelsverkehr wurde auf bestimmte Plätze beschränkt. Valens trug seinerseits Sorge, daß die festen Plätze an der Donau besser ausgerüstet und neue angelegt wurden, damit für die Zukunft der Plünderung der Feinde gewehrt werde, die durch das weite Flußgebiet, die Verzweigungen und Inseln leicht ausführbar war.

---

1) Ammian Marcellin bezieht sich darauf zurück 31, 4.

2) Themistii Orationes X. ed. Dindorf. Wie Ammian den Athanarich iudex nennt, iudex potentissimus 27, 5; 31, 3; so berichtet auch Themistius cf. p. 160: *οὐδὲ ὥσπερ γλώττῃ βάρβαρον, οὕτω δὲ καὶ τῇ διανοίᾳ, ἀλλ' ἐν τῷ συνεῖναι μᾶλλον σοφώτερον ἢ ἐν τοῖς ὅπλοις. οὕτω γοῦν τὴν μὲν τοῦ βασιλέως ἐπωνυμίαν ἀπαξιοῖ, τὴν τοῦ δικαστοῦ δὲ ἀγαπᾷ ὡς ἐκεῖνο μὲν δυνάμεως πρόσρημα, τὸ δὲ σοφίας.*

Digitized by Google

Die bisherige Darstellung hat gezeigt, daß an der unteren Donau und am Pontus, wo schon geraume Zeit vor der christlichen Aera die Geten hin und her drängen, später im 2. und 3. Jahrh. unter verändertem Namen die Gothen auftreten, welche, ebenso wie die Geten, mit Ungestüm nach den römischen Provinzen an der Donau vorwärts drängen und die römische Herrschaft bedrohen.

Die Thatsache, daß in denselben Gegenden die Geten im 2. und 3. Jahrh. unter dem veränderten Namen der Gothen auftraten, gab den alten Schriftstellern Anlaß, für die Gothen seit ihrem ersten Auftreten den alten Namen Geten beizubehalten, oder diesen abwechselnd mit dem neuen Namen zu gebrauchen. Beispiele dafür sind schon mehrere angeführt, wie z. B. die Stellen aus Spartian (S. 90 sq.), dessen Bücher schon um's Jahr 280 verfaßt sind und Begebenheiten aus dem Anfang des 3. Jahrh. enthalten, ferner aus Jul. Capitolinus, Fl. Vopiscus u. A. Noch verdient Claudianus aus Alexandria erwähnt zu werden († nach 410), der die Einfälle der Gothen unter Alarich in Italien geschildert hat, um Stilico zu verherrlichen. Claudianus bedient sich des alten Namens Getae und hat sein Gedicht vom gothischen Kriege de bello getico überschrieben. Er hat nicht daran gezweifelt, daß die Gothen des 4. und 5. Jahrh. identisch mit den alten Geten seien, die in ihren Wohnsitzen an der Donau schon früher als die „valida gens" von den Römern und besonders von Trajan bekämpft worden waren [1]). Die Kirchenschriftsteller des 4. und 5. Jahrh. pflegen ebenfalls noch den alten Namen Geten für die Gothen zu setzen. Hieronymus weist die Ansicht des Ambrosius zurück, daß die Gothen den Völkern Gog und Magog entsprechend seien, weil die Gothen in früherer Zeit von allen Gebildeten vielmehr Geten genannt worden seien, also der ursprüngliche Name nicht einmal denselben Anklang go gehabt hätte [2]). Ferner Paulinus von Nola, der von den Gothen in seiner Stadt belagert wurde und sie genau kennen lernte, bedient sich abwechselnd des Namens

---

1) de bello get. v. 134 sq. 164—174. de VI. cons. Honorii v. 332 sq.
2) S. 28. Anm. 1.

Digitized by Google

Geten und Gothen [1]). Aus Prudentius, Ven. Fortunatus und Sidonius Apollinaris ließen sich solcher Beispiele noch manche anführen.

Die Veränderung der Namensform, in Folge deren die Geten später als Gothen auftraten, darf nicht als etwas Zufälliges angesehen werden, sondern beruht auf bestimmten Sprachgesetzen, die Grimm in seiner Geschichte der deutschen Spache (p. 393 sqq.) neuerdings enthüllt hat.

Während in allen Zweigen der urverwandten Sprachen vom Sanskrit an in der griechischen, lateinischen, slavischen und litthauischen Sprache die stummen Consonanten, die erst durch Zutritt eines Vokals oder der Spiranten und Liquiden ertönen, unwandelbar geblieben sind, hat in den germanischen, theilweise auch in den celtischen Sprachstämmen eine Verschiebung dieser Laute stattgefunden, nicht als zufällige Ausnahme, sondern nach festem Gesetze. Die media, die den weicheren Laut enthält (b, g, d) geht über in tenuis, den festeren und dünneren Laut (p, k, t), die tenuis in aspirata, die den mit einer spirans versetzten Laut enthält (ph, ch, th), und die aspirata wieder in media. Am stärksten waltet die Verschiebung im Anlaut, dem empfindlichsten Theile der Wurzel, der ihre Eigenheit vorzüglich begründet. Aber sie wird auch in- und auslautend wahrgenommen.

Alle germanischen Sprachstämme haben den ersten Schritt gethan, sich von ihrer organischen Lautstufe losgesagt und eine zweite betreten, z. B. sanscr. dantas, lat. dens, litth. dantis, gothisch tunþus; oder sanscr. pitr, lat. pater, griech. πατήρ, goth. fadar; gr. θυγάτηρ, goth. dauhtar; lat. frater, goth. broþar. Von dieser zweiten Stufe sind dann die hochdeutschen Stäm-

---

1) Poem. XVII. ad Nicetam etc. (vom J. 398):

et Getae currunt et uterque Dacus
qui colit terrae medio vel ille
divitis multo bove pileatus
accolae ripae etc.

Poem. XXIII. (v. J. 401):

nec gothici tenuere metus nec frigora
longis dura viis etc.

Poem. XXIV. (v. J. 402):

hunc ego si geticis agerem, male subditus
armis etc.

Digitized by Google

me noch zu einer dritten fortgeschritten, womit sich diese Entwickelung abschloß: ahd. fatar, tohtar, pruodar; alle anderen Stämme blieben von der zweiten Verschiebung unberührt, wie die urverwandten Sprachen von der ersten. Dieses Gesetz, das gleichmäßig in alle Stufen jedes Organs der Lippe, Kehle und Zunge eingreift und sie sämmtlich verrückt, erscheint als eine außerhalb der Sprache gelegene Gewalt, welche diese wunderbare Wirkung hervorgebracht hat. Grimm ist gewiß mit Recht der Ansicht, daß ein für die Geschichte der germanischen Sprachen so wichtiges Ereigniß einmal bestimmt erfolgt sein muß. Dem getischen scheint nach den wenigen Sprachresten, welche vorliegen, die Lautverschiebung abgegangen zu sein, und bedeutsamer Weise läßt gerade der Schritt von den Geten zu den Gothen jenes sich zuerst entfaltende Verrücken stummer Consonanten gewahren. Die Lautverschiebung begann unter den östlichen Stämmen ungefähr in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. einzugreifen und setzte sich im zweiten und dritten fest. Bei den westlich vorgedrungenen könnte sie schon früher eingetreten sein und darum reifte sie dort zu einer neuen Stufe heran, deren Beginn schwerer zu bestimmen fällt. Das wichtige Ereigniß, welches alle germanischen Sprachen betroffen hat, fällt also in jene Zeit, als die germanischen Völker im Vorgefühl der großen Zukunft, zu der sie von der göttlichen Vorsehung bestimmt und aus allen Völkern erwählt worden waren, unaufhaltsam in alle Theile Europa's vorzurücken begannen; statt des langsamen und verweilenden Zuges, den sie von Asien her in der vorchristlichen Zeit eingehalten hatten, begann ein rascherer Sturm, den die Geschichte vorzugsweise Völkerwanderung nennt. Dieser heftige Aufbruch fast aller Stämme brachte auch ihre Sprache aus den bisherigen Fugen heraus. Aber wie bei der Völkerwanderung trotz aller scheinbaren Verwirrung eine höhere Gesetzmäßigkeit waltete, so wurden auch die Laute der Sprache nach einem bestimmten Gesetze immer wieder folgerichtig eingeordnet. Die Lautverschiebung, welche in der Sprache, dem leiblich gewordenen Ausdruck des Geistes, vor sich ging, läßt den Muth und Stolz erkennen, mit dem die kriegerischen Stämme, ihrer Bestimmung sich bewußt, vorwärts drängten. Media wird in tenuis, tenuis in aspirata verstärkt, die Sprache also erhöht. Daher auch die vordersten und rührigsten, die am kühnsten vorwärts strebten in der großen

Digitized by Google

Bewegung der ersten Jahrhunderte nach Christo, von der zweiten auf die dritte Stufe fortschritten. „Es darf", so bemerkt Grimm, „ein Zeugniß für die überlegene Milde und Bändigung des gothischen, sächsischen und nordischen Stammes geben, daß sie bei der ersten Verschiebung beharrten, während die wildere Kraft der hochdeutschen noch zur zweiten getrieben wurde. Das schließt auch auf, warum die hochdeutsche Sprache bei manchem empfindlichen Nachtheil, in dem sie zu den übrigen steht, lebendiger geblieben ist und ihren Sieg behauptet." Wir können diese wichtige Sprachkrisis, die mit der großen Völkerwanderung der christlichen Zeit verbunden ist, als ein Gegenbild der Sprachverwirrung und Völkertrennung in der Urzeit betrachten, wo der Polytheismus unaufhaltsam hereinbrach. Die Völkerwanderung ist ja vielmehr eine Völkersammlung, als eine Trennung gewesen. Mit ihr hing ein nach bestimmtem Gesetz eintretender Fortschritt der germanischen Sprachstämme zusammen, welche unter allen andern besonders dazu bereitet wurden, um in neuen Formen den unendlich reichen Inhalt der Offenbarung des einen lebendigen Gottes in sich aufzunehmen und als Gefäß zur Aufnahme einer neuen Ausgießung des göttlichen Geistes zu dienen.

Die Lautverschiebung, welche alle germanischen Sprachen betroffen hat, hat sich in der Veränderung der Namensformen deutlich ausgeprägt. Den Griechen und Römern galt für die thracische Form des Namens *Γέται* und Getae auch noch eine andere, nämlich Gaudae, die Plinius uns aufbewahrt hat [1]). Unter den zwischen dem Haemusgebirge und der Donau wohnhaften thracischen Stämmen nennt er unmittelbar nach einander Moesi, *Getae*, Aorsi, *Gaudae*, Clariaeque. Beide Gestalten gemahnen augenblicklich an die Composition der Völkernamen *Μασσαγέται* und *Σαττα-γύδαι*; zugleich beleuchten sie eine Verschiedenheit und Verwandtschaft gothischer Völkernamen. Nach dem Gesetz der Lautverschiebung wird das t in Getae zu th, ahd. zu d, das d in Gaudae gothisch zu t, ahd. zu z; die Getae werden goth. Guþans; ahd. ist die lateinische Schreibweise Gothi beibehalten, doch begegnet in einer alten Glosse: guti = gudi; die Gaudae werden Gautos, altn. Gautar, agf. Geatas, ahd. Coza.

1) Plinius histor. natural. IV, 11.

Digitized by Google

„Wer in dieſem Gleichlaufen der thraciſchen Getae und Gaudae, der deutſchen Guthans und Gautos die Identität beider Völker nicht erwieſen ſieht, iſt geſchlagen mit Blindheit. Unter Geten und Gothen ſollte ſich zwiefache Namensbildung hervorgethan haben, wenn zweimal beide nicht daſſelbe Volk wären?“ [1]) Was die Vokale der Doppelgeſtalt betrifft, ſo ſteht e in Getae außer Bezug zum au in Gaudae, das offenbar als Ablaut des u in Guþans erſcheint. Wie dieſes u nach der Form Σαυαγύδαι höchſtes Alter verräth, ſtellt es ſich auch wegen jenes Bezugs zu au organiſcher als e dar. Gutae und Gaudae ſtehen ſich alſo vokaliſch zur Seite. Wenn bei den Kindern und Nachkommen ſich die Namen der Vorfahren mit Ablaut wiederholen, ſo können die Gaudae nichts anders ſein als Sprößlinge der Gutae. Was aber der ablautende Vokal andeutet, den Fortwuchs des Stammes, ſoll gewiß auch der ſich abſtufende Conſonant ausdrücken: die Gaudae ſind nicht mehr die alten Getae ſelbſt, ſtammen aber von ihnen ab. In den agſ. und altn. Namen haben ſich die t wieder ausgeglichen und nur die Verſchiedenheit des Vokallautes bekundet, daß die Geatas Abkömmlinge der Gotan ſind. Beide Namensgeſtalten verknüpft der gothiſche Volksname Gautigoth, den Jornandes [2]) anführt.

Dieſe doppelte Namensbildung, die Grimm wegen ihrer Bedeutſamkeit ſehr ausführlich erörtert hat, giebt Aufſchluß über die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe der nordiſchen Gothen, Gautos altn. Gautar und der Donaugothen.

Die aus dem Ablavius, einem gothiſchen Schriftſteller, von Jornandes geſchöpfte Sage, wonach die Gothen aus Scandinavien, der Wiege der Völker, officina gentium, vagina nationum [3]) ausgezogen und von da nach dem Pontus vorgedrungen ſein ſollen, iſt allgemein als unhiſtoriſch anerkannt. Es findet gerade das Entgegengeſetzte ſtatt, da die Wanderungen der germaniſchen Stämme ihrem großen Naturtriebe gemäß von Aſien her aus der urſprünglichen Wiege der Völker, alſo von Oſten nach Weſten, in der Hauptrichtung erfolgten. Was jener Sage zum hiſtoriſchen Anknüpfungspunkt gedient hat, iſt das frühe Auftreten einzelner von den Gothen abgezweigter Stämme an der Küſte der Oſtſee und in Scandinavien. Ptolemäus, der Geo-

1) Grimm l. c. p. 439 sqq. 2) Jorn. de reb. get. c. 3. 3) Jorn. l. c. c. 4.

Digitized by Google

graph, der zur Zeit des M. Aurelius um die Mitte des 2. Jahrh. lebte, kennt die Γύθωνες an der Weichſelmündung — wo auch Tacitus die Gothones hin verſetzt — und gegenüber auf der Inſel Scandia die Γαῦτοι καὶ Δαυκίωνες [1]). Procop rechnet zu den Thuliten im Norden die Γαυτοί, Gautos, die ein ſehr zahlreicher Volksſtamm ſeien. Bei dieſen ließen ſich germaniſche Heruler in ſpäterer Zeit nieder. Bemerkenswerth iſt die Genoſſenſchaft von Γαῦται und Δαυκίωνες im Norden, welche der der Geten und Dacier an der Donau, die durch Herkunft und Sprache nahe verwandt waren, genau entſpricht. Jahrhunderte ſpäter treten in den germaniſchen Heldenliedern, z. B. dem angelſächſiſchen Liede Beovulf, neben den Sueonen im Norden Geatas und Dene verbrüdert auf. In dem mit Beovulf gleichzeitigen angelſächſiſchen Lied Viäsið, des Skalden Lied genannt, werden Geatas und Dene im Norden erwähnt, während Ermanric an der Donau Gotan beherrſcht [2]). Den Δαυκίωνες des Ptolemäus, den Daciern der Griechen und Römer entſprechen im Norden die Dänen. Aus Daci wurde, indem durch Ableitung n hinzutrat, Dacini, wie aus Getae Getini, Gothini. Dacini aber kürzt ſich in Dani, wie Picinus in Pinus, Decenarius in Denarius, Deceni in Deni u. a. Dieſe Etymologie erhält das Gepräge voller Wahrheit dadurch, daß bei lateiniſchen Schriftſtellern des Mittelalters bis in das 12. Jahrh. Daci und Dacia gleichbedeutend mit Dani und Dania ſtehen, ohne daß dem an der Donau gelegenen Lande darum ſein alter Name entzogen wurde, der für dieſes niemals mit Dania wechſelt [3]).

---

1) Ptolem. Germ. magna lib. II. c. 11.; lib. III. c. 5. Nach Plinius Bericht (hist. n. XXXVII, 2 cf. IV, 14); ſoll Pytheas, der Maſſilienſer, ſchon zur Zeit des Alex. M. an der Oſtſeeküſte Guttones getroffen haben, die mit den benachbarten Teutonen Bernſtein-Handel trieben. Strabo VII. c. 1. §. 3. Gutones nicht Βούτονες. Tacit. Germ. c. 43. 45.

2) Cod. exon. p. 322. „mid Sweom and mid Geatum, and mid Sudh-Donum“ während Ermanric, der Gotena cyning heißt, Gotan beherrſcht: Eormanric veold Gotum.

3) Grimm „über Jornandes“ p. 41 sq. Geſchichte der deutſch. Sprache p. 193 und 730. Grimm bemerkt, daß den Ruſſen noch heute der Däne Datſchanin, den Lappen Dazh oder Tazh heißt. Den äußerſten Slaven und Lappen war der Name nicht aus Deutſchland, ſondern unmittelbar vom Geſtade des ſchwarzen Meeres zugekommen. Wie der Litthauer Guddas bewahrt hat, ſo haben dieſe Völker Dazh = Dacus aufbehalten.

Digitized by Google

Mit den Geten und Daciern hat in neueſter Zeit Leo, der ſich Grimms Anſicht von der Identität der Geten und Gothen angeſchloſſen hat, noch die Saci zuſammengeſtellt, die, nachdem ſie durch die Kriege unter Trajan aus den Donaugegenden vertrieben worden waren [1]), wie die Dacier als Dänen, ſo als Saxones auf der cimbriſchen Halbinſel erſcheinen, wo ſie Ptolemäus um die Mitte des 2. Jahrh. ſchon kennt. Leo ſtellt folgende Dreizahl, die dreimal wiederkehrt, auf: 1) Gothi oder Gautae, Daci oder Dani und Sari oder Saxones im nördlichen Deutſchland oder Scandinavien; 2) Getae, Daci und Saci oder Sairae in den Donaugegenden und 3) Maſſagetae, Dahae oder Dai, Sacae oder Saci im Norden oder Oſten des Aralſee's, nach Strabo's Angaben. Durch dieſe Namen ſieht Leo den Weg gezeigt, durch den ſich die Verwandtſchaft der Arier in Indien und der deutſchen Völker erklären laſſe. Wir wagen es noch nicht, Leo auf dieſem kühnen Wege zu folgen [2]). Schon in früheſter Zeit müſſen von dem oberen Lauf des Dnieſter, des Tyras oder Danaſtus der Alten, einzelne Zweige der Geten und Dacier dem urſprünglichen Zuge der von Aſien nach Europa wandernden Völker von Süd-Oſt nach Nord-Weſt folgend, nach der Weichſel gezogen und von ihrer Mündung nach Scandia herüber gelangt ſein, während der Haupttheil der Stämme noch an der Donau ſitzen blieb. Auf demſelben Wege der natürlichen Verbindung zwiſchen dem ſchwarzen Meere und der Oſtſee mögen auch ſpäter noch in bedrängten Zeiten andere Schaaren jenen gefolgt ſein, ſo daß die auffällige Verminderung der waffenfähigen Mannſchaft, wie z. B. nach dem Verfall der Herrſchaft des Börebiſtes unter Auguſtus, oder nach den Kämpfen und der Niederlage des Decebalus unter Trajan, ſich zum Theil daraus erklären läßt.

Nachdem wir die Identität der Geten und Gothen durch geographiſch-geſchichtliche Unterſuchungen begründet, durch ſprachliche Verhältniſſe weiter beſtätigt gefunden haben, wenden wir uns zu einer Betrachtung des religiöſen und ſittlichen Lebens

1) Aur. Victor de Caess. c. 12.

2) Leo Vorl. über die Geſchichte des deutſchen Volkes ꝛc. Halle 1854. 10te Vorl. cf. Univerſ. Geſch. II. S. 33.

Digitized by Google

der Geten und fragen, ob auch dadurch die Annahme der Identität von Geten und Gothen sich als haltbar erweist. Es wird aber vorher noch die Frage zu erörtern sein, ob die Geten von den Thraciern und thracischen Stämmen unterschieden werden können, mit denen sie, wie es scheint, von den alten Schriftstellern bei Beschreibung ihrer Sitten zusammengestellt werden.

Herodot rechnet die Geten allerdings zu den thracischen Stämmen, zeichnet sie aber vor diesen besonders aus, indem er sie die edelsten und gerechtesten nennt, (Θρηίκων ἐόντες γενναιότατοι καὶ δικαιότατοι). Die Bezeichnung der Geten: οἱ ἀθανατίζοντες giebt ihm Anlaß, mitten in seinem geschichtlichen Bericht bei der Darstellung ihres eigenthümlichen religiösen Glaubens und der damit zusammenhängenden Sitten stehen zu bleiben. Er bemerkt später an der Stelle, wo er auf die Sitten der Thracier zu sprechen kommt, geradezu, daß die Sitten der Geten und einiger anderer Stämme von denselben verschieden seien [1]). Thucydides deutet ebenfalls darauf hin, wenn er in seinem Bericht über den Feldzug der Thracier gegen Perdiccas, an dem auch die Geten und übrigen Völker Theil nahmen, welche diesseit des Ister bis zum Pontus Eurinus wohnten, von diesen bemerkt, daß sie den Skythen benachbart und auch wie diese bewaffnet seien — sie waren nämlich berittene Bogenschützen —; also auch Thucydides unterscheidet die Geten von den Thraciern in Hinsicht ihrer Sitten, und ebenso zeichnet er die Dacier, die er jenen schon zur Seite stellt, als Schwerttragende wiederholt besonders aus [2]).

Mehr Gewicht als diese ältesten Zeugnisse, so behaupten die Gegner der Identität von Geten und Gothen, sollen die Aussagen der späteren Schriftsteller, eines Strabo, Tacitus, Justinus, Dio Cassius haben, die ebensowohl die thracische als germanische Eigenthümlichkeit kannten und bei denen die Geten und Dacier von den Germanen unterschieden und den Thraciern zugezählt werden. Sehen wir näher zu, wie es sich mit dieser Behauptung verhält.

Strabo wendet sich von der Beschreibung Germaniens, von

1) Herodot. lib. IV, c. 93. 94. lib. V. c. 3.
2) Thucydides lib. II, 96; VII, 27.

Digitized by Google

den Cimbern, über die er ausführlicher handelt, zu den Geten, welche an die östlichen Theile Germaniens, an die jenseit der Elbe wohnenden Sueven angrenzten. Die Geten nahmen in den Quellen, die Strabo vorlagen, eine so hervorragende Stelle ein, daß von den andern thraciſchen Stämmen nur wenig zu sagen blieb. Nach der Meinung der Griechen, sagt Strabo, seien die Geten, wie die Moesier, Thracier. Ihre Sprache sei mit der der Thracier dieselbe, also auch die der Dacier, die mit den Geten die gleiche Sprache redeten [1]).

Beachtet man aber das enge Verhältniß, worin nach Strabo diese Stämme an der Donau mit den Germanen standen, auf die sie ihre Hoffnung im Kampfe mit den Römern gesetzt hatten, so kann jene Angabe über die Sprachverwandtschaft nicht mehr so gewichtig erscheinen. Strabo kannte selbst schwerlich die Sprache der Geten und Dacier so genau, um dies selbst beurtheilen zu können. Er berichtete, was er von Andren in Erfahrung gebracht hatte. Wenn man nun bedenkt, wie doch selbst die gothiſche Sprache von den übrigen deutschen Sprachstämmen vielfach abweicht, so konnte die Verschiedenheit gothiſcher und germaniſcher Zunge dem römiſchen Ohr so auffallend erscheinen, daß man darüber die Stammesgemeinschaft übersah.

Was Tacitus betrifft, so kommen die Geten bei ihm gar nicht vor. Die Gegner der Identität von Geten und Gothen, wie von Sybel, haben daraus den Schluß gezogen, „dies sei deshalb der Fall, weil die Geten zu Tacitus Zeit gar nicht mehr existirten. Auch die Dacier, die Tacitus den Germanen gradezu entgegensetze (Germ. c. 1.), würde er zwanzig Jahre später, nachdem Trajan das Reich des Decebalus zertrümmert hatte, nicht mehr genannt haben.“

Die Nichterwähnung der Geten bei Tacitus kann deshalb nicht befremden und zu jenem Schlusse berechtigen, weil die Römer unter dem Namen der Dacier zur Zeit des Trajan, wo Tacitus lebte, ihre Stammesgenossen, die Geten, mitumfaßten. Die Berichte über die östlich an Germanien angrenzenden Völkerstämme sind bei Tacitus überaus dürftig. Die Nachrichten flossen ihm insgemein von den rheiniſchen Germanen zu, diesen aber war die Namensform, Geten, fremd; sie kannten den Na-

1) Strabo VII, 3 §. 2 u. §. 10.

Digitized by Google

men des östlichsten germanischen Volkes nur lautverschoben und mit dem tiefen statt des hellen Vocals. Die Gothones, ein Name, der auf die Guþai oder Guþans zurückschließen läßt, setzt Tacitus jenseits der Lygier im Nordosten von Germania. Er legt ihnen, im Unterschied von der freien Verfassung der übrigen Germanen, das Königthum bei [1]). Wie bei den alten Geten wurzeln auch bei den von ihnen abgezweigten jüngeren Gothen Könige. Einer ihrer edlen Jünglinge, Catualda, beraubte (im J. 19 p. Chr.) den Marbod der Herrschaft, wurde aber bald von den Hermunduren vertrieben [2]). Bemerkenswerth ist es, daß Tacitus die Bastarnen oder Peucinen, wie sie von ihren Wohnsitzen an der Donaumündung, der Insel Peuce, genannt wurden, ein Volksstamm, der mit den Geten in engster Beziehung stand, nach Sprache, Religion und Sitte, für Germanen erklärt (Germ. c. 46).

Was die ethnographischen Angaben des Dio Cassius anlangt, so kann auf dieselben kein großes Gewicht gelegt werden, da er, im Widerspruch mit den übereinstimmenden Angaben der andren Schriftsteller, die Sueven für Celten hielt, die Dacier für Skythen in gewisser Weise (Σκυθαί τρόπον τινά), die Bastarnen aber zuverlässig für Skythen (Σκυθαί ἀκριβῶς) ausgiebt [3]).

Aus diesen Angaben der ältesten Schriftsteller wie der späteren, Strabo u. a., geht hervor, daß die Geten allerdings zuerst mit den thracischen Stämmen verbündet und an diese angelehnt in der Geschichte aufgetreten waren; daher kam es, daß sie als ein thracischer Volksstamm bezeichnet wurden. In ähnlicher Weise lehnten sich die Massageten, die zu Herodot's Zeit noch weiter östlich standen und am Araxes dem Perserkönig Cyrus den Uebergang wehrten, an die Skythen an, daher sie ein skythisches Volk genannt werden, obgleich sie mit den Thyssageten, deren Herodot gedenkt [4]), und Tyrageten zum großen Hauptstamm der Geten gehörten. Dadurch, daß sie von demselben räumlich getrennt blieben, konnten sie sich des skythischen Einflusses nicht erwehren und die späteren Alanen, welche mit

---

1) Tac. Germ. c. 43 paulo iam adductius quam ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem.

2) Tac. Ann. II, 62 u. 63. 3) Dio Cassius LI. c. 22 u. 23.

4) Herodot. I, 201—215. cf. IV. 22 u. 123.

Digitized by Google

den Massageten identisch sind [1]), haben nur geringe Spuren getischer oder gothischer Herkunft bewahrt. — Wegen der engen Verbindung, worin die Geten früher mit den Thraciern standen, wechseln die Bezeichnungen Geten und Thracier, da unter diesem allgemeinen Namen jene subsumirt werden. Es erklärt sich daher, daß die Geten in den ältesten Zeiten unter der Anführung von Fürsten und Feldherren auftreten, deren Namen thracischen Stammes sind, die sich nicht auf germanische Wurzeln zurückführen lassen. Immerhin konnten auch tapfere Geten sich zur Herrschaft über thracische Stämme aufschwingen, wie z. B. Grimm bemerkt, daß der Name jenes tapfern Königs Dromichaetes, der den Lysimachus (im J. 292 v. Chr.) zwischen Ister und Tyras auf's Haupt schlug, Trumahaitja lauten, also germanischen Ursprungs sein könne. Bemerkenswerth ist die humane Behandlung, welche Dromichaetes nach den Berichten Diodor's und Strabo's dem gefangenen Lysimachus widerfahren ließ: indem er dem Macedonier die Rechte darbot und ihn küßte, führte er ihn mit seinen Kindern nach Helis. Bei dem Mahle, das er den gefangenen Macedoniern bereitete, ließ er ihnen in silberne und goldene Becher den Wein eingießen, während für die Seinen die hörnernen und hölzernen nach getischer Sitte gebraucht wurden (καθάπερ ἦν ἔθος τοῖς Γέταις). Gegen Ende des Mahls füllte er das größte Horn mit Wein und, den Lysimachus Vater nennend, fragte er, ob ihm ein thracisches oder macedonisches Mahl königlicher erscheine [2]).

Je selbständiger im Laufe der Zeit die Geten und Dacier auftreten, um so mehr klingen die Namen gothisch oder deutsch an. So der Name des Dacierfürsten Cotiso, eines Zeitgenossen des Augustus, dem ahd. Huozo näher steht, als der phrygische und odrysische Name, Κότυς. Die Namen der getischen Priester Zeuta, Diceneus lassen sich auf þiuda (von þius þivan Diener), Taihuneis (von leihan Zeichendeuter) zurückführen. Für den zur Zeit des Domitian lebenden Dacierfürsten Dorpaneus oder Diurpaneus weist Grimm das dem gothischen Daurpaneis noch entsprechende ahd. Dorfuni nach und das nomen dignitatis des dacischen Fürsten Decebalus findet er in dem gothischen Tai-fali

1) Ammian Marc. XXIII, 5 cf. XXII, 8.

2) Diodor de vir. et virt. XXI, cf. Strabo VII. c. 3 §. 14.

Digitized by Google

wieder. Dem Namen des Vertrauten des Decebalus, Bikilis, entspräche ahd. Pichilo. Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts verschwinden die thracischen Namen gänzlich. Mit der Herrschaft der Geten und Dacier an der unteren Donau hat bald das germanische Element dort die Oberhand gewonnen und das thracische ist absobirt worden.

Noch verdient Ammian Marcellinus, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts schrieb, berücksichtigt zu werden. Er bedient sich bei der Beschreibung der Kämpfe mit den Gothen unter Valens nur des Namens Gothi. Daß auch Ammian die Gothen für die alten Geten hielt, die man in früherer Zeit zu den thracischen Stämmen gerechnet hatte, dafür möchte, obgleich es nicht ausdrücklich von ihm bemerkt ist, besonders der Excurs sprechen, den er macht, bevor er dazu übergeht, den ersten Feldzug des Valens gegen die Gothen zu beschreiben. Er schildert kurz den Schauplatz der folgenden Kämpfe, Thracien, das Land, das wir als den Wohnsitz der Geten in alter Zeit kennen gelernt haben, von wo sie verdrängt über die Donau gingen und später unter Valens wieder zurückkehrten. Der zu verschiedenen Zeiten eingetretene Wechsel in den Wohnsitzen der verschiedenen Stämme und die dadurch entstandene Verwirrung der Berichte macht dem gewissenhaften Historiker die Schilderung sehr schwer [1]). Während Ammian die Hauptstämme der Thracier aufführt, die Scordisker, Odryser, Besser und ihre Unterwerfung durch die Römer berichtet, erwähnt er die Geten, welche von den älteren Schriftstellern immer mit den Thraciern in Verbindung gebracht werden, mit keiner Sylbe. Sie wurden offenbar von Ammian gegen das Ende des vierten Jahrhunderts nicht mehr zu den Thraciern gerechnet, sondern als zu den germanischen Stämmen gehörig betrachtet und Gothen genannt. Der Schwerpunkt ihrer Macht war schon längst auf das jenseitige Ufer der Donau weiter nach Osten hin verlegt.

Nach der Darstellung Ammian's hatten die Alanen — die alten Massageten [2]) — ihre Sitze östlich von den Greuthungen

---

1) hist. XXVII, 4 erat: Thraciarum descriptio facilis si veteres concinerent styli: quorum obscura varietas, quoniam opus veritatem professum non iuvat, sufficit ea, quae vidisse meminimus expedire.

2) l. c. lib. 23, 5: et Massagetas, quos Alanos nunc adpellamus. cf. 22, 8.

Digitized by Google

(Oſtgothen). Beide waren durch den Tanaisfluß (Don) von einander getrennt. Die Greuthungen ſtießen nach Weſten hin an die Thervingen (Weſtgothen). Das Gebiet der Greuthungen ſcheint ſich bis zum Boryſthenes (Dniepr) erſtreckt zu haben, da ſie von den Hunnen und Alanen gedrängt, nach Ammians Angabe bis zum Danaſtus (Dnieſtr), der zwiſchen dem Hiſter und Boryſthenes hinfließt, in das Gebiet der Thervingen vorrückten und dieſe in Bewegung ſetzten. Weiter nach Weſten nennt Ammian das Gebiet der Taifalen, das die Thervingen durchſtreiften [1]). Es hatten ſich alſo mehrere Gothenſtämme, die Ammian unterſcheidet und auch zuſammenfaßt: Gothorum reliquae gentes, in den Donaugegenden und nördlich vom ſchwarzen Meere bis zum Tanais feſtgeſetzt, und während die einen auszogen, konnten die andern unverrückt in ihren Sitzen bleiben.

Die Verſchiedenheit getiſcher und thraciſcher Sitte drängte ſich ſchon in den älteſten Zeiten, gleich bei'm Auftreten der Geten, den Schriftſtellern auf. Herodot unterſcheidet bei ſeinem Bericht über die Sitten der Thracier hinſichtlich der Geten, obgleich er ſie für thraciſchen Stammes hält. Er bemerkt, daß es den ſo mächtigen thraciſchen Stämmen an Eintracht fehle; ſie würden, wenn ſie unter einheitlicher Führung ſtänden, unüberwindlich ſein; ſie trügen je nach den verſchiedenen Diſtrikten, welche ſie bewohnten, verſchiedene Namen, aber alle bedienten ſich derſelben Geſetze und Einrichtungen, ausgenommen die Geten, Trauſen und die über den Kreſtonäern wohnten. Die eigenthümlichen Sitten der Geten hatte Herodot gleich bei ihrer erſten Erwähnung mitten in dem Bericht über den Feldzug des Darius geſchildert. Während die ſüdlicher wohnenden thraciſchen Stämme ſich dem Darius ohne Kampf unterwarfen, leiſteten die Geten hartnäckigen Widerſtand als die edelſten und gerechteſten unter den Thraciern. (Θρηίκων ἐόντες καὶ γενναιότατοι καὶ δικαιότατοι). Der Beiname (οἱ ἀθανατίζοντες), welchen Herodot den Geten ohne Weiteres beilegt, giebt ihm Anlaß zu erzählen: „Sie glauben nämlich, daß ſie nicht ſterben werden, ſondern daß der Abſchei-

1) l. c. lib. XXXI, 3. a superciliis Gerasi flaminis usque Danubium Taifalorum terras praestringens.

Digitized by Google

bende zu Zalmoxis, einem Gotte, gehe. Sie nennen denselben auch Gebeleizis. Alle fünf Jahre senden sie einen der Ihrigen, welcher durch's Loos bestimmt wird, als Bote zu Zalmoxis ab, und geben über das, was sie jedesmal bedürfen, Auftrag. Sie senden aber den Boten auf folgende Weise: Einige von ihnen in Reihe gestellt halten drei Speere, andre nehmen den, der zu Zalmoxis gesandt werden soll, bei den Händen und Füßen und indem sie ihn hin und her bewegen, werfen sie ihn nach oben in die Spieße. Wenn er durchbohrt wird und stirbt, so glauben sie, den Gott versöhnt zu haben; wenn jener aber nicht stirbt, so schieben sie die Schuld auf den Boten selbst und halten ihn für einen Bösewicht. Wenn sie dann die Schuld auf diesen gewälzt haben, so senden sie einen andern ab, ertheilen aber ihre Aufträge dem noch Lebenden. Dieselben Thracier schießen gegen Donner und Blitz Pfeile ab gen Himmel und drohen dem Gotte, da sie glauben, daß kein andrer Gott sei, als der Ihrige".

Herodot erzählt darauf, was er von den am Hellespont und Pontus wohnenden Griechen erfahren habe, daß dieser Zalmoxis ein Mensch gewesen sei, der auf Samos dem Pythagoras, Sohn des Mnesarchos, gedient und nachdem er freigelassen, sich ein bedeutendes Vermögen erworben habe, mit dem er in die Heimath zurückgekehrt sei. Hier sei er unter den noch wenig kultivirten Thraciern als Lehrer aufgetreten, da er im Umgange mit den Griechen und dem ausgezeichneten Pythagoras mit jonischer Lebensweise und Sitten bekannt geworden war. In einem Saal, den er sich eingerichtet, habe er die Ersten aus dem Volke aufgenommen, gut bewirthet und belehrt, daß weder er, noch seine Tischgenossen, noch deren Nachkommen sterben, sondern an einen Ort kommen würden, wo sie immer leben und alle Güter genießen würden. Da, wo er dies getrieben hatte, richtete er sich ein unterirdisches Wohngemach ein, und als es fertig war, verschwand er aus der Mitte der Thracier. Er war nämlich in dies unterirdische Wohngemach hinabgestiegen und blieb dort drei Jahre lang. Man verlangte aber nach ihm und bejammerte ihn wie einen Verstorbenen. Im vierten Jahre erschien er den Thraciern wieder und so wurden sie überzeugt von dem, was Zalmoxis gesagt hatte.

Herodot will diese Angaben der Griechen zwar nicht gradezu

Digitized by Google

verwerfen, aber er ſchenkt ihnen keinen Glauben. Er iſt der Anſicht, daß dieſer Zalmoxis um viele Jahre früher als Pythagoras gelebt habe, und wohl kein Menſch, ſondern ein einheimiſcher Gott der Geten geweſen ſei. Mann kann mit Beſtimmtheit annehmen, daß jene Erzählung der Griechen aus dem Streben hervorgegangen iſt, den Unſterblichkeitsglauben der Geten, der ſie in den Augen der Alten unter den verſchiedenen Völkerſtämmen beſonders merkwürdig machte, von Pythagoras herzuleiten, der eine Seelenwanderung gelehrt hatte.

In dem Bericht des Strabo über Zamolxis, ſo lautet hier der Name, erſcheint die von Herodot mitgetheilte Erzählung der Griechen über die Entſtehung des Unſterblichkeitsglaubens bei den Geten bereits in erweiterter Geſtalt. Zamolxis bleibt Diener und Schüler des Pythagoras, von dem er Einiges über die himmliſchen Dinge gelernt hatte. Aber auch von den Aegyptern, wohin Zamolxis ſich gewandt, läßt Strabo ihn ſeine Weisheit holen. Nachdem er in ſein Vaterland zurückgekehrt, ſei er bei den Führern und dem Volke hochverehrt worden, indem er ihnen den Eintritt der Himmelszeichen vorher geſagt habe. Endlich überredete er den König, ihn zum Mitherrſcher anzunehmen, indem er vorgab, den Willen der Götter verkündigen zu können. Anfangs wurde er zum Prieſter des bei den Geten am höchſten verehrten Gottes eingeſetzt, nachher aber wurde er ſelbſt Gott genannt. Nachdem er ſich an einen felſigten, den Andern unzugänglichen Ort zurückgezogen hatte, brachte er daſelbſt zu und verkehrte wenig nach außen hin, außer mit dem König und ſeinen Dienern. Dem Könige aber war er behülflich, der erkannte, daß die Leute ihm ergebener waren als früher, weil er jetzt die Verordnungen nach dem Rathſchluß der Götter erließ, und dieſe Weiſe, ſagt Strabo, dauere bis auf ſeine Zeit fort, indem immer ein ſolcher gefunden werde, welcher der Rathgeber des Königs ſei und bei den Geten Gott (gudja Prieſter) genannt werde. Der Berg werde für einen heiligen gehalten und heiße nach dem vorüber fließenden Fluß Κωγαίωνον. Als Börebiſtes über die Geten herrſchte, gegen den Auguſtus einen Feldzug unternehmen wollte, habe Diceneus (Δεκαίνεος) das Ehrenamt des göttlichen Rathgebers bekleidet, und die von Zamolxis eingeführte pythagoreiſche Sitte, ſich der Fleiſchſpeiſen zu enthalten, habe noch fortbeſtanden. Von Diceneus führt der Stoiker Strabo ferner an, daß auf

Digitized by Google

ſein Geheiß die Geten auch die Weinſtöcke abgehauen und ohne Wein gelebt hätten [1]).

Die ſpäteren Biographen des Pythagoras führen zur Verherrlichung dieſes Meiſters der Weisheit unter ſeinen Schülern, die als Lehrer und Geſetzgeber der Völker ausgingen, auch den Zamolxis auf. Porphyrius leitet den Namen Zamolxis davon ab, daß dem Knaben bei ſeiner Geburt ein Bärenfell umgeworfen worden ſei, das Fell aber bei den Thraciern ζαλμός heiße. Der Knabe ſoll, nach einer Angabe, den Namen Thales geführt haben und von den Barbaren als Herkules verehrt worden ſein [2]). Jamblichus erzählt, daß Zamolxis, nachdem er den Geten die Unſterblichkeit als Antrieb zu todesverachtender Tapferkeit gelehrt und die Geſetze ihnen aufgeſchrieben hatte, als der höchſte der Götter bei ihnen verehrt worden ſei [3]).

Wie weit die Kunde von Zamolxis in der griechiſchen und römiſchen Welt ſich verbreitet hatte, erhellt aus der Spottſchrift des Julian über die römiſchen Caeſares. Julian läßt ſpottweiſe den Zeus dem in die Verſammlung der Götter eintretenden Auguſtus ſeine Vorſchriften (δογμάτα) nebſt den Zauberſprüchen (ἐπῳδαί) des Zamolxis überreichen. Dieſe Zauberformeln erinnern an die Runen, welche die germaniſchen Völker von Odin herleiteten. In dem Wettſtreit der Kaiſer um den Preis der Tapferkeit legt Julian dem Trajan die Worte in den Mund: „Ich habe die Geten ausgerottet, welches die kriegeriſchſten Menſchen ſind, die je gelebt haben, nicht bloß wegen der Kraft des Leibes, ſondern wegen der Lehren, die ſie von dem bei ihnen hochverehrten Zamolxis empfangen und angenommen haben, daß ſie nicht ſterben, ſondern an einen andern Ort gelangen würden."

Bei Jornandes haben ſich die Angaben, die er aus Strabo, aus des Dio Chryſoſtomus getiſchen Geſchichten über Zamolxis und andre weiſe Männer als Lehrer der Gothen geſchöpft hat, in Hinſicht der Zeitbeſtimmung gänzlich verwirrt; denn wenn unter dieſen Zeuta der erſte geweſen, nach dieſem Diceneus und dann erſt als der dritte Zamolxis aufgetreten ſein ſoll, ſo würde,

1) Strabo VII, 3 §. 5 u. §. 11.

2) Porphyrius de vita Pythag. ed. Kiessling 14. 15.

3) Iamblichus de pythag. vita c. 30. Ueber die Wirkſamkeit der Schüler des Pythagoras c. 23.

Digitized by Google

da Diceneus unter Börebiſtes, zur Zeit des Sulla nach Jornandes, wirkte, Zamolxis in das erſte Jahrhundert vor der chriſtlichen Aera verſetzt werden müſſen [1]).

Wenn wir die Anſicht des Herodot feſthalten, daß Zalmoxis ein Gott der Geten geweſen, alſo einen mythologiſchen Charakter gehabt habe, ſo iſt derſelbe unverkennbar eine der vielen Geſtalten und Namen, unter denen Odin bei den germaniſchen Völkern umhergewandert iſt.

Die dem Zalmoxis zur Sühne regelmäßig dargebrachten Menſchenopfer finden ſich in entſprechender Weiſe bei den germaniſchen Völkern. Tacitus ſagt von dem Cult derſelben im Allgemeinen [2]), daß ſie unter den Göttern am meiſten den Mercurius ehren, dem ſie an beſtimmten Tagen auch Menſchenopfer darzubringen pflegen. Unter dem Namen des Mercur iſt hier für die römiſchen Leſer Odin bezeichnet. Specieller ſchildert Tacitus die Weiſe der Opfer bei den Sueven [3]). Für die Aelteſten und Edelſten der Sueven gaben ſich die Semnonen aus. Ihren Altersanſprüchen ſicherte die Religion Glauben. Zu feſtgeſetzter Zeit kamen in einem Walde, der durch der Väter Weihe und altherkömmliche Scheu geheiligt war, alle Völkerſchaften deſſelben Blutes durch Geſandte vertreten, zuſammen, und indem für die Gemeinde (publice) ein Menſch geopfert wurde, begingen ſie nach barbariſchem Brauch grauenvolle Weihen. Der Name des Gottes, dem auf dieſe Weiſe geopfert wurde, iſt nicht genannt, aber wir können ihn aus dem, was Tacitus über die Heiligkeit des Haines weiter berichtet, erſchließen: „darauf bezog ſich der ganze Aberglaube, als ob dort die Anfänge des Stammes geweſen ſeien, dort Gott, der Lenker aller Dinge, ſeinen Sitz habe.“ Dieſer regnator omnium deus, dem alles übrige unterworfen war und gehorchen mußte, war kein andrer als Odin, der Vater aller Götter, der Lenker aller Dinge. — Was Procop von den Menſchenopfern der Thuliten erzählt [4]), gewinnt für uns ſeine volle Bedeutung, nachdem nachgewieſen iſt, daß dieſe nor-

1) Iornandes de reb. get. c. 5 u. c. 11: dehinc regnante in Gothis Sitalco Boroista, Diceneus venit in Gothiam, quo tempore Romanorum Sylla potitus est principatu, quem Diceneum suscipiens Boroista dedit ei pene regiam potestatem etc.

2) Germ. c. 9. 3) l. c. c. 39. 4) de bello goth. II, 15.

Digitized by Google

diſchen Gautos Γαυτοι, die Procop als zahlreichſten Stamm der Thuliten angiebt, Abkömmlinge der Gothen ſind. Das beſte Opfer war bei ihnen der Menſch, der zuerſt mit den Waffen zum Gefangenen gemacht worden war. Dieſen opferten ſie dem Ares, dem Kriegsgotte, den ſie für den größten Gott hielten. Sie opferten aber den Gefangenen nicht bloß, indem ſie ihn ſchlachteten, ſondern ſie hingen ihn auf einem Holze auf, oder warfen ihn in die Dornen, oder brachten ihn auf eine andre Art ums Leben. Auf die Menſchenopfer der Geten deutet Jornandes hin, wenn er erzählt, daß Mars, der Kriegsgott, der dem Odin entſpricht, bei den ſo hochberühmten Geten ſeinen Urſprung genommen habe. Daher Virgil ſage:

gradivumque patrem Geticis qui praesidet arvis.

Dieſen Mars hätten die Gothen immer durch die ſtrengſte Verehrung zu beſänftigen ſich bemüht; denn ihm würden die Gefangenen als Schlachtopfer getödtet, indem ſie wähnten, daß der Lenker der Schlachten am beſten durch Menſchenblut verſöhnt werde [1]).

In den nordiſchen Quellen, in der Edda und den Saga's, opfern ſich die Helden Odin, dem Kriegsgotte, indem ſie ſich mit der Spitze des Speeres ritzen [2]). Oder es wird als ein Opfer für Odin angeſehen, wenn die Helden Blutrache üben, z. B. Dag, Högurs Sohn, erhält von Odin den Spieß geliehen, mit dem er Helgi, ſeinen Schwager, durchbohrt [3]). König Oen oder Ane opfert alle ſeine Söhne Odin, um ſein eigenes Leben zu erhalten [4]). Bei Saxo Grammaticus wird Biger dem Odin geopfert, indem Starcatherus (Stärkodr) ihn mit dem Spieße durchbohrt [5]).

Bedeutungsvoll iſt die Notiz bei Herodot, daß die Geten bei Donner und Blitz Pfeile abſchießen gen Himmel und *drohen dem Gotte*, da ſie glauben, daß kein andrer Gott ſei, als der ihrige. Wir erfahren daraus, daß die Geten damals noch ausſchließlich der Verehrung ihres Gottes ergeben waren, aber bereits ein andrer Gott ſich dem mythologiſchen Bewußtſein zur Verehrung aufdrängte, gegen den daſſelbe reagirte. Wenn

1) Jorn. de reb. get. c. 6. 2) Odins Runenlied 139.
3) Helgaq. Hund. önnur IV. 4) Yngl. Saga c. 29.
5) Saxo Grammat. hist. lib. VI. ed. Müller p. 276.

Digitized by Google

Odin dem Zalmoxis entspricht, so ist der hier angedeutete neue Gott Thor (Thonar), der Donnergott, mit dessen Verehrung bei den germanischen Völkern ein Uebergang von dem kriegerischen Leben zu dem Ackerbau eintrat, den Thor schützte. Zalmoxis konnte daher als der ältere Gott von griechischen Autoren auch mit Kronos verglichen und so genannt werden [1]).

Das Hingehen der Abgeschiedenen zu Zamolxis bei den alten Geten erinnert unverkennbar an den germanischen Glauben: „Zu Odin fahren," „bei Odin zu Gaste sein," für sterben und gleichbedeutend mit „nach Valhöll fahren," „in Valhöll zu Gaste sein," eine Vorstellung, die in mannichfacher Form bei den germanischen Stämmen wiederkehrt [2]). Zalmoxis Rückkehr, nachdem er von den Geten für todt gehalten war, erinnert an das Ende Freyr's, des zweiten Nachfolgers von Odin. Als Freyr's Krankheit zum Ende führte, da ließen seine Mannen nur Wenige zu ihm kommen, aber bauten einen großen Hügel und ließen eine Thür darin und drei Fenster. Als dann Freyr todt war, trugen sie ihn im Geheimen in den Hügel und sagten den Schweden, daß er lebe und bewachten ihn dort drei Winter. Alle Schätze aber brachten sie in den Hügel. Da hielten sich fruchtbare Zeit und Friede im Lande [3]).

Der heilige Berg *Κωγαίωνον*, der goth. hauheinavi, adh. hohinouwa, nhd. Hohenau lauten würde, wird von Grimm mit den heiligen Bergen verglichen, auf denen die germanischen Völker ihre Götter verehrten, besonders mit den Wuotan- und

---

1) Suidas s. v. Zamolxis, ein Citat aus Mnaseas cf. das Etymol. magnum s. v. Zamol.

2) Grimm, deutsche Mythologie (2. Ausg.) p. 132. In der Ynglinga Saga c. 7 wird Odin als Herr der Geister der Verstorbenen (drauga drottinn) bezeichnet, c. 11 läßt Niörd, Odins Nachfolger, sich vor seinem Tode dem Odin weihen, um zu Odin zu kommen, c. 15 geht der König Svegdir aus, um Odin zu suchen (at leita Odin) und wird in einer Felshöhle eingeschlossen. — Der Name Zalmelris, wie Grimm als die richtigste Form vermuthet, ist schon von Wilson mit çalmala, einer Abtheilung der Welt nach der mythologischen Cosmographie der Inder zusammengestellt — möglicherweise hängt derselbe mit salamali oder çalamali, einer der Unterwelten, zusammen, deren Name an Valhöll oder Walhalla erinnert, da das erste Wort sala oder çala den germanischen Sprachen und zwar auch in beiden Formen sala und hala (Saal und Halle) geblieben ist. Leo, Vorlesungen I. Bd. p. 94. 3) Ynglinga Sage c. 12.

Digitized by Google

Donarsbergen [1]). Noch in späterer Zeit berichtet Ammian Marcellinus, daß unter Valens im J. 376 Athanaricus vor den Römern von der Donau landeinwärts zurück gewichen und mit den Seinigen ad caucalaudensem locum gezogen sei, ein Ort, der durch die Höhe der Wälder und Berge unzugänglich war, nachdem der Gothenfürst vorher die Sarmaten von dort vertrieben hatte [2]). Dieses Caucaland d. i. Hochland, muß ganz in der Richtung des heiligen Gebirges *Κωγαίωνον* gelegen haben, etwa in dem heutigen siebenbürgischen Hochgebirge (Kükülo). Es scheint nach Zeit und verschiedener Auffassung derselbe wenig veränderte Name zu sein, so daß im vierten Jahrh. die gothischen Greuthungen noch den heiligen Bergwald inne hatten, den Strabo den früheren Geten zugeschrieben hat.

Zu diesen unverkennbaren mythologischen Zusammenhängen, wie sie aus den verwirrten Nachrichten der Griechen, denen tiefere Einsicht und Verständniß der getischen Götterlehre gänzlich fehlte, erschlossen werden können, kommt noch der Zusammenhang der Namen des Zalmoxis oder Gebeleizis mit einigen Namen, welche Jornandes in der Genealogie der in späterer Zeit göttlich verehrten getischen Helden oder Anses (d. i. semidei) aufbewahrt hat [3]). Zalmoxis, oder richtiger Zalmolxis, wie es durch die späteren, Strabo u. a. bezeugt wird, soll ganz und gar Eins sein mit dem gothischen Halmal, oder nach andern Handschriften: Hulmal und Hulmul. Da das getische z dem gothischen h entspricht, wie das zendische z dem sanscritischen h in vielen Beispielen entsprechend erscheint, so erweist sich der getische Zalmolxis den jüngeren Gothen demnach als Halmal, was auch die Bedeutung des Wortes gewesen sei. *Ζαλμός* soll ausdrücken Fell, Haut, wobei sich an das sanscrit. tscharma, griech. *δέρμα* denken läßt. Diese Herleitung des Namens Zalmolxis erinnert an den Mantel des Odin, der in der Einleitung des eddischen Liedes Grimnismal als ein Fell (feldr) näher bezeichnet

1) Grimm über Jornandes p. 50.

2) Ammian Marcellin. XXXI, c. 5.

3) de reb. get. c. 13 u. 14. horum ergo, ut ipsi suis fabulis ferunt, primus fuit Gapt, oder Gaut, qui genuit Halmal: Halmal vero genuit Augis, Augis genuit eum qui dictus est Amala, a quo et origo Amalorum decurrit etc.

Digitized by Google

wird. Gebeleizis mit demselben z steht für Gebeleihis, goth. Gibaleiks, der begabende (goth. giban) Gaben verleihende Gott und streift nahe an den göttlich verehrten Helden Gibika, Gibicho, von derselben Wurzel giban, den wir als burgundischen Ahnherrn kennen [1]).

Mit dem Unsterblichkeitsglauben der Geten, den Herodot an Zalmoxis anknüpft, hängen die von ihm geschilderten eigenthümlichen Gebräuche der Trausen und der über den Krestonäern wohnenden Völker offenbar zusammen, die er wie die Geten in ihren Sitten von den Thraciern unterscheidet. Von den Trausen, die in andern Stücken wieder mit den Thraciern übereinstimmten, erzählt Herodot, daß, wenn ein Kind geboren werde, so setzten sich die Angehörigen um dasselbe herum und klagten, wie viel Leiden es von der Geburt an erdulden müsse, indem sie alles den Menschen betreffende Leid anführten. Den Abgeschiedenen aber bedeckten sie jubelnd und sich freuend mit Erde, indem sie aufzählten, von wie viel Leiden er befreit sei und nun in vollkommener Glückseligkeit sich befinde. Von den über den Krestonäern wohnenden Völkern theilt Herodot ferner folgenden Zug mit. Es herrscht bei ihnen Vielweiberei. Wenn nun einer von ihnen stirbt, so entsteht ein großer Wettstreit unter den Weibern und die Freunde nehmen eifrigen Antheil daran, welche unter ihnen von dem Manne am meisten geliebt worden. Diejenige, welche den Preis davon trägt, wird, nachdem sie von den Männern und Weibern belobt worden, an dem Grabe von ihrem nächsten Angehörigen umgebracht und dann mit ihrem Manne bestattet; die andern aber stimmen große Wehklage an, denn für sie wird dies als ein großer Schimpf angesehen [2]).

---

1) Grimm's Bericht ꝛc. 1849. p. 130 sqq. Leo hat den Namen Gebeleizis wie den des Zalmoxis nach regelrechter Lautverschiebung auf das sanscr. gavaleçya zurückgeführt, was einen bezeichnet, dem durch Beten zu nahen ist. Leo a. a. O. p. 94.

2) Herodot. V, 4 u. 5. cf. Pomp. Mela de situ orbis lib. II, 2 bei der Beschreibung Thraciens und seiner Sitten: quidam feri sunt et ad mortem paratissimi, Getae utique. Der Grund dieser Todesverachtung: alii redituras putant animas obeuntium, alii etsi non redeant, non exstingui tamen, sed ad beatiora transire: alii emori quidem, sed id melius esse, quam vivere. Itaque lugentur apud quosdam puerperia natique deflentur; funera con-

Digitized by Google

Für die auf dem Unsterblichkeitsglauben der Geten ruhenden Sitten finden sich bei den germanischen Völkern in überraschender Weise entsprechende Züge. So z. B. erzählt Procop [1]), daß unter den den Gothen verwandten Herulern noch bis in's 5. 6. Jahrh. die den Krestonäern eigene Sitte des Mitbestattens der Frauen sich fortgepflanzt hatte. Es galt für einen Beweis der Tugend und diente der Frau zum Ruhme, wenn ihr Mann gestorben war, ihm bald nachzufolgen. That sie dies nicht, so verlor sie alle Achtung und gereichte den Verwandten ihres Mannes zum Anstoß. Manche Beispiele dieser Sitte weisen die nordischen Quellen auf. Nanna ward mit Baldr, ihrem Gemahl, verbrannt; Brynhild ordnete an, daß sie mit Sigurd verbrannt würde; Gunnhild folgte ihrem Gemahl Asmund in den Tod [2]). „Wenn auf dem Fuß ihm folgt mein Leichengefolge," sagt Brynhild, „so fällt dem Fürsten die Pforte des Saals (der Unterwelt) die ringgeschmückte nicht auf die Ferse." Es hing diese Sitte mit dem Glauben an ein zukünftiges Leben und an den Dienst, welchen die Frau dem Gatten auch dann zu leisten schuldig sei, enge zusammen. Der Gudrun gereichte es zum Vorwurf, daß sie ihrem Gemahl nicht in den Tod folgte: „Schicklicher, stiege Gudrun, unsre Schwester, heut auf den Holzstoß mit dem Herrn und Gemahl ꝛc. [3]).

Unter andern den Geten eigenthümlichen Einrichtungen erscheint die Eintheilung derselben nach Ständen. Jornandes führt (c. 5) aus den getischen Geschichten des Dio

---

tra festa sunt et veluti sacra cantu lusuque celebrantur. Diesen Brauch, sowie die Nachfolge des geliebtesten Weibes in den Tod des Mannes, sieht Mela geradezu auch als getische Sitte an. Ferner Solinus Polyh. c. 15 quae feminae (Getarum) tenaces sunt pudicitiae, defunctorum insiliunt conjugum rogos et quod maxime insigne ducunt castitatis praecipites in flammas eunt.

1) de bello goth. II, 14.

2) Saxo Grammaticus ed. Müller p. 46, Gunnilda ne ei superesset, spiritum sibi ferro surripuit, virumque fato insequi quam vitam deserere praeoptavit. huius corpus amici sepulturae mandantes mariti cineribus adjunxerunt, dignam eius tumulo rati cuius caritatem vitae praetulerat.

3) Sigurdharkvidha III, (Fafnisbana thridhja) Strophe 66. ebendaselbst St. 59. Grimm giebt Gesch. der deutschen Sprache p. 139 eine Probe, daß auch in den Gedichten des Mittelalters noch der altheidnische Sinn durchbricht.

Digitized by Google

Chryſoſtomus an, daß dieſer die Bildung der Geten vor allen andern Barbaren gerühmt habe: qui dixit primum Zarabos Tereos (Tarabostes eos) deinde vocitatos Pileatos hos, qui inter eos generosi extabant, ex quibus eis et reges et sacerdotes ordinabantur. Weiter (c. 11) erzählt Jornandes ausführlicher dieſe Einrichtung, die er auf Diceneus, den Rathgeber des Börebiſtes, den Lehrer und Geſetzgeber der Geten, zurückführt. Bei dieſer Gelegenheit ſagt Jornandes, daß die unter des Diceneus Einfluß entſtandenen Geſetze, nach denen dieſer die Geten zu leben unterwieſen habe, noch zu ſeiner Zeit geſchrieben exiſtirten unter dem Namen Bellagines: physicam tradens naturaliter propriis legibus vivere fecit, quas usque nunc conscriptas Bellagines nuncupant. Dieſe Nachricht hat Jornandes nicht aus griechiſchen oder römiſchen Schriftſtellern geſchöpft, ſondern er theilt hier als Gothe eine Volksüberlieferung mit, die wohl Niemand zu beſtreiten wagen wird: bellagines goth. bilageincis von lagjan, bilagjan ſetzen, alſo Satzungen, die mündlich überliefert wurden. Unter der Aufzeichnung verſteht Jornandes, obwohl er unter Oſtgothen lebte, ohne Zweifel die weſtgothiſche Sammlung, die erſt im 5. Jahrh. unter König Eurich zwiſchen den J. 466 u. 484 veranſtaltet wurde.

Nachdem Diceneus als Lehrer und Geſetzgeber die Bewunderung der Geten auf ſich gezogen hatte, ſo daß er auch die Könige beherrſchen konnte, wählte er die edelſten, weiſeſten Männer aus, die er in göttlichen Dingen unterwies und gewiſſe Gottheiten und Heiligthümer zu verehren anwies. Er ſetzte ſie als Prieſter ein, und legte ihnen den Namen Pileati bei. Dieſen Namen leitet Jornandes daher ab, weil ſie bei Darbringung der Opfer die Häupter mit Tiaren bedeckt hatten, die mit andrem Namen pilei hießen. Den übrigen Theil des Volks ließ Diceneus Capillati nennen, ein Name, den die Gothen bis auf die Zeiten des Jornandes noch hoch hielten und in ihren nationalen Heldengeſängen bewahrt hatten. Auch hier alſo beruft ſich Jornandes für urſprünglich getiſche Einrichtung auf die Reminiscenzen gothiſcher Heldenlieder.

Die Nachricht, die aus des Dio Chryſoſtomus „Getica“ herſtammt, ſcheint zuverläſſig, daß es edle Geſchlechter der Geten gab, aus denen Könige und Prieſter gewählt wurden, die tarabosti oder auch Pileati genannt wurden, während die

Digitized by Google

übrigen Freien capillati hießen. Auch anderwärts gedenkt Dio Chrysostomus der getiſchen Huttracht [1]). Dieſe Unterſcheidung beſtand auch bei den Daciern. Decebalus ſandte vor der erſten Schlacht κομῆται, alſo capillati, an Trajan ab, nach verlorener Schlacht die vornehmeren πιλοφόροι, alſo pileati [2]). Die eigenthümliche Haartracht der Geten fiel auch Ovid auf, der während ſeines Aufenthalts zu Tomi inmitten der Geten ihre Sitten kennen lernte. Er nennt die Geten hirsuti, intonsi und ſagt: non coma non ulla barba resecta manu. Ferner erwähnt er: longa tecta tempora coma oder oraque sunt longis horrida tecta comis [3]).

Claudian, der im J. 410, als die Gothen in Italien einbrachen, noch lebte und uns dies in ſeinem Gedicht de bello getico lebendig geſchildert hat, bezeichnet ebenſo die Gothen, die er mit den Geten für identiſch hält, nach ihrer auffallenden Haartracht: capillati, crinigeri [4]). Aus der Schilderung, welche Sidonius Apollinaris von der äußeren Erſcheinung des weſtgothiſchen Königs Theoderich giebt, können wir erſehen, wie die Haartracht der edlen Gothen eigentlich beſchaffen war. Es heißt: „der Obertheil des Kopfes iſt rund, auf dem von der Stirnfläche zum Wirbel das Haar zurückgeſtrichen ein wenig ſich kräuſelt; die Ohren ſind, wie es die Sitte des Volks iſt, durch herabhängende Haarlocken bedeckt" [5]). Es exiſtirt noch ein Edikt des oſtgothiſchen Königs Theoderich, das der capillati wie eines beſonderen Standes Erwähnung thut: universis provincialibus et capillatis defensoribus et curialibus etc. [6]). Durch dieſe, die

1) Dio Chrysostomus. Orat. XXXV.

2) Dio Cassius LXVIII, 9. vergl. Exc. Petri Patrcii n. 123.

3) Ovid trist. lib. V, 7.

4) de bello getico v. 481 crinigeri sedere patres, pellita Getarum curia — u. a.

5) Sidon. Apollinaris Epp. lib. I, ep. 2. Isidorus über die eigenthümliche Haartracht der germaniſchen Völkerſtämme orig. XIX, nonnullae gentes non solum in vestibus sed et in corpore aliqua sibi propria quasi insignia vendicant, ut videmus cirros Germanorum granos et cinnabar Gothorum. Jene Büſchel deuten wohl auf die den Sueven nach Tacitus (Germ. c. 38) eigene Haartracht hin, während granus die Haarlocken der Gothen ſind, welche ſpäter der synodus bracarensis den Lektoren zu tragen verbot. Bei den Franken war beſonders den aus königl. Geſchlecht Abſtammenden noch dieſe Lockentracht eigen, cf. Gregor. Tur. lib. VI, 24.

6) Cassiodorus variar. lib. IV, ep. 49.

Digitized by Google

edlen Geschlechter auszeichnende Haartracht erklärt sich der bei den Gothen und Vandalen übliche Name der Astingi oder Hasting[i], eine latinisirte Form für goth. Hazdingos. Das altnordische haddr, Haarlocken, muß ein entsprechendes goth. hazds gehabt haben und Hazdingos waren durch ihre Haartracht ausgezeichnete edle Geschlechter. An Stelle dieser Form Hazdingos tritt später Gardingos[1]) und davon abgeleitet ahd. herling, ein edler Held.

Nach der von Grimm gegebenen Etymologie des Namens der getischen Priester: tarabostei von tara ahd. zara, Scharlach, bost mhd. buost Binde, würden also die Priester von ihrer Kopfbedeckung den Namen „die Scharlachbemützten" erhalten haben, ganz entsprechend dem Pileati. Jornandes führt ihre Entstehung sowie den Namen Pileati auf Diceneus zurück, bemerkt aber vorher[2]), daß sie zuerst Tarabostei genannt worden seien. Vielleicht ließe sich diese den Priestern eigene Tracht von Zalmolxis selbst herleiten, der, nach einer Angabe bei Porphyrius sein Haupt oder seine Stirn umhüllt hatte, angeblich um der Narben willen, die er von Räubern, in deren Hände er gefallen war, empfangen hatte[3]). Eine neue mythologische Beziehung böte sich dann zwischen Zalmolxis und Odin dar, der schon in einem eddischen Liede Sidhöttr „der Breithutige" heißt und bis auf die jüngste Sage herab wegen seiner Huttracht „der Hutige, Gehutete"[4]) genannt wird. Die Heiligkeit der Huttracht bei den Priestern der Geten und Gothen wäre daher genügend erklärt.

Noch in späterer Zeit hat sich der Name Tarabostei, wenn auch in veränderter Form, bei den Gothen erhalten. Ein Anführer der aus den Ostgothen gebildeten Legion, die während der schändlichen Herrschaft des verschnittenen Eutropius, cons. a. 390, sich empörte, führte den Namen Targibil[5]) (tara Scharlach, gibil goth. gibla Gipfel, Fronte) „ein an der Stirn

1) Victor Tunnunensis im Chron. Iust. IV cos. — Legg. Wisigoth lib. II, tit. 1, 1. videntibus cunctis sacerdotibus dei, senioribusque palatii atque Gardingis lib. IX, tit. 2, 8 u. 9. lib. XII, tit. 1, 3.

2) Jorn. de reb. get. c. 11, cf. c. 5.

3) Porphyr. de vita Pyth. c. 15.

4) Grimnismal Strophe 48. cf. Grimm Myth. p. 133.

5) Claudian in Eutropium II, v. 176. Targibil, geticae alae dux, v. 399 u. a. Claudian, der den Begebenheiten gleichzeitig und höchst

Digitized by Google

mit Purpur Umwundener.“ So findet ſich, während Dio Chryſoſtomus im erſten Jahrh. die Tarabosten des Getenlandes erforſchte, drei Jahrhunderte ſpäter bei den Gothen ein Targibil.

Die Ausſagen des Jornandes über den Urſprung der Geſetze bellagines, über die Bezeichnung der Freien capillati, die nicht aus griechiſchen oder römiſchen Schriftſtellern, ſondern unmittelbar aus der Ueberlieferung des Volks geſchöpft ſind, weiſen beſtimmt auf die Identität der Geten und Gothen hin. Die Gegner derſelben, die ſich hier in ſichtbarer Verlegenheit befinden, nehmen daher zu der Annahme ihre Zuflucht, daß nach dem Siege der Gothen und nach der Vermiſchung derſelben mit Geten und Skythen, die gothiſche Nationalſage ſich auch einzelne hiſtoriſche Erinnerungen des getiſchen Stammes angeeignet habe, wie z. B. die Franken die trojaniſchen Geſchichten aus der römiſchen Literatur, die Amaler die Stammſagen andrer gothiſchen Familien aufgenommen haben [1]). Aber eine ſolche Annahme reicht nicht aus, um die tiefen und durchgreifenden Zuſammenhänge, wie ſie in der Sprache, in Sitten u. a. begründet erſcheinen, zu erklären.

Was über die bürgerlichen Verhältniſſe der Geten berichtet wird, z. B. die Art der Landwirthſchaft, findet entſprechende Weiſe in germaniſcher Sitte, wie ſie Cäſar und Tacitus beſchreibt [2]). Von der Vielweiberei, als einer bei den Geten herrſchenden Sitte, giebt nur eine Stelle des Menander bei Strabo Bericht:

---

kundig iſt, verdient den Vorzug vor den ſpäter ſchreibenden Socr. Sozomen. Philostorgius, die den Namen Tirbingil, Tribigild ſchreiben, cf. Grimm, Abhandlung 1849. p. 130. Der Name des von Dio Caſſius LXXI, c. 11. erwähnten Dynaſten Tarbus Tarabus, der unter M. Aurel. in Dacien einen Einfall machte, könnte auch damit zuſammenhängen.

1) von Sybel Geten u. Gothen p. 535.

2) Bei Horaz: carm. III, 24.

campestres melius Scythae
quorum plaustra vagas rite trahunt domos
vivunt et rigidi Getae
immetata quibus iugera liberas
fruges et Cererem ferunt
nec cultura placet longior annua
defunctumque laboribus
aequali recreat sorte vicarius

Digitized by Google

„Die Thracier alle und vorzüglich wir Geten voran — denn ich rühme mich dieſer Abſtammung — ſind nicht ſehr enthaltſam.“

Und weiter: „Jeder von uns nimmt zehn oder elf Weiber, Einige aber zwölf und mehr. Wer nur vier oder fünf Weiber hat, gilt für arm und wird ein Eheloſer genannt“ [1]).

Offenbar übertreibt Menander in der Comödie, wie auch Strabo für möglich hält, obgleich er gerade durch dies Citat die Angaben zu widerlegen ſucht, daß bei den Geten die Eheloſen für Gottesfürchtige (θεοσεβεῖς) gehalten wurden. Was der ſcherzhaften Uebertreibung des Menander Wahres zu Grunde liegt, iſt das, daß die Zahl der Weiber bei den Thraciern als ein Maßſtab des Reichthums und des Anſehens galt, und nur einzelne Vornehme unter ihnen in Vielweiberei lebten [2]). Dies muß auch bei den Geten der Fall geweſen ſein, denn ſonſt hätte Horaz unmöglich dem ehelichen Leben unter ihnen ein ſo herrliches Zeugniß ausſtellen können: „wie die zweite Gattin für die Kinder der verſtorbenen, für ihre Stiefkinder, in aller Unſchuld Sorge trägt wie für ihre eigenen; und wie ſie nicht den Mann beherrſcht, weil ſie Mitgift mitbrachte. Groß iſt der Werth der Mitgift, welche ſie bringt, die Tugend ihrer Eltern, die Treue und Keuſchheit, die einen andern Mann zu berühren fürchtet. Und zu ſündigen iſt Unrecht, der Lohn aber dafür iſt der Tod.“ Der getiſchen Sitte, daß die Vornehmen mehrere Weiber hatten, entſpricht die germaniſche Sitte, die Tacitus erwähnt: nam prope soli barbaro-

---

cf. Tacitus: agri pro numero cultorum ab universis per vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. Facilitatem partiendi camporum spatia praestant. Arva per annos mutant: et superest ager (germ. c. 26). Ebenſo berichtet Cäſar von den Germanen überhaupt de bello gall. VI, 22 u. lib. IV, 1 von den Sueven insbeſondre, daß die Einen zum Kriege ausziehen, die Andern zu Hauſe bleiben und für ſich ſowohl als für jene Ackerbau treiben. Im nächſten Jahre ziehen dieſe aus und jene bleiben zu Hauſe. So ruht weder der Ackerbau noch der Krieg. sed privati ac separati agri apud eos nihil est: neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet.

1) Strabo VII, c. 3. §. 4.

2) Solinus Polyh. l. c. c. 15: uxorum numero se viri iactitant et honoris loco ducunt multiplex coniugium.

Digitized by Google

rum singulis uxoribus contenti sunt, exceptis admodum paucis, qui non libidine sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur (Germ. c. 18). Die Vielweiberei fand also nur, wie auch aus Geschichte und Sage des germanischen Alterthums erhellt, ausnahmsweise bei Fürsten statt, im Allgemeinen war sie der Strenge und Reinheit germanischer Sitte, die gerade Tacitus preist, zuwider.

Es lassen sich noch andre getische Sitten und Gebräuche angeben, welche bei den Gothen in entsprechender Weise sich wieder finden, und für die Identität Beider mit Zeugniß geben; aber das Angeführte ist hinreichend für den Zweck, die ursprünglichen Geistesanlagen der Gothen kennen zu lernen, sofern sich daraus irgend Etwas ergiebt, was die besondere Prädisposition derselben, wie der germanischen Völker überhaupt, für das Christenthum herauszustellen vermag. Fassen wir das Ergebniß zusammen, so lernen wir die Gothen gleich bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte als Geten seit Herodot und in den folgenden Zeiten als die tapfersten, mannhaftesten unter den Völkerstämmen kennen, mit denen zuerst die griechische, dann die römische Welt an der unteren Donau in Berührung trat. Die Tapferkeit und Mannhaftigkeit, welche sie den Alten so furchtbar machte, beruhte auf dem fest ausgebildeten Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, ein Glaube, der den Geten den stehenden Beinamen οἱ ἀθανατίζοντες verschaffte. Das Leben nach dem Tode galt als unmittelbare Fortsetzung des Lebens auf der Erde; wer hienieden mit dem Gott, den Herodot unter dem Namen Zalmoxis aufführt, in Verbindung gestanden und ihm durch Tapferkeit gedient hatte, der trat nach dem Tode an einem bestimmten Orte mit ihm in näheren persönlichen Verkehr und wurde zum Lohne für seine irdischen Kämpfe und Mühen für immer der höchsten Güter theilhaftig. Daher gingen die Geten so todesmuthig dem Kampfe entgegen, ja sie betrachteten ihn als die Aufgabe ihres Lebens, da sie die feste Zuversicht hegten, daß sie, auch wenn sie fallen würden, nicht untergehen, vielmehr glückseliger als auf Erden nach dem Tode fortleben würden. Die Hoffnung auf die Fortdauer des Lebens nach dem Tode erscheint als eine so lebendige, daß sie die ganze sittliche Lebensanschauung bedingte. Solche Züge, wie sie Herodot von den Trausen anführt,

Digitized by Google

die mit dem Unsterblichkeitsglauben der Geten eng zusammenhängen, weisen deutlich darauf hin: man sah das irdische Leben mit seinen Kämpfen und Mühen als einen Durchgang an, als eine Vorbereitungszeit für ein jenseitiges Leben; daher beweinten die Angehörigen das Kind bei der Geburt, indem sie der Leiden gedachten, die es auf Erden treffen würden, und freuten sich bei'm Eintritt des Todes, da der Mensch dadurch von allen Leiden befreit, zur Glückseligkeit gelangen werde. Außer der Tapferkeit rühmt Herodot dann die Gerechtigkeit der Geten, die ihnen den Beinamen οἱ δικαιότατοι verschafft und sie den Alten bewundernswerth unter allen Völkerstämmen gemacht hatte. Sie waren demnach diejenigen, welche am meisten in der Zucht des Gesetzes lebten und den lebendigsten Rechtssinn besaßen. Damit war auch der Begriff der Freiheit tiefer als von Andern erfaßt, nicht als Zügellosigkeit, sondern sie war durch Anerkennung des Rechts des Nebenmannes in gehöriger Weise beschränkt. Es erinnert dies an des Tacitus Bemerkung (germ. c. 19), daß bei den Germanen gute Sitten mehr Gewalt haben, als anderswo gute Gesetze. Das Gewissen war besonders geschärft, um die Begriffe des Rechts und des Unrechts zu unterscheiden. Darauf beruhte auch ihr Opfercult, den Herodot beschreibt, daß sie von Zeit zu Zeit, um die Gottheit zu versöhnen und sich gnädig zu stimmen, einen Menschen opferten. So lebendig war das Gefühl begangenen Unrechts, das Bewußtsein der darauf ruhenden Schuld bei ihnen erweckt, daß sie nur durch das Opfer des Menschen selbst eine Sühne erwirken zu können hofften.

Wir haben durch diesen Einblick in die ursprünglichen Geistesanlagen der Gothen und damit zugleich der andern ihnen verwandten Stämme das Resultat gewonnen, daß im Charakter derselben eine Prädisposition für das Christenthum tief begründet liegt, die durch die Nacht des Heidenthums hindurchleuchtet und eine herrliche Zukunft mit der Bekehrung zu Christo ahnen läßt. Die nähere Erforschung der mythologischen Anschauung der germanischen Völker wird das gewonnene Resultat bestätigen und erst völlig sicher stellen.

Digitized by Google

II. Die mythologische Prädisposition der germanischen Völker.

Sofern der Zweck der folgenden Darstellung ist, die besondre Prädisposition der germanischen Völker für das Christenthum näher kennen zu lernen, so kann es nur darauf ankommen, diejenigen mythologischen Grundzüge hervorzuheben, die ein Gemeingut aller Stämme gewesen sind, wenn sie auch von den verschiedenen Stämmen modificirt dargestellt oder weiter entwickelt und, wie dies von den nordisch-germanischen Stämmen geschehen ist, zum System ausgebildet worden sind. Diese allen auch den ostgermanischen Stämmen gemeinsamen mythologischen Grundzüge sollen nach ihrer religiös-sittlichen Bedeutung besonders betrachtet werden. Für die physische Deutung der Mythologie der germanischen Völker ist schon Vieles geleistet, ja ein vollständiges System von diesem Gesichtspunkte aufgestellt worden [1]), für die Erklärung des sittlichen Gehalts der Mythen ist erst der Anfang gemacht worden.

Als Hauptquelle für die Mythologie der germanischen Völker ist die Sammlung alter Lieder zu betrachten, die auf der Insel Island — nicht entstanden, sondern vom Mutterlande mit hinüber genommen, dort aufbewahrt worden sind. Der

---

1) Die physische Deutung der Mythen, und zwar die astronomische, hat der gelehrte Mythologe des Nordens Finn Magnusen in mehreren Schriften durchzuführen gesucht: Den ældre Edda oversat og forklared Kjbhvn 1821—23. 4 Voll. Eddalæren og dens Oprindelse Kjbhvn 1824—1826. 4 Bde. Priscae Veterum Borealium mythologiae Lexicon nebst Calendarium gentile Havniae 1828. 4. Auch im 3. Bande der Edda Säm. p. 273 sqq. In Deutschland Mone in seiner Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa, 2 Theile, als Fortsetzung zu der Symbolik und Mythologie der alten Völker, von Fr. Kreuzer. Leipzig und Darmstadt 1822. Erik Gustav Geijer, Schwedens Urgeschichte. Sulzbach 1826. p. 284 sqq. Sagenforschungen von Ludw. Uhland I. der Mythus von Thor. Stuttgart und Augsburg 1836.

Digitized by Google

Name Edda, den dieſe Sammlung von Liedern, wie auch ein proſaiſcher Commentar derſelben erhalten hat, bedeutet proavia, indem ganz im Sinne des Alterthums die Urgroßmutter dem Kreiſe ihrer Kinder und Enkel von der Vergangenheit Kunde giebt, daher die Dichtkunſt Edduliſt und die Geſetze des Dichtens Eddureglur im 14. Jahrh. genannt werden. Die ältere oder poetiſche Edda ſoll der auf Island lebende Gelehrte Sämund Sigfuſſon (geb. 1054 † 1133), wegen ſeiner Gelehrſamkeit hinn frodi, d. i. der Weiſe, genannt, geſammelt haben; daher ſie auch den Namen Edda Sämundi führt. Die jüngere oder proſaiſche Edda, mit der auch die Skalda verbunden iſt, ſoll von Snorri Sturlaſon, der auch auf Island lebte, (geb. 1178 † 1241) und der Verfaſſer des großen nordiſchen Geſchichtswerkes, der Heimskringla, iſt, verfaßt worden ſein, daher ſie auch Snorro Edda heißt [1]). Wenn für die Annahme, daß Sämundi die ältere Edda geſammelt habe, ſich kein genügendes Zeugniß findet, — ſie beruht nur auf dem Titel, den Biſchof Brynjulf Swendſen zu Skaholt auf Island der im J. 1643 aufgefundenen Handſchrift, der codex regius genannt, eigenhändig vorſetzte: Edda Saemundar hinns Froda — ſo läßt ſich für die Verfaſſerſchaft des Snorro kein Zeugniß aufweiſen und die Stelle der isländiſchen Annalen (vor 1400 verfaßt), die dafür angeführt wird, kann nur ſoviel beweiſen, daß Snorro verſchiedene fertig vorliegende Stücke zu einem Buche, der ſogenannten jüngeren Edda, zuſammengeſtellt habe. Die Lieder der älteren Edda ſind mit wenigen Ausnahmen ſo alterthümlich, daß ſie nach Inhalt und Form der Zeit vor Einführung des Chriſtenthums angehören,

1) Die von der Arna-Magnäanischen Commiſſion herausgegebene ältere Edda nebſt lateiniſcher Ueberſetzung führt den Titel: Edda Saemundar hinns Froda Pars I, Hafniae 1787, mit der Vita Saemundi Multiscii von Arnas; Pars II, 1818, Pars III, 1828, mit dem ſchon angeführten lex. myth. F. Magn. verbunden. Den aeldre Edda udg. af P. A. Munch Christiania 1847. Die von der genannten Commiſſion herausgegebene jüngere Edda: Edda Snorra Sturlusonar Tom. I, Hafniae 1848. Tom. II, Hafniae 1852. Snorri's Vita findet ſich in der Copenh. Ausgabe der Heimskringla. Eine treffliche Ueberſetzung beider Edden, und zwar der poetiſchen in allitterirender Form, hat Simrock in neuerer Zeit geliefert. Die Edda, die ältere und jüngere nebſt den mythiſchen Erzählungen der Skalda überſetzt und mit Erläuterungen begleitet von Carl Simrock. Stuttgart und Tübingen 1851.

Digitized by Google

also vor der Mitte des 9. Jahrh. entstanden sind. Christliche Einflüsse haben sich, wie sich bei der Darstellung der wichtigsten Eddalehren ergeben wird, nirgendwo geltend gemacht. Nur in dem Solarliod (Sonnenlied) haben sich christliche Vorstellungen mit heidnischen gemischt und gerade dieser Vermischungsproceß giebt einen sichern Maßstab zur Beurtheilung des Alters der übrigen Lieder an die Hand. In der jüngeren Edda [1]) lassen sich die christlichen Einflüsse, besonders am Anfang und am Schluß von Gylfaginning, nicht verkennen, wenn gleich die Hauptstücke der jüngeren auf die heidnische Zeit zurückweisen. Die mythischen Anschauungen des Nordens sind noch mit unschuldiger Gläubigkeit vorgetragen und von dem Verfasser nicht beurtheilt, wie dies in dem ersten Theil der Heimskringla, der Ynglingasaga, von Snorri, dann in den isländischen Saga's und noch entschiedener von Saxo Grammaticus († nach 1207) in seiner dänischen Geschichte geschehen ist. Die beiden Letzteren suchen bereits die Mythen als Geschichte darzustellen [2]).

Der Norden ist nicht im ausschließlichen Besitz der in der Edda enthaltenen verschiedenen Mythenkreise gewesen, und als die ursprüngliche Bildungsstätte derselben zu betrachten, von wo sie sich auch zu andern Stämmen verbreitet haben, sondern es verhält sich so, daß die wahrscheinlich allen, gewiß den bedeutendsten germanischen Stämmen gemeinsamen mythischen Anschauungen sich dort am längsten erhalten haben. Die Lieder der Edda und ihre Auslegung sind freilich in der uns vorliegenden Form im Norden entstanden und später aufgezeichnet worden. Auch ist die germanische Mythologie im Norden, wo sie so lange ihre Herrschaft behauptete, im Einzelnen, z. B. in der Kosmogonie u. a. weiter entwickelt und zu einem System ausgebildet worden; es sind ferner im Norden einzelne Götter des ganzen Kreises, der Natur des Nordens entsprechend, mehr als anderswo für die Verehrung in den

1) Sie enthält: Gylfaginning d. h. Gylfes Verblendung oder Hars lygi (des Hohen d. h. Odins Lügen) — Namen, die spätere Abschreiber beigefügt haben — ferner Bragaröður d. h. Bragis Gespräche und Skaldskaparmal d. h. von der Skaldenkunst.

2) Vergl. die über das Alter der beiden Edden, sowie einzelner Stücke derselben geführten Untersuchungen: Köppen, literarische Einleitung in die nordische Mythologie p. 54 sqq. p. 93 spp. Simrock, die Edda p. 321 sqq. Dietrich, Alter der Völuspa Haupt Zeitschrift VII, 304 sqq.

Digitized by Google

Vordergrund getreten. Dessenungeachtet findet in den Hauptzügen der nordischen Mythenkreise eine durchgehende Uebereinstimmung mit der Mythologie andrer germanischer Stämme statt. Für die deutschen Stämme liegt der Nachweis vor in J. Grimms Meisterwerk über die deutsche Mythologie, wo er in den einzelnen Theilen ausgeführt worden ist [1]). Was das Verhältniß der nordischen Quellen zu den Ostgermanen betrifft, und die Berechtigung, ihren wesentlichen Inhalt auch auf diese Stämme zu beziehen, so haben darüber J. Grimms Untersuchungen in seiner Geschichte der deutschen Sprache neue und wichtige Aufschlüsse geliefert [2]).

Die Wanderung der germanischen Völkerstämme ist nicht vom Norden ausgegangen, sondern sie erfolgte, einem großen Naturtrieb gemäß, vom Osten her. Auf doppeltem Wege, nimmt Grimm an, sei vom schwarzen Meere oder von der Mäotis aus die skandinavische Bevölkerung nach ihrer neuen Heimath gelangt, mit einem nördlichen und westlichen Arme. Jener drang zwischen Dniestr und Dniepr durch Sarmatien weiter bis nach Finnland vor und erreichte von dort aus die skandinavische Halbinsel; der westliche Arm drang mit den andern Stämmen zwischen Dniestr und Donau gegen die Weichsel vor und setzte von da aus über die Ostsee nach dem südlichen Skandinavien hinüber; jenen Hauptzweig darf man den schwedischnordischen, diesen den schwedischgothischen nennen. Da, wo im heutigen Schweden schwedisches und gothisches Reich sich berühren, stießen beide Hauptstämme wieder zusammen; Schweden fällt beiden, Norwegen, dem nordischen, alle dänische Inseln dem gothischen Stamme zu. Den Ausgang der Germanen vom Osten her hat die nordische Ueberlieferung selbst festgehalten. Wie Jornandes seine Gothen an Geten und Skythen knüpft, die fränkische Sage auf Pannonien und Troja, die sächsische auf Macedonien zurückleitet, so nimmt die Edda (Sn. E. 9) noch ein *altes Asgard* (asgard hin forna) an, den das Asengeschlecht einst bewohnt habe, das also von dem nordischen Asgard verschieden sein muß. Dies führt die Ynglingasaga, welche die Mythen geschichtlich darstellt, weiter aus. Sie nimmt nordwärts vom

1) J. Grimm, deutsche Mythologie zweite Ausgabe. Vergl. Einleitung p. 9 sqq.

2) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache p. 727. Skandinavien.

Digitized by Google

schwarzen Meere noch ein Land an, Sviþiod, das große oder kalte, und läßt es sich erstrecken bis zum Tanais, der alten Grenze zwischen Asien und Europa [1]). Dieser Tanais, der Sviþiod durchfließt und in das schwarze Meer mündet, hieß früher, wie Snorri bemerkt, Tanaquisl oder Vanaquisl (quisl = ramus fluminis). Vanaquisl umschloß mit seinen Armen Vanaland oder Vanaheim. Ostwärts vom Tanaquisl in Asien soll nun Asaland oder Asaheimr gelegen haben, wobei ein Zusammenhang der Namen Asia und Asaland in sehr gesuchter Weise angedeutet wird. — Die Hauptburg im Lande, wo Odin, der Häuptling, wohnte, hieß Asgard. Von hier zog Odin aus [2]), nachdem er seine Brüder Wili und We über Asgard gesetzt hatte, und mit ihm seine Diar, die Opferpriester und ein großes Heer. Zuerst westwärts nach Gardariki und von da südwärts nach Saxland und endlich nordwärts über das Meer nach Fion (Fünen), wo Odins Oe entstand. Von dort aus bemächtigte er sich der Herrschaft Sviþiods, das Mannheim genannt wurde, während man das große Sviþiod Godheim nannte. Dorthin kehrte Odin später zurück. „Er sagte, er reise nach Godheim und werde dort seine Freunde empfangen." Da glaubten die Schweden, er sei in sein altes Asgard gezogen und werde dort ewig leben. Von König Swegder erzählt Snorri (c. 16), daß er das Gelübde gethan, Godheim und den alten Odin aufzusuchen, und sich wiederholt auf den Weg gemacht habe.

Godheim ist die alte Heimath der nach dem Norden gewanderten Goþiod, ein Name, der das Land und Volk der Gothen bezeichnet und bedeutsam neben Sviþiod steht. Die Sehnsucht der nordischen Gothen nach der alten Heimath im Osten dauerte fort, wie jene Saga meldet. Während der Kern des Gothenvolkes an der Donau stehen blieb, wo der gothische Calender Guthiuda als üblichen Volksnamen aufbewahrt hat, war ein Theil nach der Ostseeküste vorgerückt und hatte sich von hier der südlichen Theile Skandinaviens bemächtigt. Den nach Norden vorangegangenen Gothen müssen noch lange Zeit hindurch andre gothische Stämme nachgerückt sein; noch gegen den Ausgang des 5. Jahrh., unter Kaiser Anastasius, schlugen He-

1) Yngl. Saga c. 1, 2. Jorn. de reb. get. c. 5. 2) Yngl. Saga. 5.

Digitized by Google

ruler die Bahn von der Donau nach Skandinavien ein[1]). Das Land erhielt, wie in nordischen Sagen[2]) ausdrücklich gesagt wird, von den vom Osten eingezogenen Männern den Namen Godþiod. In der Edda hat derselbe die allgemeine Bedeutung von Reich oder Land überhaupt erhalten, wie sie unter Völkern gothischer Abkunft herrschen mußte. Es lassen sich unter dem nach Norden gewanderten Volke der Gothen zwei Hauptstämme unterscheiden, nämlich der gothische, der eigentliche Träger des Namens Godþiod im Norden, der die Gebiete Westgothland und Ostgothland eingenommen hat, die lange Zeit ein eigenes vom übrigen Schweden gesondertes Reich gebildet haben. Auch die dazwischen gelegenen Halland, Blekingen und Smaland, sammt der Insel Gothland, müssen ihm überwiesen werden. Diese nordischen Gothen sind, wie ihr Name Gotar zeigt, keine Guþans, sondern Gautos, agf. Geatas, altn. Gautar, ahd. Koza oder in den Lauten des höheren Alterthums ausgedrückt: sie sind keine Getae, sondern Gaudae, d. h. eine durch Ablaut und Verschiebung bestimmte Verschiedenheit des großen gothischen Volks, deren schon S. 103 erwähnt ist. Sodann der dänische Stamm, der hauptsächlich Schonen, Seeland und Fünen erfüllte. Wie an der Donau die Geten und Dacier als Zwillingsvölker erscheinen, so treten auch im Norden wieder Gothen und Dänen (Dacini) nebeneinander auf. Bemerkenswerth ist, daß die nordischen Gothen, dem alten Stamme folgend, nach Aufgang und Niedergang der Sonne die neue Heimath theilen, wo alsbald ein Eystragautland und Vestragautland, schwed. Oestergötland und Vestergötland unterschieden werden.

Die in der Edda und der nordischen Saga erhaltene Rückerinnerung an ein altes Asgard im Osten, von wo Odin mit seinen Diar ausgezogen sei, läßt auf engen Zusammenhang der nordischen Mythen mit der Mythologie der den nordischen Stämmen verwandten Donaugothen schließen. Dieser Zusammenhang ergiebt sich aber noch bestimmter durch die übereinstimmende Benennung der göttlichen Wesen in den nordischen Quellen und bei den Gothen an der Donau. In der nordischen Mythologie gilt für den Begriff deus, divus, wo nicht der ältesten Götter Reihe, doch einer zweiten, später mächtig gewordenen

1) Procop de bello goth. II, 15. 2) forum. sög. II, 413.

Digitized by Google

die Benennung as Plur. aesir. Dasselbe Wort wird in der nordischen Sprache auch für die Firste am Dache gebraucht, oder bedeutet Balken, Säule, Stütze. Die Verbindung lag hier entweder in dem Begriffe des Höchsten, oder was wahrscheinlicher ist, in dem Begriff der Stütze, da die Asen als die weltordnenden und erhaltenden Mächte verehrt wurden. Die Verbindung dieser Vorstellungen wiederholt sich bei der von den Sachsen verehrten Irminsul, von der Rudolf von Fuld berichtet, daß sie ein in die Höhe aufgerichteter Balken oder eine hölzerne Säule von nicht geringer Höhe gewesen sei, und den sächsischen Namen Irminsul erklärt er mit universalis columna quasi sustinens omnia [1]). Dieselbe Verbindung findet in dem gothischen Worte anz oder ans, Plur. anzes oder anses, statt. Jornandes knüpft an die Nachricht von dem glänzenden Siege, den die Gothen unter Dorpanäus über die Römer erfochten hatten, die Bemerkung, daß diese Helden als Halbgötter, gothisch Anses (Semideos id est Anses) von den Nachkommen verehrt worden seien, wie die nordischen Aesir mit den Heldengeschlechtern unmittelbar zusammenhängen, und selbst fast in gleichem Abstand von einer älteren durch sie verdrängten Göttermacht stehen. Bei Ulfila aber hat sich das Wort ans in der Bedeutung von Balken (δοκός) erhalten (Luc. 6, 41 u. 42.), anz nom. Plur. ansos oder anseis entspricht aber dem nordischen ass (acc. as), wie goth. ansis, altn. ast lautet, da die Elision des Buchstaben n' in der nordischen Sprache nicht ungewöhnlich ist. Die gothische Form hat sich auch in gothischen Eigennamen, wie Ansila, erhalten [2]).

Die den Donaugothen mit den nordischgermanischen Völkern gemeinsame hohe Verehrung Odins, dessen Name den Gothen Vodan lautete, wird bezeugt durch jene Erinnerung an die Auswanderung des Gottes mit sammt seinen Priestern aus dem alten Asgard im Osten. Dort bei den Donaugothen, den krie-

---

1) Rudolf v. Fuld bei Pertz Mon. Germ. II, 676, dessen Angabe Adam von Bremen I, 8 wiederholt.

2) Jorn. de reb. get. c. 14. Lex. mythol. p. 339. Geijer, Urgesch. Schwedens p. 241. Grimm, Myth. p. 22, das altn. as gilt auch für jugum terrae, Bergrücken, doch scheint diese Vorstellung nicht mit den Göttern verknüpft zu sein.

Digitized by Google

gerischen Stämmen, ist die alte Heimath des Kriegsgottes, von wo er mit den Stämmen, die ihn verehrten, ausgezogen ist [1]). Dieselbe Kunde hat sich bei andern germanischen Völkern, z. B. den Longobarden, erhalten, deren Geschichtsschreiber Paulus Diaconus im 8. Jahrh. an die Erzählung des von Wodan (longob. Gwodan) den Longobarden verliehenen Sieges über die Vandalen und des sich daran knüpfenden Ursprungs des longobardischen Volksnamens die Bemerkung knüpft, daß dieser Wodan von allen Völkern Germaniens als Gott verehrt werde, jedoch nicht dieser Zeit, sondern einer weit früheren und nicht Deutschland, sondern Griechenland, d. h. dem Osten, angehörte [2]). Auf die Wanderzüge Odins deuten einzelne seiner vielen Beinamen hin, die ihm in den Eddaliedern beigelegt werden, z. B. Gangleri i. e. viator ambulatione defessus [3]), Gangradr i. e. gressum moderans sive dirigens [4]), Vegtamr i. e. viae adsuetus [5]) wegefertig. Die Veranlassung zu diesen u. a. weniger verständlichen Namen findet die jüngere Edda in Odins vielen Fahrten, die in alten Sagen berichtet werden [6]). Unter diesen Beinamen Odins in den alten Eddaliedern findet sich auch einer: Gautr [7]). Es ist derselbe Name wie Gaut, der bei Jornandes an der Spitze der gothischen Heldengeschlechter steht, von denen er kurz zuvor berichtet, daß sie nicht bloße Menschen, sondern Halbgötter, d. h. Anses gewesen und als solche von den Nachkommen hoch verehrt worden seien [8]). Wie bei den Gothen Gaut (altn. Gautr), so steht bei den Angelsachsen, deren königlichen Familien ihre Abstammung alle auf Wodan zurückführen, Geata an der Spitze einer Genealogie, die Nen-

---

1) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache p. 767 sqq. Hier sind auch noch andre Angaben altnordischer Saga's und die des Saxo Grammaticus aufgeführt und näher besprochen. Bei Saxo III, p. 129 ed Müller heißt es geradezu: at dii, quibus praecipua apud Byzantium sedes habebatur, Othinum variis majestatis detrimentis divinitatis gloriam maculasse cernentes, collegio suo submovendum duxerunt.

2) Paul. Diac. hist. lib. I, c. 9. 3) Grimn. 46. Sn. E. 2. u. a.

4) Vafthr. 8. 5) Vegtq. 11. 6) Sn. E. 20.

7) Grimn. 54. Sn. E. 20. Allda-gautr Vegtq. 6, 18.

8) Für Gapt bei Jorn. c. 14 ist ohne Zweifel Gaut zu lesen; wie leicht konnte für griech. υ von den Abschreibern π gesetzt werden lex. mythol. p. 111 Anm. cf. p. 339. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache p. 774.

Digitized by Google

nius, ein Schriftsteller des 7. Jahrhunderts, mittheilt; er fügt hinzu (Geata) qui fuit, ut ajunt, filius dei. — Die Verehrung Thor's, altn. Thórr, zusammengezogen aus Thonar, der im Norden besonders in den Vordergrund tritt, muß bei den Gothen an der Donau wenigstens bekannt gewesen sein, denn es sind gothische Namen von Königen oder Feldherren, z. B. Thur, Thorismund (d. i. Thors Beschirmung) erhalten, die sich nur durch eine Beziehung auf diese Gottheit erklären lassen [1]). — Auf den nordischen Baldur führt der Name des edeln gothischen Geschlechtes der Balthen zurück, dem Alarich entstammte, das, wie Jornandes berichtet [2]), vor Alters ob audaciam virtutis Baltha (goth. balþs) i. e. audax nomen unter den Gothen empfangen hatte. Baldur scheint auch im Norden, wie wir später sehen werden, durch kühne Thaten, besonders als Rächer des Unrechts sich hervorgethan zu haben. Seine Gemahlin Nanna ist die kühne, sein Bruder Hermodr der Heermuthige. Nach Saxo's Darstellung führt Baldur mit Hotherus einen Kampf um die schöne Nanna, an dem sich auch die andern Götter betheiligen. — Der eigenthümlichen Art der Verehrung der Vanengötter bei den germanischen Stämmen, wie der Göttin Nerthus bei den Sueven, des Gottes Freyr im Norden, die zu heiliger Zeit auf einem Wagen im Lande umherziehen, entspricht ganz die Weise, wie der Gothenherrscher Athanarich die Bildsäule des gothischen Gottes auf einem Wagen herumführen ließ (ξόανον ἐφ' ἁρμαμάξης ἑστώς) und bei dieser Gelegenheit von den Christen die Verehrung desselben forderte [3]). Daß bei den ostgermanischen Stämmen, von deren Heidenthum wir wenig wissen, nicht bloß einzelne Götter, sondern ein ganzer Götterkreis verehrt wurde, dafür findet sich außer Jornandes Nachricht über die gothischen Anses noch ein Zeugniß bei Procop, der den Herulern eine πολὺς θεῶν ὅμιλος zuschreibt [4]).

Der innige Zusammenhang der gothischen Mythologie mit den nordischen Mythenkreisen wird sich später bei der Untersuchung über die uns erhaltenen gothischen Sprachdenkmäler klar herausstellen. Hier lassen sich mannichfache Ausdrücke für religiöse Vorstellungen, die auf das christliche Gebiet herüber-

1) Jorn. de reb. get. c. 14 u. 20. 2) Jorn. l. c. c. 29.
3) Sozom. hist. eccl. VI, 37. 4) Proc. de bello goth. II, 14.

Digitized by Google

genommen worden sind, in derselben Form und Bedeutung nachweisen, die sie in den nordischen Quellen haben.

Bemerkenswerth sind ferner noch Züge der Heldensage, welche in den alten nordischen Heldenliedern und in älteren historischen Berichten über die Gothen im Osten übereinstimmend dargestellt sich finden. Die gothische Heldensage hat sich theilweise im Norden erhalten, ebenso wie es mit den deutschen Heldensagen der Fall gewesen ist, von denen J. Grimm nachgewiesen hat, daß sie in früherer Zeit von Deutschland nach Skandinavien übergeführt wurden und während sie unter uns ganz verschollen sind, dort erhalten blieben [1]). Aus der Art und Weise, wie die gothische Sage mit den nordischen Mythenkreisen verknüpft ist, kann man auf den Zusammenhang derselben mit der gothischen Mythologie zurückschließen. Wir wollen einen solchen Zug gothischer Heldensage, der auch Gegenstand der nordischen Dichtung geworden ist, vorführen.

Ammianus Marcellinus erzählt das Ende des gothischen Königs Ermenrichus kurz folgendermaßen [2]): Die Hunnen seien, nachdem sie das Gebiet der Alanen verheerend durchzogen, mit ihnen vereint auf die Greuthungen gestoßen und in die weitausgebreiteten und fruchtbaren Gaue des so kriegerischen Königs Ermenrich, der sich durch mancherlei Heldenthaten den benachbarten Völkern furchtbar gemacht hatte, plötzlich mit Ungestüm eingedrungen. Der König, der durch die Gewalt des Andrangs erschrocken sei, habe endlich, obgleich er lange Widerstand zu leisten versuchte, als das Gerücht die furchtbare Gefahr beständig vergrößerte, der Furcht vor den bevorstehenden großen Ereignissen durch einen freiwilligen Tod ein Ende gemacht. — Das Ende Ermenrichs ist bei Jornandes in andrer Weise erzählt, vielleicht schon in das Gewand der Sage eingekleidet. Die Geten, heißt es [3]), seien vor den Hunnen, die nach Jornandes dämonischen Ursprungs sind, erschrocken und hätten mit ihrem König berathen, wie sie sich vor einem solchen Feinde retten könnten. Ermanarich, der König der Gothen, stand nämlich als der Sieger über viele Völker da. Während er noch über der Hunnen Ankunft nachdachte, ergriff das treulose Volk

1) Haupt, Zeitschrift I, 2 sqq. 2) lib. 31, c. 3.
3) Jorn. de reb. get. c. 24.

Digitized by Google

der Roxolanen, welches damals unter andern ihm dienstbar war, folgende Gelegenheit, ihn zu hintergehen. Während der König ein Weib, mit Namen Sanielh, aus roxolanischem Geschlecht, wegen schändlicher Entfernung von ihrem Manne im Zorne an wilde Pferde binden und von denselben in Stücke reißen ließ, so suchten ihre Brüder Sarus und Ammius den Untergang der Schwester zu rächen und stießen dem Ermanarich das Schwert in die Seite. Dieser schleppte verwundet und geschwächt sein Leben elend dahin. Balamir aber, der Hunnenkönig, benutzte dies und rückte gegen die Ostgothen vor; die Westgothen hatten das Bündniß mit ihnen, das von Alters her unter ihnen bestand, schon aufgelöst. Unterdessen starb Ermanarich, der den Schmerz der Wunde und den Einfall der Hunnen nicht ertragen konnte, alt und hochbetagt im 110. Jahre seines Lebens.

Das Ende des großen Heldenkönigs der Gothen bildet den Inhalt der beiden Eddalieder Gudhrunarhvöt (Gudruns Aufreizung) und Hamdismal, die in enger Verbindung stehen [1]). Sarus und Ammius, hier Sörli (goth. Sarvila, ὁπλίτης) und Hamdir (goth. Hamaþius, loricatus) sind die Söhne Jonakurs, mit dem Gudrun, die früher Sigurd's Gemahlin war, wieder vermählt wurde. Sanielh, hier Svanhilde, Sigurds Tochter, wird in Jonakur's Land erzogen und Jormunrek, dem Reichen, Ermanarich bei Jornandes, zur Ehe gegeben. Bei dem war Bicki, der gab den Rath, daß Randwer, des Königs Sohn, sie zur Ehe nähme. Das verrieth Bicki dem Könige. Da ließ der König Randwern henken und Svanhilden von Pferden zertreten. An diese prosaische Einleitung schließt sich die Aufreizung Gudruns an, die ihre Stiefsöhne Sörli und Hamdir mit bitteren Worten antreibt, ihre Stiefschwester zu rächen. Gudhrunarhvöt 2, Hamdism. 3.

Was sitzt ihr müssig verschlaft das Leben
Wie freut Euch fürder noch frohes Gespräch
Da Jörmunrek, die blühend junge,
Von Pferden zerstampfen ließ Eure Schwester
Von weißen und schwarzen auf offener Straße
Grauen, gangschnellen gothischen Rossen.

Das Lied Hamdismal erzählt den Kampf Sörlis und Hamdirs

1) Simrock, die Edda p. 430.

Digitized by Google

mit Jörmunrek, den sie verwunden aber auch selbst den Tod finden [1]). Das Reich Jonakurs lag am Meere, da Gudrun auf den Wellen dorthin getrieben wird. Es muß dem Gothenreich benachbart gelegen haben. Bei Saxo Grammaticus werden die Brüder „genere hellespontici“ genannt, was deutlich auf den Hellespont am schwarzen Meere hinweist, also zu der von Ammian und Jornandes angegebenen Heimath der Roxolanen stimmt, die im 4. Jahrh. östlich von den Gothen wohnten und auf welche die Hunnen zuerst stießen [2]).

Wenn solche in der gothischen Geschichte wurzelnde Züge in der nordischen Heldensage sich lebendig erhalten haben, wenn dabei enge Verknüpfung mit nordischen Mythen stattfindet, wie in Hamdismal, wo St. 26 unzweifelhaft Odin hervortritt, obgleich sein Name nicht genannt ist, so läßt dies mit Sicherheit auf nahen Zusammenhang der Mythologie der Gothen, sowie der andern ostgermanischen Stämme mit den Mythenkreisen des Nordens schließen.

Außer den unmittelbaren Quellen für die Mythologie der germanischen Völker, auf die wir vorzugsweise angewiesen sind, geben die fragmentarischen Nachrichten bei Caesar und Tacitus Aufschluß über den allgemeinen Charakter des germanischen Götterglaubens, der als Anhaltspunkt für die folgende Darstellung dienen kann.

Die Nachrichten des Caesar über die Götter der Germanen, so allgemein sie auch gehalten sind, lassen deutlich erkennen, daß die elementaren Kräfte zur Verehrung personificirt worden waren, und zwar werden diejenigen besonders namhaft gemacht, von denen die Menschen eine wohlthätige Wirkung erfuhren, wie die Sonne, der Mond und das Feuer. Man kann daraus schließen, daß auch die zerstörenden Kräfte der Natur personificirt und als den Menschen feindliche Wesen gefürchtet waren. Caesar sieht sich außer Stande, seinen römischen Lesern jene Göttergestalten unter entsprechenden Namen vorzuführen. Wenn Caesar hinzufügt, daß die Germanen von andern Götter-

1) Sn. E. 62. Volsunga Sage c. 48—51.

2) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache p. 747.

Digitized by Google

weſen, nicht einmal dem Gerüchte nach, etwas wüßten, ſo zeigt dieſe Angabe, wie mangelhaft ſeine Kenntniſſe der religiöſen Verhältniſſe waren; daher er auch nichts von den Helden, die göttliche Verehrung genoſſen, zu berichten weiß. Wenn er ferner von einer eigentlichen Prieſterkaſte bei den Germanen, entſprechend den Druiden der Celten, nichts weiß, ja hinzufügt, daß kein Opfercult bei den Germanen ausgebildet geweſen ſei, ſo findet dies ſeine Erklärung in der urſprünglichen Einfachheit germaniſcher Gottesverehrung, die dem Römer, der an ſeine ausgebildeten Ceremonien dachte oder auch nur den galliſchen Cult damit verglich, beſonders auffallen mußte.

Genauer werden wir ein Jahrhundert ſpäter von Tacitus über die Götter der Germanen belehrt, die von dem phyſiſchen Hintergrunde abgelöſt als ethiſche Geſtalten erſcheinen, deren Charakter den römiſchen Hiſtoriker in den Stand ſetzt, römiſche Namen auf ſie anzuwenden und ſo einen Mercurius vorzuführen, der unter allen Göttern am höchſten verehrt wurde[1]) und dem man an beſtimmten Tagen Menſchenopfer darzubringen pflegte (S. 115); einen Hercules und Mars, die durch Thieropfer verſöhnt wurden, eine Iſis bei den Sueven. Für den deus terra editus und ſeinen Sohn behält er den deutſchen Ausdruck bei: Tuisco und Mannus, von denen die verſchiedenen Stämme ihren Urſprung herleiteten; ebenſo nennt er die terra mater bei ihrem deutſchen Namen Nerthus. — Was die Verehrung der Götter betrifft, ſo hatten ſich wohl ſymboliſche Vorſtellungen ausgeprägt, wie das Schiff der ſogenannten Iſis, das Schwert des Kriegsgottes, die Eberbilder, welche die Aeſtier, der eherne Stier, den die Cimbern, und andre Thiergeſtalten, welche die Stämme im Kriege mit ſich führten[2]). Aber darin waren die Gedanken über das Göttliche nicht vollſtändig ausgedrückt, ſondern nur angedeutet, es bedurfte des geiſtigen Auges, um durch die Vermittelung des Symbols zu dem darunter gedachten Gegenſtande durchzudringen; man wagte nicht durch bloße Vorſtellung des Gedachten das geiſtige Weſen in die Sinnlichkeit herabzu-

1) Bei der Bezeichnung deutſcher Götter durch römiſche Namen ſchwankt Tacitus. hist. IV, 64. iſt als deus praecipuus deorum Mars aufgeführt.

2) Tacitus erwähnt signa und formae germ. c. 7, 9. 45. Ebenſo ſind die imagines ferarum hist. IV, 22. zu faſſen.

Digitized by Google

ziehen. Wie Tacitus sagt: „Uebrigens die Götter in Tempelwände einzuschließen oder der Menschengestalt ähnlich zu bilden, das halten sie für unverträglich mit der Größe der himmlischen Wesen. Wälder und Haine weihen sie ihnen und mit den Namen der Götter bezeichnen sie jenes Geheimniß, das sie nur im Glauben schauen."

Die Absichten der Götter suchte man durch Auspicien und Loose zu erforschen, wozu es nicht einmal nothwendig der Vermittelung des Priesters bedurfte, da jeder Familienvater dazu befähigt und berechtigt war. Die Frauen wurden wegen ihres feineren Ahnungsvermögens besonders verehrt. „Man glaubte, daß in ihnen etwas Heiliges und Prophetisches wohne, daher man ihren Rath nicht verschmähte und ihre Aussprüche nicht übersah." Einzelne hervorragende Frauen nennt Tacitus, wie die Aurinia und Veleda, die eine große Rolle spielten [1]).

Die Nachrichten des Caesar und des Tacitus über den Götterglauben der Germanen werden im Allgemeinen auf alle verschiedenen Stämme zu beziehen sein, wenn auch im Einzelnen manche Modifikationen stattfanden.

Von den Gothen wissen wir aus andern Zeugnissen, daß sie, hinsichtlich der Bilderverehrung, um die Mitte des 3. Jahrh. noch auf demselben Standpunkt standen, wie die Germanen des Tacitus; Commodianus, der zwischen den Jahren 250 u. 253 schrieb, läßt die Gothen bei der Verheerung des heidnischen Roms, die er prophetisch verkündigt, schonungslos gegen die Verehrer der vana idola wüthen, während sie die Christen verschonen (S. 2). Bestimmter noch spricht sich Gregorius, Bischof von Neocaesarea, darüber aus in einem Briefe an einen Bischof, der ihn in Betreff der disciplinarischen Behandlung von Vergehen um Rath gefragt hatte, welche in Folge der verheerenden Einfälle der Gothen unter Valerian und Gallien (im J. 255) nach Kleinasien und Pontus begangen worden waren [2]). Unter den Vergehen war nämlich auch das erwähnt, daß die von den Barbaren Gefangenen Opferfleisch (Idolodytha) gegessen hätten, das nach den Kirchengesetzen verboten war. Gregorius hielt dies nicht für eine schwere Sünde, da die Speise den Menschen

1) Tac. Germ. 8. hist. IV, 61. 65. Caesar de bello gall. I, 50.

2) Bibl. PP. max. Tom. III, p. 316 sqq.

Digitized by Google

nicht beschwere. Als Hauptgrund giebt er aber an: „maxime quando una de omnibus fama est Barbaros, qui in nostras regiones incursiones fecerunt, idolis non sacrificasse.“ — Wenn später in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. bildliche Darstellungen der Götter bei den Gothen vorhanden waren, wie die Bildsäule, welche Athanarich auf einem Wagen vor den Wohnungen der Christen herumführen ließ, um sie zur Anbetung zu zwingen, so läßt sich daraus deutlich der Verfall des Heidenthums erkennen, zu einer Zeit, wo das Christenthum bei den Gothen schon feste Wurzeln geschlagen hatte [1]). Bei andern Stämmen, bei den Alemannen, Franken, Sachsen, bei den nordisch-germanischen Stämmen waren ebenfalls mit dem Verfall des Heidenthums bildliche Darstellungen der Götter entstanden [2]).

Wenden wir uns zu den unmittelbaren Quellen, der Edda, um hier für unsern Zweck zu schöpfen. Es sind freilich nur die Trümmer eines großen Baues, der im Norden, wo der germanische Götterglaube sich am längsten erhielt, im Laufe der Zeit aufgeführt worden war; aber es läßt sich aus den Trümmern der alte Grundriß, oder das, was allen Stämmen gemeinsam war, noch erkennen.

Wenn wir die Mythologie in Hinsicht auf die darin sich kundgebende Prädisposition der germanischen Völker für das Christenthum erforschen wollen, so darf ihre Bedeutung nicht darnach bemessen werden, daß sich manche der alttestamentlichen Offenbarungsgeschichte analoge Erscheinungen in ihr finden. So z. B. fällt der aus dem erwärmten Eis entstandene Urriese Ymir, wie Adam, in einen Schlaf und fängt an zu schwitzen, während deß ihm unter seinem linken Arme Mann und Weib hervorwachsen und der eine Fuß einen Sohn mit dem andern erzeugt [3]). — Die Aepfel, welche Idun verwahrt, durch deren Genuß die alternden Asen sich verjüngen [4]), erinnern an die Aepfel des Paradieses, an den Baum des Lebens. — Die große Fluth, die durch das aus den Wunden des erschlagenen Riesen Ymir her-

---

1) Sozom. hist. eccl. VI, 37.

2) Grimms Mythologie p. 96 sqq. Haupt, Zeitschrift IX, 543 sqq.

3) Wafthrm. 33. Snorro Edda 5. 4) Sn. E. 26. Bragar. 56.

Digitized by Google

vorfließende Blut entsteht und in der alle die übermüthigen frevelhaften Riesen ertrinken außer Bergelmir, der sich mit seiner Frau in einem Boote (ludr) rettet und das jüngere Riesengeschlecht erzeugt, weist auf die noachische Fluth und die Arche hin [1]). Die Brücke Bifröst, der Regenbogen, wurde durch die Götter vom Himmel zur Erde geschlagen. Sie ist sehr stark und mit mehr Kunst und Verstand gemacht als andre Werke; aber wenn Muspells Söhne bei'm eintretenden Weltbrande dereinst über sie reiten, wird sie zerbrechen [2]). Wir haben hier nicht bloß das alttestamentliche Bundeszeichen, sondern auch Beziehung auf die Verheißung, daß hinfort alles Fleisch nicht mehr mit dem Wasser der Sündfluth vertilgt werden soll.

Diese Züge, die nicht auf das alte Testament zurückzuführen sind, aus dem sie etwa äußerlich entnommen und entstellt worden, beweisen allerdings, daß auch die germanischen Völker von der Zeit der Völkertrennung her eine Mitgift der Wahrheit sich bewahrt haben, aber wir können dies auch bei andern Völkerstämmen in ähnlicher Weise finden, so daß also dadurch die germanische Mythologie sich vor andern nicht besonders auszeichnet.

Das, was die germanische Mythologie auf Grund der Eddalehre auszeichnet, ist der geistige Gehalt und die durch das ganze System sich hindurchziehende religiös-sittliche Tendenz, durch welche diese Mythologie als eine höchst eigenthümliche Entwickelung des sich selbst überlassenen menschlichen Geistes der christlichen Offenbarung vorbereitend die Wege gebahnt hat. Diese Tendenz wollen wir zu erforschen suchen.

Die germanische Mythologie geht vom Chaos aus: gap (Kluft, gaffen) und verstärkt gap ginnunga (Kluft der Klüfte). In der Oede dieses Raumes stehen die beiden Pole nifl (Nebel) im Norden und muspell (Feuer) im Süden einander gegenüber. Muspell, die Welt der Wärme und des Lichts, Nifl, die Welt der Kälte und Dunkelheit. Inmitten dieser Nebelwelt lag ein Brunnen Hvergelmir, d. i. rauschender Kessel [3]). Diesem Brunnen entflossen zwölf Ströme. Als die Fluthen, Elivagar

1) Wafthr. 29, 35. Sn. Edda 7. 2) Sn. E. 13, 17. 27. u. 51.

3) Gelmir von gialla stridere, rauschen, tosen, ein Begriff, der auch in den Riesennamen enthalten zu sein scheint.

Digitized by Google

d. i. fremde Wogen, sich verhärteten, wurden sie zu starrendem Eis, das den Urstoff darstellt. Aber von der warmen Luft des Südens angeweht, begann es zu schmelzen und sich in Tropfen aufzulösen. Da erhielten die Tropfen Leben und es entstand ein riesiges Gebilde daraus, Ymir, der rauschende, tosende von ymga (stridere), den die Hrimþursen Oergelmir nannten [1]).

Der Riese Ymir fiel in Schlaf und fing an zu schwitzen; da wuchsen ihm unter seinem linken Arm Mann und Weib und sein einer Fuß zeugte einen Sohn mit dem andern, der sechs Köpfe hatte. Daher sind die Geschlechter der Riesen entsprungen [2]).

Das Eis thaute auf und schmolz immer mehr; so entstand eine Kuh Audumbla, aus deren Euter vier Milchströme flossen,

---

1) Vergl. Wafthr. 29—31. Sn. E. 4, 5. Wenn es in der Sn. E. heißt: „Da erhielten die Tropfen Leben durch die Kraft dessen, der die Hitze sandte," wonach also der Dualismus in der Kosmogonie gleich von vornherein überwunden und die Belebung des Urstoffes, sowie seine erste Gestaltung, auf einen über dem Chaos waltenden ewigen Gott zurückgeführt erscheint, so ist hier der christliche Einfluß nicht zu verkennen, der sich an manchen Stellen der Sn. E. geltend gemacht hat.

2) Ymir ist das erste belebte Wesen, zu dem die rohen Stoffe sich gestalten; zugleich aber steht er im Anbeginn des Schöpfungswerkes ganz vereinzelt da. Er bindet noch in sich das männlich Zeugende mit dem weiblich Empfangenden; der Ausdruck dafür ist, daß seine Füße mit einander einen Sohn erzeugen. Diese Zwiegeschlechtigkeit, so verletzend sie für reinen Naturssinn ist, bei solchen göttlich uranfänglichen Wesen erschien sie allem Heidenthum ganz natürlich. Vergl. den Nachweis von Wackernagel „die Anthropogenie der Germanen." Haupt, Zeitschrift VI, 15 ff. Von hier aus fällt auch auf den Tuisco des Tacitus Licht. „Auch er ist ein erdgeborenes Wesen, deus terra editus, vaterlos und ohne seines Gleichen, darum auch er von doppeltem Geschlecht. Eben dies und nichts anderes sagt auch sein Name aus. Denn Tuisco ist nur die schwache Substantivbildung zu dem ahd. zuisc, mhd. zwisch (zwiefach), wovon wir noch zwischen und Zwischgold haben: also der Zwiefache. Der Sohn, den er aus sich selbst erzeugt, ist Mannus, der erste Mensch, dessen weitere Nachkommen einfach ebenso heißen wie er, man oder manna und darum die ganze Erde altn. mannheimr oder mit patronymischer Ableitung mannisco mhd. Mensch." Wir haben also hier ein Stück aus der germanischen Kosmogenie, eine Anthropogenie, an die sich erst mit der Erzählung von den drei Söhnen des Mannus, Ingo, Hermino und Isco, die eigentliche nationale Stammsage, die Sage vom Ursprung der einzelnen deutschen Völker, anschloß.

Digitized by Google

welche Ymir Nahrung gewährten [1]). Diese Kuh beleckte die salzigen Eisblöcke und am Abend des ersten Tages kam eines Menschen Haar, am andern Tage eines Mannes Haupt und am dritten Tag der ganze Mann hervor, der hieß Buri. Er war schön von Angesicht, groß und stark und gewann einen Sohn mit Namen Börr. Börr nahm Bestla, des Riesen Bölthorn Tochter, und zeugte mit ihr drei Söhne, Odin, Vili und Ve. Diese drei erschlugen den Riesen Ymir, und als er fiel, da lief so viel Blut aus seinen Wunden, daß alle Riesen darin ertranken, nur Einer, Bergelmir, entkam mit den Seinen. Er bestieg mit seinem Weibe ein Boot und rettete sich so; von ihm kommt das jüngere Riesengeschlecht, das Geschlecht der Frost- und Feuerriesen, der Berg- und Sturmriesen [2]). Aus Ymirs Leichnam, den Börrs Söhne mitten in Ginnungagap schleiften, bildeten sie die Welt: aus seinem Blute Meer und Wasser, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinem Gebein die Berge, aus seinem Haar die Bäume, aus den Zähnen und zerbrochenen Knochen die Felsen und Klippen. Dann nahmen sie seinen Schädel und bildeten den Himmel daraus und die von Muspelheim ausgeworfenen Funken, die umherflogen, festigten sie an den Himmel, oben sowohl als unten, daß Alles davon erleuchtet werde. Den Lichtern gaben sie ihre Stelle und setzten einem jeden seinen bestimmten Gang fest, wonach Tage und Jahre berechnet wurden. Die Erde war kreisrund und ringsumher von dem tiefen Meer umgeben. Die Küsten wurden den Riesen zur Wohnstätte angewiesen, nach innen rund um die Erde herum machten sie eine Burg zum Schutz wider die Riesen. Zu dieser Burg verwendeten sie die Augenbrauen Ymirs, des Riesen, und nannten die Burg

---

1) Die Kuh galt den Indogermanen als das Bild der Fruchtbarkeit, was in merkwürdiger Weise in dem Wort selbst enthalten ist, indem die indische Form desselben, Go, auch Erde und Wolke, also die Schatzhöhlen alles Segens, bedeuten kann. Nach der eddischen Darstellung leckt die Kuh Audhumbla das erste Wesen aus den Salzsteinen heraus, sie entbindet die zeugende männliche Kraft, welche das Salz ausdrückt. Grimm, Mythologie p. 999 sqq. Der Name Audhumbla, d. i. die Reichthumfeuchte, giebt ein treffendes Beiwort für die Erde oder für die Wolke und erinnert an das sanscr. go. Die mythische Kuh der Inder vereinigt in sich alle Fülle und vermag die Erfüllung jedes Wunsches zu gewähren. Haupt, Zeitschrift VII, 12 vergl. VII, 123.

2) Wafthr. 32—35. Sn. E. 5—7.

Digitized by Google

Midgard. Des Riesen Gehirn nahmen sie, warfen es in die Luft und bildeten die Wolken daraus [1]).

Die Wöluspa, d. i. der Seherin Ausspruch, eins der ältesten Lieder der Edda, hat die Kosmogonie mit der Gigantogonie und Theogonie, die in Wafthrudhnismal, dem Lied von Wafthrudnir, und der jüngeren Edda ausführlich dargestellt ist, in großartiger Kürze und Einfachheit zusammengefaßt:

Einst war das Alter, da Alles nicht war
Nicht Sand, noch See, noch salz'ge Wellen
Nicht Erde fand sich, noch Ueberhimmel
Gähnender Abgrund und Gras nirgend.
Sonne wußte nicht, wo sie Sitz hätte
Mond wußte nicht, was er Macht hätte
Die Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten
Bis Börrs Söhne die Bälle erhuben
Sie, die das mächtige Midgard schufen.
Sonne von Süden schien auf die Felsen
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch
Die Sonne von Süden des Mondes Gesellin
Hielt mit der rechten Hand die Himmelsrosse.
Da gingen die Berather zu den Richterstühlen
Hochheilige Götter hielten Rath
Der Nacht und dem Neumond gaben sie Namen
Hießen Morgen und Mitte des Tags
Under und Abend die Zeiten zu ordnen [2]).

Die Götter treten nach dieser Darstellung nicht als die schöpferischen, sondern als die weltordnenden und bildenden Mächte auf, daher ihr Name regin, d. h. die berathschlagenden. Sie sind zwar wie die Riesen aus dem Urstoff hervorgegangen, aber in andrer Weise, nämlich durch das Lecken der Kuh und sodann aus dem Besten, der Würze des unorganischen Stoffs, nämlich dem Salz, entstanden. Das Salz soll durch seine belebende und erhaltende Kraft das geistige Wesen

1) Wafthr. 20, 21. Grimm. 40. Sn. E. 8 u. 9.

2) Simrock hat die Ordnung der Strophen 3—6 nicht in dieser Weise bestimmt; aber der enge Zusammenhang des letzten Theils der 5. Strophe mit Str. 3 wird durch die noch vorhandene Nachbildung im Wessobrunner Gebet bestätigt. Auch die Beschreibung bei Caedmon entspricht der Edda: ed Bouterweck 103 sqq. Diese übereinstimmenden Darstellungen zeigen zugleich, daß, wenn die jüngere Edda und auch einige Lieder der älteren (Wafthr. u. Grimn.) die Kosmogonie weiter ausgesponnen haben, die Grundzüge bei allen germanischen Völkern gemeinsam waren.

Digitized by Google

der Götter bezeichnen. Buri, dem Götterahnen, werden als einem mehr organischen Gebilde Schönheit und Stärke beigelegt. Den wilden und ungebändigten Kräften der Natur, den verheerenden Wirkungen der Elemente, die dem religiösen Bewußtsein in den ungeschlachten Riesen verkörpert erscheinen, treten die Götter bald als beschränkende Mächte entgegen, die den Kampf gegen die elementaren Gewalten aufnehmen und bei der Weltordnung den ersten entscheidenden Sieg davontragen, in dem sich die Uebermacht des Geistes über den unorganischen Urstoff kund giebt.

Auch die germanische Mythologie hat ihre Geschichte. Die Mythen sind nicht gleich von Anfang an fertig und ausgebildet. Zuerst herrschen die elementaren Gewalten, die in übermenschlichen Gestalten sich darstellen, im Kampfe mit diesen bildet sich ein andres Geschlecht aus, das sich von dem physischen Hintergrund immer mehr ablöst und vermöge seines geistigen Charakters die Elemente der Natur bewältigt und das All ordnet. Daher antwortet die jüngere Edda (Sn. E. 3) auf die Frage, was Allvater, nämlich Odin, that, bevor Himmel und Erde geschaffen waren? mit den Worten: da war er bei den Hrimthursen. Der Riese Wafthrudnir z. B., der in Wafthrudnismal sich in einen geistigen Wettkampf mit Odin einläßt, erscheint als ein älterer Odin. Nach Grimnismal Nr. 54 heißt Odin selbst Wafudr, ein Name, der die webende Luft bezeichnet und in dieser Bedeutung mit Wafthrudnir zusammenfällt. Ferner Odins Sohn, Thor, zusammengezogen aus Thonar, altſ. Thunar, agſ. Thunor, ist an die Stelle des Riesen Thrymr (von thruma Donner), eines älteren Naturgottes getreten, der früher den Donner in seiner Hand hatte. Das Lied Thrymsquida stellt dar, wie Thor den von Thrymr entwendeten Hammer wiederholt.

Auf die Kosmogonie folgt in Wöl. Nr 7 und 8 die Darstellung des goldenen Zeitalters:

7. Die Asen einten sich auf Idafeld,
Haus und Heiligthum hoch sich zu wölben
Uebten die Kräfte Alles versuchend
Erbauten Essen und schmiedeten Erz
Schufen Zangen und schön Gezäh.
8. Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln
Und kannten die Gier des Geldes noch nicht
Bis drei der Thursen Töchter kamen
Reich an Macht aus Riesenheim.

Digitized by Google

Die jüngere Edda fügt ergänzend hinzu, daß Idafeld (idavöllr von id wieder) der Mittelpunkt von Asgard war, der Burg, welche die Götter oder die Asen sich mitten in der Welt erbauten. Dort setzte Odin, der Vater der Götter (daher alföðr), im Anfang Lenker oder Richter ein, welche die Einrichtungen der Burg bewahren sollten. Ihr erstes Geschäft war einen Hof zu bauen, worin ihre Stühle standen, zwölf an der Zahl und überdieß einen Hochsitz für Allvater. Die Stätte, da Odin saß, wird als das beste und größte Gebäude der Welt bezeichnet, das von außen sowohl als von innen mit lauterem Golde bedeckt war; diese Stätte wird Gladsheim genannt. Für die Göttinnen wurde noch ein andrer sehr schöner Saal erbaut, der Wingolf heißt. Die Götter verarbeiteten eine solche Menge des Erzes, das Gold genannt wird, daß sie alles Hausgeräthe von Gold hatten. Und diese Zeit heißt das Goldalter [1]).

Die jüngere Edda hat sich durch den Namen des goldenen Zeitalters zu solcher Ausmalung bewegen lassen. Nach der Wöluspa bestand das goldene Zeitalter vielmehr darin, daß die Götter, die unschuldig und heiter mit dem Golde spielten — die Würfel sind nach Wöl. Str. 60 goldene Tafeln — damals die Gier des Goldes noch nicht kannten.

Das goldene Zeitalter nahm erst ein Ende, als das Gold eine Rolle in der Welt zu spielen begann.

Den Zeitpunkt dieses Uebergangs vom unschuldigen Genuß zur Begierde, den Fall der Götter, läßt die Seherin eintreten mit der Ankunft dreier Thursentöchter, die, reich an Macht, aus Riesenheim kamen. Man hat in diesen Thursentöchtern schon die Nornen sehen wollen [2]), aber diese Schicksalswesen treten erst später auf. Es soll durch die Ankunft der Thursentöchter geradezu ausgedrückt werden, daß die Asen mit den Riesen, statt sie zu bekämpfen, Friede schlossen und Verbindungen mit diesem Geschlecht eingingen.

---

1) Sn. E. 9, 14.

2) Diese Annahme gründet sich darauf, daß die Nornen (nach Wafthr. 42) bei den Riesen auferzogen worden sind und den Göttern als feindliche Wesen erscheinen. Sie sollen den Asen, die von der Gier des Goldes ergriffen worden sind und ihre Unschuld verloren haben, schon hier ihr Geschick ankündigen, so daß die Götter, welche die Geschicke bestimmen sollten, selbst ein Schicksal bekommen, dem sie sich unterwerfen müssen.

Digitized by Google

Die Götter treten zuerst bei der Weltbildung als die ordnenden und erhaltenden Mächte mit den Riesen, als den chaotischen und zerstörenden Gewalten, in den Kampf und es bildete sich dadurch der Gegensatz des Geistes- und des Naturlebens aus. Auf diesen Gegensatz weisen auch die Namen der Götterahnen hin. Buri ist der Erzeuger, Bör, der Erzeugte oder Börr, der Träger und Erhalter, Bestla soll das die Erde umgürtende Band, das Meer sein; sie ist Tochter des Riesen Bölþorn, d. i. des Abyssus. In den Namen von Börs Söhnen, Odin, Vili, Ve, ist die geistige Natur der Götter deutlich ausgedrückt. Odin ist der alles durchdringende Geist des Lebens; Vili, eigentlich Wille, bedeutet aber auch Ungestüm, Geist, und Ve kann wohl nur mit wiho (heilig) zusammenhängen [1]). Die Attribute, welche Odin beigelegt werden, erklären sich aus der geistigen Natur des Gottes, z. B. das Roß Sleipnir (das Gleitende) mit acht Füßen, bezeichnet die nach jeder Richtung schnellbereite Gegenwart Odins. Ferner die Raben Odins: Hugin (d. i. der Gedanke) und Munin (d. i. die Erinnerung), die der Gott am Morgen aussendet, um alle Welt zu umfliegen. Um Mittag kehren sie wieder zurück und melden, was sie gesehen und gehört haben (Grimm. 20. Sn. E. 38). Von seinem Hochsitz Hlidskialf übersieht Odin alle Welten und weiß alle Dinge, die sich zutragen.

Der Gegensatz zwischen der Götter- und Riesenwelt nahm aber auch einen ethischen Charakter an. Die Götter waren Anfangs nach der Darstellung der Wöluspa mit unschuldigem Spiel beschäftigt; der Verlust der Unschuld trat ein, als die Götter in Folge der Verbindung mit dem Riesengeschlecht die Gier des Goldes kennen lernten und das Böse, das sie in dem Riesengeschlecht bekämpfen sollten, unter den Göttern selbst eine Stätte fand und mit seinen verderblichen Wirkungen sich geltend zu machen suchte.

Bei dieser Verbindung wird Loki in den Kreis der Asen gekommen sein. Er beruft sich darauf, in Urzeiten mit Odin das Blut gemischt, also Brüderschaft getrunken zu haben [2]).

---

1) Finn Magn. lex. mythol. d. a. W. ueber Odin cf. p. 621 u. 636. Grimm, Mythol. p. 120 u. 148.

2) Oegisdrecka 9. Dazu bemerkt Frigg, Odins Gemahlin Str. 25:

Digitized by Google

Später bei der Bildung des ersten Menschenpaares erscheint er schon im Kreise der Asen. Er stellt in seiner Riesennatur, wie die älteren Namen Lodur oder Logi (Loder und Lohe) ausdrücken, das Element des Feuers dar, während seine beiden Brüder Kari und Hler oder Oegir die Elemente des Wassers und der Luft repräsentiren. Sie sind Forniot's, d. h. des alten Riesen, Söhne. Forniotr ist derselbe Riese, der sich bei der Fluth mit seinem Weibe in einem Boote gerettet und ein neues Riesengeschlecht erzeugt hatte. Der bestimmtere Name ist Farbauti, d. i. der Ruderer, dessen Sohn wiederum Loki ist, während die beiden andern Söhne hier Helblindi und Billeistr (der Sturmlöser) heißen[1]). Loki's Natur ist wie die des Feuers auf der einen Seite eine wohlthätig wirkende, die erwärmt und belebt, aber auf der andern Seite auch eine schädliche, die verzehret und zerstört. Die Natur Loki's verliert im Kreise der Asen ihren elementaren Charakter und nimmt den geistigen an, der sich in der sittlichen Zerstörung, die Loki ausübt, immer mehr ausprägt. Nicht gleich von vornherein ist Loki's Wesen abgeschlossen, sondern wie die verschiedenen ihn betreffenden Mythenkreise zeigen, entwickelte er sich erst durch verschiedene Krisen hindurch. In der jüngeren Edda (Sn. E. 33) wird er in seiner vollendeten dämonischen Gestalt der Verlästerer der Götter, der Anstifter alles Betrugs und die Schande der Götter und Menschen genannt; weiter heißt es dort: „Loki ist schmuck und schön von Gestalt, aber bös von Gemüth und sehr unbeständig. Er übertrifft alle andern in Schlauheit und jeder Art von Betrug. Er brachte die Asen in manche Verlegenheit. Doch half er ihnen auch oft durch seine Klugheit wieder heraus“[2]).

Eure Geschicke sollten ihr nie
Erwähnen vor der Welt was ihr Asen beide
In Urzeiten triebet die höchsten Thaten bergt dem Volk.

Wenn nach der Sn. E. 33 Loki einen Bruder hatte, der Helblindi hieß, so ist dies nach Grimm. Nr. 46 auch ein Beiname Odins.

1) cf. über das Verhältniß dieser Triaden, die theils nach den Stämmen, theils nach der Zeit unterschieden werden müssen: Simrock, deutsche Mythologie p. 109 sqq.

2) Nachdem Loki in den Kreis der Asen übergegangen ist, stellt die jungere Edda einen Utgardloki auf, den Beherrscher der Riesenwelt. Utgard nämlich im Gegensatz zu Midgard und Asgard bezeichnet bestimmt die Lage

Digitized by Google

Nach dem Verluste der Unschuld bilden die Götter das Geschlecht der Zwerge aus des Meerriesen Blut und schwarzem Gebein (Wöl. 9. Sn. E. 14.). Es steht dies in engem Zusammenhange mit der erwachten Gier des Goldes, denn die Zwerge sind es, welche in der Erde Schooß und im Gesteine, wo sie wohnen, Gold und edles Metall graben.

An die Bildung der Zwerge schließt sich die der Menschen an. Nach der jüngeren Edda sind es Börrs Söhne, welche das erste Menschenpaar aus Bäumen bilden. Anders stellt Wöl. dies dar:

Nr. 17. Gingen da drein aus dieser Versammlung
Mächtige milde Asen zumal
Fanden am Ufer unmächtig
Ask und Embla und ohne Bestimmung

Nr. 18. Besaßen nicht Seele hatten nicht Sinn
Nicht Blut noch Bewegung noch blühende Farbe
Seele (önd) gab Odin Hönir gab (odr) Vernunft
Blut gab Lodur und blühende Farbe.

Eine andre trias tritt hier auf: Odin, Hönir, die Brüder sind (Wöl. 62) und Loki, der mit Odin einen Bruderbund geschlossen hat[1]). Zu den geistigen Gaben jener beiden fügt Loki noch die Elemente des physischen Lebens hinzu und zwar nach seiner doppelseitigen Natur, die wohlthätige Lebenswärme und die Sinnlichkeit. Auch der Mensch, der aus organischen Gebilden, nämlich aus Bäumen, (Esche und Ulme) entstanden

---

außerhalb dieser beiden Gebiete. Der Gedanke des Mythus von Utgardloki und der Wettkämpfe Thors mit ihm (Sn. E. 46.) ist offenbar der, daß Götter und Menschen den verheerenden Gewalten Utgards nicht widerstehen, geschweige dieselben überwinden werden. cf. Uhland, der Mythus von Thor p. 71 sqq. Haupts Zeitschrift VII, 35 die Sagen von Loki.

1) cf. Haupt, Zeitschrift VII, 26. Weinhold, der die Sagen von Loki tiefsinnig aufgefaßt und im Zusammenhang dargestellt hat, neigt sich der Ansicht zu, daß der trias Odin, Vili und Ve, in der sich der geistige und ethische Charakter der Götter ausspricht, diese trias Odin, Hönir und Loki, die auch sonst noch cf. Sigurdharq. Fafn. onnur l., vorkommt; nicht entsprechen könne. Die jüngere Edda (Sn. E. 15), die Börrs Söhne am Seestrande die Bäume finden und daraus die Menschen bilden läßt, erzählt: „Der Erste gab Seele und Leben, der Andre Witz und Gefühl, der Dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Sie gaben ihnen auch Kleider und Namen: Askr und Embla (Esche und Erle) und Midgard ward ihnen zur Wohnung verliehen.“ Hier ist das tiefere Verständniß der Anthropogonie bereits verloren gegangen.

Digitized by Google

ist und mit den Riesen nicht unmittelbar zusammenhängt, ist bestimmt, an dem Kampfe der Götter wider die ungebändigten elementaren Kräfte, wider die Natur Theil zu nehmen, ein Kampf, in dem es auch für den Menschen die sittliche Aufgabe zu lösen gilt, daß der Geist die Oberhand über die der Riesennatur entstammenden und ihr verwandten sinnlichen Begierden gewinne. So wird die Bestimmung der Menschen mit der der Götter enge verflochten. Es ist dasselbe Ziel, das Göttern und Menschen gesetzt ist, durch Kampf den Sieg über das vom Riesengeschlecht ausgegangene und ausgehende Böse zu erringen. Durch diesen gemeinsamen Kampf sind der Götter und Menschen Geschicke auf's engste mit einander verwoben. Daher in der Wöluspa, in dem großen Weltdrama, Götter- und Menschengeschichte zusammenfällt.

Die Geschichte der Welt oder das Leben derselben, und seine Entwickelung ist unter der großen Weltesche Yggdrasil dargestellt (yggr) Beiname Odins, terribilis oder meditabundus und drasill i. e. portans, trahens. Sie stellt den Makrokosmus dar, dem der aus der Esche gebildete Mensch mikrokosmisch entspricht.

Str. 19. Eine Esche weiß ich, heißt Yggdrasil
Den hohen Baum netzt weißer Nebel
Davon kommt der Thau, der in die Thäler fällt.
Immergrün steht er über Urdas Brunnen

Str. 20. Davon kommen Frauen, vielwissende
Drei aus dem Saal dort bei dem Stamm
Urd heißt die Eine die andre Verdandi
Stäbe schnitt, Skuld die dritte.
Sie legten Loose bestimmten das Leben
Der Menschengeschlechter Schicksal zu ordnen.

Diese Esche ist (Sn. E. 5) der größte und beste von allen Bäumen: ihre Zweige breiten sich über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht, die sich weit ausdehnen, die erste geht zu den Menschen, wie Grimm. 31 richtig sagt, die zweite zu den Hrimthursen (Frostriesen), wo vormals Ginnunga gap lag, die dritte steht über Niflheim.

Bei der ersten Wurzel liegt ein Brunnen, der sehr heilig ist, Urd's Brunnen genannt, da haben die Götter ihre Gerichtsstätte. Jeden Tag reiten die Asen dorthin über Bifröst (d. i. die bebende Rast), die Asenbrücke, welche Himmel und

Digitized by Google

Erde verbindet, den Riesen aber durch das darauf brennende Feuer die Ersteigung des Himmels verwehrt. An diesem Brunnen wohnen die Nornen Urd, Verdandi, Skuld, welche des Menschen Lebenszeit bestimmen. Täglich schöpfen sie Wasser aus dem Brunnen und sprengen es auf die Esche, damit ihre Zweige nicht dorren oder faulen. Dies Wasser ist so heilig, daß Alles, was in den Brunnen kommt, so weiß wird wie die Haut, die inwendig in der Eierschale liegt. Auch nähren sich zwei Schwäne in Urdas Brunnen. Von den mit dem Wasser benetzten Zweigen der Esche fällt der Thau in die Thäler herab.

In den drei Eigennamen der Nornen sind die Formen abstrakter Verba nicht zu verkennen. Urdr ist aus dem Pluralablaut von verda (vard urdum) entnommen, Verdandi ist das fem. part. praes. des nämlichen Worts, Skuld das part. praet. von skula, d. h. dem Wort, mit welchem die Flexionen des Futurums umschrieben werden. Es ist also das Gewordene, Werdende und Werdensollende, oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dadurch bezeichnet, und jede der drei Nornen nach einer dieser Richtungen aufgestellt [1]). Sie stellen insgesammt das Gesetz der Zeit, des Werdens und Vergehens dar, dem die gewordene Welt unterworfen ist.

Der Brunnen bei der ersten Wurzel führt den Namen nach der ältesten, der Vergangenheit zugewandten Norne, nämlich Urd. Die Götter, die nach dem Verlust der Unschuld selbst dem Schicksal, als einer höheren Macht, verfallen sind, steigen täglich hinab, um an diesem Brunnen, wo die Nornen wohnen, Gericht zu halten. Ohne Recht und Gerechtigkeit würde die Welt nicht bestehn, deßhalb muß die begangene Schuld gesühnt werden, um die sittliche Welt zu erhalten. So werden mit dem heiligen reinigenden Wasser aus Urds Brunnen täglich die Zweige der Weltesche besprengt, damit sie nicht faulen und dorren. Von da fällt der Thau auf die Erde herab, der neu belebende Kraft hat.

Die jüngere Edda, die auch diese Vorstellung weiter entwickelt hat, unterscheidet von den drei Nornen noch andere, die sich bei jedes Kindes Geburt einstellen, ihm seine Lebensdauer anzusagen [2]). Einige sind vom Göttergeschlecht, andere vom Al-

1) Grimm Mythol. p. 376. 2) cf. Helgaq. Hund. fyrri 2 sqq.

Digitized by Google

fengeschlecht, noch andre vom Geschlecht der Zwerge, mit Beziehung auf Fafnism. 13:

Gar verschiedenen Geschlechts scheinen mir die Nornen
Und nicht eines Ursprungs, einige sind Asen,
Andere Alfen, die dritten Töchter Dwalins.

Die Verschiedenheit menschlicher Geschicke, Macht und Ueberfluß, langes Leben oder wenig Glück, Ruhmlosigkeit und kurze Zeit wird den guten und bösen Nornen zugeschrieben. „Die guten Nornen und die von guter Herkunft sind, schaffen Glück, das Unglück wird den bösen Nornen zugeschrieben" [1]).

Bei der zweiten Wurzel der Weltesche, die zu den Hrimthursen geht, liegt Mimirs Brunnen, worin Weisheit und Verstand verborgen sind. Der Eigner des Brunnens, der Riese Mimir, ist voller Weisheit, weil er täglich von dem Brunnen aus dem Giallarhorn trinkt. Einst kam Allvater dahin und verlangte einen Trunk aus dem Brunnen, erhielt ihn aber nicht eher, als bis er sein Auge zum Pfande setzte. So heißt es Wöl. Str. 22:

Alles weiß ich Odin, wo du dein Auge bargst
In der vielbekannten Quelle Mimirs Erkenntniß trinkt Mimir
Jeden Morgen aus Walvaters Pfand wißt ihr was das bedeutet?

Diese räthselhafte Strophe gehört dem Kreise des Odinmythus an und es läßt sich aus der Composition der Wöluspa, die einzelne Züge verschiedener Mythenkreise, wie des Mythus von Odin, Thor, Baldur u. a. enthält, wohl schließen, daß sie hier an ihrer Stelle steht, wenn die Stelle auch lückenhaft zu sein scheint.

Für die Deutung des Mythus, auf den die Seherin sich bezieht, giebt Mimir's Brunnen Aufschluß. Wenn der Riese Mimir die Weisheit des Brunnens täglich aus dem Giallarhorn trinkt, mit dem dereinst Heimdall, der Götter Wächter, das Zeichen zu dem hereinbrechenden letzten Kampfe giebt, so weist dies darauf hin, daß sich die in dem Brunnen enthaltene Weisheit, in deren Besitz sich die Riesen seit der Urzeit befinden, auf die zukünftigen Geschicke der Götter und der Welt bezieht. Sind es ja die Riesen, welche den letzten entscheidenden Kampf, in dem die Götter untergehn, herbeiführen werden. Unter den

1) Sn. E. 15. cf. Sig. Fafn. önnur 2.

Digitized by Google

Vorzeichen des herannahenden Endes, der Götterdämmerung, wird auch das aufgezählt, daß in Mimir's klarer Quelle die Weisheit der Männer, die Kenntniß der Zukunft versiegt (Hrafn. 5.) [1]). Bei dem gellenden Ton des Giallarhorns am Ende der Tage vor dem Untergange der Welt, wenn sich der Mittelstamm (die Weltesche), entzündet, beginnen Mimir's Söhne, die Riesen, zu spielen oder zu tanzen (Wöl. 47). — Aus Mimir's Haupt, über das die Ynglingasaga Aufschluß giebt, gehen Orakelsprüche aus, die auf die Zukunft hinweisen (Sigurdrfmal 14 sqq.). Odin selbst bespricht sich vor der letzten entscheidenden Katastrophe mit Mimir's Haupt, um Rath zu erhalten (Wöl. 47).

Mimir und mit ihm die Riesen, die der Urzeit entstammt sind, schöpfen aus dem Brunnen, zu dem die zweite Wurzel der Weltesche geht, Weisheit, nämlich die Kenntniß der Zukunft und ihrer Geschicke. Daher heißt es auch von den Nornen, daß sie, die das Geschick erspähen, bei den Riesen auferzogen seien (Wathr. 49). Auch die Seherin hat ihre Kenntniß von den Geschicken der Götter und der Welt durch ihre Erziehung bei den Riesen erlangt (Wöl. 2) und sie weist auch hier mit der Frage: Wißt ihr, was das bedeutet? wie immer, wo diese Frage wiederkehrt, auf das Weltende hin.

Die Beschaffenheit des Brunnens gewährt Aufschluß über den Mythus von Odin, der sich daran anschließt. Die Götter und selbst Odin, der Vater der Götter, sind mit dem Verlust der Unschuld der Macht des Schicksals verfallen, dessen Bestimmungen über ihre eigene Zukunft ihnen verschlossen ist. Sie suchen dasselbe zu erforschen, und Odin wendet sich an Mimir, um einen Trunk aus dem Brunnen zu erlangen. Eine neue Verbindung geht Odin mit den Riesen ein, und er setzt auf Kosten der Erkenntniß der Zukunft ein Auge zum Pfande ein. Der Riese Mimir trinkt nun zum Nachtheil der Götter Erkenntniß aus Odins Auge. Es scheint, als ob Mimir in Folge dieses Vorgangs in den Kreis der Asen aufgenommen worden sei, da ihn diese später bei dem Friedensschluß mit den Vanen, an diese als Geißel ausliefern.

Unter der dritten Wurzel wohnt Hel (Grimn. 31),

1) cf. lex mythol. p. 238. delitescit sapientia (rerum futurarum notitia) in limpido Mimeris fonto.

Digitized by Google

oder sie steht über Niflheim und unter ihr ist Hwergelmir und Nidhöggr (der im Finstern Hauende), nagt von unten auf an ihr (Sn. E. 15). Und so viel Schlangen sind in Hwergelmir bei Nidhöggr, daß es keine Zunge zählen mag. Aus dem Brunnen Hwergelmir, der inmitten von Niflheim liegt, entspringen die Flüsse der Unterwelt, die schweren Ströme, wie Slidur (Sn. E. 4), durch welche die Verbrecher waten müssen. Nidhöggr aber saugt dort der Verstorbenen Leichen aus zur Vergeltung für böse Thaten, die nicht gesühnt worden sind. Es ist also die gerechte Vergeltung, die hier an der Wurzel des Weltbaumes nagt. Die Verbindung zwischen Nidhöggr unten und dem vielwissenden Adler in den Zweigen der Esche, zwischen dessen Augen ein Habicht (Wedrfölnir), sitzt, unterhält ein Eichhörnchen (Ratatöskr), das auf- und abrennt:

Des Adlers Worte vernimmt es oben
Und bringt sie Nidhöggern nieder. (Grimm. 32).

An den Zweigen der Esche weiden vier Hirsche, sie laufen umher an den Zweigen und beißen die Knospen ab, Dain und Dwalin, Dunegr und Durapror, Namen, die sich auf die Vergänglichkeit beziehn:

Die Esche Yggdrasil's duldet Unbill
Mehr als Menschen wissen
Der Hirsch weidet oben, hohl wird die Seite,
Unten nagt Nidhöggr. (Grimm. 33. Sn. E. 16).

An dem Gipfel der Esche, der über Walhalla ragt und als besonderer Baum genannt wird, dem Baume Lärabr (Stille, Ruhe hervorbringend) [1]), zehrt die Ziege Heidrun. Von ihrem Euter fließt so viel Meth, daß sie täglich ein Gefäß füllt, so groß, daß alle Einherier in Wallhalla davon vollauf zu trinken haben. Außer der Ziege zehrt noch der Hirsch Eikþirnir von den Zweigen des Baumes Lärad und von dem Horngeweih des Hirsches fallen soviel Tropfen herab, daß sie nach Hwergelmir fließen, aus dem die Ströme der Unterwelt entspringen. Sowohl der Unsterblichkeitstrank für die in Walhalla aufgenommenen Helden fließt von dem Gipfel des Weltbaumes aus, als auch das Wasser, das die vernichtenden Ströme der Unterwelt speist.

Ein solcher Reichthum tiefsittlicher Ideen birgt die große

1) lex mythol. v. v. p. 234.

Digitized by Google

Weltesche Yggdrasil in sich. Es zeigt sich hier, wie tief die Begriffe von Sünde und Schuld von einer in der Welt waltenden Gerechtigkeit und Vergeltung in dem religiösen Bewußtsein der germanischen Völker eingewurzelt waren.

Die Seherin läßt den Nornen die Walküren folgen, welche sie weither kommen sieht, bereit zum Rathe der Götter zu reiten. Sie werden die Nornen Odins genannt, welche die Welt durchreisen. Mit ihrem Auftreten wird der bald darauf ausbrechende Krieg eingeleitet. „Odin sendet sie zu jedem Kampf. Sie wählen die Fallenden und walten des Siegs" Sn. E. 36. Odin ist also wie auch Str. 28 schildert, der Kriegsgott.

Gleich bei seinem Auftreten hatte Odin mit seinen Brüdern den Kampf gegen das Riesengeschlecht aufgenommen und den Urriesen erschlagen. Ein neues den Göttern feindliches Riesengeschlecht war erstanden, gegen das der Kampf fortgeführt werden mußte. Dieser Kampf gewann, indem er sich von dem physischen Hintergrunde ablöste, eine ethische Bedeutung. Auch der Mensch wurde gleich von Anfang in diesen Kampf hineingestellt. Seine Bestimmung war nicht bloß, die Natur rings um sich her zu bekämpfen und ihre wilden ungebändigten Kräfte sich dienstbar zu machen, sondern der Mensch sollte auch die von Loki empfangene Mitgift, die Sinnlichkeit, überwinden und der Geist im Kampfe mit ihr die Oberhand gewinnen. Kampf war also die Bestimmung des menschlichen Lebens. Da aber die Begierde sich erhob, so wurde die höhere geistige Bestimmung des Menschen verkannt und verzerrt und ein Kampfesleben äußerer Art unter der Herrschaft der Begierde als Bestimmung des Menschen angesehn. Daher erhielt das ganze Leben der germanischen Stämme seinen kriegerischen Charakter. Odin, der Gott des Geistes, der Alles durchdringende und belebende Geist, wurde zum Kriegsgott, dem die höchste Verehrung erwiesen wurde. Er ist es, der den Helden mit kriegerischem Geiste erfüllt. Die auf dem Kampfplatze gefallenen Helden leben wieder auf, da Odin sie wieder beseelt. Odin wählt die gefallenen Helden vermittelst der Walkyren (von Valr- = corpus defuncti viri, strages und kjöra, köra = eligere [1]). Die gefallenen Helden werden nach Walhalla geführt.

Die Stätte, wo Odin die gefallenen Helden, die er wählt,

1) lex mythol. vide v. p. 528 sqq.

Digitized by Google

hinführt, schildert das Lied Grimnismal in der Reihe der Götterwohnungen Str. 9 u. 10:

Str. 8. Gladsheim heißt die fünfte, wo golden schimmert
Walhalla's weite Halle, da kiest sich Odin
Alle Tage vom Schwert erschlagene Männer
Str. 9. Leicht erkennen können die zu Odin kommen,
Den Saal, wenn sie ihn sehen, mit Schäften ist das Dach besteckt
Und überdeckt mit Schilden, mit Brünnen die Bänke bestreut.
Str. 10. Leicht erkennen können, die zu Odin kommen,
Den Saal, wenn sie ihn sehen, ein Wolf hängt
Vor dem westlichen Thor über ihm ein Aar.

Ueber die Zahl der Einherier heißt es:

Str. 23. Fünfhundert Thüren und viermal zehn
Weiß ich in Walhalla achthundert Einherier
Gehen aus je Einer wenn es dem Wolf zu wehren gilt.

Die jüngere Edda (Sn. E. 38) bemerkt: „Die Zahl dieser Helden ist sehr groß, und noch viel mehr müssen ihrer werden; aber doch wird es scheinen, ihrer seien viel zu wenig, wenn der Wolf kommt."

In Odins Saal setzen die Einherier (d. i. die im Einzelkampfe gefallenen ausgezeichneten Kämpfer)[1], ihre Kämpfe, die sie auf Erden geführt haben, Tag für Tag fort. Jeden Morgen wappnen sie sich und ziehen in den Hof, kämpfen und fällen einander. Dann reiten sie zum Mittag heim. Die Walkyren, die in Walhalla dienen, schenken ihnen den köstlichen Meth ein, den die Ziege Heidrun täglich in reichem Maße giebt[2]. Durch die auf Rün componirten Namen wurde den Personen, die sie trugen, die Kraft beigelegt, die der Rune als Zauberzeichen innewohnt[3]. Demnach führte die Ziege deswegen den Namen Heidrun, weil sie durch den Meth den Einheriern ihre Heit, d. i. ihre Art und ihr eigenthümliches Wesen, also ihre Persönlichkeit erhielt und nährte. Die Einherier nähren sich ferner von dem Fleisch des Ebers, Sährimnir, der täglich gesotten und am Abend wieder heil wird. Odin giebt die Speise, die auf

1) lex mythol. v. v. p. 55 sqq.

2) Grimn. 25. Sn. E. 36 u. 39.

3) cf. Müllenhof in seiner Abhandlung: Ueber altdeutsche Loosung und Weissagung. Zur Runenlehre 2 Abhandlgg. Halle 1851. p. 46. Dem Heidrun entspricht der altfränkische Name Chaideruna.

Digitized by Google

seinem Tische steht, seinen beiden Wölfen Geri und Freki. Keiner Kost bedarf er: Wein ist ihm Trank und Speise [1]).

Die Helden in Walhalla rüsten sich durch ihre fortgesetzten Kämpfe zu dem letzten Kampfe. Wenn dieser entscheidende Kampf hereinbricht, dann eilen sie mit Odin auf die Walstatt, stehen ihm zur Seite und theilen sein Loos. Ihre Niederlage führt indeß den Sieg herbei, da sie wie die Götter in einem neuen Geschlecht verjüngt wieder aufleben, dem als Siegespreis ewiger Friede beschieden ist.

Durch die Vorstellung, daß die Kämpfe auf Erden schon als Vorbereitung dazu dienten, nach dem Tode in Wallhalla in Odins Halle Aufnahme zu finden und dereinst bei der Götterdämmerung ein Kampfgenosse Odins und der Götter in dem letzten entscheidenden Streit zu werden, gewann der Kampf bei den Stämmen, die Odin und sein Geschlecht verehrten, die Bedeutung einer heiligen Pflicht, und die Tapferkeit erschien als die höchste Tugend.

Die Seherin aber, welche die Entwickelung des großen Weltdrama's bis zum Ende überschaut, sieht diese Kämpfe mit andern Augen an. Sie schaut, wie nach dem Verlust der Unschuld, durch die Gier des Goldes das Verderben in die Welt hereinbricht, nämlich der erste Krieg und der damit verbundene Mord. In poëtischer Weise schildert die Wöluspa, wie die Gier des Goldes sich in verderblicher Weise wirksam in der Welt erwiesen habe:

Str. 25. Da wurde Krieg (folkvig) in der Welt zuerst,
Da sie mit Gabeln die Goldkraft (gullveig d. i. Goldstoff) stießen.
In des Hohen Halle die helle brannten.
Dreimal verbrannt ist sie dreimal geboren
Oft, unselten doch ist sie am Leben

Str. 26. Heid hieß man sie wohin sie kam
Wohlredende Wöle wuste sie Zauber (gandr)
Sudkunst (seid) konnte sie, Sudkunst übte sie,
Stets war sie die Wonne übler Weiber (thiodar Schaaren).

Des Goldes Stoff oder die Kraft des Goldes tritt hier personificirt als Gullveig auf. Wenn es scheint, als ob der Mord an dem Goldstoff selbst vollzogen wäre, so ist das nur poëtische Einkleidung; das Gold ist es, das zunächst die Be-

1) Grimn. 18. 19. Wafthr. 41. Sn. E. 38—41.

Digitized by Google

gierde darnach erweckt, die zum Kriege und zum Morde — für beides kann folkvig stehen — führt. Auch in der folgenden Strophe erscheint das Gold personificirt, und zwar wieder als eine verderbenbringende Zauberin „Heid“ d. i. die Art oder der Werth der Dinge [1]).

Welche Rolle gerade das Gold bei den germanischen Völkern gespielt hat, bestätigen die alten Heldenlieder und Sagen. Durch die Begierde nach Gold entstand Treubruch und der verrätherische Mord. Selbst der edelste der alten germanischen Helden, Sigurd, der Fafnirstödter, ging durch die treulose Gabe der Zwerge, die Loki herbeigeschafft hatte, zu Grunde und die mächtigsten Heldengeschlechter wurden nach ihm in denselben Abgrund heruntergerissen [2]).

Nach der Darstellung der Wöluspa erscheint es, als wenn die Asen in dem Kriege, der in der Welt ausgebrochen war, zuerst angegriffen worden seien:

Str. 27. Da gingen die Berather zu den Richterstühlen
Hochheilge Götter hielten Rath
Ob die Asen sollten Untreue (afrath) strafen
Oder Sühnopfer all empfahen

Str. 28. Gebrochen war der Asen Burgwall.
Schlachtkundige Wanen stampften das Feld.
Da schleuderte Odin den Spieß in's Volk:
Da wurde Krieg in der Welt zuerst.

Ein Verbrechen (afrath, Verrath) [3]), das an den Asen verübt worden ist, veranlaßt sie, zu den Richterstühlen zu gehen, um zu berathen, ob sie das Verbrechen strafen oder Sühnopfer empfangen sollten. Nachdem das Böse einmal in die Welt gekommen

1) lex mythol. p. 134. gullveig = auri materies, vis sive efficacia aut etiam liquor, fluor p. 144. s. v. heidur, heiþr. Simrock hat zur Genüge nachgewiesen, daß nicht, wie man angenommen hat, unter Gullweig und Heidr die Seherin selbst verstanden werden könne. Edda p. 337. Deutsche Mythol. p. 54 sqq.

2) cf. das erste Lied von Sigurd, dem Fafnirstödter. Simrock Edda p. 156 sqq. Wie der gewaltige Stärkodr durch Gold zu frevelhafter That verführt wurde, erzählt Saxo Grammat. ed. Müller. p. 392 sqq. Nach der Egilssage stürzten Egil und sein Vater, im Vorgefühl des Todes, ihre Schätze in den Abgrund, damit nur kein anderer, selbst ihre Kinder nicht, nach dem Tode Genuß davon hätten.

3) Finn Magn. Glossar zur Edda III. p. 213. delictum vel caedes.

Digitized by Google

iſt, ſo ſtellt ſich damit auch die Rache und Vergeltung, die Sühne des Verbrechens, als nothwendige Folge heraus. Indem die Aſen, welche nach der Wöluspa als die Beleidigten daſtehen, Rache nehmen, entſteht der erſte Krieg, der zwiſchen Aſen und Vanen geführt wird und die Reihe der Kriege in der Welt eröffnet. Wir finden hier Odin als Kriegsgott an der Spitze der Aſen, als eines kriegeriſchen Geſchlechtes, ſtehen.

Dieſer erſte Krieg der Aſen mit den Vanen endete, wie die jüngere Edda (Sn. E. 23.) erzählt, mit einem Vergleich, in Folge deſſen von den Vanen Niördr mit ſeinen Kindern Freyr und Freyja nach Asgard zu den Aſen kamen, während Hönir als Geißel den Vanen übergeben wurde (Wafthr. 38 u. 39) [1].

Die Vanen, welche von Vanaheim ſtammen, treten als ein von den Aſen unterſchiedenes Göttergeſchlecht auf. Ihr urſprünglicher Charakter erſcheint im Unterſchiede von Odins kriegeriſchem Geſchlecht, als ein friedlicher und ſie werden als wohlthätige, den Menſchen freundliche und ſegenbringende Weſen geſchildert, die zugleich mit großer Weisheit begabt ſind [2].

Wenn Wöluspa Str. 28 die Vanen „Schlachtkundige" heißen, ſo iſt dadurch angedeutet, daß der Charakter der Vanengötter kriegeriſch geworden, alſo eine Veränderung eingetreten war, welche ein Verderben bezeichnet, deſſen allmählige Zunahme in der Welt bis zu ihrem endlichen Untergange die Seherin in der Wöluspa ſchildern will. Zum Verſtändniß dieſer Andeutungen

---

1) Nach der Ynglingaſaga c. 4, welche den Vorgang bereits als Geſchichte faßt, ſandten die Aſen mit Hönir auch Mimir den Weiſen; die Vanen gaben dagegen den Klügſten aus ihrem Gebiet her, den Quaſir. „Als Hönir," ſo wird erzählt, „nach Vanaheim in das Gebiet der Vanen kam, ward er ſofort zum Häuptling gemacht, und Mimir war ſein Rathgeber in Allem. Wenn aber Hönir auf den Things oder Verſammlungen ſich befand, ſo daß Mimir nicht dabei war und wenn irgend etwas Verwickeltes vorkam, dann ſprach er ſtets ein und daſſelbe: „Gebt Rath, ihr Andern." Da merkten die Vanen, daß die Aſen ſie in dem Männertauſche betrogen hatten, und ſie nahmen Mimir, ſchlugen ihm das Haupt ab und ſandten ihn zu den Aſen. Odin nahm das Haupt und ſalbte es mit Kräutern, ſo daß es nicht faulen konnte, und ſprach Zauberlieder darüber und bezauberte es, ſo daß es mit ihm redete und ihm viele verborgene Dinge ſagte." Nach Bragar. 57 entſtand bei dieſem Friedensſchluß der weiſe Quaſir, an den ſich der Urſprung der Dichtkunſt knüpft.

2) Thrymsq. 17. Skirnf. 17. Wafthr. 38, 39. Hrafn. 1.

Digitized by Google

bedarf es jedoch einer näheren Erörterung über den Charakter der Vanengötter.

An der Spitze dieses Göttergeschlechts steht Niördr, der seine Wohnstätte in Noatun (Schiffstadt) hat, wie Grimn. 16 meldet:

Noatun ist die elfte, da hat Niördr
Sich den Saal erbaut, der Männerfürst
Ohne Mein und Makel waltet hohen Hauses.

Er beherrscht den Gang des Windes und stillt das Meer und Feuer; ihn ruft man zur See und bei der Fischerei an. Er ist so reich und vermögend, daß er Allen, welche ihn darum anrufen, Gut, liegendes sowohl als fahrendes, gewähren mag (Sn. E. 23).

Niördr erzeugte in Noatun zwei Kinder, der Sohn hieß Freyr und die Tochter Freyja, beide waren schön von Angesicht und mächtig (Sn. E. 24). Die Mutter, Niördrs Gemahlin, bleibt ungenannt. Sie war, wie aus Oegisdr. 36 erhellt, seine Schwester, denn es wird hier dem Niördr von Loki der Vorwurf gemacht, daß er mit der eignen Schwester einen Sohn, den Freyr, erzeugt habe[1]). Den Namen der Schwester, den uns die Edda verschweigt, hat uns Tacitus erhalten in der Göttin Nerthus, ein Name, der dem des Niördr so ähnlich lautet, als die Geschwister Freyr und Freyja, die aus der Ehe dieses Götterpaares entsprungen sind, sich in dem Namen gleichen. Die gothische Namensform Nairþus dürfte sogar auf beide Geschlechter gehen[2]). Tacitus berichtet von den Longobarden und andern zu den Sueven gehörenden Stämmen, daß sie die Nerthus, die terra mater, verehrt hätten, von der sie glaubten, daß sie in menschliche Angelegenheiten einschreite und zu Wagen die Völker durchziehe. Auf einer Insel des Ocean befinde sich ein heiliger Hain und in ihm ein geweihter Wagen, mit Tüchern überdeckt. Ihn anzurühren sei dem Priester allein verstattet. Er merke es, wenn die Göttin in ihrem Heiligthum gegenwärtig sei und geleite sie, von Kühen gezogen, mit tiefer Ehrfurcht. „Dann giebt es frohe Tage und

1) Ynglingasaga c. 4 berichtet, daß Niördr, der in Vanaheim erzogen ward, so lange er bei den Vanen war, seine Schwester zur Frau hatte, denn solches war dort verstattet. Ihre Kinder waren Freyr und Freyja. Bei den Asen aber war es verboten, so nahe in die Verwandtschaft zu heirathen.

2) Tacit. germ. c. 40 cf. Grimm, deutsche Mythologie p. 197.

Digitized by Google

festlich geschmückt sind alle Stätten, welche die Göttin nur immer ihres Besuchs und Aufenthalts würdiget. Nicht gehen sie in den Krieg, nicht greifen sie zu den Waffen; verschlossen ruht alles Eisen: Frieden und Ruhe sind nur dann ihnen bekannt, nur dann willkommen, bis derselbe Priester die Göttin, nachdem sie des Umganges mit den Sterblichen satt geworden ist, in das Heiligthum zurückführt. Darauf werden der Wagen, die Tücher und — wer es glauben will — die Gottheit selbst in einem geheimen See gewaschen. Die Dienstleistenden sind Sklaven, welche sogleich derselbe See verschlingt." — Nicht bloß der Name, auch das Wesen der Nerthus entspricht dem des Niördr, die beide als friedliche Gottheiten von meeranwohnenden Völkern verehrt wurden. Wir wissen nicht, welche Gestalt der Wagen der Nerthus gehabt hat, aber da er von der Insel des Oceans auf das feste Land gezogen werden mußte, wo jene Stämme, die Longobarden, wohnten, so muß er zugleich die Gestalt eines Schiffes gehabt haben, so daß dieser Aufzug der Nerthus der Stellung Niördr's als Gott der Schifffahrt ganz entspricht. Dieselbe mütterliche Gottheit ist es, der von einem Theile der Sueven als Isis geopfert wurde. Ihr Zeichen war ein Schiff, das den Tacitus an das Navigium Isidis erinnerte, daher ihm der Dienst dieser Göttin für ausländisch galt, oder wie er sich wortspielend ausdrückt, diese Göttin sei zur See zu den Germanen gelangt [1]).

Noch deutlicher tritt die Beziehung der Nerthus zu Niördr in dessen Sohne Freyr hervor. Freyr herrscht über Regen und Sonnenschein und das Wachsthum der Erde, und ihn soll man anrufen um Fruchtbarkeit und Frieden (Sn. E. 24). In seinem Besitz befindet sich das beste der Schiffe, Skidbladnir genannt, das die Zwerge künstlich gebildet haben; es ist so groß, daß es alle Asen mit ihren Waffen und Heergeräth an Bord nehmen kann. Sobald die Segel aufgezogen sind, hat es Fahrwind, wohin es auch steuert. Will man es nicht gebrauchen, so ist es aus so vielen Stücken mit großer Kunst gebildet, daß man es wie ein Tuch zusammenfalten und in der Tasche tragen kann [2]). In diesen Zügen tritt das Wesen der

1) Tacit. germ. c. 9. cf. Simrock, Bertha die Spinnerin Frankf. a. M. 1853 p. 105. 2) Sn. E. 43. Grimm. 43.

Digitized by Google

Eltern ganz entwickelt hervor: Freyr ist der Gott des Friedens, der mit dem Frieden auch fruchtbare Zeiten verleiht. Unter seiner Herrschaft blüht der Ackerbau und statt des Schwertes wird die Pflugschaar in die Hand genommen. Wie die Mutter auf verhülltem Wagen bei den suevischen Stämmen umherzog, so wurde auch in Schweden, wo Freyr und Freyja besondre Verehrung genossen, Freyr's Bildsäule auf einem Wagen im Lande umhergeführt. Das Volk strömte dem Wagen entgegen und brachte seine Opfer dar, dann klärte sich das Wetter auf und alle hofften ein fruchtbares Jahr [1]). Die Schweden (Suionen), die Niördr's Geschlecht hoch verehrten, gehörten aber nach Tacitus Angabe (Germ. 44) auch zu den Sueven. Das in Freyr's Besitz befindliche Schiff, das immer günstigen Fahrwind hat, wohin es auch steuert, weist deutlich genug auf den Vater Niördr hin, der der Gott der Schifffahrt war. Auch diese Beschäftigung des Friedens steht unter Freyr's besonderem Schutz. Freyr besaß ferner einen Eber, Gullinbursti, dessen Goldborsten die Nacht dem Tage gleich erhellten, der mit Pferdes Schnelligkeit rannte und des Gottes Wagen zog [2]). Auch der Freyja gehörte dieser Eber an [3]). Nun berichtet Tacitus von den zu den Sueven gehörenden Aestyern, die an der Ostsee wohnten, daß sie die Mater deum verehrten. Als Wahrzeichen ihres Aberglaubens trügen sie Eberbilder (formas aprorum), welche als Amulette dienten und statt der Waffen und andren Schutzes dem Diener der Göttin Sicherheit selbst inmitten der Feinde gewährten. Hier liegt die Annahme nahe, daß die Göttermutter, welche die Aestyer verehrten, dieselbe Gottheit sei, die sich unter dem Namen Nerthus als Mutter Erde bei den Longobarden und ihren Nachbarn findet [4]). Die allnährende Erde, die Mutter der Menschen, eignet sich wohl auch, als Mutter der Götter aufgefaßt zu werden. Dann aber tritt noch eine neue Beziehung zwischen Nerthus und Freyr oder Freyja ein. Der Eber war als Symbol der Fruchtbarkeit diesem Göttergeschlechte heilig.

In dem Kampf der Asen mit den Vanen, der durch einen

1) Grimm, Mythologie p. 193 sqq. 2) Grimm, l. c. p. 194.
3) Hyndl. 5 u. 7.
4) Simrock, Bertha die Spinnerin. p. 57.

Digitized by Google

Friedensschluß mit dem Austausch von Geißeln beendigt wird, hat man vom Standpunkt geschichtlicher Auffassung der Mythen den Kampf verschiedener Völkerstämme zu erkennen geglaubt [1]). Gegen eine solche Annahme spricht aber der völlig mythologische Charakter dieser Geschlechter. Die mythologische Forschung hat in dem Kampfe, wie ihn Wöluspa und Ynglingasaga darstellen, den Streit zweier Weltbildungsansichten gefunden, die aus dem Wasser oder Feuer, als den Grundstoffen der Welt, Alles entstehen ließen; verschiedene Kosmogonicen also, die natürlich nicht als bloße Theorieen, sondern als die Grundbegriffe zweier lebendig ausgebildeter Göttergeschlechter einander entgegengetreten seien [2]).

Lassen wir diese physische Deutung, deren Berechtigung wir nicht verkennen wollen und achten auf die ethische Bedeutung, welche die Wöluspa ihrer Tendenz gemäß im Hinblick auf die Götterdämmerung durchgehends im Auge behält, so sind es zwei verschiedene sittliche Anschauungen und Richtungen des Lebens, die sich in den beiden Göttergeschlechtern mythologisch ausgeprägt haben. Während die Asen mit Odin an der Spitze als „kriege-

1) Grimm, Mythologie p. 198. „In den Alfen und Jöten hat man celtische, in den Vanen slavische Volksstämme gemuthmaßt und hauptsächlich aus einer (Ynglingasaga c. I) versuchten Anwendung des Namens Tanais auf Tanaquisl (oder Vanaquisl), eine wirkliche Grenzscheide zwischen Asen und Vanen = Germanen und Slaven in jenen vormals von ihnen eingenommenen Landstrichen gefolgert. Und noch heute heißt in russischer Zunge der Russe Wenäläinen ehstn. Wennalane; selbst der Name der Wenden könnte anklingen, wiewohl die Vandili des Tacitus abführen."

2) Geijer, Urgeschichte Schwedens. I. Bd. p. 296 sqq. Sodann Haupt, Zeitschrift VII. p. 49 sqq. Weinhold bemerkt daselbst, daß die Namensform Niördr, des Hauptes des Vanengeschlechts, auf das Wasser als Grundelement hinweist. „Zu Grunde liegt eine Wurzel, von der das sanscr. nira Wasser, pers. nero, griech. νηρός verwandte Triebe sind, das Suffix ist d sanscr. dha, enthaltend, so daß also Niördr gleich dem sanscr. niradhi, zu dem es lautlich ganz stimmt, der Wasserhalter, das Meer bezeichnet." Loki's Namen weist auf das Feuer als Grundelement hin: sowohl die ältere Form Logi (Lohe), als auch die spätere Loki (liukun leuchten). Erst nachdem das Asengeschlecht sich mit Loki in Verbindung gesetzt, kann in dem Kampfe der Asen mit den Vanen der Streit zweier verschiedener Weltbildungsansichten gefunden werden. — Ueber das Verhältniß Niördr's und seines Geschlechtes zu dem Meeresgotte Oegir, der das unwirthliche, wildtosende Meer im Gegensatz zu Niördr darstellt, vergl. Simrock, Bertha die Spinnerin. p. 68.

Digitized by Google

risches Geschlecht" auftreten, das von den Stämmen ausschließlich verehrt wurde, die den Kampf für die höchste Bestimmung des Menschen hielten und ein kriegerisches Leben führten, so erscheinen die Vanen als ein friedliches Göttergeschlecht, das von Stämmen verehrt wurde, die den verschiedenen Beschäftigungen des Friedens nachgingen: der Schifffahrt und dem Fischfang, wie die meeranwohnenden, oder dem Ackerbau und der Viehzucht, wie die in fruchtbaren Binnenländern ansässigen Stämme. Wenn nun von einem Friedensschluß der Asen und Vanen, welcher dem ersten Kriege zwischen beiden folgte, in der Edda u. A. berichtet wird, also eine Verbindung beider Göttergeschlechter eintrat, so läßt dies darauf schließen, daß entweder ursprünglich kriegerische Völker sich den Beschäftigungen des Friedens zuwandten und diese mit der kriegerischen Lebensweise verbanden, oder daß ursprünglich friedliche Völker dazu übergingen, Kriege zu führen. Die Verbindung des Asen- und Vanencultus kann durch äußeren Verkehr oder Friedensverträge von Seiten verschiedenartig lebender Stämme erfolgt sein oder in Folge eines mythologischen Processes, in den das religiöse Bewußtsein bei'm Uebergang zu einer neuen Lebensweise gerieth, herbeigeführt worden sein.

Bei den Stämmen, welchen nach Tacitus Schilderung germanischer Lebensweise Frieden und Ruhe zuwider war, die leichter dazu zu bewegen waren, einen Feind herauszufordern und sich Wunden zu erkämpfen, als das Land zu beackern und des Jahres Segen abzuwarten; denen es träge, ja mattherzig dünkte, mit Schweiß zu erwerben, was man mit Blut erkaufen konnte [1]; bei solchen kann die Verehrung der Vanen nicht stattgefunden haben. Diese Stämme überließen die Sorge für Haus, Heerd und Land den Weibern, den Greisen, den schwächlichsten Gliedern aus der Familie. Eine Verbindung des Asen- und Vanencultus scheint aber bei den von Tacitus erwähnten Suevenstämmen eingetreten zu sein, die, wenn die Göttin Nerthus durch das Land zog, nicht in den Krieg zogen, nicht zu den Waffen griffen; verschlossen ruhte dann alles Eisen: Frieden und Ruhe waren nur dann ihnen bekannt [2]. Noch genauer schildert Caesar [3], wie das Leben der Sueven gleichmäßig zwischen der Kriegführung und den Beschäftigungen des Friedens getheilt

1) Germ. c. 14 u. 15. 2) Germ. c. 40. 3) de bello gall. IV, 1.

Digitized by Google

war: „Die Sueven haben hundert Gaue; aus jedem lassen sie alljährlich tausend Mann Bewaffnete, um Krieg zu führen, aus ihrem Gebiete ausziehen. Die Uebrigen, welche zu Hause geblieben sind, ernähren sich und jene, diese wiederum stehen zur Abwechselung das Jahr darauf unter den Waffen und jene bleiben zu Hause. So werden weder der Ackerbau noch Geschick und Uebung im Kriege je außer Acht gelassen.“

Eine Analogie zu diesem Verhältniß der Asen und Vanen bietet im Kreise der Asen selbst das Verhältniß von Odin und Thor dar, so wie es in dem Harbardsliod der Edda dargestellt ist. Thor, Odins erstgeborener und kräftigster Sohn, von der Jörd, der Erde, (Sn. E. 9, 36), schützt die Götterwohnungen im Kampfe gegen die Riesen, schirmt aber auch die Erde, deren Anbau er begründet, deren Fruchtbarkeit und Freundlichkeit er zum Besten ihrer Bewohner unermüdlich fördert und schützt und darum mit den wilden Elementargewalten in beständigem Kampfe liegt[1]). In dem Liede von Harbard tritt Odin, der Kriegsgott, unter dem Namen des Harbard, einer der Beinamen Odins (vergl. Grimn. 49), im Gegensatz gegen Thor, den Beschirmer des Anbaus, auf. Durch die zerstörende, verheerende Gewalt des Krieges wird der Segen des Landbaues vernichtet. Die Ausgleichung, welche das Lied am Schlusse zu geben versucht, weist auf eine Verbindung des Kriegslebens und des Ackerbau's hin, die hier in der Vereinigung des Odin- und Thor-Cultus ihren mythologischen Ausdruck erhalten hat[2]).

Die Verehrung Thors, als Beschirmer des Ackerbaus, die bei einigen kriegerischen Stämmen, z. B. bei den Angelsachsen, anfangs ganz zurücktrat, ist im Norden später in den Vorder-

---

1) Vergl. Uhland, der Mythus von Thor. Der Verfasser sieht in dem Mythenkreise von Thor vorzugsweise das Naturleben vergegenwärtigt, während in dem Mythenkreise von Odin das Geistesleben vorzugsweise sich ausgeprägt habe. Thor waltet überall in der Natur und befindet sich in unablässigem und mannichfachem Zusammenstoß mit den gewaltsamsten Naturkräften, deren mythologische Erscheinung denn auch am meisten in die Sinne fällt. — Die physische Erklärung der Thorsmythen, die Uhland versucht hat, ist in den meisten Punkten glücklich gelungen und es ist sehr zu bedauern, daß der geistreiche Verfasser nicht auch die Deutung der Odinsmythen geliefert hat.

2) Uhland l. c. p. 84 sqq. Köppen, literarische Einleitung p. 64. Simrock, die Edda p. 361 sqq.

Digitized by Google

grund getreten. Adam von Bremen berichtet, daß in dem goldenen Tempel zu Upsala die Statuen dreier Götter verehrt wurden, unter denen Thor als der mächtigste in der Mitte saß, Odin und Fricco (Freyr) zu beiden Seiten. Daher führte Thor im Norden den Namen landás als Landesgott der Norweger, und ass alleinstehend gilt vorzugsweise von ihm [1]).

Nachdem Niördr, das Haupt des Vanengeschlechts, in den Kreis der Asen aufgenommen worden ist, und in Folge deß die frühere Ehe mit der Schwester Nerthus hatte auflösen müssen, „da es bei den Asen verboten war, so nahe in die Verwandtschaft zu heirathen," so entstand eine neue Verbindung. Die jüngere Edda erzählt darüber Folgendes: Skadi, die Tochter des von den Asen erschlagenen Riesen Thiassi, rüstete sich und fuhr gen Asgard, ihren Vater zu rächen. Da boten ihr die Asen Ersatz und Ueberbuße. Sie sollte sich Einen der Asen zum Gemahl wählen, aber ohne mehr als die Füße von denen zu sehen, unter welchen sie wählte. Da sah sie eines Mannes Füße vollkommen und schön und rief: Diesen wähl' ich, Baldur ist ohne Fehl. Aber es war Niördr von Noatun.

Die Willfährigkeit der Asen, der kühnen Riesentochter Ersatz und Buße zu leisten, die nur auf Grund bestehender Verträge mit den Riesen beansprucht werden konnte, zeigt deutlich, daß in Folge der mit den Riesen eingegangenen Verbindung die Asen zu energischem Widerstand wider dies Geschlecht nicht mehr die geistige und sittliche Kraft besaßen. Sie ließen Skadi wählen, die sich Baldur, Odins Sohn, den besten und reinsten unter den Asen, ausersehen hatte. Statt seiner fiel ihr Niördr zu. So geht auch das Vanengeschlecht, nachdem es in den Kreis der Asen eingetreten ist, eine Verbindung mit den Riesen ein; aber der wohlthätige Charakter der Vanengötter steht im Widerstreit mit den schädlichen elementaren Kräften und so widerstrebt die Vanennatur einer Verbindung mit den Riesen.

Skadi wollte wohnen, wo ihr Vater wohnte, nämlich auf den Felsen in Thrymheim, aber Niördr wollte sich bei der See aufhalten. Da verglichen sie sich dahin, daß sie neun Nächte in Thrymheim und dann andre neun in Noatun sein wollten. Aber da Niördr von den Bergen nach Noatun zurückkam, sang er:

1) Vergl. Grimms deutsche Mythologie p. 171.

Digitized by Google

Leid sind mir die Berge nicht lange war ich dort
Nur neun Nächte der Wölfe Heulen
Deucht mir widrig, gegen der Schwäne Singen.

Aber Skadi sang:

Nicht schlafen konnt ich am Ufer der See
Vor der Vögel Lärm, da weckte mich
Vom Walde kommend jeden Morgen die Möwe.

Da zog Skadi nach den Bergen und wohnte in Thrymheim (Grimn. 11). So also löste sich die unnatürliche Verbindung wieder auf, die zwischen den Vanengöttern und Riesen geschlossen war.

Freyr, Niördrs Sohn, dem nach der Aufnahme unter die Asen Alfheim als Wohnstätte gegeben war, wo das Volk der Lichtalfen haust, die schöner als die Sonne sind [1]), ging, wie sein Vater, eine Verbindung mit einer Riesentochter ein. Wahrscheinlich wurden Freyr und Freyja, die wir nur als Geschwister kennen, nach der Sitte der Vanen und aus der Aehnlichkeit der Namen zu schließen, bei den Stämmen, welche sie vorzüglich verehrten, als Gatten vorgestellt. Auch diese Verbindung mußte sich mit der Aufnahme unter die Asen lösen und Freyr ging nun eine neue Verbindung mit Gerda ein, welche uns das eddische Lied Skirnisför erzählt:

Freyr, der von Odins Sitz Hlidskialf einstmals die Welten überschaute, sah nach Jotunheim (Riesenheim) und gewahrte dort eine schöne Jungfrau aus ihres Vaters Haus in ihre Kammer gehen. Daraus erwuchs ihm große Gemüthskrankheit. Skirnir hieß Freyr's Diener. Niördr bat ihn, Freyr zum Reden zu bringen. Da sprach Skadi:

Steh nun auf, Skirnir, ob du unsren Sohn
Magst zu reden vermögen und es erkunden,
Warum wohl der Kluge so unfreudig aussieht.

Skirnir, der Diener (von at skirna, der Heiterer), nachdem er den Grund des Grames von Freyr erfahren hatte, fuhr auf Freyr's raschem Rosse und mit seinem Schwerte gerüstet nach Riesenheim, um Gymir's Tochter, Gerda, für seinen Herrn zu werben. Skirnir bietet, nachdem er durch die flackernden Flammen und den von wüthenden Hunden bewachten Zaun durchgedrungen ist, zuerst Geschenke an. Als Gerda sich nicht willfährig zeigt, geht er zu Drohungen über, und als auch diese nichts

1) Grimn. 5. Sn. E. 17.

Digitized by Google

fruchten, ſpricht er Flüche und Beſchwörungen wider ſie aus, die endlich von Erfolg ſind. Gerda erklärt:

37. Heil ſei dir vielmehr Held und nimm den Eiskelch
Firnen Methes voll ahnte mir doch nie
Daß ich Einen würde vom Stamm der Vanen wählen.

Skirnir bringt Freyr die Botſchaft vom Ort und der Zeit, die Gerda zur Zuſammenkunft beſtimmt hat.

Die verſchiedenen Verſuche, die gemacht worden ſind, den Mythus phyſiſch zu deuten, hat Simrock angeführt und durch einen neuen, in den weſentlichen Punkten gelungenen, bereichert [1]). Was die ethiſche Bedeutung betrifft, ſo läßt ſie ſich in der Beziehung, in welcher auch dieſer Mythus zur Götterdämmerung ſteht, erkennen. Die jüngere Edda enthält den wichtigen Zuſatz, daß Freyr bei dieſer Gelegenheit um ſein gutes Schwert gekommen ſei. Darum habe er den Rieſen Beli im Streit mit einem Hirſchhorn erſchlagen [2]). Dies Ereigniß wird jedoch hier als ein ſpäteres erzählt, während das Lied Skirnf. Str. 16 ſchließen läßt, daß es in frühere Zeit gehört. Beli iſt nämlich Gerda's Bruder, den Freyr erſchlagen hat, daher er als Brudermörder von Gerda bezeichnet wird. Freyr hat nach ſeiner Aufnahme in den Kreis der Aſen durch die Verbindung mit Odin auch einen kriegeriſchen Charakter angenommen. Mit ſeinem raſchen Roſſe, das ſicher durch qualmende Flammen fährt, und mit ſeinem guten Schwert,

8. „das von ſelbſt ſich ſchwingt gegen der Reifrieſen Brut"
9. „das von ſelbſt ſich ſchwingt in des Beherzten Hand,"

nimmt er Theil an dem Kampf gegen das Rieſengeſchlecht, deſſen ſchädlichen Einflüſſen und zerſtörenden Wirkungen er entgegentritt. Nun aber läßt er ſich gegen den Willen aller Aſen und Alfen (Str. 7) in eine Verbindung mit einer Rieſentochter ein. Er büßt dabei einen Theil ſeiner Macht, d. h. ſein gutes Schwert ein, das er beſonders im letzten entſcheidenden Kampfe mit den Rieſen vermiſſen wird [3]), wo ihm der Verluſt ſeines Schwertes im Streit mit Surtur den Tod bringt.

---

1) Vergl. die Edda p. 348 sqq. und weitere Ausführung in der deutſchen Mythologie 1. Buch p. 70 sqq.

2) Beli iſt der Brüllende (von bella), d. h. der Sturmwind; er iſt der Sohn des Rieſen Gymir, des winterlichen Meeres. Siehe lex. mythol. p. 30, 137. 3) Wöl. 54. Sn. E. 51.

Digitized by Google

In dem Eddaliede Oegisdrecka (Oegirs Trinkgelag), wo Loki, bevor er gefesselt wird, den Göttern ihre geheimsten Sünden aufdeckt, und als das böse Gewissen derselben erscheint, wird Freyr, dem Tyr vorher hohes Lob gespendet hat, von Loki deßhalb getadelt:

Str. 42. Mit Gold erkaufteſt du Gymirs Tochter
und gabſt dem Skirnir dein Schwert, wenn aber Muspells Söhne
Durch Myrkwidr reiten, womit willſt du ſtreiten, unſeliger?

Die Schweſter Freyr's, die Göttin Freyja, nimmt nach ihrer Aufnahme in den Kreis der Aſen auch eine veränderte Stellung ein. Von einer neuen Verbindung der Vanengöttin erzählen die Quellen nichts, aber ſie nennen den Namen deſſen, mit dem Freyja ſich verbindet, nämlich Odur (Wöl. Str. 29). Daher ſtammt der bei den Skalden gebräuchliche Beiname Freyja's „die thränenſchöne", da Freyja, als Odur auf fernen Wegen fortzog, ihm nacheilte. Ihre Zähren ſind lichtes Gold. Ihre vielen Namen ſtammen daher, daß ſie ſich oft andere Namen gab, als ſie, um Odur zu ſuchen, zu unbekannten Völkern fuhr. (Sn. E. 35.) Wenn man angenommen hat, daß Odur mit Freyr identiſch ſei und in der Trennung Freyja's von ihrem Bruder und Gemahl der Anlaß zu ihren Thränen zu ſuchen ſei [1]), ſo ſteht damit in Widerſpruch, daß Freyja nach ihrer Aufnahme unter die Aſen in der Edda den Namen „Odurs Braut" führt; der Name Odur hängt aber mit Odin enge zuſammen [2]). Freyja, welche die herrlichſte der Aſinen genannt wird, nimmt die Wohnung im Himmel ein, die Folkvang heißt:

Folkvang iſt die neunte da hat Freyja Gewalt
Die Sitze zu ordnen im Saal der Wahlſtatt Hälfte
Hat ſie täglich zu wählen, Odin die andre Hälfte.
(Grimn. 14. Sn. E. 24.)

Sie hat mit ihrer neuen Wohnung einen andern kriegeri-

1) W. Müller Verſuch einer mythol. Erklärung der Nibelungenſage. Berlin 1841. p. 115. 147. Simrock Bertha die Spinnerin p. 67. Der Name Odur ſoll aus Audr Reichthum entſprungen ſein, denn dieſen ſpendet Freyr wie ſein Vater Mördr Skaldſk. 7.

2) Grimm Mythol. p. 120. In dem altnord. odr haftet noch ganz die Bedeutung mens oder sensus, die das Weſen Odins bezeichnet. cf. Geijer Urgeſch. Schwedens I. p. 303. Zwei Hauptcodices der jüngern Edda, der upſaliſche und der kopenhagenſche königliche, haben Oden ſtatt Odr, der in der Skalda Freyja's Gemahl heißt, Rask. Ausg. p. 119.

Digitized by Google

schen Charakter angenommen und ist Kriegsgöttin geworden. Diese Eigenschaft kann nur durch eine Verbindung Freyja's mit Odin auf sie übertragen sein. Als Kampfesgöttin führt sie den Namen Walfreyja und tritt an die Spitze der Walkyren, der Nornen Odins. Gleichwie diese in Walhalla den Einheriern das Ael einschenken, so erscheint auch Freyja in dieser Eigenschaft also als die eigentliche Hausfrau Odins, der nach germanischer Sitte die Aufnahme und Bewirthung der Gäste zustand (Sn. E. 35 u. 59). Daher denn Paulus Diaconus in der Erzählung von dem Kampf der Winiler oder Longobarden [1]) und ebenso schon das Vorwort zu dem longobardischen Gesetzbuch des Rotharis, die Gemahlin Wodans nicht anders als Frea nennt [2]). Auch bei den Angelsachsen führt Woden's Gemahlin den Namen Frea. Zwar wird in der Edda Odins Gemahlin Frigg genannt, und bestimmt von Freyja unterschieden [3]), aber Frigg ist dem Begriff wie dem Namen nach nur aus Freyja hervorgegangen, sie hat sich aus ihrem Wesen abgelöst und als selbständige Persönlichkeit neben sie hingestellt.

Von der Mutter Nerthus, der terra mater, die zugleich mater deum ist, hat die Tochter Freyja die gleiche Würde angeerbt. Nach ihrer Aufnahme unter die Asen tritt sie ihrer Würde gemäß mit Odin, dem Götterwater, in Verbindung und sie wird dadurch Kampfesgöttin. In der Edda wird sie auch als Liebesgöttin dargestellt: „Sie liebt den Minnegesang, und es ist gut sie in Liebessachen anzurufen" (Sn. E. 24). Die letzte Eigenschaft weist auf ihre Vanennatur zurück. Die Verbindung, die sich in Freyja, der Kampfes- also Todesgöttin und der Liebesgöttin, vollzieht, weist auf die geheimnißvolle Verbindung von Zeugung und Vernichtung, Geburt und Tod hin, welche das religiöse Bewußtsein hier mythologisch ausgeprägt hat.

Wenn in der Edda Odins Gemahlin Frigg heißt, und wie es scheint von Freyja unterschieden wird, so ist doch Frigg sowohl dem Begriff als auch dem Namen nach nur aus der Freyja hervorgegangen und hat sich, indem sie sich aus ihrem Wesen abgelöst hat, als selbständige Persönlichkeit neben Freyja hingestellt.

---

1) hist. Long. I, 8. 2) Grimm deutsche Mythologie p. 116.
3) Grimm. in d. Einleitung Sn. E. 9 u. 35.

Digitized by Google

An die Stelle der Freyja tritt Frigg als die Göttermutter im Kreiſe der Aſen auf, und auch ſie iſt Liebesgöttin als die Göttin der Ehe. Es ſcheint, als ob der Name Frigg nichts anderes, als eine Verhärtung des Namens Freyja ſei. Adam von Bremen braucht für den Namen Freyr Fricco, ſodaß er für Fricco's Schweſter Freyja, Fricca geſagt haben würde. Wenn Frigg in der Edda Fiörgvyns Tochter genannt wird, Freyja aber die Tochter Niördr's, ſo widerſtreitet dies der Annahme von der Identität Freyja's und Frigg's nicht, denn jene Abſtammung gehört der Frigg nicht urſprünglich an, ſondern iſt erſt von der Jörd (die Göttin Erde), der urſprünglichen Gemahlin Odins, auf ſie übertragen [1]).

Der Göttin Freyja entſpricht in den weſentlichen Zügen die als deutſche Göttin erwieſene Holda, die wie die mildthätige Vanengöttin urſprünglich den Menſchen Fruchtbarkeit und Frieden bringt, indem ſie auf ihrem Wagen einen Umzug im Lande hält. Holda muß ſich nach der Vorſtellung, die von ihr herrſcht, wie Freyja, der ein Falkengewand eigen iſt, durch die Lüfte bewegen können. Sie tritt dann wie Freyja zu Odin in nähere Beziehung, und dadurch in eine Verbindung mit dem wüthenden Heere, das ſie wie Odin anführt. Dort nimmt ſie nach einer ſpäter ſich bildenden offenbar chriſtlichen Vorſtellung die ungetauften Kinder auf, die an die Stelle der alten Helden des Heidenthums treten, welche Freyja im Kampfe wählte. Aus der guten alten Frau Holda ſinkt ſie zu einem böſen Weibe herab, und wird aus der Holden die Unholde, die nur noch von vorne

1) Simrock Bertha die Spinnerin p. 91 sqq. Es iſt ein großes Verdienſt Simrocks, das Verhältniß von Freyja und Frigg ganz in's Klare gebracht zu haben. Was die unſerer Annahme der Identität von Freyja und Frigg widerſprechende Angabe der Edda betrifft, daß Frigg Fiörgvyns Tochter ſei, Freyja aber die Tochter Niördr's, ſo hat Simrock nachgewieſen, daß jene Abſtammung urſprünglich der Frigg nicht angehört, ſondern erſt von der Jörd auf ſie übertragen iſt. Odin hatte urſprünglich die Jörd, die Göttin Erde, zur Gemahlin, mit der er den Thor erzeugte. Jörd heißt Fiörgyn (Wöl. 56). Neben ihr erſcheint auch ein männlicher Fiörgyn, als Vater der Frigg (Sn. E. 9). Dieſer ſcheint der Vater der auch Fiörgvyn genannten Jörd geweſen zu ſein, mit der Odin den Thor erzeugte. Als Odin, von der Jörd ſich ſcheidend, ſich mit Freyja verband, und aus der Freyja die Frigg ſich ablöſte, da wurde dieſe Fiörgvyns Tochter genannt, ſodaß ſie mit der erſten Gemahlin Odins identiſch erſchien. Die Frigg konnte ja als von Freyja unterſchieden nicht mehr Niördr's Tochter genannt werden.

Digitized by Google

ſchön, von hinten aber eine geſchwärzte Göttin iſt. Nach dem Bemerkten ſcheint Holda ein Beiname für die Göttin Freyja geweſen zu ſein [1]).

Der Charakter der Freyja als Vanengöttin tritt in mehreren Mythen ſcharf ausgeprägt hervor, beſonders durch ihr feindſeliges Verhältniß, worin ſie zu den Rieſen ſteht. Die Rieſen gelüſten nach der ſchönen Göttin und bemühen ſich um ihren Beſitz. Loki, der auf den Schaden der Aſen ſtets bedacht iſt und hinwirkt, ſucht die Freyja durch ſeine Liſt den Rieſen zuzuwenden. Die Seherin deutet auf eine dieſer Mythen hin Str. 27:

29. Da gingen die Berather zu den Richterſtühlen
Hochheilige Götter hielten Rath
Wer frevelhaft hätte den Himmel verpfändet
Oder den Rieſen Odurs Braut gegeben.

30. Von Zorn bezwungen zögerte Thor nicht
Er ſäumt ſelten, wo er ſolches vernimmt.
Da ſchwanden die Eide, Wort und Schwüre,
Alle feſten Verträge jüngſt trefflich erdacht.

Die Seherin deutet hier nur an. Die jüngere Edda erzählt ausführlicher, daß zu den Aſen, als ſie Midgard gegründet und Walhalla gebaut hatten, ein Baumeiſter gekommen ſei und ſich erboten habe, in drei Halbjahren eine Burg zu bauen, die den Göttern zum Schutz und Schirm wäre wider Bergrieſen und Froſtrieſen, wenn ſie gleich über Midgard eindrängen. Aber als Lohn habe er ſich Freyja ausbedungen und dazu noch Sonne und Mond. Die Aſen gingen den Handel ein mit dem Baumeiſter unter der Bedingung, daß er in einem Winter die Burg zu Stande brächte, jedoch dürfte er ſich keiner andern Hülfe dabei bedienen. Der Baumeiſter verlangte, daß ihm erlaubt werde, ſich der Hülfe ſeines Pferdes, Swadilfari (Eisführer), zu bedienen. Loki rieth dazu, daß ihm dies zugeſagt würde. Darauf begann der Meiſter mit dem erſten Wintertage zu bauen und in der Nacht die Steine mit dem Pferde herbeizuführen. Die Aſen verwunderten ſich, welche gewaltige Felſen das Pferd herbeizog, und noch halbmal ſoviel Arbeit verrichtete das Pferd als der Baumeiſter. Der Kauf aber war mit vielen Zeugen und ſtarken Eiden bekräftigt worden, denn ohne ſolchen Frieden hätten ſich die Rieſen bei den Aſen nicht ſicher geglaubt, wenn

1) Grimm deutſche Mythol. p. 245 sqq. 259 sq. 885. 887. 899 sqq. 1068.

Digitized by Google

Thor heimkäme, der damals nach Osten gezogen war Trolle (Unholde) zu schlagen. Als der Winter zu Ende ging, ward der Bau der Burg sehr beschleunigt und schon war sie so hoch und stark, daß ihr kein Angriff mehr schaden konnte. Und als noch drei Tage bis zum Sommer blieben, war es schon bis zum Burgthor gekommen. Da setzten sich die Götter auf ihre Richterstühle und hielten Rath und Einer fragte den Andern, wer dazu gerathen habe, die Freyja den Riesen auszuliefern und Luft und Himmel so zu verderben, daß Sonne und Mond hinweggenommen und den Riesen gegeben werden sollten. Da kamen sie alle überein, daß derjenige dazu gerathen habe, welcher zu allem Uebeln rathe: Loki, Laufeya's Sohn und sie bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er nicht Rath schaffte, daß der Baumeister um seinen Lohn käme, was es ihn auch kosten möchte. Und denselben Abend, als der Baumeister mit dem Hengste Swadilfari nach Steinen fuhr, da lief eine Stute aus dem Walde dem Hengste entgegen und wieherte ihm zu. Da wurde der Hengst wild, zerriß die Stränge und lief der Stute in den Wald nach, der Baumeister hinterher, um ihn zu fangen. Die Pferde liefen die ganze Nacht umher und so ward das Werk versäumt, daß am folgenden Tage nicht wie sonst gearbeitet werden konnte. Und als der Meister sah, daß das Werk nicht zum Ende kam, da gerieth er in Riesenzorn. Die Asen, die jetzt erkannten, daß es ein Bergriese war, der zu ihnen gekommen sei, achteten ihrer Eide nicht mehr und riefen Thor herzu, der sogleich kam und mit seinem Hammer Miöllnir dem Riesen den Baulohn bezahlte. Er zerschmetterte ihm mit dem ersten Streich den Hirnschädel und sandte ihn hinab nach Niflhel. Loki aber, der als Stute dem Swadilfari begegnet war, gebar nach einiger Zeit ein graues, achtbeiniges Füllen, und ist dies das Pferd Sleipnir, das Roß Odins, der Pferde Bestes bei Göttern und Menschen. (Sn. E. 42.)

Die physische Deutung dieses Mythus ist Uhland trefflich gelungen [1]). In der Wöluspa ist aber dem Zusammenhang nach

1) Uhland l. c. p. 108 sqq. Haupts Ztschrift VII p. 54. Der Riese und sein Roß drücken augenscheinlich den Winter mit den kalten Stürmen aus. Die Götter haben mit dem Baumeister den Vertrag geschlossen, daß er ihre Burg ummaure. Sie hatten dem Winter die Gewalt gegeben, das fruchtbare grünende Erdenleben auf eine Zeit einzudämmen; vollendet der Riese den Bau, so ist

Digitized by Google

die ethiſche Seite betont. Die Aſen, ſtatt ſich auf ihre eigne Kraft zu verlaſſen und durch die Macht des Geiſtes den Rieſen zu widerſtehen, wollen ſich durch einen fremden Meiſter, der ſelbſt ein Rieſe iſt, eine Burg gegen ihre Feinde bauen laſſen. Dafür ſetzen ſie die ſchöne Freyja, das die Welt erleuchtende und erwärmende Licht, zum Preiſe ein, ohne zu bedenken, daß mit dem Verluſt deſſelben winterliches Dunkel in Zukunft die Welt beherrſchen werde. Dieſe phyſiſchen Gegenſätze von Licht und Finſterniß, Wärme und Kälte, können im Sinne der Seherin nur auf die ſittlichen Gegenſätze von Gut und Böſe, Erhaltung und Verderben ſich beziehn. Loki, der zu allem Uebel räth, hat den verblendeten Aſen dies Verderben zu bereiten geſucht. Und als die Aſen die ihnen von den Rieſen drohende Gefahr erkennen, da bedienen ſie ſich der Liſt und Verſchlagenheit Loki's, der den Meiſter um ſeinen mit vielen Zeugen und unter kräftigen Eiden zugeſicherten Lohn bringen muß. Thor, der Kämpfer wider die Rieſen, zahlt dem Baumeiſter mit ſeinem Hammer. Die erſte Schuld, welche die Aſen in dieſer Angelegenheit auf ſich geladen hatten, war die, daß ſie mit den Rieſen ſich in Verbindung eingelaſſen, ja ſogar Verträge mit ihnen abgeſchloſſen hatten, anſtatt ſie als unverſöhnliche Feinde zu bekämpfen und zu vernichten. Dieſe Schuld führte bald eine andere mit ſich, nämlich die Eidbrüchigkeit, welche die Aſen gegen die Verträge begingen.

Ein Seitenſtück zu dieſem Mythus bietet das Lied Thrymsquida dar, d. i. von des Hammers Heimholung. Thor, der

---

Freyja mit Sonne und Mond ſein, das winterliche Düſter herrſcht alsdann auf ewig in der Welt. Die Aſen haben verblendet, von Loki verrathen, die Gefahr nicht durchſchaut. Als aber nun der Winter die letzte Hand an ſein Werk legt, erkennen ſie ihre Noth. Loki muß ſie löſen; der warme Thauwind brauſt dem Winterſturm entgegen und jagt ſo die Nacht hindurch mit ihm herum. Am Morgen iſt des Winters Macht gebrochen; er ſieht, daß er den Bau nicht vollenden kann, und wird von Thor, dem zurückkehrenden Gewitter, vollends vernichtet.“ Die Entſtehung des Roſſes Sleipnir gehört zwar nicht zum Hauptbeſtand des Mythus, knüpft ſich aber paſſend demſelben an. Das Roß Sleipnir (das gleitende), iſt von zwei entgegengeſetzten Winden, dem kalten Winterſturm und dem warmen Eluthwind erzeugt, deßhalb auch grau und achtfüßig, die ganze Windroſe in ſich ſchließend, und trägt ſeinen Herrn, Odin, der mit allen Winden fährt.

Digitized by Google

Donnergott, erwachte und vermißte seinen Hammer, den er vergebens suchte. Er rief Loki, dem er das Geheimniß mittheilte, daß sein Hammer gestohlen sei. Sie gingen beide zur Freyja und baten sie um ihr Federhemd:

Ich wollt es dir geben und wär es von Gold,
Du solltest es haben und wär es von Silber.

Loki flog darauf zur Riesenwelt. Dort fand er auf einem Hügel Thrymr (von thruma Donner), den Riesenfürsten, der seine Hunde mit Goldbändern schmückte und seiner Rosse Mähnen zurechtsträlte. Thrymr bekannte auf Loki's Frage, daß er im Besitze von Thors Hammer sich befände:

Ich halte Hlorridis Hammer verborgen
Acht Rasten unter der Erde tief,
Und wieder erwerben fürwahr soll ihn keiner,
Er brächte denn Freyja zur Braut mir daher.

Loki flog rauschend nach Asgard zurück und brachte Thor die Kunde. Sie gingen beide zur Freyja, und als Thor sie aufforderte, mit ihm nach Riesenheim zu reisen, da wurde sie wild vor Wuth, so daß die Halle der Götter erbebte und der leuchtende Halsschmuck ihr zur Erde fiel:

Mich mannstoll meinen möchtest du wohl,
Reisten wir beide gen Riesenheim.

Da hielten die Götter Rath, wie Hülfe zu schaffen sei. Heimdall, der hellste der Asen, der weise wie die Vanen war, ertheilte den Rath, daß man den Thor als Freyja bräutlich schmücken und dem Riesen zuschicken möchte. Dies geschah. Loki begleitete als Magd die Braut, Thrymr ließ nun zur Hochzeit rüsten und gab sich der Freude hin, zu den goldgehörnten, rabenschwarzen Rindern und all seinem Reichthum noch das, was ihm fehlte, nämlich Freyja zur Frau zu erhalten. Als am Abend das Mahl aufgetragen wurde, da verzehrte die Braut einen Ochsen, acht Lachse und alle Leckerspeisen, dazu trank sie drei Kufen Meth, sodaß der Bräutigam sich wunderte. Loki aber wußte dem Riesen Rede zu stehen: Freyja habe aus Sehnsucht nach ihm acht Nächte nichts genossen. Als dann der Riese das Brautlinnen lüften wollte, um Freyja zu küssen, da schreckte er vor den flammenden Augen entsetzt zurück. Aber Loki wußte wieder Auskunft. Freyja habe aus Sehnsucht nach ihm acht Nächte nicht geschlafen. Da ließ Thrymr den Hammer bringen, um nach der Sitte die Ehe zu weihen, dem Thor aber lachte das Herz in

Digitized by Google

der Bruſt, da er den Hammer erkannte; Thrymr den Thurſenfürſten, traf er zuerſt, und zerſchmetterte dann das ganze Rieſengeſchlecht [1]).

Loki's bösartige Natur und ſein auf das Verderben der Aſen gerichtetes Streben tritt hier nicht ſo offen hervor, wie in dem Mythus von Freyja's Verpfändung; aber es ſcheint doch, als ob er um den Diebſtahl des Hammers gewußt, ja vielleicht heimlich mitgewirkt habe. Daher wird er als Vermittler zwiſchen Aſen und Rieſen abgeſandt, bringt aber die harte Forderung dieſer zurück, daß Freyja den Rieſen, die nach ihrem Beſitz begierig verlangten, ausgeliefert werden müſſe. Freyja, die dem Thor zur Wiedergewinnung ſeines Hammers ſich hülfreich gezeigt und ihr Federhemd geliehen hatte, widerſtrebt bei dieſer Forderung mit einer Heftigkeit, daß die feindliche Geſinnung der Vanengöttin wider das Rieſengeſchlecht, oder der Gegenſatz des Lichtes und der Finſterniß, hier ſcharf hervortreten. Loki's Hinterliſt muß auch diesmal ſchließlich dem Thor wieder zu ſeinem Hammer verhelfen. Dieſe Mythen von der Verpfändung Freyja's und des Hammers Heimholung erhalten in dem Mythus von Idun manche Erläuterung [2]). Loki iſt auch hier wieder der, welcher durch die Gefahr, der er ſich ausſetzt, bedrängt, den

1) Die phyſiſche Deutung bei Uhland l. c. p. 101 sqq. laſſen wir als eine ferner gelungene Probe folgen: Thrymr iſt Gebieter der toſenden Winterſtürme. Er hat dem ſchlafenden Thor den Hammer geſtohlen. Die Entwaffnung des erwatteten Donnergottes iſt das Werk des Winterrieſen. Acht Raſten tief hat Thrymr den Hammer verborgen, damit ſind acht Monate gemeint, während welcher kein Donner zu verlauten pflegt. Doch jetzt iſt die Zeit herangekommen, wo Thor zürnend erwacht und nach ſeiner Waffe ſucht. Es iſt die Zeit, da Thrymrs Sturmroſſe heimkehren und Freyja der milde, klare Frühlingshimmel ſichtbar war. Loki, der Gott des Feuers, vermag oder mag nicht auf die Eiswelt einzuwirken, daß das Gewitter zurückkehre. Er bringt die harte Bedingung, daß Freyja hingegeben werden müſſe. Heimdall, der Wächter des Lichtreiches, giebt den Rath, wie ſie zu behalten und durch den Hammer zu gewinnen ſei. Thor ſelbſt fährt nach Jotunheim, als Freyja verkleidet, die Sommerkraft noch in Frühlingsheitere gehüllt. Doch ſchon verkündet ſich beim Brautmahl ſeine verzehrende Gewalt: aus ſeinen Augen ſprüht erſchreckende Gluth, und als ihm der Hammer zur Vermählungsweihe auf den Schooß gelegt iſt, da fährt plötzlich der zerſchmetternde Streich hernieder, ein Wetterſtrahl aus blauem Himmel.

2) Bragar. 56. cf. Harbl. 19. Oegisdr. 50. 51.

Digitized by Google

Riesen die Göttin Idun zuzuwenden verspricht, welche den Asen Jugendfrische und Kraft verleiht. Nachdem er durch listige Verlockung Idun's die böse That vollbracht, sein Leben auf Kosten der Asen gerettet hat, da ergreifen ihn diese und zwingen ihn, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Freyja giebt dazu wieder ihr Falkengewand her, mit Hülfe dessen Loki die Idun wieder nach Asgard zurückbringt [1]). —

Bevor die Seherin Loki mit seinem verderblichen Geschlecht auftreten läßt, deutet sie auf Heimdall hin, den Gott im Kreise der Asen, der mit dem Giallarhorn, d. i. dem gellenden Horn, dereinst das Zeichen zu dem letzten Kampfe geben wird. Er wohnt auf Himinbörg bei der Brücke Bifröst, die Himmel und Erde verbindet, und die er als Götterwächter vor den Bergrieſen bewacht. Zu seinem Amt besitzt er die nöthigen Eigenschaften; er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel und sieht sowohl bei Nacht als bei Tag hundert Rasten weit; er hört auch das Gras in der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen [2]).

Heimdall tritt als Gegner Loki's auf, nicht bloß im letzten entscheidenden Weltkampf, wo einer den andern erschlägt, sondern schon früher. Den kostbaren Halsschmuck der Freyja, Brisinga men, den ihr Loki durch List geraubt hatte, daher Brisings þiofr genannt, gewinnt Heimdall wieder [3]). Ein verlorenes Eddalied stellte dar, wie Heimdall mit Loki um diesen Schmuck gestritten habe [4]).

Die Seherin läßt Str. 32 Loki mit seinem Geschlecht auftreten, das im weiteren Verlauf des großen Weltdrama's eine immer größere Rolle zu spielen beginnt. Loki hat nach der jüngeren Edda verschiedene Nachkommenschaft. Er zeugte mit Sigyn Nari und Narvi [5]). Mit diesem Narvi fällt wohl der Vater der Nacht, Norvi oder Narfi zusammen, der in Jotunheim wohnte [6]). Nott, seine Tochter, war schwarz und dunkel, wie ihr Geschlecht. Sie ward einem Manne vermählt, der Naglfari hieß. Naglfari heißt auch das Schiff, das aus

---

1) Uhland l. c. p. 114 sqq. Symrock, deutsche Mythologie p. 75 sqq.
2) Grimm. 13. Sn. E. 27. 3) Sn. E. 354—57.
4) Sn. E. 105. cf. Haupts Zeitschrift VII, 46 sqq.
5) Oegisdr. in fine. Sn. E. 33, nach Sn. E. 50 Wali u. Nari oder Narvi. 6) Sn. E. 11.

Digitized by Google

den Nägeln der Todten, die von den Ihrigen unbeschnitten geblieben sind, gezimmert und dereinst bei der Götterdämmerung flott und von dem Riesen Hrymr gesteuert wird. Es ist also ein finsterer, liebloser Geist, der in dem der Nacht vermählten Manne Naglfari personificirt auftritt. Ihr Sohn heißt Audr, d. i. Reichthum. Dies hängt auf's Engste mit der Vorstellung von den verderblichen Wirkungen zusammen, welche das Gold in der Welt geübt hat. Nott ward zum zweitenmal Onar oder Annar vermählt, ihre Tochter hieß Jörd, die Erde. Der dritte und letzte Gemahl der Nott war Dellingr, der vom Asengeschlecht war. Ihr Sohn Dagr (Tag) war schön und licht nach seiner väterlichen Herkunft.

Von diesem Geschlecht sind die Nachkommen Loki's und der Angrboda (Angstbotin) zu unterscheiden [1]). Mit diesem Riesenweib zeugte Loki drei Kinder: das erste war der Fenriswolf [2]), das andre Jörmungandr, d. i. Midgardsormr, die Midgardsschlange, das dritte war Hel. Als aber die Götter erfuhren, daß diese drei Geschwister in Jotunheim erzogen wurden und durch Weissagung erkannten, daß ihnen von diesen Geschwistern Verrath und großes Unheil bevorstehe, indem sie Böses von Seiten der Mutter, noch mehr aber von Seiten des Vaters von ihnen befürchteten, schickte Allvater die Götter, daß sie diese Kinder nähmen und zu ihm brächten. Als diese aber zu ihm kamen, warf er die Schlange in die tiefe See, welche alle Länder umgiebt, wo die Schlange zu solcher Größe anwuchs, daß sie mitten im Meer um alle Länder liegt und sich in den Schwanz beißt. Die Hel aber warf er hinab nach Niflheim und gab ihr Gewalt über die neunte Welt, daß sie denen Wohnungen anwiese, die zu ihr gesendet würden: solchen nämlich, die vor Alter oder an Krankheiten starben. Sie hat da eine große Wohnstätte; das Gehege umher ist außerordentlich hoch, und mit mächtigen Gittern verwahrt. Ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bette Kümmerniß und ihr Vorhang dauerndes Unheil. Hel ist halb schwarz,

1) Vergl. Hyndl. 38. Sn. E. 34.

2) Ueber die Etymologie des Namens Fenrir siehe Haupts Zeitschrift VII, p. 17.

Digitized by Google

halb menschenfarbig, also kenntlich genug durch grimmiges, furchtbares Aussehen.

Den Fenriswolf erzogen die Götter bei sich und Tyr allein hatte den Muth, zu ihm zu gehen und ihm Essen zu geben. Als die Götter sahen, wie er jeden Tag wuchs und alle Vorhersagungen meldeten, daß er zu ihrem Verderben bestimmt sei, faßten sie den Beschluß, den Wolf zu fesseln; zweimal ließ er die von den Asen gefertigten Ketten sich anlegen, zweimal zerbrach er die starke und stärkere. Da sandte Allvater den Skirnir, Freyrs Diener, zu den Zwergen in Schwarzalfheim und ließ das künstliche Band, Gleipnir, fertigen, das zwar schlicht und weich wie ein Seidenband, aber stark und fest war, um den Fenriswolf zu fesseln. Der Wolf erklärte, als er das Band zerreißen sollte: „Um dieses Band dünkt es mich so, als wenn ich wenig Ehre damit einlegen möchte, wenn ich auch eine so schwache Fessel entzweirisse; falls es aber mit List und Betrug gemacht ist, obgleich es so schwach erscheint, so kommt es nicht an meine Füße.“ Die Asen erwiederten: falls er das Band nicht zerreißen könne, ihn lösen zu wollen, da sie sich dann nicht vor ihm zu fürchten hätten. Der Wolf aber verlangte, daß, wenn er sich das Band anlegen lasse, Einer von den Asen die Hand in seinen Mund legen sollte, zum Unterpfand, daß es ohne Falsch hergehe. Als von den Asen, im Hinblick auf die Gefahr, Keiner dazu sich entschließen wollte, da bot Tyr zuletzt seine Rechte dar und legte sie dem Wolf in den Mund. Und da der Wolf sich reckte, erhärtete das Band, und je mehr er sich anstrengte, desto stärker ward es. Da lachten alle, außer Tyr, denn er verlor seine Hand. Die Asen schlossen nun den gebundenen Wolf an Felsen, die sie tief im Grunde der Erde versenkten. Der Wolf riß den Rachen weit auf, um sie zu beißen, aber sie steckten ihm ein Schwert in den Gaumen, daß das Heft wider den Unterkiefer, und die Spitze gegen den Oberkiefer stand, so daß ihm das Maul gesperrt war. Er heult entsetzlich und Geifer rinnt aus seinem Munde, der zu einem Fluß sich sammelt, den man Wan nennt (daher Wanargandr) [1]. Also liegt er bis zur Götterdämmerung.

Die Asen haben sich ermannt und das gefährliche Geschlecht

1) Oegisdr. 39. Sn. E. 34.

Digitized by Google

Loki's und des Rieſenweibes, das, wie ſie aus Weiſſagungen erkannten, zu ihrer Vernichtung in Jotunheim auferzogen worden war, einſtweilen unſchädlich gemacht. Odin hat zuerſt die Schlange in die tiefe See geworfen, welche die Erde umgiebt; dort wuchs ſie zu ſolcher Größe, daß ſie mitten im Meere um alle Länder herum liegt (daher Midgardsormr). Sie beleckt gleichſam von allen Seiten, wie die ſtürmiſche Brandung der Fluth, zerſtörungsgierig die bewohnte Erde, und droht beſtändig, bald näher, bald ferner ſich wälzend, Verderben, bis ſie dereinſt alle Dämme durchbrechen und die Erde überſchwemmen wird. In den Kämpfen, die Thor gegen ſie führt, tritt die ethiſche Bedeutung, welche ihr urſprünglich fremd iſt, immer mehr hervor; es ſind dieſe Kämpfe ein Vorſpiel des letzten entſcheidenden Kampfes bei der Götterdämmerung, wo Thor die Schlange zwar erlegt, aber von dem Gift, das ſie auf ihn ſpeit, gefällt wird. Die Hel wurde dann nach dem kalten und dunklen Niflheim geworfen; unter der dritten Wurzel der Weltеſche wurde ihr als Wohnung das Reich der Todten angewieſen (Grimn. 31), damit iſt ſie in die engſte Beziehung zu der ſittlichen Weltentwickelung geſetzt. Zwar ſagt die jüngere Edda nach der Vorſtellung, daß alle im Kampfe gefallenen tapferen Helden zu Odin fahren, Odin und Freyja angehören: daß Hel die vor Alter oder an Krankheit Geſtorbenen aufnehme, aber die gleich darauf folgende Beſchreibung ihrer Wohnung zeigt, daß nicht bloß die Feigheit über die Aufnahme daſelbſt entſcheidet. Auch Helden fahren zu Hel (Wafthr. 43) und an einer andern Stelle unterſcheidet die jüngere Edda Hel's Wohnung als die Stätte der böſen Menſchen (Sn. E. 3).

Den Fenriswolf erzogen die Götter bei ſich. Tyr allein hatte den Muth, zu ihm zu gehen und ihm Eſſen zu geben. Ueber den Charakter des Wolfes Fenrir werden wir erſt Aufſchluß erhalten, wenn wir über die Stellung Tyr's im Klaren ſind. Tyr (Zio) wird zwar als Odins Sohn bezeichnet, aber er iſt zugleich jötuniſcher Herkunft. In Hymisquida, dem Liede von Hymir, nennt er den Rieſen Hymir ſeinen kraftreichen Vater (Str. 5). Seine Großmutter, „die er ungern ſah," hat neunhundert Häupter, ſeine Mutter heißt allgolden (algullin) und weißbrauig (Str. 7 u. 8 vergl. Str. 10). Es fragt ſich, ob Tyr, den die jüngere Edda Odins-Sohn nennt, wirklich ein leiblicher

Digitized by Google

Sohn Odins und einer Riesentochter und Hymir sein Stiefvater ist, oder ob seine Mutter, die nur als Kebsweib (Grilla Str. 29) des Hymir bezeichnet wird und zu seinem Schaden räth, als eine Verwandte der Asen zu betrachten ist, die der Riese geraubt hat. Wie dem auch sei, Tyr ist dem Riesengeschlecht verwandt. Seinem Namen nach „Rüster, Waffner,“ [1]) ist er ein kriegerischer Gott. Er ist, wie Sn. E. 25 berichtet, sehr kühn und muthig und herrscht über den Sieg im Kriege, darum ist es gut, daß Kriegsmänner ihn anrufen. Wer kühner ist als andre, und vor nichts sich scheut, von dem sagt man sprichwörtlich: er ist tapfer wie Tyr. Als Beweis seiner Kühnheit wird jener Zug von der Fesselung des Fenriswolfs angeführt: „seitdem ist Tyr einhändig, gilt aber den Menschen nicht für einen Friedensstifter.“

Wenn Odin, wie wir sahen, der eigentliche Kriegsgott, der Lenker der Schlachten ist, der auch den Sieg verleiht, so fragt sich, in welchem Verhältniß steht Tyr zu Odin? Simrock hat wohl die richtige Lösung gefunden, wenn er annimmt [2]), daß Odin dem Kriege vorsteht, der von germanischer Sitte geboten wird und als rechtmäßig gilt; Tyr dagegen für den Vorsteher solcher Kriege erklärt, die, weil sie mit Verletzung verwandtschaftlicher Pflichten geführt wurden, als ungerecht und widernatürlich betrachtet wurden. Darin zeigt sich seine verderbliche Riesennatur: seine Ahne zählt „der Häupter neunmalhundert,“ da Tyr's Kriege nie enden und aus einem immer wieder andre zur Rache sich entspinnen. Daß dabei wieder das Gold eine Rolle spielt, deutet seine Mutter Algullin an. Die Kühnheit Tyr's, die so sehr gerühmt wird, ist eigentlich nur Tollkühnheit und Verwegenheit. Wer kühner ist als andre und vor nichts sich scheut, d. h. auch davor nicht, geheiligte Rechte und Pflichten, wie die der Verwandtschaft, zu verletzen, der ist tapfer wie Tyr. Was die jüngere Edda, der hier wie so oft das tiefere Verständiß der Mythe entschwunden ist, andeutet, daß er den Menschen *nicht* für einen *Friedensstifter* gelte, weist ebenfalls darauf hin.

Wenn Tyr eine solche Stellung einnimmt und es von ihm

1) Uhland, Mythus von Thor p. 162.

2) cf. Simrock Vaſic. Valae Vindiciae p. 9 u. deutsche Mythologie p. 140.

Digitized by Google

heißt, daß er allein den Muth hatte, den Wolf zu füttern, so kann die Speise, welche der Kriegsgott ihm giebt, keine andre sein, als die Opfer der ungerechten Kriege, die in der Welt geführt werden. Der Fenriswolf bezeichnet aber die böse verderbliche Begierde, die mit der Verletzung geheiligter Rechte und Pflichten sich nährt und dereinst mit der Auflösung aller sittlichen Ordnungen in der Welt als der furchtbarste Feind den Vater der Götter selbst verschlingt. Erst als die Götter sahen, daß der Wolf täglich wuchs, also das Verderben in der Welt in raschem Zunehmen begriffen war und als sie durch Weissagungen belehrt wurden, daß er zu ihrer Vernichtung bestimmt sei, beschlossen sie, Fenrir zu fesseln. Höchst sinnreich hat Simrock[1]) das Band Gleipnir, das als Fessel dient, auf „die Macht des Gesetzes und der Sitte," auf „die Furcht vor unausbleiblicher Strafe" gedeutet. Mit diesen starken Banden, die mit der Fesselung des Wolfs noch mehr erstarken, sind die Götter, als die welterhaltenden Mächte, im Stande, dem Verderben in der Welt eine Zeit lang Einhalt zu thun. Wenn Tyr bei der Fesselung Fenrirs seine Hand und zwar die rechte verliert, so wird auch seine verderbliche Thätigkeit gelähmt und er empfängt seine gerechte Strafe; daher ihm von Loki seine Verbrechen in seiner Strafe vorgehalten werden:

Schweige, du Tyr! zwei streitenden Theilen
Bist du ein übler Bürge! deine rechte Hand
Ist dir geraubt, Fenrir fraß sie, der Wolf. (Oegisdr. 38.)

Das Schwert, durch welches die Asen dem Wolf den Rachen sperrten, ist der Bann, welchen das Gesetz über den Mörder und Friedensbrecher ausspricht und ihn damit unschädlich macht[2]). Die Asen tödteten den Wolf nicht, weil sie, wie Sn. E. am Schlusse des Berichtes über Loki's Geschlecht hinzufügt, ihre Heiligthümer und Freistätten so sehr in Ehren hielten, daß sie dieselben nicht mit dem Blute des Wolfes beflecken wollten. Aber das gereicht gerade den Asen zum Verderben, daß sie dem Wolf an heiliger Stätte Aufnahme verstattet und ihn so lange genährt haben.

Unterdeß, daß die Asen Loki's und des Riesenweibes gefährliches Geschlecht einstweilen unschädlich gemacht haben, wächst

1) Deutsche Mythologie p. 121. 2) Simrock a. a. O. p. 122.

Digitized by Google

Fenrir's Geschlecht auf, ohne daß die Asen es wissen und wehren können.

Str. 32. Oestlich saß die Alte im Eisengebüsch (Jarnwidr)
Und fütterte dort Fenrirs Geschlecht,
Von ihnen allen wird einst das Schlimmste
Des Mondes Mörder übermenschlicher Gestalt.

Str. 33. Ihn mästet das Mark gefällter Männer
Der Seligen Saal besudelt das Blut.
Der Sonne Schein dunkelt in kommenden Sommern
Alle Wetter wüthen: wißt ihr, was das bedeutet?

Die Namen dieser Wölfe, welche Sonne und Mond verfolgen, um sie zu verschlingen, sind Sköll und Hati, Hrodwitners Sohn [1]), die stammen von einem Riesenweib, das östlich von Midgard in dem Walde wohnt, der Jarnwidr, d. i. Eisenholz heißt; dort wohnen die Riesenweiber (Jarnwidiur). Jenes alte Riesenweib gebiehrt viele Riesenkinder, alle in Wolfsgestalt und von ihr stammen diese Wölfe. Die jüngere Edda berichtet: „Es wird gesagt, der Mächtigste dieses Geschlechts werde der werden, welcher Managarm (Mondhund) heißt. Dieser wird mit dem Fleisch aller Menschen, die da sterben, gesättigt; er verschlingt den Mond und überspritzt den Himmel und die Luft mit seinem Blute; davon verfinstert sich der Sonne Schein und die Winde brausen und sausen hin und her."

Es fehlt auch hier der jüngeren Edda das tiefere Verständniß des Mythus; abgesehen davon, daß sie aus Mißverständniß Managarm als den Mächtigsten von Fenrirs Geschlecht bezeichnet, ist es nicht das Fleisch aller Menschen, welches Fenrirs Geschlecht nährt, sondern das der Gefallenen, im Kriege Getödteten, und zwar haben wir auch hier an die in ungerechtem Kriege Gefallenen zu denken, denn es heißt weiter, daß das vergossene Blut der Götter Sitze besudelt (rydr ragna sjöt randhum dreyra). Die Speise, mit der Tyr, der Lenker ungerechter Kriege, den Fenrir fütterte, dieselbe dient auch dessen Geschlecht in reichlichem Maße zur Nahrung. Vor der letzten Katastrophe gehen solche Zeiten vorher, in denen das sittliche Verderben in der Welt im Bruderkrieg u. s. w. [2]) seinen höchsten Gipfel erreicht und die Wölfe Sköll und Hati so er-

1) Grimnm. 39. Sn. E. 12. 2) Wöl. 46. Sn. E. 51.

Digitized by Google

ſtarken — daher Wolfszeit genannt, — daß ſie Sonne und Mond zu verſchlingen im Stande ſind.

Die Seherin hat Strophe 32 u. 33 in kurzen Zügen bezeichnet, welchen Grad das Verderben in der Welt bereits erreicht hat, ungerechte Kriege, die mit Verletzung heiliger Pflichten geführt werden, ſind im Schwange. Sie läßt in den folgenden Strophen den Göttern in den Sälen Hel's bereits die Stunde des letzten Kampfes durch zwei Hähne ankrähen, den hochrothen, Fialar iſt ſein Name, mit dem Goldkamm, und den ſchwarzrothen, und meldet Baldur's Tod, den Brudermord im Kreiſe der Götter, durch den ein Wendepunkt bezeichnet und der Eintritt des Endes der Welt beſchleunigt wird.

Die Zeichen, welche dem Tode Baldurs vorausgehen und die Götter erſchrecken, ſchildert das eddiſche Lied Hrafnagaldr Odhins, d. i. Odins Rabenzauber, an das ſich als Fortſetzung Vegtamsquida, d. i. Wegtamslied anſchließt; daher jenes auch die bezeichnende Ueberſchrift Forspialls lioþ, ein Vorſpiel zum Wegtamsliede, führt.

Die Aſen ahnen übles Verhängniß, da ſie von widrigen Vorzeichen erſchreckt ſind. Sie ſind beſorgt wegen Odhrörirs, der Urda's, der älteſten Norne, Bewachung anvertraut war. Odhrörir heißt eigentlich das Gefäß, welches den göttlichen Meth, der Aſen Unſterblichkeitstrank, in ſich bewahrte. Hier aber führt Urda's Brunnen dieſen Namen „Geiſteserreger," denn auch ſein Waſſer hat verjüngende, neubelebende Kraft. Mit dieſem Waſſer beſprengen ja die Nornen täglich die Eſche Yggdraſil, damit ihre Aeſte nicht dorren noch faulen. — Das Waſſer in Urda's Brunnen hat entweder ſeine verjüngende Kraft ſchon verloren oder die Aſen beſorgen, daß dieſes Ereigniß eintreten werde. Darum hat Odin einen ſeiner Raben, Hugin, d. i. der Gedanke, ausgeſandt, daher der Name des Gedichtes: Rabenzauber, um die Ausſprüche zweier Zwerge Dain (mortuus) und Thrain (contumax oder rancidus) darüber zu vernehmen, die ſchweren, dunklen Träumen gleichen. Str. 4 u. 5 werden noch andre Vorzeichen angeführt, die für die Götter beunruhigend ſind: den Zwergen ſchwindet die Stärke. Die Himmel neigen ſich nieder zu Ginnungs Nähe.

Nirgends haftet Sonne noch Erde
Es ſchwanken und ſtürzen die Ströme der Luft

Digitized by Google

In Mimirs klarer Quelle verſiegt
Die Weisheit der Männer wißt ihr, was das bedeutet?

Str. 6 meldet, daß die vorwiſſende Göttin von Yggdraſils Eſche herabgeſunken ſei. Daß hier die in der Sprache der Alfen mit dem Namen Idun benannte vorwiſſende Göttin die Urda ſei, hat Simrock klar nachgewieſen, der ſich um die Erklärung dieſes Liedes ſehr verdient gemacht hat. Idun iſt es, welche die goldenen Aepfel verwahrt, deren Genuß die alternden Götter verjüngt [1]), ihr konnte auch die Hut Odhrörirs, des Unſterblichkeitstrankes der Alfen, übergeben werden. Wie nun Odhrörir mit Urd's Brunnen im Begriff zuſammenfällt, ſo auch Idun, die jenen bewacht, mit Urda, und der Dichter konnte einen Namen für den andern ſetzen. So heißt die vorwiſſende Göttin Str. 11 auch Nanna, nach Baldurs Gattin. Urda's Brunnen lag ja, wie wir ſahen (S. 153) unter der Welteſche, wo wir Idun Str. 6 finden.

Str. 8 ſenden die Götter zu Idun ſelbſt, um zu erforſchen, ob das, was ihr widerfahren, den Göttern und der Welt Unheil bedeute. Heimdall, Loptr (Loki) und Bragi können mit allem Forſchen nichts erkunden. Jene beiden kehren zurück; Bragi, der Skalde der Götter, Idun's Gatte (Sn. E. 26), bleibt bei ihr zurück. Die Götter, die vergebens um Auskunft fragen, werden von Odin auf den andern Morgen vertröſtet. Er fordert auf, die Nacht nicht ungenützt verſtreichen zu laſſen, ſondern auf neuen Rath zu ſinnen. Den Rath, den die Nacht bringt, die Wöla zu befragen, führt Odin den andern Morgen ſelbſt aus. Wenn das Lied damit beginnt, das verſchiedenartige Verhalten der dem germaniſchen Glauben bekannten ſittlichen Weſen gegen die Schickſale der Welt kurz zu bezeichnen:

Allvater waltet Alfen verſtehen
Vanen wiſſen Nornen weiſſagen
Zwidie mehrt Menſchen dulden
Thurſen erwarten Walküren trachten.

ſo deutet ſchon dieſe Einleitung an, daß die phyſiſche Erklärung des Mythus, wie ſie Uhland ſo treffend gegeben und Simrock ergänzt hat [2]), nicht allein ausreichend iſt. Es kann

1) Sn. E. 26. Bragar. 56.

2) Uhland l. c. p. 123 sqq. Simrock, die Edda p. 351 sqq. Deutſche Mythologie p. 80 sqq.

Digitized by Google

dies um so weniger der Fall sein, da ja eigentlich Urda, die älteste Norne, die Hauptheldin des Liedes ist. Das Herabsinken Iduns von der Weltesche, das allerdings auch den Eintritt des Winters bezeichnet, weist die Götter auf das Weltende hin, dem ein langer Winter vorausgeht. Daher lassen die Götter nach ihrem Alter und ihrer Dauer und dem endlichen Tode fragen. Die Götter sind nach dem Verlust ihrer Unschuld vergänglich geworden und einer höheren Macht, dem Schicksal, verfallen. Das nach dem Falle hereinbrechende und immer mehr überhandnehmende Verderben hat das über die Götter wie über die Menschen verhängte Ende, den Untergang der Welt, beschleunigt. Aber noch befand sich einer im Kreise der Asen, der die verlorene Unschuld und ursprüngliche Reinheit darstellend, das Ende aufhält. Bis jetzt war es den Göttern noch immer gelungen, den Frieden in ihrem Kreise herzustellen und zwar hatten sie bei Urda's Brunnen, ihrem vornehmsten und heiligsten Aufenthalt, täglich Gericht gehalten und Streite geschlichtet. Wie das Wasser in dem Brunnen, der nach dem Namen der ältesten und der Vergangenheit zugewandten Schicksalsgöttin Urda benannt war, reinigende Kraft besaß, heiliges Wasser war, so waren die Götter täglich von dorther sittlich verjüngt und neubelebt über die Brücke Bifröst zurückgekehrt und das in der Zukunft drohende Geschick war hinausgeschoben worden. Täglich war das Wasser von den Nornen auf die Weltesche gesprengt, damit ihre Zweige nicht dorren oder faulen sollten. Nun versiegt das Wasser in Urda's Brunnen; Idun sinkt von der Weltesche zu Hel herab. Weder die Zwerge vermögen den geängsteten Asen Auskunft zu geben — ihnen schwindet selbst die Kraft — noch auch ist aus Mimirs klarer Quelle Weisheit in Betreff der Zukunft zu schöpfen. Die Götter, die ihres Geschickes nicht mehr Herr, darum unkundig in Betreff des Ausganges sind, senden zu Idun: Heimdall, den Götterwächter, ferner Loptr oder Loki, der bei allen entscheidenden Ereignissen betheiligt ist und als Vermittler zwischen den Göttern und der Unterwelt auftritt, und Bragi, mit dem der Gesang, die Dichtkunst aus dem Kreise der Götter scheidet, die bei der Schicksalsgöttin in der Unterwelt verweilt. — Von Idun haben die Götterboten keine Kunde mitgebracht. Die hereinbrechende Nacht soll neuen Rath bringen.

Das Lied Vegtams läßt die Asen am andern Morgen mit

Digitized by Google

den Asinnen allen sich versammeln. Die himmlischen Richter beriethen darüber

Warum den Baldur böse Träume schreckten?

Odin selbst macht sich auf, um zu Hel's Wohnung zu reiten und die Wöla, d. i. die Hel, selbst zu befragen. Er muß die Seherin wecken, die nur gezwungen aufsteht, um Unheil zu verkünden:

Str. 10. Welcher der Männer mir unbewußter,
Schafft mir Beschwer stört mir die Ruh?
Schnee beschneite mich Regen beschlug mich
Thau beträufte mich todt war ich lange.

Odin stellt sich ihr unter dem Namen Wegtam, d. i. wegekundiger Wanderer und Waltam, d. i. der schlachtgewohnte Kriegersohn, dar, und forscht nach Baldur's Schicksal. Die Fragen Odins nach dem Rächer des Mörders von Baldur, nach dem Namen des Weibes, das nicht weinen will — nach Ereignissen, die hinter Baldurs hier erst geweissagtem Ende liegen —, sind nicht als poetische Einkleidung zur Darstellung von Baldurs Tod und der darauf folgenden Ereignisse zu betrachten, sondern sie lassen uns den Vater der Götter erkennen, der mit Baldurs Tode zum vollen Bewußtsein der sittlichen Schuld gelangt ist und mit seinem durchdringenden Geiste auch die weiteren Folgen erschließt. Auf Baldur's Tod weist Wöluspa Str. 36—38 hin [1]):

Ich sah dem Baldur dem blühenden Gotte
Odins Sohne Unheil drohen.
Gewachsen war hoch über die Wiesen
Der zarte, zierliche Zweig der Mistel.
Von der Mistel kam, so däuchte mir
Häßlicher Harm, da Hödur schoß.
Baldurs Bruder war kaum geboren,
Der Odins Sohn einnächtig fällte
Die Hände nicht wusch er das Haar nicht kämmt er,
Eh er zum Holzstoß trug Baldurs Tödter.
Doch Frigg beklagte dort in Fensal
Walhalla's Verlust, wißt ihr, was das bedeutet?

Den wirklichen Hergang von Baldurs Tod erzählt die jüngere Edda folgendermaßen [2]):

Baldur, der gute, träumte schwere Träume, die sein Leben

1) Vergl. Vegtq. 15, 16. Hyndlul. 28.
2) Sn. E. 49. cf. Vegtq. 2—5.

Digitized by Google

bedrohten und als er sie den Asen erzählte, hielten sie Rath und beschlossen, für Baldur Sicherheit von allen Gefahren zu erwirken. Frigg, die Mutter Baldurs, nahm Eide von Feuer und Wasser, Eisen und allen Erzen, Steinen und Erden, von Bäumen, Krankheiten und Giften, dazu von allen vierfüßigen Thieren, Vögeln und Würmern, daß sie Baldur's schonen wollten. Als dies geschehen und allen bekannt war, geriethen Baldur und die Asen auf das Spiel, daß er sich mitten in die Versammlung — auf den Ding — stellte, und einige nach ihm schossen, andre nach ihm hieben und noch andre mit Steinen warfen. Und was sie auch thaten, es schadete ihm nichts; das deuchte sie alle ein großer Gewinn. Aber als Loki, Laufeya's Sohn, das sah, gefiel es ihm übel, daß den Baldur nichts verletzen sollte. Da ging er in Gestalt eines alten Weibes zu Frigg nach Fensal, und als Frigg fragte, was die Asen in ihrer Versammlung vornähmen, antwortete das Weib, sie schössen alle nach Baldur, ihm aber schadete nichts. Frigg sprach: Weder Waffen noch Bäume wagen Baldur'n zu schaden, ich habe von allen Eide genommen. Da fragte das Weib: Ob alle Dinge Eide geschworen hätten, Baldur's zu schonen? Frigg antwortete: Oestlich von Walhalla wächst eine Staude, Mistiltein genannt, die schien mir zu jung zu sein, sie in Eid zu nehmen. Darauf ging das Weib fort. Loki riß den Mistiltein aus und ging zum Ding. Hödur stand zu äußerst im Kreise der Männer, denn er war blind. Loki fragte ihn, warum er nicht nach Baldur schösse. Er antwortete: Weil ich nicht sehe, wo Baldur steht, dazu habe ich auch keine Waffe. Da sprach Loki: Thue doch, wie die Andern alle, und erweise Baldur'n Ehre; ich will dich dahin führen, so schieße nach ihm mit diesem Zweige. Hödur nahm den Mistelzweig und schoß nach Loki's Anweisung auf Baldur. Die Mistel durchbohrte ihn, daß er todt zur Erde fiel. „Und das war das größte Unglück, das Menschen und Götter betraf.“ Als Baldur gefallen war, standen die Asen alle wie sprachlos da, und gedachten nicht einmal, ihn aufzuheben. Sie sahen einander an und ihr aller Gedanke war wider den gerichtet, der diese That vollbracht hatte; aber sie durften es nicht rächen, es war an einer heiligen Freistätte. Als die Asen die Sprache wieder erlangten, da fingen sie so heftig zu weinen an, daß Keiner mit Worten dem Andern seinen Harm

Digitized by Google

sagen mochte. Und Odin nahm sich den Schaden um so mehr zu Herzen, als Niemand so gut wußte als er, zu wie großem Verlust und Verfall den Asen Baldurs Ende gereichte. Als nun die Asen sich erholt hatten, da fragte Frigg, wer unter den Asen ihre Gunst und Huld gewinnen und zu Hel reiten wolle, um Baldur auszulösen. Und Hermodr, der Schnelle, Odins Sohn, erbot sich dazu. Er bestieg Odins Roß, Sleipnir, und stob davon.

Die jüngere Edda erzählt zuvor noch Baldurs Leichenbegängniß, bei dem der edlen Nanna das Herz vor Jammer zersprang, so daß sie starb. Dann folgt Hermodurs Fahrt zu Hels Halle. Hermodr ritt neun Nächte tiefe dunkle Thäler, so daß er nichts sah, bis er zum Giöllfluß kam und über die Giöllbrücke ritt, welche die Jungfrau Modgudr, d. i. der Seelenkampf, bewacht. Von ihr erfuhr er, daß Baldur über die Giöllbrücke geritten sei; „aber nördlich geht der Weg herab zu Hel.“ Da ritt Hermodr bis an das Helgitter, sprengte hinüber und ritt auf die Halle zu, in die er eintrat. Da sah er seinen Bruder Baldur auf dem Ehrenplatze sitzen. Als er von Hel die Auslösung Baldurs forderte, da sagte sie: „Das solle sich nun erproben, ob Baldur so allgemein geliebt werde, wie man sage. Und wenn alle Dinge in der Welt, lebendige sowohl als todte, ihn beweinen, so soll er zurück zu den Asen kehren; aber bei Hel bleiben, wenn Eins widerspricht und nicht weinen will.“ Da ritt Hermodr zurück und überbrachte seine Botschaft. Die Asen sandten darnach Boten in alle Welt und geboten, den Baldur aus Hels Gewalt zu weinen. Alle thaten das, Menschen und Thiere, Erde, Steine, Bäume und alles Erz, wie man noch sehen kann, daß alle diese Dinge weinen, wenn sie aus der Kälte in die Wärme kommen. Als nun die Gesandten heimfuhren und ihr Gewerbe wohl vollbracht hatten, fanden sie in einer Höhle ein Riesenweib sitzen, Thök genannt, die baten sie auch, Baldurn aus Hels Gewalt zu weinen. Sie aber antwortete:

Thök muß weinen mit trockenen Augen
Ueber Baldurs Ende. nicht im Leben noch im Tod
Hatt ich Nutzen von ihm, behalte Hel, was sie hat.

Man meint, daß dies Loki, Laufeya's Sohn, gewesen sei, der den Asen so viel Leid zugefügt hatte.

Digitized by Google

Bei der physischen Erklärung des Mythus von Baldurs Tode, in dem Uhland die Neige des Lichts in der Sommersonnenwende erkannt hat[1]), können wir schon nach der Bedeutung der Vorgänge in Hrafnagaldr und Vegtamsquida nicht stehen bleiben. Alles weist darauf hin, daß wir Baldur als den letzten Repräsentanten der Unschuld und der sittlichen Reinheit im Kreise der Götter zu betrachten haben.

Die jüngere Edda schildert Baldur, den Sohn Odins und der Frigg, als den besten der Asen, der von allen gelobt wird. Er ist so schön von Antlitz und so glänzend, daß ein Schein von ihm ausgeht. Daher das lichteste aller Kräuter mit Baldurs Augenbrauen verglichen wird: „davon magst du auf die Schönheit seines Haares sowohl, als seines Leibes schließen." Er ist der weiseste, beredteste und mildeste von allen Asen. Er hat die Eigenschaft, daß Niemand seine Urtheile schelten kann[2]). Er bewohnt im Himmel die Stätte, welche Breidablick (Weitglanz) heißt. Da wird nichts Unreines geduldet, wie es Grimmmal 12 in der Schilderung der Götterwohnungen heißt:

Die siebente ist Breidablick da hat sich Baldur
Die Halle erhöht in jener Gegend
Wo ich der Greuel die Wenigsten lauschen weiß.

Wenn es nach dieser Darstellung den Anschein gewinnt, als ob Baldur eine milde friedliche Erscheinung im Kreise der Asen sei, so weisen doch andre Züge darauf hin, Baldurs sittliche Natur als eine im Kampf wider alles Unreine stehende energische aufzufassen. Niemand kann seine Urtheile, in denen er sich der Unschuld annimmt, schelten, d. h. angreifen. Aber das nicht allein: Baldur läßt auch verletzte Unschuld durch Unrecht nicht ungerächt. Er ist nach echt germanischer Vorstellung ein Sohn Odins, ein kriegerischer Gott unter den Asen. Wie sein Name besagt, ist er der Kraft verleihende[3]). Seine Geliebte ist Nanna, die Kühne, sein Bruder Hermodr, der Heermuthige, sein Sohn

1) Uhland l. c. p. 145. Simrock, deutsche Mythologie p. 91 sqq.

2) Sn. E. 22 cf. 17.

3) Der Name ist bal, sanscr. bala i. e. vis. Die Form Baldur wird durch das Suffix d, sanscr. da, dans, gebildet und hat also die Bedeutung: Der Kraft Gebende. Verwandt, aber durch das Suffix dh, dha abgeleitet, ist balþs i. e. vim in se ferens, audax. Haupts Zeitschrift VII, p. 57.

Digitized by Google

Brandr, das Schwert. Für diesen Charakter Baldurs sprechen einzelne Züge der älteren Edda, die sein Wesen reiner bewahrt haben. Als Loki bei dem Mahle, das Oegir den Göttern bereitet, die Frigg schmäht, antwortet sie:

Wisse, hätte ich hier in Oegirs Halle
Einen Sohn wie Baldur schnell, nicht kämst du hinaus
Von den Asensöhnen, du hättest schon zu fechten gefunden.
(Oegisdr. 27.)

Die Vorstellung von Baldurs kriegerischer Natur klingt noch deutlich nach in Saxo's Schilderung der Kämpfe zwischen den Helden Balderus und Hotherus um die schöne Nanna, an denen auch die andern Götter Theil nehmen [1]).

Die Götter suchen nach den beunruhigenden Vorzeichen den tapferen Baldur auf jede Weise in ihrem Kreise zu erhalten und vor allen Gefahren zu sichern. Nachdem sie dazu ausreichende Maßregeln getroffen zu haben meinen, erfreuen sie sich an seiner Unverletzlichkeit, die sie zur Ehre Baldur's erproben. Loki aber ärgerte das, daß den Baldur nichts verletzen sollte. Er tritt jetzt in seiner ganzen sittlichen Bosheit hervor und offenbart jetzt seine zerstörende Natur. Sein dämonisches Wesen erhält, nachdem es verschiedene Stadien durchlaufen hat, mit Baldurs Tode seinen Abschluß und erscheint in der Gestalt, wie die jüngere Edda sie vorführt (S. 150). Mit List entlockt Loki von Frigg das Geheimniß. Dann giebt er dem blinden Hödur das tödtliche Geschoß in die Hand, und fordert ihn auf, Baldur Ehre zu beweisen. Endlich verhindert er als Riesenweib, das sich zu weinen weigert, Baldurs Rückkehr. Der tödtliche Pfeil ist ein Schößling der Mistel, einer Schmarotzerpflanze, die auf Eichen und an Bäumen vorkommt; also das kleinste und schwächste, das in sich selbst keine Kraft hat, zu existiren, ist im Stande, Baldurn zu fällen [2]). So wenig Halt hat der Unschuldige im Kreise der Asen. Der blinde Hödur, dessen sich Loki bedient, ist Odins Sohn, also Baldurs Bruder (Vegtq. 16). Er wird als Kriegsgott gedeutet, der Glück oder Unglück, Sieg oder

1) Saxo Grammat. lib. III. p. 110 ed. Müller.

2) Die geheimnißvolle Natur der Mistel hat ihr im Aberglauben der germanischen und celtischen Völker ein heiliges Ansehen verschafft. cf. Grimm, deutsche Mythologie p. 1156 sqq.

Digitized by Google

Niederlage blindlings, d. h. nicht nach Recht und Verdienst, sondern wie es der Zufall will, austheilt [1]). Die Folgen des Brudermordes, der im Kreise der Asen vollzogen war, deutet die jüngere Edda in den Worten an: „das war das größte Unglück, das Götter und Menschen je betraf." In dem Schmerz der Götter spricht sich das Bewußtsein über ihre sittliche Schuld lebendig aus. Aller Gedanken waren wider Loki gerichtet, der als der Thäter erkannt wurde. Aber sie durften den Tod Baldurs nicht rächen, weil er an heiliger Freistätte verübt ward. Die Rache übernahm Vali (der Starke), der Sohn Odins und der Rinda, Baldurs Bruder, der kaum geboren, erst eine Nacht alt war. Aber die Rache für das vergossene Bruderblut erleidet nicht den geringsten Aufschub; nicht einmal so viel Zeit nimmt sich Vali, um sich die Hände zu waschen und die Haare zu kämmen. So hat der erste Brudermord einen andern zur Folge [2]). Am tiefsten erkannte Odin, wie auch aus Vegtamsquida hervorging, welchen Verlust die Asen mit Baldurs Tod erlitten hätten. Wenn Hel als Bedingung zur Rückgabe Baldurs fordert, daß die ganze Creatur erst ein Verlangen und eine Sehnsucht nach der verlorenen Unschuld und Reinheit bezeugen müsse, so erscheint diese Forderung gerecht. Den Götterboten gelingt es auch, Alle dazu willig zu machen, den Baldur aus Hels Gewalt loszuweinen, nur ein Riesenweib, Thök genannt, verweigert die Thränen. Loki ist es, der in dieser Gestalt erscheint. Der Grund, warum er trocknen Auges bleibt, ist der, daß er von Baldur weder im Leben noch im Tode Nutzen gehabt habe. Also die kalte Selbstsucht, der furchtbare Egoismus Loki's, der auf Kosten Andrer nur für sich sorgt, oder, wie ein verzehrend Feuer vom Schaden Andrer sich nährt, verhindert Baldurs Rückkehr. Daß Loki aber allein die Rückkehr verhindern kann, beweist, welche Macht der Egoismus in der Welt gewonnen hat. Dafür wird der Welt die gerechte Vergeltung zu Theil; denn Thök, d. i. die Vergeltung, und trotz der erwachten Sehnsucht nach Baldur dessen Rückkehr ihr nicht verstattet.

Für die sittliche Deutung des Mythus von Baldur spricht noch Forseti's Stellung in der Reihe der Asen (Sn. E. 32), wenn auch diese Personifikation erst der Reflektion einer späteren

1) Grimm, deutsche Mythologie p. 204. 2) Vergl. Grimm. 17.

Digitized by Google

Zeit entstammt sein mag. Forseti, d. i. der Vorsitzende, heißt der Sohn Baldurs und der Nanna. Er hat im Himmel den Saal inne, der Glitnir heißt, und alle, die sich in Rechtsstreitigkeiten an ihn wenden, gehen verglichen nach Hause. Das ist der beste Richterstuhl für Götter und Menschen. Es heißt von ihm Grimn. 15:

Glitnir (im Glänzenden) ist der zehnte auf goldenen Säulen ruht
Des Saales Silberdach; da thront Forseti
Den langen Tag und schlichtet alle Sachen.

Nachdem Baldur, die Unschuld, aus dem Kreise der Asen entrückt ist, bleibt Forseti, der Vorsitzende auf dem Thing, als Trost für die Tage der Zwietracht zurück. In ihm ist also nach dem Verlust der Unschuld das Recht, die Gerechtigkeit personificirt.

An Baldurs Tod reiht die Seherin die Fesselung Loki's an. Schon früher hatten die Asen das zu ihrem Verderben bestimmte Geschlecht Loki's unschädlich zu machen gesucht; sie hatten den Fenrir, der sich als ein echter Sohn Loki's erwiesen, gefesselt; aber Fenrir's Geschlecht war ihrer Kenntniß entgangen, war heimlich aufgewachsen und erstarkt. Nach Baldurs Tode suchen sie den Untergang, den Loki ihnen bereitete, abzuwehren und schlagen auch ihn in Fesseln. Darauf bezieht sich die Seherin:

Str. 39. Gefesselt lag im Leichenwald
Auf Schaden sinnend, der schändliche Loki
Da sitzt auch Sigyn unsanfter Gebärde
Des Gatten waise: wißt ihr, was das bedeutet?

Str. 40. Dort weiß Völa Todesbande gewoben
Und fest geflochten Die Fesseln aus Därmen.

Die ältere Edda läßt die Fesselung Loki's in dem Liede Oegisdrecka, d. i. Oegirs Trinkgelag, auf die Schmähungen Lokis folgen, welche derselbe bei einem von Oegir, dem Meeresgotte, den Asen und Asinnen bereiteten Mahle wider dieselben ausstieß. Loki erscheint hier, bevor die Asen sich an ihm rächen, als das objectivirte böse Gewissen, das denselben ihre geheimsten Verbrechen aufdeckt, daher das Lied auch den Namen Lokaglepsa oder Lokasenna, d. i. Loki's Beißen oder Zank, führt. Zwar wird auch Loki dafür in seinem mit Baldurs Tode offenbar gewordenen Wesen nach allen Seiten gezeichnet, aber die sittliche Schuld bleibt auf den Asen lasten. Loki, dem seine Strafe

Digitized by Google

ſchon im Voraus verkündet wird (Str. 53), kündigt jetzt auch den Aſen den Weltuntergang an (Str. 65) [1].

Was am Schluſſe dieſes Liedes kurz erzählt iſt, führt die jüngere Edda (Sn. E. 50), wie die Erzählung von Baldurs Tode, weiter aus. Als Loki vor den Aſen ſich geflüchtet hatte, ſtellten ſie ihm nach, daß ſie ihn fingen. Erſt nach vieler Mühe gelang es ihnen, den Loki, der ſeine Geſtalt verwandelt hatte, in einem Netze zu fangen, wozu ihnen Loki ſelbſt das Modell geliefert hatte. Sie brachten ihn darauf in eine Höhle und nahmen drei lange Felsſtücke, ſtellten ſie auf die ſchmale Kante und ſchlugen ein Loch in jedes, dann wurden Loki's Söhne, Wali und Narvi, gefangen. Jenen verwandelten die Aſen in Wolfsgeſtalt: da zerriß er ſeinen Bruder Narvi. Die Aſen nahmen ſeine Därme und banden den Loki damit über die drei Felſen, der eine ſtand ihm unter den Schultern, der andre unter den Lenden, der dritte unter den Kniegelenken; die Bänder aber wurden zu Eiſen. Da nahm Skadi, deren Vater, der Rieſe Thiaſſi, von Loki und den Aſen erſchlagen worden war, einen Giftwurm und befeſtigte ihn über Loki, damit das Gift aus dem Wurm ihm ins Antlitz träufelte. Sigyn, Loki's Weib, ſteht neben ihm und hält eine Schale unter die Gifttropfen. Und wenn die Schale voll iſt, geht ſie und gießt das Gift aus; unterdeſſen tropft ihm das Gift ins Angeſicht, wogegen er ſich ſo heftig ſträubt, daß die ganze Erde zittert, das wird nun Erdbeben genannt. Dort liegt er in Banden bis zur Götterdämmerung.

Das Böſe, das Loki nach der zerſtörenden Seite ſeines

1) Köppen, literar. Einleitung ꝛc. p. 63 verwirft mit Recht die Anſicht, als ob Lokaſenna ein Spottlied, wohl gar das Spottlied eines Chriſten auf die heidniſchen Götter ſei, weil hier den Aſen alle ihre Sünden mitunter in derber Weiſe vorgehalten werden. „Lokaſenna iſt ein echt heidniſches Lied, der Grundton tief tragiſch. Die Aſen ſind nichts weniger als engelrein und wer ſie dazu machen will, der entbehrt alles mythologiſchen Sinnes. Sie fallen vielmehr durch ihre eigene Schuld in der Götterdämmerung und Loki, obwohl ſonſt der Frevler und Lügner, lügt hier nicht, ſondern redet die Wahrheit. Was im Rabenruf Odins noch als dunkle Ahnung ſich regte, erſcheint nunmehr den Göttern klar vor dem Bewußtſein. Der Friede iſt mit Baldur verſchwunden und jene furchtbare Zerriſſenheit, welche dem Untergange vorhergeht, hat ſich ihrer bemeiſtert. Dieſelbe wird unnachahmlich ſchön geſchildert, ſo daß man nicht umhin kann, bei nur einiger Auffaſſungsgabe das Gedicht für eines der tiefſinnigſten und beſtausgeführten der Edda zu erklären.“

Digitized by Google

Wesens repräsentirt, hat sich endlich in seine eigenen Netze verstrickt und gefangen. Die Götter schlagen dann, nachdem Wali, der Sohn Loki's, seinen Bruder Narvi zerrissen hat, den Vater mit den Eingeweiden des zerrissenen Sohnes in Fesseln und lassen das Gift, das aus dem Bösen ausgeflossen ist, beständig ihm ins Angesicht träufeln. Die verderbenbringende, furchtbare Macht des Bösen ist damit für eine zeitlang niedergehalten; aber wenn Loki an seinen Ketten rüttelt, erzittert die ganze Erde zum Vorzeichen des Unterganges, der ihr droht, wenn Loki bei der Götterdämmerung seine Ketten wieder abschütteln wird.

An die Fesselung Loki's schließt sich die Schilderung von dem Verderben in der Welt an, das einen so hohen Grad erreicht hat, daß der Untergang der Götter und der Welt, trotzdem, daß Loki selbst gefesselt ist, als unabwendbar erscheint. Wenn die Halbstrophe Str. 41:

Gräßlich heult Garm in der Gnipahöhle
Die Fessel bricht und Freki rennt,

hier schon an ihrer Stelle steht, so hat die Seherin dies anticipirt im Hinblick auf den hohen Grad des Verderbens. Sie sieht schon, wie der von den Göttern gefesselte Fenriswolf in Zukunft wieder los wird, und dann das Ende hereinbricht. (Vergl. Str. 49) [1]).

Die Seherin schildert den hohen Grad, den das Verderben in der Welt erreicht hat, in der Weise, daß sie zuerst die Orte in Niflhell vorführt, wo für die auf der Erde begangenen schweren Verbrechen unter furchtbaren Qualen gebüßt wird:

Str. 42. Ein Strom wälzt ostwärts, durch Eiterthäler
Schlamm und Schwerter der Slidur heißt.

Str. 43. Nördlich stand am Nidaberg
Ein Saal aus Gold für Sindri's Geschlecht
Ein andrer stand in Okolni
Des Riesen Biersaal, Brimir genannt.

Str. 44. Einen Saal sah sie, der Sonne fern
An Nastrand, die Thüren sind nordwärts gekehrt

1) Simrock, die Edda p. 339 nimmt auch an, daß hier unter dem Namen Freki, den einer der Wölfe Odins führt, der Fenriswolf gemeint sei. Wie Freki ein erborgter Name ist, so auch Garm, ein Name, den einer der beiden Wölfe von Fenrirs Geschlecht führt, der bei der Götterdämmerung den Mond verschlingt und deshalb Managarm, d. i. Mondhund, heißt, obgleich er ein Wolf ist. Vergl. Simrock, deutsche Mythologie p. 152.

Digitized by Google

Gifttropfen träufeln durch das Getäfel
Aus Schlangenrücken ist der Saal gewunden.
Im starrenden Strom stehen und waten
Meuchelmörder und Meineidge
(Und die andrer Liebsten ins Ohr geraunt.)
Da saugt Nidhöggr der Verstorbenen Leichen,
Der Menschenwürger, wißt ihr, was das bedeutet?

Das Durchwaten oder Durchreiten großer Ströme, das schon im irdischen Leben als eine der gefährlichsten Mühen angesehen wurde, wird hier als Strafe auf das jenseitige Leben nach dem Tode übertragen. Slidr, einer der aus Hwergelmir entspringenden unterweltlichen Ströme[1]), wälzt durch Gift- oder Eiterthäler Koth und Schwerter, durch welche die Verbrecher durchwaten müssen. Die in Str. 43 bezeichneten Orte können dem Zusammenhange nach nur Straforte sein. Es werden auch Wöl. Str. 65 die Nidafelsen in Verbindung mit Nidhöggr genannt. Der hier erwähnte Saal, der nördlich am Nidaberg liegt, ist aus Gold erbaut und für Sindri's Geschlecht bestimmt. Sindri ist aus der Skalda bekannt, als ein Zwerg, der Kleinode für die Götter schmiedet, wie es der Zwerge Geschäft war, Gold und edles Metall in der Erde zu graben. Dazu waren sie von den Göttern gebildet, als die Gier des Goldes sich dieser bemächtigt hatte. Demnach scheint der aus Gold erbaute Saal nördlich am Nidaberg für solche Menschen bestimmt zu sein, die dafür, daß sie dem Geiz gefröhnt und nach Gold begierig gewesen, harte Strafe leiden. — Der Saal in Okolni, der als eines Riesen Brimir's Saal bezeichnet wird, scheint auch ein Flammensaal zu sein, Okolni i. e. frigorum expers und Brimir i. e. ignis, flamma[2]). Wenn dieser Saal als Biórsaal bezeichnet wird: Biersaal, so könnte dies darauf hindeuten, daß dort für das Laster der Trunkenheit gebüßt wurde[3]). Der Saal in Nastrand (Leichenstrand) ist aus Schlangenrücken gewunden, oder, wie Sn. E. 52 ausführt, mit Schlangenrücken gedeckt und die Häupter der Schlangen sind alle in das Haus hineingekehrt und speien Gift, daß Ströme davon durch

1) Grimm. 28. Sn. E. 4. 2) lex. mythol. d. a. W.

3) Sn. E. 52 sind diese Orte aus dem Zusammenhang der Wöl. herausgerissen und in den Himmel der erneuerten Welt verlegt; sie sind unter dem Einfluß christlicher Vorstellungen mit den Orten des Strafleidens in Gegensatz gestellt.

Digitized by Google

den Saal rinnen, durch welchen Eidbrüchige und Meuchelmörder waten; eine Strafe, die dem unterweltlichen Strafleiden Loki's sehr ähnlich ist. Das Aussaugen der Leichen durch Nidhöggr ist darum eine so erschreckliche Strafe, weil die Germanen die Leiber ihrer Verstorbenen hoch in Ehren hielten, und es als eine heilige Pflicht betrachtet wurde, für ihre ehrenvolle Bestattung zu sorgen. So heißt es Sigrdrisumal 33, 34:

Das rath ich dir neuntens nimm des Todten dich an
Wo du im Feld ihn findest. Sei er flechtodt
Oder seetodt oder am Stahl gestorben.
Ein Hügel hebe sich dem Hingegangenen
Gewaschen seien Haupt und Hand zur Kiste komm er
Gekämmt und trocken und bitte, daß er selig schlafe.

Als Verbrechen, welche mit solchen Strafen belegt werden, nennt die Seherin: Meuchelmord, Meineid und Ehebruch — wenn jene Zeilen Str. 44 ursprünglich sind — Verbrechen, die bei den germanischen Völkern am verächtlichsten waren.

Die Lehre von der Vergeltung nach dem Tode, von einem Gericht und unterweltlichen Strafleiden ist hier sehr bestimmt vorgetragen. Man hat diese Lehren, wie z. B. von Weinhold noch neuerlich versucht worden ist [1]), von christlichen Einflüssen im Norden herleiten wollen. Diese Annahme ist aber von Dietrich [2]) aus äußeren und inneren Gründen gründlich beleuchtet und widerlegt worden. Das Alter der Wöluspa in ihrer gegenwärtigen Gestalt reicht weit über jene Zeit hinaus, wo das Christenthum im Norden Eingang fand. Andre Lieder der älteren Edda, wie z. B. Hrafnagaldr, beziehen sich auf Wöluspa oder sind, wie das Hindlulioþ, ihrem Charakter entsprechend gebildet, die — wie dies wenigstens bei dem letzteren gewiß der Fall ist — dem Anfang des 9. oder dem Ende des 8. Jahrh. angehören. Skalden benutzten im 9. Jahrh. schon Wöluspa und seit der Zeit weiter fort, so daß also dieses Lied sicher in's 8. Jahrhundert eher in den Anfang als gegen das Ende gehört [3]). Das Christenthum fand in Dänemark erst im 9.,

1) Haupt, Zeitschrift VI, p. 311 sqq. 2) l. c. VII, p. 304 sqq.
3) Dietrich läßt das Lied aus fünf selbständigen mythologischen Liedern geschöpft sein, von denen das erste dem Odincyclus angehörend von der Schöpfung handelte Str. 3—18, das zweite dem Thorcyclus entnommen Str. 19, 21—24, das dritte den Baldurmythus darstellte Str. 29—32, woraus auch Vegtamsquida 16

Digitized by Google

in Schweden und Norwegen erst nach der Mitte dieses Jahrh. Eingang. Wöluspa müßte auch, gesetzt den Fall, daß sofort die Aufnahme einzelner christlicher Vorstellungen über die letzten Dinge in Dänemark stattgefunden hätte, entweder in dieser Form erst nach der Mitte des 9. Jahrh. nach Schweden und Norwegen gelangt sein, oder dort hätte nach dieser Zeit an denselben Stellen geändert werden müssen. Dies ist aber nicht annehmbar.

Was die inneren Gründe betrifft, so sind die verschiedenen Arten des unterweltlichen Strafleidens der Edda ganz dem germanischen Leben entnommen. Die Wasserstrafen, wie z. B. die Sumpftaucht, deren Tacitus (Germ. c. 12) erwähnt, galten für die schimpflichsten unter allen[1]). Die heidnische Hölle ist bei aller Analogie, die sie mit der christlichen hat, doch als Wasserhölle von der Feuerhölle sehr zu unterscheiden. Als in Schweden und Norwegen, nach der Annahme des Christenthums durch die Könige, eine Vermischung heidnischer und christlicher Elemente stattfand, wie dies im Solarliop der Fall ist, da sehen wir das christliche Element überwiegen und die Höllenstrafen als Feuerstrafen ausgemalt werden.

Die Vorstellungen der Wöluspa von dem unterweltlichen Strafleiden stehen nicht vereinzelt in der älteren Edda da. So antwortet in dem Heldenliede von Sigurd, dem Fafnirstödter (1), Str. 4 der Zwerg Audwari auf Loki's Frage: Welche Strafe Menschensöhnen werde, die sich mit Lug verletzen:

Harte Strafe wird Menschensöhnen
Die in Wadgelmir waten wer mit Unwahrheit
Den Andern verlügt überlang schmerzen die Strafen
(ollengi leiþa limar, limar d. i. Ruthen.)

Dieser Ausspruch ist nicht aus Wöluspa entlehnt, denn in

---

schöpfte; ein viertes, sehr abgekürztes von der Unterwelt Str. 33 sqq., kann schon früher mit dem Ragnarökr Str. 42—59 verbunden gewesen sein. Zwischen diese Lieder und ihre Verknüpfung zu dem vorliegenden Epos, der Wöl. vom Kreis der Welt, von der Erneuerung der Götter und der Erde sollen dann mehrere der aus dem vollen Leben der Götter schöpfenden Gesänge fallen (wie Skirnisför, Hymisquida, Thrymsquida, Vegtamsq.), so daß die Quellen der Wöluspa auf eine früher etwa mit dem 6. Jahrh. beginnende Blüthezeit des mythologischen Epos im Norden führen, die mit dem 8. Jahrh. Lieder verbindend, Stoffe übersichtlich zusammenstellend (z. B. Grimnismal) und in Frage und Antwort verarbeitend (z. B. Wafthrudnismal) abschließt.

1) Grimm, deutsche Rechtsalterthümer p. 695.

Digitized by Google

dem Lied von Sigurd heißt der Höllenfluß Wadgelmir und die darin Gepeinigten leiden überlang Ruthen für wahrheitswidrige Reden.

Unter den zwölf Rathschlägen, die Sigurdrifa an Sigurd ertheilt, wird Str. 22 vor der Rache gegen Blutsfreunde gewarnt, mit der Bemerkung: þat kveda daudom duga, „das, sagt man, taugt im Tode," die auf die Vergeltung nach dem Tode hinweist. Str. 23 warnt vor dem Meineid mit der Drohung:

Grimme Fesseln folgen dem Meineid
Unselig ist der Schwurbrecher.

Die grimmigen Fesseln lassen sich so wenig auf menschliche Strafen beziehen, wie sich der Zustand der Unseligkeit auf dieses Leben beschränken läßt. Man kann unter jenen Fesseln nur das Gebanntsein der Meineidigen in schweren Strömen oder die Fesselung in Nastrand verstehen. Dieses Lied, welches dieselbe Lehre, wie Wöl. enthält, kann nicht aus christlicher Zeit sein, weil der eine Theil eine schwierige Runenlehre enthält, der andre durchaus heidnische Rathschläge, wie z. B. den, daß man erlogene Schmähung gleich den andern Tag mit Todtschlag rächen soll (Str. 25). In diesem zweiten Theil können auch keine Zusätze durch christlichen Einfluß gemacht sein, denn die Rathschläge sind in alter Weise gezählt und die Zahlen alliteriren in ihrer Reihe; man müßte das ganze Lied zerstören, wollte man hier Einzelnes eingeschoben nennen und über Bord werfen.

Die Vorstellungen der Wöluspa müssen tief in das germanische Volksleben eingedrungen sein; in dem Heldenliede Atlamal (das Lied von Atli) sieht die Gemahlin Gunnars Glunonvör im Gesicht ihren Gatten von den Schrecknissen der Unterwelt bedroht. Auch hier sind es nagende Nattern, blutige Schwerter und heulende Wölfe, sodann ein gliederzerbrechender Strom, die zusammengestellt werden. cf. Str. 22—25.

Wöluspa beschließt die Schilderung des Verderbens in der Welt, das nach der Sn. Edda den Untergang unmittelbar zur Folge hat, mit Str. 46:

Brüder befehden sich fällen einander
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen
Unerhörtes ereignet sich großer Ehebruch.
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen
Windzeit, Wolfszeit, eh die Welt einstürzt
Der Eine schont des Andern nicht mehr.

Digitized by Google

Die Seherin, welche am Schlusse der Strophe die verschiedenen Zeitperioden vor dem Weltende herzählt, charakterisirt mit der ihr eigenen Kürze besonders die letzte kriegerische Zeit, welche die Wolfszeit (vargöld) genannt wird, mit Beziehung auf die in jener Zeit zu ihrer Bestimmung heranreifenden Wölfe von Fenrirs Geschlecht (S. 185). Die jüngere Edda giebt eine runde Zahl an: „drei Jahre, da die Welt mit schweren Kriegen erfüllt sein wird, da werden sich Brüder aus Habgier um's Leben bringen und der Sohn des Vaters, der Vater des Sohnes nicht verschonen."

Das Verderben hat einen so hohen Grad erreicht, daß die bei den Germanen besonders geheiligten Bande des Blutes, selbst das Bruderverhältniß sich allgemein auflösen. Der Bruderschaft wurden alle anderen noch so innigen Bande, wie die Liebe zum Gatten und zum Kinde, geopfert, wovon Signy und die Gudrun der Nibelungensage lebendige Beispiele sind. „Ihre Greuelthaten waren der Vorzeit wenn nicht Tugenden, so doch nicht unter Schande und Schuld fallende Krafterweisungen, denn sie halfen dem Bruder zur Rache." An dem Bruder war nicht einmal dann, wenn er den Vater getödtet hatte, Rache verstattet [1]. Mit dem Brudermord hat also das Böse seinen Gipfelpunkt in der Welt erreicht, dessen Anfang die Seherin mit dem Einzelmord und dem ersten Volkskrieg eingeleitet hatte. Außer dem Brudermord wird noch der Ehebruch als ein allgemein eingerissenes Verbrechen dieses Zeitalters angeführt, in dem alle sittlichen Ordnungen aufgelöst erscheinen.

Auf die Wolfszeit folgt dann die Windzeit: „Es wird ein Winter kommen, Fimbul-Winter, d. i. der große Winter, da stöbert Schnee von allen Seiten, da ist der Frost groß und sind die Winde scharf und die Sonne hat ihre Kraft verloren. Solcher Winter kommen drei nacheinander und kein Sommer dazwischen" [2]. Diese Naturphänomene sind nur ein treues Abbild der erschrecklichen Kriegsstürme, die in der Wolfszeit toben, da alle Liebe unter den Menschen erkaltet, alles Pflichtgefühl erloschen ist und das Rechtsgefühl sich völlig verdunkelt hat. Wie bei allen entscheidenden Ereignissen auf dem Gebiete des geisti-

1) Sigurdharqu. II. 10. cf. Haupt Zeitschrift VII. p. 310.
2) Sn. E. 51.

Digitized by Google

gen Lebens, z. B. bei Baldur's Tode, so leidet auch die ganze Natur bei dieser Krisis mit.

Nach diesen Vorzeichen tritt der Untergang der Welt ein oder die Götterdämmerung (ragna rökr d. i. das Ende der waltenden Götter). Die Götter, die bisher als die welterhaltenden Mächte gewaltet haben, sind nach Baldurs Tode, trotzdem daß sie Loki in Fesseln gelegt haben, nicht mehr im Stande, den zerstörenden Gewalten zu wehren. Die beiden Wölfe von Fenrirs Geschlecht, Sköll und Hati, die in der Wolfszeit gemästet, also jetzt ganz herangereift sind, verschlingen Sonne und Mond und die Sterne fallen vom Himmel herab. Darauf erbebt die Erde, daß die Bäume entwurzelt werden, die Berge zusammenstürzen und alle Ketten und Bande brechen und reißen. Durch diese Erschütterungen wird auch Loki, „der Riese" (Str. 48), und mit ihm der Fenriswolf (Str. 49) von den Fesseln frei, oder vielmehr, da Loki es ist, der das Erdbeben erzeugt, wenn er an seinen Ketten rüttelt, so werden dadurch, daß es ihm jetzt gelingt die Ketten abzuschütteln, jene furchtbaren Erschütterungen verursacht. Nichts hindert jetzt mehr an der Befreiung Loki's und Fenrir's, da alle sittlichen Bande in der Welt, auch die geheiligtsten, gebrochen und zerrissen sind. Der Fenriswolf fährt mit klaffendem Rachen umher, daß sein Oberkiefer die Erde berührt, und wäre Raum dazu, er würde ihn noch weiter aufsperren. Feuer glüht ihm aus Augen und Nase. Die Midgardschlange, die bisher gebändigt und in Schranken gehalten war, kann ihrer Riesennatur wieder freien Lauf lassen. „Das Meer überfluthet das Land, weil die Midgardschlange wieder Jotenmuth annimmt und das Land sucht. Sie speit Gift aus, daß Luft und Meer entzündet werden; entsetzlich ist ihr Anblick, indem sie dem Wolf zur Seite kämpft." Auch der Sturm, der von einem Riesen in Adlersgestalt, Hraeswelgr, d. i. Leichenschlinger, welcher an des Himmels Ende sitzt, erregt wird [1]), bricht los. Da wird auch Naglfari flott und kommt von Osten her gefahren. Hrymr heißt der Riese, der das Schiff steuert und alle Hrimthursen, d. h. die Frostriesen, in seinem Gefolge hat. Dieses Schiff ist aus den Nägeln der Todten gezimmert, die von ihren

1) Wafthr. 37. Sn. E. 18.

Angehörigen unbeschnitten liegen gelassen worden sind. Es galt hier eine heilige Pflicht, die Leiber der Verstorbenen auf die sorgfältigste Weise zu bestatten; dazu wurde auch die Sitte gerechnet, die Nägel nicht unbeschnitten zu lassen. Die jüngere Edda schärft diese Pflicht ein mit Beziehung auf dies Schiff Naglfari, das bei der hereinbrechenden Götterdämmerung vollendet sein und los werden wird. Durch Unterlassung dieser Pflicht trage man dazu bei, daß der Bau des Schiffes beschleunigt werde, den doch Götter und Menschen verspätet wünschen. Wenn nun Naglfari hier vollendet heranfährt, so erhellt daraus, daß alle Achtung vor den Todten, die Pietät in der Welt, verschwunden und eine völlige Gleichgültigkeit, ja Lieblosigkeit bei der Bestattung eingetreten ist. Niemand ist mehr bemüht, durch Erfüllung heiliger Pflichten den Untergang der Welt abzuwenden [1]). — Von Süden her kommen Muspells Söhne über die See gesegelt und Loki steuert. An ihrer Spitze fährt Surtur, der Wächter der Flammenwelt, vor ihm und hinter ihm glänzendes Feuer. Sein Schwert ist wunderscharf und glänzt heller als die Sonne. Indem sie über die Brücke Bifröst reiten, bricht sie unter ihnen zusammen. Auf der Ebene, die Wigrid heißt (von vig Kampf und rida reiten), welche hundert Rasten breit ist nach allen Seiten, stellen sich die feindlichen zerstörenden Gewalten, unter denen sich auch Hels ganzes Gefolge befindet, in Schlachtordnung auf.

Schon gleich beim Eintritt des Untergangs hat Heimdall, der Götterwächter, der an des Himmels Ende wohnt, um die Brücke Bifröst vor den Riesen zu bewahren, mit dem Giallarhorn, das in allen Welten gehört wird, das Signal gegeben und die Götter geweckt, die Rath halten.

Odin murmelt mit Mimir's Haupt

oder wie Sn. E. 51 es darstellt: Odin reitet zu Mimir's Brunnen und hält Rath für sich und sein Gefolge; die Esche Yggdrasils bebt und Alles erschreckt im Himmel und auf Erden. Die Asen wappnen sich zum Kampfe und alle Einherier eilen zur Walstadt. Zuvörderst reitet Odin mit dem Goldhelm, dem schönen Harnisch und dem Spieße Gungnir. Odin nimmt den Kampf mit dem Fenriswolf auf und unterliegt. „Der Wolf

1) Simrock deutsche Mythologie p. 142.

Digitized by Google

verschlingt Odin und wird das sein Tod.“ Aber bald kehrt sich Widar, Odin's Sohn, gegen den Wolf und setzt ihm den Fuß in den Unterkiefer [1]). Mit der Hand greift er dem Wolf nach dem Oberkiefer und reißt ihm den Rachen entzwei. Wafthrm 53. In der Wöl. heißt es Str. 55:

Nicht säumt Siegvaters erhabner Sohn
Widar, zu fechten mit dem Leichenwolf.
Er stößt dem Hwedrungsohn den Stahl in's Herz
Durch gähnenden Rachen; so rächt er den Vater.

Thor, der an Odins Seite den Kampfplatz betritt, mag ihm wenig helfen, denn er hat vollauf zu thun, um mit der Midgardschlange zu kämpfen. Es gelingt ihm, sie zu tödten, aber kaum ist er neun Schritte davon gegangen, so fällt er todt zur Erde von dem Gifte, das der Wurm auf ihn speit. Nach Wöl. Str. 56. [2]):

Da schreitet der schöne Sohn Hlodyns
Der Natter näher, der neidgeschwollenen,
Alle Wesen müssen die Weltstadt räumen,
Muthig trifft sie Midgards Segner,
Doch fährt neun Fuß weit Fiörgyns Sohn.

Freyr streitet wider Surtur, und kämpfen sie ein hartes Treffen, bis Freyr erliegt, und wird das sein Tod, daß er sein gutes Schwert mißt, welches er dem Skirnir gab (S. 170). Den Tyr läßt die jüngere Edda mit Garm, dem Hunde, kämpfen und Einer den Andern zum Falle bringen [3]). Loki kämpft mit Heimdall

---

1) „An diesem Fuße,“ sagt Sn. E. 51. cf. 29., „hat er den Schuh, zu dem man alle Zeiten hindurch sammelt, die Lederstreifen nämlich, welche die Menschen von ihren Schuhen schneiden, wo die Zehen und Ferfen sitzen. Darum soll diese Streifen ein Jeder wegwerfen, der darauf bedacht ist, den Asen zu Hülfe zu kommen.“ Simrock vermuthet, daß auch hier eine sittliche Pflicht eingeschärft werde, nämlich die der Milde und Wohlthätigkeit, wenn nämlich die Lederstreifen, welche die Reichen wegwerfen, von den Armen dazu benutzt werden konnten, ihre Füße damit zu bekleiden. Und zwar wird hier wie bei dem Schiff Naglfari, die Pflicht in Beziehung gesetzt zur Zukunft, da Widar den Vater der Götter am Wolfe rächt, indem er diesen mit Hülfe des Lederschuhes vernichtet und dadurch die Wiedergeburt der Götter und der Welt herbeiführt. Simrock deutsche Myth. p. 153 sqq.

2) Wir folgen der von Simrock angenommenen Anordnung, deutsche Mythol. p. 148.

3) Wöluspa erwähnt diesen Kampf zwar nicht; er läßt sich aber erklären,

Digitized by Google

und erschlägt Einer den Andern. Auch dieser Kampf ist in der Wöluspa nicht erwähnt, erklärt sich aber durch den früheren Kampf, den diese Götter bei dem Gegensatz ihrer Naturen mit einander geführt haben. (Vergl. S. 179.) Darauf schleudert Surtur Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt.

Str. 57. Schwarz wird die Sonne die Erde versinkt,
Vom Himmel fallen die heiteren Sterne,
Gluthwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

Nachdem das alte Göttergeschlecht im Kampfe mit den riesigen Gewalten untergegangen und die Welt durch Feuer verzehrt ist, tritt eine Erneuerung der Götter und der Welt ein.

Str. 58. Da sieht sie auftauchen zum andernmale
Aus dem Wasser die Erde und wieder grünen.
Die Fluten fallen der Aar fliegt darüber,
Der auf dem Felsen nach Fischen weidet.

Ein neues Göttergeschlecht tritt auf, das wieder wie im goldenen Zeitalter vor dem Verlust der Unschuld auf Idafeld wohnt (idavöllr von id wiederum, also das wiedergewonnene Feld in Asgard).

Str. 59. Die Asen einen sich auf Idafeld,
Ueber den Weltumspanner den großen, zu sprechen.
Da sind sie eingedenk uralter Sprüche
Von Fimbultyr gefundener Runen.

Str. 60. Da werden sich wieder die wundersamen
Goldenen Scheiben im Grase finden,
Die in Urzeiten die Asen hatten,
Die volkwaltenden Götter und Fiölnirs Geschlecht.

Str. 61. Da werden unbesät die Aecker tragen,
Alles Böse schwindet Baldur kehrt wieder.

Das neue Göttergeschlecht bilden die Söhne Odin's, Widar und Vali, denen weder die See noch Surturs Lohe geschadet hat; dann Baldur und Hödur, die aus dem Reiche „Hels"

---

wenn man unter Garm den Mana-Garm versteht, einen der beiden Wölfe von Fenrirs Geschlecht, der durch die ungerechten Kriege, die unter Tyrs Leitung stehen, genährt wird und den Mond verschlingt, daher Mondhund genannt, obgleich er ein Wolf ist. Es hat nur in der jüngeren Edda eine Verwechselung zwischen Managarm und dem Fenriswolf stattgefunden, da dieser allein vorher gefesselt war, jener aber heimlich ohne Wissen der Götter aufwuchs (siehe p. 185 und 197).

Digitized by Google

zurückkehren und in „des Sieggotts Himmel" wohnen. Es stellen sich ferner Thors Söhne Modi und Magni ein und bringen die Miöllnir mit (vergl. Wafthr. 51). Hönir, der als Geißel den Vanen übergeben war, kann wieder zurückkehren, wie es Wöl. Str. 62 heißt:

Da kann Hönir selbst sein Loos sich kiesen,
Und beider Brüder Söhne bebauen
Das weite Windheim.

Wenn Hönir dem Zusammenhang nach der eine „der beiden Brüder" sein muß, so ist der andere Odin; ihre Söhne also leben fort in der neuen Welt.

Auch ein neues Menschengeschlecht entsteht, da zwei Menschen, Lif und Lifthrasir, sich während Surturs Lohe an einem Orte, Hoddmimirs Holz genannt, verborgen und vom Morgenthau genährt haben, Wafthrm. 45. Die Sonne hat, ehe der Wolf sie verschlungen, eine Tochter geboren, nicht minder schön als sie selber ist; sie wird nun die Bahn der Mutter wandeln. Wafthrm. 47. Unbesäet werden die Aecker tragen und alles Böse in der Welt schwindet, da Baldur wiedergekehrt ist.

Als ein Gegenbild der Straförter, wie des Saales in Nastrand (Leichenstrand) schaut die Seherin in der neuen Welt einen anderen Ort:

Str. 63. Einen Saal sah ich heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höh'n;
Da sollen der Worthalter (dyggvardrottir, d. i. treue Menschen) Schaaren wohnen,
Und ohne Ende Wonne genießen.

Str. 64. Da reitet der Mächtige zum Rath der Götter,
Der Starke von oben der Alles steuert.
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzungen an.

Da alles Böse in der neuen Welt mit Baldurs Rückkehr schwindet, so hören die Strafleiden gänzlich auf; das drückt die letzte Strophe der Wöl. aus.

Mit dem Weltbrand und der Erneuerung der Welt ist der Kreislauf der germanischen Mythologie abgeschlossen. Das alte Göttergeschlecht, an dessen Spitze Odin steht, hat im Anfang den Urriesen erschlagen und aus seinem Leichnam die Welt gebildet. Die Götter haben sich dadurch von dem Riesengeschlecht, den

Digitized by Google

rohen ungebändigten Naturkräften als ordnende geistige Mächte unterschieden und bei der Weltbildung den ersten Sieg des Geistes über den Stoff errungen. Ein neues Riesengeschlecht war von einem beim Untergang des alten entkommenen Riesen entstammt, und der Kampf der Götter gegen die elementaren Kräfte auf's Neue entbrannt. Dieser Kampf des Geistes mit der Natur gestaltet sich für die religiöse Vorstellung zugleich als ein sittlicher Kampf, und zwar als der Kampf des Guten und Bösen in der Welt, in dem die Götter, da sie sich mit dem Riesengeschlecht in Verbindung einlassen, befleckt werden und dem Bösen, der Ursache des in der Welt sich entwickelnden Verderbens und endlichen Untergangs, in ihrer eigenen Mitte Raum lassen. Der Mensch ist vermöge des Ursprungs seiner Natur dazu bestimmt, in den Kampf der Götter wider die Riesen im Großen und Ganzen und für sich selbst mit einzutreten. Indem das Böse in dem Weltkampfe die Oberhand gewinnt und seine verderblichen Wirkungen immer mächtiger entfaltet, bereitet sich der letzte große Entscheidungskampf vor. Die Götter gehen darin unter, aber auch das ganze Riesengeschlecht kommt um und die Welt wird durch Feuer verzehrt. Nach dem Weltbrande erhebt sich eine durch's Feuer geläuterte neue Erde aus den Fluthen, und ein neues Göttergeschlecht ersteht, während das Riesengeschlecht gänzlich vernichtet ist und nicht wieder auflebt. So führt also der letzte große Entscheidungskampf, wenn er auch mit einer Niederlage des alten Göttergeschlechts endet, den endlichen Sieg herbei, indem damit die vollständige Uebermacht des Geistes über die Natur errungen wird und das Gute für immer die Herrschaft in der Welt behauptet.

Unter dem Göttergeschlecht der erneuerten Welt finden sich die Söhne Odins, Widar und Wali, die den Weltbrand überdauert haben (Wafthrm. 51). Es sind die beiden Rächer der Götter. Der eine, Wali, hat den Mord des Bruders, Baldurs, an Hödur sofort gerächt. Der andre, Widar, hat für den Vater Rache genommen, und indem er den Fenriswolf vernichtet, die Wiedergeburt der Götter und der Welt, wie es sein Name ausdrückt (Widar von Vidhr), herbeigeführt. Sn. E. 29 heißt es von Widar: „auf ihn vertrauen die Götter in allen Gefahren", insbesondre in der Gefahr, die ihnen im letzten Kampfe bevorsteht, denn wenn auch der Vater der Götter dem Wolf

Digitized by Google

erliegt, so wird dieser von Widar vernichtet und dadurch die Wiedergeburt erkämpft. Sodann kehrt Baldur, der einzige, der rein und schuldlos unter den alten Göttern war, neugeboren aus dem Reiche der Hel, das zerstört ist, zurück und mit Baldur zugleich sein Bruder Hödur, der ihn gefällt hatte, zum Beweise, daß alle Fehde unter den Göttern ein Ende habe.

Thor lebt wie Odin in seinen Söhnen verjüngt und vergeistigt in der neuen Welt wieder auf: Modi, der Muthige und Magni der Starke, sollen Miöllnir, den Hammer, schwingen, d. h. jetzt nur zum Weihen und Segnen und den Krieg zu Ende bringen. Hönir, der beim Friedensschluß zwischen Asen und Vanen diesen als Geißel übergeben worden war, kann zurückkehren, da jetzt alle Fehde ein Ende hat und es keiner Geißel als Bürgschaft für den Frieden mehr bedarf. In demselben Sinne heißt es (Wafthrm. 39), daß Niördr, den die Vanen als Geißel gestellt hatten, am Ende der Zeiten mit seinem Geschlecht zu den Vanen zurückkehren werde. Hönir kehrt zurück und die Söhne „der beiden Brüder", nämlich Hönir's und Odin's, also die Söhne der Götter, die bei der Bildung des ersten Menschenpaares die geistigen Gaben verliehen hatten, leben fort in der neuen Welt. Loki dagegen, der als der dritte im Bunde mit jenen zusammengewirkt und die sinnliche Mitgift dem Menschen gegeben hatte, ist mit seinem ganzen Geschlechte vernichtet.

Mit Odin sind auch die Einherier, die Helden alle gefallen, die ihr Leben Odin geweiht und durch Kampf und Sieg auf Erden, durch die fortgesetzten Kämpfe in Odins Hallen sich für den letzten Entscheidungskampf vorbereitet hatten. Das ganze Menschengeschlecht ist im Weltbrande vertilgt. Nur zwei Menschen haben sich während der großen Katastrophe gerettet; sie haben sich unter der Weltesche verborgen und vom Morgenthau genährt. Ihre Namen heißen: Lif, das Leben, und Lifthrasir, die beharrliche Lebenskraft [1]), von denen ein neues Geschlecht entstammt, das die ganze Welt bewohnen wird. Für dieses neue Geschlecht tragen die Aecker unbesät, das Böse hat für dasselbe seine Macht und verderblichen Wirkungen verloren, da Baldur wiedergekehrt ist. Als Gegenbild zu dem unterweltlichen Strafleiden sieht die Seherin jetzt den Ort, wo treue Menschen (dyggvar

1) Glossar zum III. Bd. der Edda p. 223.

Digitized by Google

drollir) wohnen, und ewige Freude genießen. Eine großartige Anschauung, zu der sich der germanische Geist hier am Schlusse des mythologischen Systems erhebt, ist der mächtige und starke Gott, der zum Rathe der Götter reitet und Alles steuert. Wenn sein Name auch noch unaussprechlich ist, so ist hier doch eine Ahnung von einem geistigen Monotheismus vorhanden, wie sie jenem unbekannten Gotte der Athenienser (Acta app. 17, 23.) zu Grunde lag, an den der große Heidenapostel Paulus seine christliche Predigt anknüpfte [1]). Wie dieser einer unter den vielen zu Athen verehrten Göttern war, so ist auch jener Mächtige und Starke nicht „der Einzige, in der neuen Welt," denn er reitet zum Rath der Götter; aber er ist der höchste Gott, der Alles leitet und dem die andern Götter dienstbar sind. Schon in Fimbultyr, d. i. der große Gott, Str. 59, der nur an dieser Stelle genannt wird, haben wir einen höheren Gott als Odin anzunehmen, obgleich dieser als der Erfinder der Runen angesehen wurde. Der höchste Gott, der die neue Welt beherrscht, hat schon vordem, wenn auch geheimnißvoll, gewaltet. Seine Erinnerung wird jetzt wieder lebendig und das neue Göttergeschlecht unterwirft sich ihm. Der Zug zum Monotheismus, der in der germanischen Mythologie sich findet, giebt sich schon darin zu erkennen, daß bei aller Zertheilung der göttlichen Kräfte und Eigenschaften im Polytheismus doch Odin als Allfadr an der Spitze des alten Göttergeschlechts eine Vereinigung bildet und aufrecht erhält. „Und darum," sagt Sn. E. 9, freilich von christlicher Anschauung ausgehend, „mag er Allvater heißen, weil er der Vater ist aller Götter und Menschen, und alles dessen, was er durch seine Kraft hervorgebracht hat."

Der höchste Gott, den Str. 64 in der neuen Welt walten läßt, bietet durch seine rathschlagende und richterliche Thätigkeit die rechte Bürgschaft dar für die Erhaltung des Friedens. Er unterscheidet sich dadurch wesentlich von Odin, dem Kriegsgott und seinem kriegerischen Geschlecht, daß unter seiner Herrschaft ewiger Friede besteht. Die Str. 64 hat kein jüngstes Gericht lehren wollen — wie Weinhold meint, der deshalb christlichen Einfluß in der Wöluspa annimmt — sondern ein erneu-

1) Om Ragnaroksmythen af Mart. Hammerich Kjöbenhavn 1836. p. 18 sqq.

Digitized by Google

tes Thingen zur beständigen Aufrechthaltung des Friedens in der neuen Welt. Es herrschen dort nur Recht und Gerechtigkeit und deshalb besteht ein ewiger Friede [1]).

Zu dieser erhabenen Vorstellung eines höchsten Gottes, der ein Gott des Friedens ist, erhebt sich auch das Hyndluliod, die sogenannte kleine Wöluspa, Str. 41, nachdem sie vorher Odins gedacht hat:

Einst kommt ein Andrer, Mächtiger als er
Doch ihn zu nennen, wag ich nicht
Wenige werden weiter blicken
Als bis Odin den Wolf angreift.

Mag hier auch Str. 65 der Wöluspa berücksichtigt sein, so haben wir einen nicht lange nachher (im 8. Jahrh.) verfaßten Commentar, der die Auffassung jener Strophe bestätigt. Die Wöla wagt nicht, den Namen des Mächtigern zu nennen, der einst kommen wird. Dieser namenlose, d. h. mythologisch noch nicht ausgeprägte Gott wird an andern Stellen der Edda schlechthin als der Schöpfer oder Regierer, miötudr i. c. mensor, moderator Messer oder Maßhalter, bezeichnet [2]).

Wenn in der neuen Welt „alles Böse verschwunden ist, da Baldur wiederkehrt," so hören damit die Strafleiden von selber auf. Hels Reich ist im Weltbrande vernichtet und gewinnt seine Macht nie wieder. Dies drückt die letzte Strophe 65 der Wöluspa hochpoetisch aus, die als nothwendiger Abschluß des Ganzen aus inneren Gründen unbezweifelt echt zu sein scheint. Der schwarze Drache (dreki), ein Ausdruck, der sonst freilich in der Edda sich nicht findet, ist Nidhöggr, der jetzt niedersinkt, d. h. von dem tiefen Abgrund verschlungen wird, um nie wieder in der Welt der Freude und des Friedens zu erscheinen [3]).

Die jüngere Edda läßt in der erneuerten Welt die Strafleiden fortdauern (Sn. E. 52). Dies beruht nicht etwa auf einem Mißverständniß von Wöluspa, sondern hängt mit dem

1) Dietrich, Alter der Wöluspa. Haupts Zeitschrift VII, 317.

2) Sigurdq. III, 68. Oddrunargratr 17. cf. Grimm, Myth. p. 20.

3) Die gewöhnliche Lesart: nu mon hon seyequaz, jetzt wird sie sinken, hat man auf die Seherin bezogen, die am Schluß selbst niedersinkt, d. h. zu reden aufhört; allein in der älteren Ausgabe der Edda von Resenius heißt es: jetzt wird er, han, nämlich Nidhöggr, niedersinken, cf. Edda Sämundar Hafniae III. Bd. p. 56. Anm. 103; p. 206.

Digitized by Google

veränderten Standpunkt zusammen, den sie einnimmt, als ob nämlich, wie aus der Einleitung zu Gylfaginning erhellt (Sn. E. 3), die Welt sich bereits erneuert und verjüngt habe. Diese Vorstellung und die Annahme von der Fortdauer der Strafleiden in der erneuerten Welt, weisen deutlich auf christliche Einflüsse hin, die sich hier geltend gemacht haben.

Digitized by Google

III. Die Bekehrung der Gothen zum Christenthum.

Die Annahme der alten Apologeten über die frühe Verbreitung des Christenthums unter den östlich an der Donau und am schwarzen Meere wohnenden Völkern sind zu sehr von apologetischem Interesse ausgegangen, als daß sich darauf bauen ließe. Tertullian fügt zu den am Pfingstfest zu Jerusalem vertretenen Völkern der Erde noch eine ganze Reihe der damals den Römern bekannten Namen hinzu [1]). Die ersten Boten des Christenthums unter den Gothen sind Gefangene gewesen, welche sie auf ihren Kriegszügen, besonders unter Valerian und Gallienus Regierung, fortgeführt hatten (S. 92), zu einer Zeit, wo im römischen Reiche die Bekenner des Christenthums sich so sehr gemehrt hatten, daß dasselbe religio licita geworden war. Es war dies eine Art der Bekehrung, die der Verfasser der Schrift de vocatione gentium als besonderen Beweis für die unwiderstehliche Gnade Gottes anführt: „Manche Söhne der Kirche," sagt er, „welche von den Feinden als Gefangene fortgeschleppt wurden, machten ihre Herrn dem Evangelium Christi dienstbar und sie standen als Lehrer des Glaubens denjenigen vor, welchen sie nach Kriegsrecht als Knechte dienten... So kann nichts der göttlichen Gnade widerstehen, daß sie nicht, was sie will,

1) Tertullian adv. Judäos (v. J. 200) zu den Völkern, welche an den schon erschienenen Christus glauben und bereits am Pfingstfest zu Jerusalem vertreten waren, fügt er noch hinzu: „und die übrigen Völker ut iam Getulorum varietates et Maurorum multi fines, Hispaniarum omnes termini et Gallicarum diversae nationes et Britannorum inaccessa Romanis loca Christo vero subdita et Sarmatarum et Dacorum et Germanorum et Scytharum et abditarum multarum gentium et provinciarum et insularum multarum nobis ignotarum et quae enumerare minus possumus. Dort überall herrscht Christi, des schon Gekommenen, Namen." Darnach ist die Stelle Apolog. adv. gentes 37 zu beurtheilen.

Digitized by Google

sollte ausführen können, indem sogar die Zwietracht zur Einigung hinzieht und die Wunden in Heilmittel verwandelt werden, so daß die Kirche, woher sie Gefahr fürchtet, von dort her neues Wachsthum erhält“ [1]). Diese Art der Bekehrung der Barbaren durch Kriegsgefangene schildert Sozomenus genauer, als er die Christianisirung der Gothen und ihre Folgen erzählt [2]). Bei den wiederholten Einfällen der Barbaren im Osten unter Gallienus und den folgenden Kaisern wurden auch Kleriker zu Gefangenen gemacht und mußten mitziehen. Sie heilten die Kranken, trieben die Dämonen aus, indem sie Christi Namen nur nannten und als Sohn Gottes anriefen, außerdem führten sie einen reinen Wandel und überwanden alle Vorwürfe gegen den christlichen Namen durch ihre Tugenden. Die Barbaren, die von Verwunderung vor dem Leben und den Wunderthaten dieser Männer erfüllt wurden, sahen ein, daß es wohlgethan sei, den Gott der Christen für sich gnädig zu stimmen, wenn sie jenen Männern nachahmten und dasselbe höhere Wesen wie sie verehrten. Als sie um praktische Anweisung baten, erhielten sie Belehrung, wurden getauft und zu Gemeinden vereinigt. — Philostorgius giebt noch genauer an, daß die Gothen bei ihren Einfällen in Asien unter Valerian und Gallien aus Galatien und Kappadocien viele Gefangene, unter andern Kleriker mit weggeführt hätten, durch welche das Christenthum verbreitet worden sei [3]).

Das steht fest, daß zur Zeit Constantins das Christenthum schon seit einiger Zeit Eingang unter den Gothen gefunden und sie gesitteter und menschlicher gemacht hatte. Athanasius konnte sich um diese Zeit (im J. 319—321) als Apologet bei seiner Schilderung der Siege des Christenthums über das Heidenthum unter andern auch auf die Gothen berufen. Die Gemüther seien von der christlichen Wahrheit wirklich überzeugt und gewonnen, daß sie, nachdem sie die Wildheit der Sitten abgelegt, ihre heimischen Götter nicht mehr verehrten, sondern Christum erkannt hätten und durch ihn den Vater. Als heilsame Wirkung des Christenthums müsse es erscheinen, daß Frieden in die unversöhnlichen Gemüther gebracht sei. Diejenigen, welche sonst nur ihr Leben in den Waffen zugebracht hätten, seien

1) de vocatione gent. II, c. 33. 2) Sozomen. hist. eccl. II, 6.
3) Philostorg. hist. eccl. II, 5. (lebte v. 318—425).

Digitized by Google

friedliebend geworden, die Herrschaft der Dämonen, denen sie opferten, habe ein Ende und fortdauernder Frieden und Freundschaft erfüllten die Herzen. Was der Prophet Jesaias geweissagt habe, daß die Schwerter der Völker zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln gemacht werden sollten, habe sich erfüllt. Sogleich von dem Kriege wendeten sich die Barbaren, denen Christus gepredigt worden sei, zum Ackerbau, und nicht mehr bewaffneten sie die Hände mit dem Schwerte, sondern streckten sie aus zum Gebet. Sie hörten auf, sich unter einander zu bekämpfen und waffneten sich gegen den Teufel und die Dämonen mit Mäßigung und Tapferkeit der Seele. Athanasius spricht von einem Märtyrerthum der Barbaren, die den Tod verachteten, daraus könne man die Kraft des Christenthums am besten ermessen. Er sagt aber nicht ausdrücklich, daß die Gothen schon damals Märtyrer aufzuweisen gehabt hätten [1]). Wenn die Kirchengeschichtsschreiber mit der Unterwerfung der Gothen durch Constantins Waffen auch ihre Unterwerfung unter das Kreuz Christi, die Annahme der christlichen Religion, in Verbindung bringen [2]), so haben sie dabei eine feste, kirchliche Organisation im Sinne, die bereits zu Constantins Zeit für die christlichen Gothen getroffen war. Auf dem Nicänischen Concil im J. 325 erscheint schon ein Bischof der Gothen, oder Gothiens, Theophilus, der die Beschlüsse mit unterzeichnet hat [3]). Constantin hatte die Gothen im J. 322 unterworfen, den Tribut, den sie früher erhalten hatten, ihnen entzogen und viele, die sich zum Kriegsdienst erboten, im römischen Heere aufgenommen. Er hatte ferner im J. 323 mit den Gothen zur Bekämpfung des Licinius einen Vertrag geschlossen. Dem Kaiser mußte daran gelegen sein, die dem römischen Reiche so gefährlichen Gothen durch noch engere Bande, durch gemeinsame Gottesverehrung, sich zu verbinden. Zur festeren Begründung des Christenthums erschien die Form des Episcopats als die geeignetste. Mag nun auch Constantin nur indirekt auf die Einsetzung eines Bischofs für die Gothen eingewirkt haben, jedenfalls ließ er ihn gleich zu dem ökumenischen Concil nach Nicaea heranziehen und die Beschlüsse mitun-

1) Athanasius de incarnatione verbi 50 u. 51. cf. Sozomen. II, 6.

2) Eusebius in vita Const. IV, 5. Socrat. hist. eccl. I, 18.

3) Socr. hist. eccl. II, 41. Θεόφιλος, ὃς τῶν Γοτθων ἐπίσκοπος.

Digitized by Google

ſtammte, in Zweifel zu ziehen, da Baſilius, ebenfalls ein Kappadocier, wiederholt in Briefen darauf hinweiſt, daß von Kappadocien aus zuerſt der Same des Chriſtenthums unter den Gothen ausgeſtreut worden ſei, und da eine Verbindung der chriſtlichen Gemeinde in Gothien mit der kappadociſchen Kirche noch in ſpäterer Zeit fortbeſtand. Wenn auch Philoſtorgius in andern Angaben zu berichtigen iſt, ſo iſt dieſe gewiß als richtig anzunehmen.

Die Geburt des Ulfila fällt in das Jahr 318, da er nach Aurentius ein Alter von 70 Jahren erreichte und im J. 388 geſtorben iſt. Seine Eltern hatten alſo, wenn ſie unter Valerian und Gallien aus Kappadocien fortgeführt waren, ſchon über ein halbes Jahrhundert unter den Gothen gelebt, als Ulfila geboren wurde. Daher erklärt ſich's, daß er einen gothiſchen Namen erhielt Vulfila, von vulfs, d. i. Wolf, alſo Wölflein, eine Bildung wie die Namen Sunila und Fripila bei Hieronymus; Merila, Theudila, Igila, Coſtila, Sinthila, (Svinthila) in der Neapol. Urkunde; Agila, Gothila, (Gudila), Blivila und Froila (Frauſila) bei Jornandes; Taucila (Auſila) und Thraſſtila bei Ennodius; *Τωτίλας*, *Οὐίτλας*, *Οὐαδρίλας*, *Μουνίλας*, *Ῥικίλας* bei Procopius u. a. Bei den Griechen iſt die Form *Οὐλφίλα* oder *Οὐλφίλας*, bei den Lateinern Ulfila geläufig, für das gothiſche ſteht auch abſpirirt lat. Hulfila; ſo bei Aurentius [1]). Der Name ſteht nicht vereinzelt da. So z. B. kommt unter Honorius ein Heerführer *Οὐλφίλας* vor [2]). Ulfila erhielt nicht bloß einen gothiſchen Namen, ſondern erlernte auch, da er unter den Gothen aufwuchs, ihre Sprache. Durch ſeine Eltern wurde er aber auch in griechiſcher Bildung und im Chriſtenthum auferzogen und dadurch bei ausgezeichneten Gaben beſonders vorbereitet, der Lehrer und Erzieher ſeines Volkes zu werden. Ulfila wirkte zuerſt als Lehrer unter den Gothen und zwar unter den an der Donau ſitzenden Weſtgothen, Thervingen, Taifalen. In ſeinem dreißigſten Jahre, alſo im J. 348, wurde

1) Die gothiſche Form Vulfila cf. Cassiodor. hist. trip. VIII, 13 Vulphilas, hat bei Späteren eine mannichfache Schreibweiſe erfahren: Urfilas, Gulfilas, Hulfilas, Gilfulas, Galfilas, Ulphias, Gulfias und noch weitere Verſtümmelungen.

2) Olympiodor. Script. Byz. ed. Bonnae I, 453. Sozomen. hist. eccl. IX, 14.

Digitized by Google

er, nach Aurentius' Bericht, zum Bischof ordinirt, damit er nicht nur ein Erbe Gottes und Miterbe Christi sein, sondern auch darin Christo und seinen Heiligen nachfolgen sollte, daß er, wie einst David im 30. Jahre zum Könige und Propheten eingesetzt worden sei, um das Volk Gottes, die Kinder Israel, zu regieren und zu lehren, so auch als Prophet und Priester Christi das Volk der Gothen lenke und bessere, belehre und erbaue. Dies habe sich auch nach dem Willen Gottes und mit Hülfe Christi durch seine Amtsführung auf wunderbare Weise erfüllt. Und wie Joseph in Egypten im 30. Jahre aufgetreten und unser Herr und Gott, Jesus Christus der Sohn Gottes, 30 Jahre alt nach dem Fleisch eingesetzt und getauft worden sei, und darauf begonnen habe, das Evangelium zu predigen und die Seelen der Menschen zu weiden, so habe auch Ulfila durch Christi Veranstaltung und Einsetzung das der Predigt ermangelnde Volk der Gothen nach der evangelischen und apostolischen und prophetischen Lehre herangebildet, Gott zu loben gelehrt und viele dazu gebracht, wahre Christen zu sein.

Durch die bestimmte Angabe des Jahres 348, in dem Ulfila die Bischofsweihe erhielt, wird Philostorgius berichtigt, der erzählt, daß zur Zeit Constantins Ulfila von dem Herrscher der Gothen mit Andern als Gesandter an den Kaiser geschickt worden sei, und damals von Eusebius und den andern mit ihm versammelten Bischöfen zum Bischof der im Gothenlande sich zum Christenthum Bekennenden (τῶν ἐν τῇ Γετικῇ χριστιανιζόντων) eingesetzt worden sei. Im J. 348 war aber Constantin schon geraume Zeit gestorben. Die Annahme, daß eine Verwechselung stattgefunden und Constantius, der damals im Orient herrschte, eigentlich gemeint sei, gewährt keine Lösung, da Eusebius, Bischof von Constantinopel, zu jener Zeit ebenfalls schon seit sieben Jahren todt war. Eusebius von Caesarea, an den hier wohl nicht zu denken ist, war bereits im J. 340 gestorben. Philostorgius läßt als Arianer dem Ulfila, den er, ohne des Teophilus zu gedenken, den ersten Bischof der Gothen nennt, die Ordination durch den als Partheihaupt der Arianer hervorragenden Eusebius von Nicomedien ertheilt werden. Dadurch soll Ulfila und die christliche Kirche Gothiens gleich von vornherein als dem arianischen Bekenntniß ergeben auftreten, während die andern griechischen Kirchengeschichtsschreiber, Socrates ꝛc., die

Digitized by Google

Sache anders darstellen und diese Darstellung wenigstens durch das Auftreten des Theophilus zu Nicaea bestätigt wird.

Ulfila wirkte als Bischof mit großem Eifer für die Bekehrung der Gothen. Die Zahl der Bekenner muß in kurzer Zeit sehr zugenommen haben, da die Christen unter den Gothen bald die Aufmerksamkeit des Herrschers auf sich zogen, der, da er noch dem Heidenthum anhing, eine Verfolgung begann. Wer unter dem iudex Gothorum, d. i. der Thervingen, also Westgothen, in dem Bericht des Aurentius zu verstehen sei, kann nach dem, was wir von Athanarichs Stellung aus andern Quellen wissen (s. S. 98), nicht im mindesten zweifelhaft sein. Bei der großen Ausdehnung, welche die Macht Hermanrichs, des Heldenkönigs der Gothen, gewonnen hatte, war damals schon die Führung der Thervingen dem Athanarich überlassen, der den Namen eines iudex dem Königstitel vorzog, da dieser die Macht, jener aber die Weisheit bezeichnete. In der von Athanarich erregten Verfolgung starben christliche Gothen den Märtyrertod oder gingen als Bekenner siegreich aus dem Kampfe hervor, den sie um des christlichen Glaubens willen bestanden. Der Zeitpunkt dieser ersten Verfolgung läßt sich nach Aurentius chronologischen Angaben genau bestimmen. Sie fällt in das 7. Jahr des Episcopats von Ulfila, also in's Jahr 355. In Folge dieser Verfolgung, die sich erhoben hatte und immer heftiger zu werden drohte, zog Ulfila mit einer Schaar christlicher Gothen aus, nachdem ihnen zuvor vom Kaiser Constantius die Erlaubniß zur Niederlassung auf römischem Gebiet ertheilt worden war. Auf diesen ersten Auszug eines Theils der christlichen Gothen unter Ulfila bezieht sich offenbar Philostorgius [1]). Ulfila war es, der bei dem Kaiser Constantius die Erlaubniß zur Niederlassung auf römischem Gebiet erwirkte; und zwar giebt Philostorgius speziell Moesien als die Gegend an, wo die christlichen Gothen Wohnsitze eingeräumt erhielten. Dort in der Gegend von Nicopolis, am Jatrus (Nicobi), das von Trajan erbaut worden, am Fuße des Haemus, kennt Jornandes noch zu seiner Zeit einen sehr zahl-

1) Philost. II, 5. *ὅτι Οὐρφίλαν φησὶ κατὰ τούτους τοὺς χρόνους ἐκ τῶν πέραν Ἴστρου Σκυθῶν, οὓς οἱ μὲν πάλαι Γέτας οἱ δὲ νῦν Γότθους καλοῦσι, πολὺν εἰς τὴν Ῥωμαίων διαβιβάσαι λαὸν δι' εὐσέβειαν ἐκ τῶν οἰκείων ἠθῶν ἐλάσαντας.*

Digitized by Google

reichen gothischen Volksstamm, den er Gothi minores nennt, welche mit Ulfila, ihrem Primas, dahin gezogen waren. Jornandes schildert sie als ein armes, unkriegerisches Volk, das von Ackerbau und Viehzucht lebe. „Es hat nur Ueberfluß an Zugvieh verschiedener Art, Weiden und Waldungen, dagegen wenig Getreide, obgleich das Land sonst (ceterarum specierum) fruchtbar ist. Weinberge jedoch, wenn sie auch anderwärts sind, kennen sie nicht und nur aus benachbarten Orten kaufen sie Wein: denn sie leben nur von Milch“ [1]). Ulfila hat nach dieser Nachricht für die christlichen Gothen, die ein mit Ackerbau verbundenes Hirtenleben fortsetzten, bei dem ersten Auszug einen höchst passenden Landstrich erwählt, der durch die Natur so geschützt war, daß sich seine Bewohner hier noch Jahrhunderte hindurch unter allen Stürmen behaupten konnten. — Philostorgius fügt seiner Erzählung von diesem Auszug hinzu, daß der Kaiser — er meint damit ohne Zweifel wieder den Constantin — den Ulfila in hohen Ehren gehalten, und ihn häufig den Moses der Gothen genannt habe. Darauf bezieht sich auch Aurentius, der da, wo er von der ehrenvollen Aufnahme des Ulfila durch Constantius redet, die Parallele zwischen Moses und Ulfila also ausführt: „gleichwie Gott durch Mosen sein Volk von der Macht und Gewalt des Pharao und der Egypter befreite, durch das rothe Meer hindurchführte und sich zum Dienste ausersah, so befreite er auch durch Ulfila die Bekenner seines heiligen, eingeborenen Sohnes aus der Hand des Barbaren, ließ sie durch die Donau hindurchziehen und sorgte, daß sie in dem Gebirge nach dem Vorbilde der Heiligen ihm dienen konnten.“

In dieser Gegend von Moesien, ohnweit Nicopolis, am Fuße des Haemus, läßt der Bericht des Aurentius Ulfila noch 33 Jahre, also bis zum Jahr 388 als Bischof unter den Gothen wirksam sein, so daß die ganze Zeit seines Episcopats sich auf 40 Jahre beläuft. Aurentius spricht nur ganz allgemein von der Wirksamkeit Ulfila's durch Predigt und Schrift, geht aber nicht näher in das Einzelne derselben und auf weitere Begebenheiten seines Lebens ein. Diese Lücke wird aber zum Theil durch die Berichte der Kirchengeschichtsschreiber ausgefüllt. Socrates und Sozomenus berichten, daß Ulfila der Synode zu

1) Jorn. de reb. get. c. 51.

Digitized by Google

Constantinopel im J. 360 beigewohnt und der dort von den Arianern festgestellten Glaubensformel zugestimmt habe; dort wurde nämlich die zu Ariminum im J. 359 schon aufgestellte Formel mit einem Zusatze angenommen, daß das Wort οὐσία, weil es in der Schrift nicht vorkomme, gar nicht mehr gebraucht werden, auch die Bezeichnung ὑπόστασις, in Betreff des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes vermieden werden solle. Socrates bemerkt, daß Ulfila damals zuerst dieser Lehre, der arianischen, zugestimmt habe, während er vor dieser Zeit, wie Theophilus, der Bischof der Gothen, dem nicaenischen Bekenntniß sich angeschlossen hatte. Ulfila war von der arianischen Parthei zu der constantinopolitanischen Synode hinzugezogen worden, weil er damals, im J. 360, schon seit fünf Jahren auf römischem Gebiet ansässig war und von dem Kaiser Constantius hoch geachtet wurde. Wie es mit seinem damaligen Uebertritt zum Arianismus sich verhalten habe, werden wir später sehen.

Von der Verfolgung, die Athanarich seit dem Jahre 370 abermals gegen die Christen unter den Gothen erhob, in der viele als Märtyrer starben, oder aus dem Lande vertrieben wurden [1]), ist Ulfila nicht unmittelbar berührt worden. Diese Verfolgung, welche die Kirchengeschichtsschreiber Socrates und Sozomenus genauer schildern, obgleich sie die geschichtlichen Verhältnisse verwirrt haben, muß eine sehr heftige gewesen sein. Man kann daraus ersehen, daß die frühere Verfolgung im Jahre 355 das Christenthum nicht zu unterdrücken vermochte, so daß dasselbe seitdem sich immer weiter ausgebreitet hatte. Nicht bloß Gothen niederen Standes oder aus der ärmeren Klasse, wie der heilige Saba, sondern Männer aus den edelsten Geschlechtern, die das größte Ansehen in ihrem Volke genossen, wie der heilige Nicetas, hatten sich zum Christenthum bekannt und konnten durch keinerlei Marter bewogen werden, ihre Ueberzeugung zu verleugnen. Man muß aus dieser Thatsache schließen, daß seit dem Auszug des Ulfila unter den Gothen jenseit der Donau eifrig missionirt worden war. Als ein unter den Gothen damals wirkender Missionar wird uns Audius, der von der syrischen

1) Hieronym. Chron. ad a. 370 Atanaricus rex Gothorum in Christianos persecutione commota plurimos interfecit: et de propriis sedibus in romanum solum expulit. P. Orosius lib. VII, 32.

Digitized by Google

Kirche ausgegangen war, bei Epiphanius genannt[1]). Seine Wirksamkeit wurde durch die Verfolgung des Athanarich verstört. Ferner rühmt Basilius den Eifer des aus Kappadocien stammenden Eutyches für die Ausbreitung des Christenthums unter den Gothen: „Niemand von uns ist Eutyches an Tugend zu vergleichen; die wir weit davon entfernt sind, daß wir die Barbaren durch die Macht des Geistes und die Kraft der Gaben zähmen, daß wir vielmehr die Gesitteten durch das Uebermaß unsrer Sünden verderben“[2]). Wir sehen daraus, daß die alte, durch Kriegsgefangene angeknüpfte Verbindung zwischen den Gothen und Kappadociern fortbestand. Gewiß ließ der Eifer für die Bekehrung der Gothen auch Ulfila nicht ruhen, gerade da zu wirken, wo es galt, den heftigsten Widerstand gegen das Heidenthum zu bekämpfen, nämlich unter den Gothen Athanarichs. Socrates sagt ausdrücklich, daß Ulfila die Gothen Athanarichs zum Christenthum bekehrt habe, der darüber unwillig geworden sei, daß die Religion der Vorfahren verletzt werde, und die Christen hart bestraft habe, so daß auf diese Weise die Barbaren, die dem arianischen Bekenntniß ergeben waren, Märtyrer geworden seien. Wir haben keinen Grund, diese Nachricht, welche sich auf die Verfolgung im J. 370 u. ff. bezieht, zu bezweifeln, da Socrates von Arianern als Märtyrern spricht, von denen er bekennen muß, daß sie, wenn gleich von der rechten Lehre abgeirrt, doch für den Glauben an Christum das Leben dieser Welt verachtet hätten. Sozomenus rühmt ebenfalls von Ulfila, daß er vielfache Proben seiner Tüchtigkeit gegeben und sich unzähligen Gefahren für die Ausbreitung des Christenthums unter den noch heidnischen Gothen ausgesetzt habe.

Wenn in der Verfolgung, die Athanarich seit dem J. 370 erhob, die Christen unter den Gothen auf römischem Boden Zuflucht suchten, wie in der ersten Verfolgung die Gothen unter Ulfila's Führung, so erhellt daraus, daß sie damals jenseit der Donau noch keinen Halt hatten oder irgend einen Schutz fanden. Dies war erst später der Fall, als unter den Westgothen eine Theilung eintrat und ein Theil unter der Führung von Frithigern

1) Epiphanius adv. haer. lib. III, tom I, 14 u. 15. Epiph. schrieb um's Jahr 375.

2) Basilius Ep. 164 v. J. 374 an den Bischof Ascholius von Thessalonich.

Digitized by Google

dem mächtigen Athanarich entgegentrat. Die Veranlassung zu den inneren Streitigkeiten unter den Gothen, — die Socrates richtig kurz vor dem Andrang der Hunnen ausbrechen läßt, Sozomenus aber, die geschichtlichen Verhältnisse gänzlich verwirrend, später versetzt, nachdem die Gothen von Valens in Thracien Aufnahme erhalten hatten — lag gewiß in dem Streben der einzelnen Stämme, ihre Unabhängigkeit, die durch die Herrschaft Athanarichs gefährdet zu sein schien, aufrecht zu erhalten. Die Rücksicht auf die religiösen Verhältnisse trat dann hinzu, da Frithigern durch den Schutz, den er den christlichen Bekennern unter den Gothen gewährte, durch diese seine Parthei im Kampfe mit Athanarich verstärkte. Die Hülfe, die Frithigern bei dem Kaiser Valens nachsuchte, wurde ihm bereitwillig geleistet, denn es lag ja im Interesse des Kaisers, daß die Macht Athanarichs geschwächt wurde. Dieser war dem Christenthum als der Religion der Römer feindselig gesinnt und als Verfolger der Christen aufgetreten, Frithigern dagegen hatte sich den Christen bereits günstig gezeigt und sie unter seinen Schutz gestellt. Dazu kam, daß das Christenthum unter den Gothen Frithigerns in der Form des Arianismus, die Valens begünstigte, bereits Eingang gefunden hatte, theils durch die unmittelbare Wirksamkeit des Ulfila schon vor Ausbruch der inneren Streitigkeiten, theils durch die seit dieser Zeit von Frithigern aufgenommenen christlichen Gothen Athanarichs, die Arianer waren. Die Kirchengeschichtsschreiber Socrates und Sozomenus haben die tieferen Beweggründe, welche die Gothen zur Annahme des Christenthums in der Form des Arianismus führten, verkannt, wenn sie berichten, es habe dies damals lediglich aus Dank gegen die von Kaiser Valens dem Frithigern gegen Athanarich geleistete Hülfe stattgefunden. Es mag immerhin sein, daß Frithigern selbst damals weniger aus wahrer Ueberzeugung, sondern mit aus Rücksicht auf den Kaiser Valens und die von demselben geleistete Hülfe das Christenthum, und zwar das arianische Bekenntniß, angenommen hat. Sein offenes Bekenntniß zum Christenthum mag auch Manche im Volke zur Nachfolge bestimmt haben; aber es kam damit nur eine Bewegung zur Entscheidung, die durch die Missionsthätigkeit des Ulfila längst vorbereitet war. Ulfila hatte sich damals schon längst für den Arianismus entschieden, den er auch ausgebreitet hatte. In diese Zeit fällt

Digitized by Google

seine Uebersetzung der heiligen Schrift, für die er durch seine längere Wirksamkeit unter den Gothen damals allseitig vorbereitet war. Er wurde bei seiner Missionsthätigkeit durch Prediger unterstützt, die Valens ihm damals zusandte [1]).

Wenige Jahre nur konnte Ulfila das Bekehrungswerk unter den Gothen jenseits der Donau ungestört und unter dem Schutze Frithigerns treiben. Die Hunnen, die in unzähligen Schaaren von Asien her vorrückend zuerst die Alanen am Tanais unterworfen hatten, überschwemmten darauf die Länderstriche der Ostgothen. Hermanrich, der alte Heldenkönig, war nicht mehr im Stande, ihnen Widerstand zu leisten. Die Greuthungen unter dem neuen Könige Withimer machten zwar wiederholt den Versuch, wurden aber geschlagen. Withimer selbst fiel in der Schlacht, einen unmündigen Sohn, Witherich, hinterlassend, den zwei gothische Helden, Alatheus und Saphrax, retteten. Ein Theil der Ostgothen und die Hunnen drängten darauf die Westgothen. Athanarich suchte sich anfangs gegen den Andrang am Danastus (dem Dniſtr) zu halten, mußte sich indeß schon bald in eine festere Position zurückziehen. Hier wollte er die Angriffe der Hunnen erwarten, aber der größere Theil der Westgothen, der von Schrecken vor den ungewohnten Feinden ergriffen worden war, wollte sichere Zuflucht suchen und zog nach der Donau, um in Thracien, durch den Fluß geschützt, Wohnsitze einzunehmen. Der Kaiser Valens war durch eine Gesandtschaft, welche die Dienste der Gothen anbot, um Aufnahme gebeten worden und willfahrte ihrer Bitte, da er hoffte, durch die Aufnahme eines so tapferen Volkes in Thracien Verbündete zu gewinnen, die einen Damm gegen die dort vordrängenden feindlichen Stämme bilden könnten.

Die Angabe des Sozomenus [2]), daß Ulfila die Gesandtschaft an Valens geführt habe, um für die Gothen Wohnsitze in Thracien auszumitteln, ist wohl annehmbar. Ulfila hatte Anlaß genug, sich für die durch ihn bekehrten christlichen Gothen zu verwenden und konnte hoffen, als Bischof derselben bei Valens durchzudringen, um so mehr, da er als Arianer mit dem Kaiser in dem Bekenntniß übereinstimmte.

Die Gesandtschaft ging den Gothen nach Wunsch von stat-

1) Jornandes de rebus get. c. 25. 2) Sozomen. hist. eccl. VI, 37.

Digitized by Google

ten. Unter Führung des Alavivus und Frithigern setzten unzählige Schaaren von Westgothen über die Donau nach Thracien; die Zahl der streitbaren Männer wird auf 200,000 angegeben, also eine Million Seelen. — Es wurden unter sie einstweilen Lebensmittel und Aecker zum Anbau ausgetheilt. Die Vorsichtsmaßregel, von der Eunapius spricht [1]), daß die Gothen vor der Aufnahme ihre Waffen abliefern sollten, scheint nicht zur Ausführung gekommen zu sein. Die Greuthungen (Ostgothen), die damals ebenfalls bei Valens um Aufnahme baten, wurden zurückgewiesen. Athanarich, der, eingedenk seines früheren Benehmens gegen Valens, dasselbe erwarten mußte, zog sich mit seiner streitbaren Mannschaft nach einer unzugänglichen Waldhöhe, Caucaland (s. S. 118), zurück, nachdem er die Sarmaten von dort weggetrieben hatte. Für Ulfila schien nach dem Uebergang so zahlreicher Schaaren von Gothen, die in Thracien Wohnsitze einnahmen, sich ein neues weites Feld der Thätigkeit zu eröffnen. Viele unter denen, welche eingewandert waren, mochten, wenn sie auch zum Christenthum in der arianischen Form sich bekannt hatten, doch noch die alten heidnischen Sitten pflegen, so daß sie einer gründlicheren Belehrung und nachhaltigeren Einwirkung bedürftig waren. Dieser Umstand mag dem Eunapius Anlaß gegeben haben, zu berichten [2]), daß die Gothen damals, als sie in unzähligen Schaaren über die Donau gegangen waren, ihre väterlichen Heiligthümer von Hause mit sich fortgezogen hatten, — sie wurden also auf Wagen transportirt — die von Priestern und Priesterinnen begleitet wurden. Wenn aber Eunapius hinzufügt, daß sie ihre heidnischen Gebräuche im Geheimen fortgesetzt, während sie sich öffentlich den Schein gegeben hätten, als ob sie Christen seien, so klingt dies, wie die folgende Erzählung, im Munde eines christenfeindlichen Historikers sehr gehässig. Die Gothen hätten, erzählt Eunapius, wie zum Schein, Bischöfe, in prächtige Gewänder gekleidet, öffentlich aufgeführt, um dadurch den christlichen Römern Vertrauen auf ihre Eide zu erwecken, die sie nachher zu brechen gedachten. Ebenso hätten sie Leute in Mönchskleidung mit sich herumgeführt, da sie wohl gewußt, in welchem Ansehen diese bei den christlichen Römern gestanden hätten. Aber die Gothen

1) Exc. Eunapii ed. Bonnae p. 49. 2) l. c. p. 52 sqq.

Digitized by Google

hatten ja damals schon längst den Episcopat, und durch die Wirksamkeit des Audius unter ihnen waren schon lange vor dem J. 376 — in diese Zeit verlegt Eunapius jene Vorgänge — gothische Klöster eingerichtet. Es mag sein, daß die christlichen Römer in einzelnen Fällen von den Gothen hintergangen wurden, aber dies war nur dann möglich, wenn es feststand, daß die Gothen im Ganzen sich zum Christenthum bekannt hatten.

Schon bald nach der Uebersiedelung brachen Unruhen aus, da die Gothen von den habgierigen römischen Statthaltern schimpflich behandelt wurden und die nöthigen Lebensmittel theuer erkaufen mußten. Die Gothen, die sich drohend erhoben, sollten in die verschiedenen Gegenden des Landes vertheilt werden, damit man sie leichter bezwingen könne. Als die an der Donau stationirten Truppen dazu verwandt wurden, benutzten die von Alatheus und Saphrax geführten Ostgothen, die früher von Valens zurückgewiesen worden waren, diese Gelegenheit, nach Thracien hinüber zu gehen. Der römische Statthalter Lupicinus, der die drohende Gefahr erkannte, suchte sich durch List der Führer der Westgothen zu bemächtigen, die er zu einem Gastmahl nach Marcianopel eingeladen hatte. Sie waren mit bewaffnetem Gefolge erschienen; aber keiner der Bewaffneten wurde in die Stadt gelassen. Als diese Schaar draußen mit den Römern in Streit gerathen war, ließ Lupicinus gleich auf die erste Nachricht hin die Leibgarde des Alavivus und des Frithigern niedermachen. Die Führer selbst entkamen nur durch ihre Kühnheit und Entschlossenheit und wurden von den Ihrigen mit lautem Jubel empfangen. Die Westgothen glaubten jetzt von aller Verpflichtung gegen die Römer entbunden zu sein und ein heftiger, langwieriger Krieg begann, durch den das Land der Verheerung völlig preisgegeben war. Valens, der damals zu Antiochia sich befand, beschloß, die Leitung dieses Krieges mit den gefährlichen Gothen selbst zu übernehmen. Die römischen Feldherren hatten unterdeß, ehe der Kaiser auf dem Kriegsschauplatz erschienen war, bei Salices an der Donau, wo sich die Gothen verschanzt hatten, einen Angriff gemacht. Unter dem Gesang der Heldenlieder und dumpfem Hörnerschall warfen sich die Gothen mit Ungestüm dem Feinde entgegen und ein blutiger Kampf entbrannte, bis die Nacht hereinbrach. Die Gothen blieben als Sieger auf dem Schlachtfelde. Seitdem suchten die Römer auf andre Weise den

Digitized by Google

Krieg zu führen. Sie schlossen nämlich die Gothen in den Gebirgsgegenden des Haemus ein, um sie dort durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Schon schien der Plan gelungen zu sein, als neue Völkerschwärme: Gothen und mit ihnen Alanen und Hunnen über die Donau setzten und die Römer zum Rückzug nöthigten. Die lange eingeschlossen gehaltenen Gothen zogen darauf verheerend durch das Land. Den von Gratian zu Hülfe gesandten General Frigeridus drängten sie in ihrem Ungestüm nach Illyrien zurück, doch gelang es diesem, eine Schaar der Taifalen unter Führung des Farnobius bei Beroë zu schlagen, so daß der größere Theil umkam, der Rest gefangen genommen und nach Italien in die Städte Mutina, Regium und Parma versetzt wurde, um das Land zu bebauen.

Die Lage der Römer wurde erst gefährlich, als Alatheus und Saphrax, die Führer der Ostgothen, sich mit Frithigern vereinigten und diesem den Oberbefehl übertrugen. Der Kaiser, der jetzt auf dem Kriegsschauplatz angelangt war, wollte, vom Volke zu Constantinopel gedrängt, eine baldige Entscheidung des Krieges herbeiführen. So ließ er sich durch die Unbesonnenheit eines der Generale und durch schmeichlerische Hofleute verleiten, die von Gratian versprochene Hülfe gar nicht erst abzuwarten, um den Ruhm des Sieges sich durch den im Occident siegreichen Neffen nicht schmälern zu lassen. Valens rüstete bei Hadrianopel zur Schlacht. Frithigern, der mit den Gothen und andern Verbündeten nicht weit davon entfernt lag, knüpfte, als er die Vorbereitungen zur Schlacht gewahrte, Unterhandlungen an. Er sandte, wie Ammian erzählt, einen christlichen Presbyter (christiani ritus presbyter) in Begleitung von Mönchen, denn das scheint Ammian unter den humiles zu verstehen (cum humilibus) in das Lager des Kaisers, um diesen offen zu bitten, Frithigern und seinen Gothen, die durch den Andrang wilder Völkerstämme aus ihren heimathlichen Sitzen verdrängt seien, in Thracien Wohnsitze nebst Viehheerden und Getraide zu überlassen; dagegen wurde ein immerwährender Friede gelobt. Außerdem überbrachte dieser christliche Gesandte andre geheime Briefe des gothischen Königs, worin dieser dem Valens mittheilte, daß er zwar bei dem Ungestüm der Gothen diese nicht leicht zu einem solchen Friedensvertrag werde bewegen können, aber doch hoffe, daß der Anblick des unter den Waffen stehenden

Digitized by Google

römischen Heeres und die Furcht vor dem kaiserlichen Namen sie von dem verderblichen Kriegseifer zur Besinnung zurückrufen werde.

Es ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß diese Vorschläge Frithigerns nicht ernstlich gemeint gewesen seien, zumal wenn wir annehmen, daß jener christliche Presbyter kein andrer als Ulfila selbst, der Bischof der Gothen, gewesen sei. Die Gothen nannten ihn Presbyter, da ihnen, wie sich später zeigen wird, Bischof (goth. papa) und Presbyter in älteren Zeiten für gleichbedeutend galt; daher Ammian hinzufügt: presbyter, ut ipsi appellant; — bei Maximinus werden die Bischöfe auch prepositi genannt.

Ulfila, der von Valens hochverehrte Mann, der schon einmal eine Gesandtschaft geführt und bei dem Kaiser für Frithigerns Bitte die Zusage ausgewirkt hatte, war in diesem entscheidenden Momente der Mann, der allein im Stande war, etwas zu erreichen. Es mußte auch gerade dem Ulfila, der durch die Kriegsunruhen selbst betroffen, seine weitere Wirksamkeit unter den Gothen gehemmt sah, Alles daran liegen, den Frieden wieder herzustellen. Ging Valens auf die Vorschläge Frithigerns ein, so konnte Ulfila am besten dazu dienen, durch die Macht seines Wortes unter seinem Volke den Frieden herzustellen. Daß Ulfila und seine Gothen bei dem Ausbruch des Krieges für den Frieden sich erklärt hatten, geht aus einer Nachricht bei Isidor hervor[1]). Er erzählt, daß die früheren Gothen, die als Bekenner schon längst um des Glaubens willen aus dem Lande vertrieben waren — und dies sind offenbar keine andern, als die durch die erste Verfolgung des Athanarich unter Ulfila ausgezogenen, die Isidorus irrthümlich als catholici bezeichnet — sich geweigert hätten, den verheerenden Zügen ihrer Stammesgenossen durch Thracien sich anzuschließen. Einige von ihnen wurden deshalb getödtet, andre hielten sich in den Gebirgshöhen, wo sie sich Zufluchtsstätten bereitet hatten. Es sind dieselben, die Jornandes unter dem Namen der kleinen Gothen noch zu seiner Zeit in der Gegend von Nicopolis am Fuße des Haemus kennt, die dem kriegerischen Treiben abgeneigt von Viehzucht und Ackerbau lebten.

Der christliche Presbyter, sagt Ammian, sei milde aufgenom-

1) Isidorus hist. de reg. Gothorum etc. ad a. 378.

Digitized by Google

men worden. Die Vorschläge Frithigerns wurden indeß nicht angenommen. Am folgenden Tage (9. Aug. 378) rüstete Valens zur Schlacht. Noch im Felde knüpfte Frithigern Unterhandlungen an und erbot sich, selbst zum Kaiser zu kommen, wenn sein Leben gesichert sei. Valens entschloß sich auch noch einen Gesandten zu den Gothen zu schicken, aber schon war der Angriff römischer Seits begonnen. Ein furchtbarer Kampf entbrannte, dem erst die Nacht ein Ende machte. Man hatte den Kaiser, der mit Einbruch der Nacht von einem Pfeile getroffen, tödtlich verwundet worden war, in eine Hütte gebracht, die von den Feinden umringt und angezündet wurde, so daß der Kaiser mit seinem Gefolge den Tod in den Flammen fand. Die Niederlage der Römer war eine vollständige. Ammian vergleicht sie mit der bei Cannä. Die Gothen drangen bis an die Mauern von Constantinopel vor und durchzogen verheerend die Küstenländer, ohne daß sie einen Widerstand fanden [1]). Die verheerenden Züge der Gothen zeigten, wie sehr die griechische Welt in sich entkräftet und ohnmächtig ihrem Verfall entgegenging; nur einzelne christliche Männer wagten es, dem Andrang der Feinde entgegenzutreten, wie ein Ascholius, Bischof von Thessalonich, von dem uns Ambrosius berichtet, daß er wie eine Mauer des Glaubens und der Heiligkeit dagestanden und wiederholt den andringenden Haufen der Gothen Widerstand geleistet habe. „An andern Orten verheerten sie, dort baten sie um Frieden, und indem sie sich verwunderten, daß ihnen ohne Waffen Widerstand geleistet werde, sahen die Klügeren ein, daß er ein Nachfolger des Elisa sei, der zwar an Alter ihm ungleich, aber am Geiste gleich sei und sie hüteten sich, daß nicht nach dem Vorgang des syrischen Haufens auch sie Blindheit treffe.“ Ascholius habe durch seine Bitten bewirkt, daß die Sieger sich von den Theilen Macedoniens, wo er wirkte,

---

1) An diesem Punkte endet Ammian seine Darstellung mit dem 31. Buch, das die Ereignisse mit dem Hunneneinbruch ausführlich und getreu geschildert hat und als Hauptquelle für diese Zeit zu betrachten ist. Zosimus IV, 20 sqq. Er hat Vieles verwirrt, kann aber zur Ergänzung dienen. Ebenso Eunapius ed. Bonnae p. 75 sqq. Von den Kirchenhistorikern hat Socrat. IV, 34, 35 u. 38. V, 1. Sozomen. VI, 37 diese Ereignisse berührt. Vergl. Aschbach, Geschichte der Westgothen p. 41 sqq. Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme: Westgothen p. 413 sqq.

Digitized by Google

nämlich Theſſalonich, abgewandt hätten [1]). Theodoſius, der eben ſo tapfere als kluge Feldherr, der zum Kaiſer erwählt worden war, richtete ſeine nächſte Aufmerkſamkeit auf die Gothen hin und ſuchte mit einem beſſer disciplinirten Heere ihren Verheerungen Einhalt zu thun. Aber eine gefährliche Krankheit, in die der Kaiſer zu Theſſalonich, ſeinem Standquartier, verfiel, verſtattete Frithigern auf's Neue vorzudringen und bisher verſchonte Provinzen, wie Theſſalien, Epirus und Achaja, zu verheeren. Alatheus und Saphrax wandten ſich mit ihren oſtgothiſchen Schaaren nach Pannonien, wo Gratianus mit ihnen unterhandelte und in einem Vertrage Wohnſitze einräumte, um ſie von weiterem Vordringen abzuhalten [2]). Von Frithigern wird ſeit jenen Zügen nichts weiter berichtet, ſo daß ſein Tod in dieſe Zeit zu ſetzen iſt. Seine Gothen hatten ſich, wie Jornandes ſagt, ſeit der Niederlage des Valens Thraciens und Daciens, wie eines heimathlichen Bodens — und es war ja in der That die alte Heimath der Geten — bemächtigt und anzubauen begonnen [3]). Wenn auch Theodoſius, als er wieder von ſeiner Krankheit geneſen war, bei der nach Frithigerns Tode eingetretenen Sonderung der Stämme einzelne Vortheile über ſie erringen konnte, wie Zoſimus von einem Siege erzählt, den ein in kaiſerliche Dienſte getretener gothiſcher Führer, Modares, über die Gothen erfocht [4]), ſo war dies im Ganzen nicht entſcheidend. Die neuen Schaaren von Gothen, die im Anfange der Regierung des Theodoſius von den Hunnen gedrängt das Gebirge jenſeits der Donau verließen und hinüber ſetzten, können wohl keine andern geweſen ſein, als die Gothen Athanarichs. Es wird ja von Jornandes berichtet, daß Athanarich Frithigern nachgefolgt ſei [5]). Nach Frithigerns Tode läßt ſich eine Wiedervereinigung der Weſtgothen unter

1) Ambrosii Opp. Venet. 1781 tom. VI. ep. XV.

2) Jorn. de reb. get. c. 27. Zosimus IV, 34. Zoſimus verwirrt zwar die hiſtoriſchen Verhältniſſe, läßt ſich aber, mit Jornandes zuſammengehalten, wieder zurecht bringen.

3) Jorn. de reb. get. c. 26. Wesegothae Thracias Daciamque Ripensem post tanti gloriam trophaei, tanquam solo genitali potiti, coeperunt incolere.

4) Zosimus lib. IV, c. 25.

5) Zosim. l. c. Eunapii Exc. ed. Bonnae p. 52. Jorn. de reb. get. c. 28. Wenn Ammian 27, 5 kurz berichtet, Athanaricus proximorum factione

Digitized by Google

Athanarich wohl annehmen, da Theodosius eine drohende Stellung den Gothen gegenüber einnahm. Als ein christliches Volk brauchten sie Athanarich, den früheren Verfolger, nicht mehr zu fürchten. Vielleicht daß Athanarich selbst sich zum Christenthum bekannt hatte. Theodosius suchte, seitdem die Gothen neu verstärkt unter einem erfahrenen Kriegsführer wiedervereinigt waren, freundschaftliche Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen und statt sie zu bekämpfen, in ihnen Hülfsgenossen im Kampfe gegen andre Feinde zu gewinnen. Er lud Athanarich ein, zum Abschluß eines Bündnisses nach Constantinopel zu kommen und ging ihm sogar bis auf einige Meilen vor der Stadt entgegen. Athanarich brach bei'm Eintritt in die königliche Stadt verwundert in die Worte aus: „Siehe da, was ich so oft gehört und nicht habe glauben wollen: die Pracht dieser großen Stadt!" Bald sah er die Lage der Stadt an, bald die Menge der Schiffe, bald die hochragenden Mauern, dann die Menge der verschiedenen Nationen, die hier an einem Punkte vereinigt waren, und die prächtigen Soldaten. „Ein irdischer Gott," sagte er, „ist zweifelsohne der Kaiser, und wer gegen ihn die Hand erhebt, ist seines eignen Blutes schuldig." So berichtet Jornandes. Der Kaiser überhäufte den Gothenkönig mit Ehrenbezeugungen. Aber schon kurze Zeit darauf starb Athanarich zu Constantinopel (Jan. 381). Mit königlicher Pracht wurde er bestattet; der Kaiser selbst ging der Bahre voran[1]).

Die Westgothen, die Theodosius durch solche Freundschaftsbezeugung gewonnen hatte, traten in Folge des mit Athanarich

---

genitalibus terris expulsus etc., so erhellt daraus, daß nicht bloß der Andrang der Hunnen Athanarich veranlaßt habe, seines Eides uneingedenk, das römische Gebiet zu betreten, sondern daß ihn ein innerer Zwiespalt dazu genöthigt habe.

1) Ammian 27, 5. Themist. oratio XV ed. Dindorf p. 234. Socrates hist. eccl. V, 10. Zosimus IV, 34. Jorn. de reb. get. 28. Orosius VII, 34. Was die Zeitangaben des Todes von Athanarich betrifft, so sagt Idatius in seinen Fastis Coss. ad a. 381. ingressus est Athanaricus rex Gothorum Constantinopolim die III idus Ianuar. Eodem mense diem functus idem Athanaricus in VIII Kal. Februar. In dem Chronicon sagt Idatius: A. rex Gothorum apud Constantinopolim decimo quinto die ex quo a Theodosio fuerat susceptus, interiit. Damit übereinstimmend Marcellinus im Chronicon, ohne Angabe der Tage. Darnach ist die Zeitangabe des Jornandes zu berichtigen.

Digitized by Google

geschlossenen Bündnisses als Foederati, wie früher unter Constantin, in römische Dienste und bildeten einen beträchtlichen Theil der Heeresmacht [1]). Sie behielten ihre Wohnsitze in Thracien und blieben, ohne nach Athanarichs Tode ein gemeinsames Oberhaupt zu haben, selbständig unter einzelnen Führern. Theodosius war beständig bemüht, die Verbindung mit den Gothen aufrecht zu erhalten [2]). Dies gelang ihm auch durch große Freigiebigkeit, die ihm die Freundschaft der Gothen erhielt, obgleich einzelne Führer, wie ein Eriulf, eine feindselige und kriegerische Gesinnung gegen die Römer hegten. Wie wichtig das Bündniß mit den Westgothen für die Römer war, zeigte sich, als im J. 386 die Ostgothen, von denen nur ein Theil unter Alatheus und Saphrax früher über die Donau gegangen war und mit den Westgothen gegen Valens gemeinsame Sache gemacht hatten, abermal unter Edotheus (goth. Idathius) Führung zahlreich an der Donau erschienen und zurückgeschlagen wurden. Sie würden in Verbindung mit den Westgothen, die jetzt in Thracien befriedigt waren, dem römischen Reiche den sichern Untergang gebracht haben [3]). Auch in dem Kampfe gegen den Usurpator Maximus im J. 388 würde Theodosius ohne die gothischen Hülfstruppen, die sich auf 40,000 Mann beliefen, schwerlich einen so raschen und glänzenden Sieg erfochten haben [4]).

Diese Stellung des Theodosius zu den Gothen giebt uns den Schlüssel an die Hand, die wenigen Andeutungen über die letzten Lebensschicksale des Ulfila deutlicher zu verstehen.

Theodosius, der zu Thessalonich in seiner Krankheit von dem Bischof Ascholius die Taufe begehrt hatte, bekannte sich bei dieser Gelegenheit persönlich mit Entschiedenheit zu der nicaenischen Glaubensformel. Er suchte dieses Bekenntniß zum herrschenden im römischen Reiche zu machen und auf Grund desselben die kirchliche Einheit herzustellen. Als er nach seiner Genesung nach Constantinopel kam (Nov. 380), mußte der arianische Bischof Demophilus, als er sich weigerte, das Nicaenum zu unterzeichnen,

1) Idatius im Chronicon und in den Fast. Coss. ad a. 382.

2) Themistius oratio XVI. ed. Dindorf.

3) Das Verhältniß des Edotheus zu Alatheus hat Zeuß l. c. p. 420 sqq. klar dargelegt.

4) Aschbach l. c. p. 63.

Digitized by Google

mit den Arianern die Kirchen, die sie vierzig Jahre innegehabt hatten, räumen und sie durften seitdem nur außerhalb der Stadt ihre Gottesdienste halten. Die Anhänger des Nicaenums zogen wieder in die Kirchen ein, die sie früher innegehabt hatten. Ein allgemeines Concil, das der Kaiser im J. 381 nach Constantinopel berief, wo von den Gegnern des Nicaenums nur Macedonius Theil nehmen durfte, bestätigte auf's Neue die zu Nicaea aufgestellte Glaubensformel und setzte einen neuen Patriarchen von Constantinopel ein. Die strengen Maßregeln, die seitdem auch an andern Orten gegen die Arianer angewandt wurden, daß sie aus den Kirchen ausgetrieben wurden, hatten bedenkliche Unruhen zur Folge. Der Kaiser dachte diese dadurch am sichersten beizulegen, daß er im J. 383 am 17. Jan. ein Concil nach Constantinopel berief, an dem alle Partheien Theil nehmen und die Häupter derselben durch gemeinsame Besprechung sich zu einer Formel vereinigen sollten. Socrates, der hierüber genauer berichtet [1]), sieht zugleich in den damaligen politischen Verhältnissen einen Beweggrund zu diesem Schritte des Kaisers. Gerade damals seien durch die göttliche Vorsehung die gefährlichen barbarischen Völker überwunden worden; besonders erwähnt Socrates, daß ein Bündniß mit Athanarich, dem Führer der Gothen (ἀρχηγός), abgeschlossen sei, der sich mit seinem ganzen Volk den Römern ergeben habe. Es mußte Theodosius bei seinem freundschaftlichen Verhältniß zu den Gothen sehr viel daran gelegen sein, die Gothen, die Arianer waren, auch in religiöser Beziehung enger an sich zu fesseln, darum war der Kaiser ernstlich bemüht, nochmals einen Unionsversuch mit den Arianern und andern Sekten zu machen und, wenn sie auch nicht für das Nicaenum zu gewinnen waren, doch eine neue Formel zu finden, die alle vereinigen konnte. Der Vereinigungsversuch scheiterte indeß an der Hartnäckigkeit der einzelnen Partheien. Der Kaiser ließ sie schließlich ihre Bekenntnisse aufsetzen und übergeben, entschied aber für das Nicaenum.

Es läge sehr nahe anzunehmen, daß diese Versammlung zu Constantinopel, wo alle Partheien vertreten waren, mit derjenigen identisch wäre, von der Aurentius berichtet [2]), daß Ulfila sich dorthin begeben hätte, kurz vor seinem Ende: „qui cum precepto inperiali conpletis quadraginta annis ad Constantinopolitanam

1) Socr. hist. eccl. V, 10. 2) Waitz l. c. p. 20 sqq.

Digitized by Google

urbem ad disputationem .... contra p ... stas perrexit etc.“; aber die genaue chronologische Angabe läßt sich damit nicht vereinigen, da Ulfila im J. 348 sein Bischofsamt antrat, und nach einer vierzigjährigen Amtsführung, also im J. 388, zu jener Versammlung reiste, von der bei Aurentius die Rede ist. Auch heißt es am Schlusse der Abhandlung des Maximinus, daß arianische Bischöfe mit Ulfila und andern Genossen sich nach Constantinopel begeben und bei dem Kaiser um ein Concil gebeten hätten. Dies sei ihnen auch verheißen worden, aber die Bekenner des Nicaenum's hätten mit allen Kräften bei dem Kaiser durchzusetzen gewußt, daß ein Gesetz erlassen wurde, welches nicht bloß dieses Concil verhindert, sondern noch weitere Beschränkungen auferlegt habe. Dieses Gesetz, das Maximinus anführt, ist vom Jahre 388 datirt. Das ergiebt sich also, daß das Concil, zu dem sich Ulfila nach Aurentius Bericht kurz vor seinem Ende begeben hat, nicht das des Jahres 383 sein kann, sondern in's Jahr 388 gesetzt werden muß. Der Hergang wird folgender gewesen sein. Die Arianer, die im J. 383 wieder unterlegen waren, ruhten nicht als unterdrückte Parthei auf eine neue Entscheidung hinzudrängen. Im Occident hatte Valentinianus jun. auf den Antrieb seiner arianisch gesinnten Mutter Justina und einflußreicher arianischer Gothen im J. 386 ein Edikt zu Gunsten der Arianer erlassen, aus dem gleichzeitig ein Auszug gegeben wurde, den auch Maximinus mittheilt. Jenes Edikt lautet:

Impp. Valentinianus Theodosius et Arcadius A. A. A. ad Eusignium Pf. P. — Damus copiam colligendi his, qui secundum ea sentiunt, quae temporibus divae memoriae Constanti, sacerdotibus convocatis ex omni orbe romano expositaque fide ab his ipsis, qui dissentire noscuntur, Ariminensi concilio Constantinopol etiam confirmata in aeternum mansura decreta sunt: conveniendi etiam, quibus iussimus, patescat arbitrium: sciturus *his, qui sibi tantum existimant colligendi copiam contributam, si turbulentum quippiam contra nostrae tranquillitatis praeceptum faciendum esse temptaverint, ut seditionis auctores pacisque turbatae ecclesiae maiestatis capite ac sanguine sint supplicia luituri*, manente nihilominus eos supplicio qui contra hanc dispositionem nostram obreptive aut clanculo supplicare temptaverint. Dat. X. Kal. Febr. Med. Honorio pf. p. et Euodio Coss. Der Auszug, der auch an den Eusignius, den Praefectus Praetorio in Italien, gerichtet ist,

Digitized by Google

lautet bei Mariminus, wie folgt: his qui sibi tantummodo existimant *colligendi copiam contributam si turbulentum quippiam contra nostrae tranquillitatis praeceptum faciendum esse temptaverint, ut seditionis auctores pacisque turbatae ecclesiae maiestatis capite ac sanguine sint supplicia luituri* dat. X. Kal. Febr. (21. Ian.) . . . .[1])

Leider ist aus der Handschrift des Werkes von Mariminus keine Ortsangabe mehr ersichtlich. Nach dem Codex Theod. ist der Auszug zu Constantinopel unter den Coss. Honorius und Euodius publicirt, also unter Zustimmung des Theodosius. Da dies aber der entschiedenen Partheistellung des Theodosius, wie sie bisher angenommen wurde, zu widersprechen schien, so hat Baronius geglaubt, daß dadurch die Häretiker beschränkt worden seien. Im Jahre 386 waren aber die Anhänger des Nicaenums im Orient schon geraume Zeit die ausschließlich herrschende Parthei, und das Gesetz kann daher dem Eingang zu Folge: his qui sibi tantummodo existimant colligendi copiam contributam etc. im Orient nur zu Gunsten der Arianer erlassen worden sein. Möglich ist, daß Theodosius gerade zu der Zeit, als die Ostgothen drohend an der Donau standen, dieses Gesetz erlassen hat, um die arianischen Gothen zu gewinnen; da aber dieses Gesetz nicht zur Ausführung kam, so traten später die arianischen Bischöfe mit Ulfila vereinigt wieder auf, um durch ein Concil eine neue günstige Entscheidung herbeizuführen.

Der gelehrte Commentator des Codex Theod., Iac. Gothofredus nimmt an, daß diese ganz gleichzeitigen vom 21. Jan. datirten Gesetze von Valentinian zu Mailand, also beide für Italien erlassen seien, ist aber nicht im Stande, den Zweck des Auszuges irgendwie näher zu bestimmen.

Wie es sich mit diesem Gesetz vom J. 386 auch verhalten mag, die Arianer mit Ulfila vereint nahmen davon Anlaß, bei dem Kaiser auf ein neues Concil zu dringen, das ihnen auch verheißen wurde. Die Anhänger des Nicaenums suchten aber dies Concil zu hintertreiben. Das Gesetz, das sie, wie Mariminus sagt, bei dem Kaiser deßhalb ausgewirkt hatten, lautet:

---

1) Waitz l. c. p. 25. Codex Theod. lib. XVI. tit. I, lex. 4. Der Auszug lib. XVI. tit. III, lex. 1. cf. Ambrosius Epist. 33. oder 14. et oratio ad populum mediolanensem. Sozomenus hist. eccl. VII, 13.

Digitized by Google

Impp. Valentinianus Theod. et Arcadius AAA. Tatiano pf. p. Nulli egresso ad publicum (egressum publicum bei Maximin) vel disceptandi de religione vel tractandi vel consilii aliquid (concilii aliquid bei M.) deferendi patescat occasio. Et si quid (quis bei M.) posthac ausu gravi atque damnabili contra huiusmodi legem veniendum esse crediderit vel insistere motu pestiferae perseverationis audebit, competenti poena et digno supplicio coherceatur. dat. XVI. Kal. Iul. Stobis Theod.A. et Cynegio Coss. [1])

Das Gesetz, das an den Tatian gerichtet ist, der nach dem Tode des Cynegius († im März 388) [2]) Praefectus Praetorio im Orient geworden war, ist von Stobi in Macedonien im Juni des J. 388 erlassen, also zu einer Zeit, als sich Theodosius schon auf dem Marsche gegen den Usurpator Maximus befand, und nur wenige Wochen vor der Entscheidung, die mit der Niederlage des Maximus bei Aquileja im Juli eintrat. Die Arianer zu Constantinopel hatten die Abwesenheit des Kaisers benutzt und Unruhen angestiftet. Falsche Gerüchte waren verbreitet, als ob das kaiserliche Heer geschlagen sei u. s. w., obgleich bis dahin noch nichts im Kriege geschehen war. Dadurch gewannen die Arianer Muth und erhoben kühn ihr Haupt. Sie wiesen sogar einen kaiserlichen Befehl vor „ut his (Arianis) liceat usurpare, quae suis videantur utilitatibus convenire", den der Kaiser vom Kriegsschauplatz aus 18 Tage vor der Niederlage des Maximus für ein falsum erklärte [3]). Die Empörung in der Hauptstadt brach offen aus. Das Haus des Bischofs Nectarius, des Hauptes der nicaenischen Parthei, wurde niedergebrannt [4]). Die ersten Unruhen zu Constantinopel veranlaßten den Theodosius, von Stobi aus jenes Gesetz zur Beschränkung der Arianer zu erlassen, wodurch das frühere vom J. 386, wenn es wirklich von

1) Waitz l. c. p. 23. Codex Theod. lib. XVI. tit. III, l. 2. Wenn die Ueberschrift lautete impp. Valent. Theod. et Arcadius aaa. cum decreto episcoporum Tatiano etc., so wurde das Gesetz auf Grund eines Beschlusses der Bischöfe erlassen und dies hinzugefügt. Damit stimmt die Angabe bei Maximinus, der das Gesetz den Bemühungen der Nicaener zuschreibt: prefati praepositi haeretici omnibus viribus institerunt, ut lex daretur etc.

2) Idatius in fastis Coss. ad a. 388. Cynegius wurde XIV. Kal. April. in der Apostelkirche zu Constantinopel beigesetzt. cf. Zosim. IV, 45.

3) Codex Theod. XVI. tit. V, l. 16.

4) Socr. hist. eccl. V, 13. Sozom. VII, 14. Ambrosius epist. 29. od. 17.

Digitized by Google

Theodosius stammt, annullirt wurde. Die gothischen Hülfstruppen, 40,000 an der Zahl, von denen einige nach Zosimus Angabe mit Maximus conspirirt, dafür aber ihre Strafe empfangen hatten [1]), waren mit dem römischen Heere schon auf dem Marsche, Theodosius konnte daher bei Erlaß des Gesetzes gegen die Arianer jede Rücksicht gegen die Gothen bei Seite setzen. Er veranlaßte auch damals den Valentinian, der vor Maximus geflohen war und sich bei dem kaiserlichen Heere befand, von Stobi zwei Tage später (XVIII. Kal. Iul.), das zwei Jahre früher zu Gunsten der Arianer erlassene Gesetz zurückzunehmen und sie zu beschränken [2]). Der Usurpator Maximus hatte sich die Nicaener in Italien geneigt zu machen gesucht, indem er das Gesetz vom J. 386 in Briefen auf's Stärkste getadelt hatte [3]). Durch die Aufhebung desselben wandte sich Valentinian wieder das Vertrauen der Katholiken in Italien zu, auf deren Unterstützung es in einem so entscheidenden Momente besonders ankam.

Das Gesetz, das Theodosius zur Beilegung der Unruhen in Constantinopel erlassen hatte, untersagte den Arianern, über die religiösen Fragen ferner zu disputiren (disceptare de religione), vor dem Volke darüber zu predigen (tractare) und ihre Sache vor ein Concil zu bringen, damit dasselbe entscheide (concilii aliquid deferre). Damit war für die Arianer jede Aussicht auf eine Vertheidigung vor einem Concil und auf eine günstige Entscheidung abgeschnitten. Wenn daher die Kirchengeschichtschreiber nichts von einem Concil im J. 388, an dem die Arianer Theil nahmen, berichten, so erklärt sich dies daher, weil es nicht zu Stande gekommen ist. Ulfila, der sich bereits zur Vertheidigung seines Glaubens nach Constantinopel begeben hatte, sah sich ohne gehört zu werden als Häretiker verurtheilt und verfiel tief bekümmert über diesen Ausgang der Sache in eine Krankheit, die seinem Leben bald ein Ende machte, nach der Mitte des Jahres 388. Von den zu Constantinopel anwesenden Bischöfen wurde er unter großer Theilnahme des christlichen Volkes, das seine Verdienste in Ehren hielt, feierlich bestattet. Er hinterließ sei-

---

1) Zosimus lib. IV, 45.

2) Codex Theod. lib. XVI. tit. V, 15. Impp. Valent. etc. Trifolio Pf. P. cf. Suidas in v. Valentiniani.

3) Rufinus hist. eccl. II, 16.

Digitized by Google

nem Volke als Teſtament ein kurzes Glaubensbekenntniß, das er in den letzten Tagen ſeines Lebens aufgeſetzt hatte. Er hatte ferner dafür geſorgt, daß tüchtige Schüler ſein Werk fortſetzten, unter dieſen Männer wie ein Auxentius, Biſchof von Doroſtorus (Siliſtria), dem wir den Abriß von dem Leben ſeines Meiſters verdanken, von dem er bezeugt, daß er ihn nicht würdig genug loben könne und doch auch nicht wage, gänzlich zu ſchweigen. „Mehr als alle bin ich ſein Schuldner, da er um ſo mehr an mir gearbeitet hat; der mich von meiner früheſten Jugend von meinen Eltern als Schüler aufnahm, die heil. Schrift lehrte und die Wahrheit mir aufſchloß, der durch die Barmherzigkeit Gottes und die Gnade Chriſti leiblich und geiſtig als ſeinen Sohn im Glauben mich auferzog“ [1]).

Das herrlichſte Denkmal aber, das Ulfila hinterließ, war die Ueberſetzung der h. Schrift, durch welche er die geoffenbarte Wahrheit des Chriſtenthums ſeinem Volke in gothiſcher Sprache zugänglich und verſtändlich gemacht, überhaupt zuerſt die chriſtlichen Grundbegriffe durch einen deutſchen Sprachſtamm auszudrücken verſucht hatte.

1) Waitz l. c. p. 20.

Digitized by Google

IV. Ulfila's Ueberſetzung der heiligen Schrift.

Die Ueberſetzung der heil. Schrift, die als das herrlichſte Denkmal der großartigen Thätigkeit des Ulfila für Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Gothen daſteht, fällt in die Zeit, als die Bekehrung der Gothen Frithigerns in größerem Maßſtabe erfolgte, bei der Ulfila beſonders betheiligt war, alſo nach dem Jahre 370 [1]). Durch die längere Wirkſamkeit unter den Gothen war Ulfila genugſam dazu vorbereitet. Alle Nachrichten, die ſich auf das Ueberſetzungswerk des Ulfila beziehen, ſtimmen darin überein, daß Ulfila als nothwendige Vorbereitung das gothiſche Alphabet erſt feſtgeſtellt habe, um damit die Worte in ihren Lautbeſtandtheilen zuſammenzuſetzen [2]). Nachdem dies geſchehen, alſo eine Schriftſprache geſchaffen war, übertrug er die heil. Schrift in die gothiſche Sprache, damit die Barbaren „die göttlichen Ausſprüche" in ihrer Mutterſprache lernen könnten. Wenn jene Nachrichten von einer Erfindung der gothiſchen Buchſtaben

---

1) Siehe S. 224 sqq.

2) Socrates hist. eccl. IV, 33. *τότε δὲ καὶ Οὐλφίλας ... γράμματα ἐφεῦρε γοτθικά, καὶ τὰς θείας γραφὰς εἰς τὴν Γότθων μεταβαλὼν τοὺς βαρβάρους μανθάνειν τὰ θεῖα λόγια παρεσκεύασεν.* Sozom. VI, 37. Niceph. Call. XI, 48. Acta Nicet. (Acta SS. V. Sept.) Cassiodor. hist. trip. VIII, 13. hat den Socrates überſetzt; auf Caſſiodorus ſtützt ſich Jornandes de reb. get. c. 51 und Iſidorus Chron. Goth. ad a. 415. Philoſtorgius, der ſonſt von Socrates ſehr abweicht und ſelbſtändig iſt, berichtet hist. eccl. II, 5: *καὶ τά τε ἀλλὰ αὐτῶν ἐπεμελεῖτο, καὶ γραμμάτων αὐτοῖς οἰκείων εὑρετὴς κατεστὰς, μετέφρασεν εἰς τὴν αὐτῶν φωνὴν τὰς γραφὰς ἁπάσας* etc. Wenn es in dem Berichte des Aurentius über das Leben des Ulfila bloß heißt (bei Waitz p. 19 sq.) „et ipsis tribus linguis plures tractatus et *multas interpretationes* volentibus ad utilitatem et aedificationem sibi ad aeternam memoriam et memoriam post se dereliquit", ſo iſt darunter die Ueberſetzung der heil. Schrift miteinbegriffen, die Aurentius als bekannt vorausſetzt. In ſeinem Bericht ſollte die Lehre des Ulfila vertheidigt werden.

Digitized by Google

zur Seite 241 u. f.

Alphabet des Ulfila.	Gothische Runen.	Latein. Alphab.	Griech. Alphab.	Zahlwerth der Buchst.
𐌰	ᚨ	*a*	A	1
𐌱	ᛒ	*b*	B	2
𐌲		*g*	Γ	3
𐌳	ᚦ	*d*	Δ	4
𐌴		*e*	E	5
𐌵		*q*		6
𐌶		*z*	Z	7
𐌷	ᚼ	*h*		8
𐌸		*þ*	Θ	9
𐌹	ᛁ	*i*	I	10
𐌺		*i*		
𐌻	ᚴ	*k*	K	20
𐌼	ᛚ	*l*	Λ	30
𐌽	ᛘ	*m*	M	40
𐌾	ᚾ	*n*	N	50
𐌿		*j*		60
𐍀	ᚢ	*u*		70
𐍁		*p*	Π	80
𐍂				90
𐍃	ᚱ	*r*	P	100
𐍄	ᛋ	*s*	Σ	200
𐍅	ᛏ	*t*	T	300
𐍆	ᚤ	*v*	Υ	400
𐍇	ᚠ	*f*	Φ	500
𐍈		*x*	X	600
𐍉		*hv*		700
𐍊	ᛟ	*o*	Ω	800

Digitized by Google

Digitized by Google

durch Ulfila reden, so soll das nicht so viel heißen, als ob Ulfila willkührlich Zeichen für die nöthigen gothischen Laute zur Zusammensetzung der Worte gewählt habe, sondern, wie ein Blick auf das gothische Alphabet zeigt, wählte Ulfila aus der griechischen Sprache, die durch den Verkehr mit dem oströmischen Reiche den Gothen nahegerückt, dem Ulfila namentlich bei seiner Sprachbildung längst geläufig war, zumal da er aus dem Griechischen die biblischen Bücher übersetzen wollte, die meisten Buchstaben, aus, etwa 14, die er dann den Lauten der gothischen Sprache anpaßte und so das Alphabet gestaltete. Die gothischen Buchstaben folgen auch, wie ihre Bedeutung als Zahlzeichen beweist, ganz der Ordnung des griechischen Alphabets. Griechisch ist es, wenn Ulfila statt ng und nk gg und gk schreibt. Auch aus dem Lateinischen nahm Ulfila mehrere Buchstaben herüber, wie das h, das er für den bestimmten An- und Auslaut seiner Sprache gebrauchte, da ihm der gewiß schon damals nicht mehr vollgesprochene Spiritus Asper dafür nicht genügen konnte; dann das lat. g für j, da das griechische Γ schon verwandt war, und q für q. Die drei lateinischen Buchstaben FRS sind unverkennbar, obgleich sie nicht unmittelbar aus dem Lateinischen entliehen zu sein brauchten, da den Griechen das F unter dem Namen Digamma aeolicum bekannt war und R und S auch wohl im Griechischen statt *P* und Σ sich findet. Beide Formen des S werden in den neapolitanischen Urkunden und in einigen ambrosianischen Handschriften neben einander gebraucht. — Die Mischung von griechischen und lateinischen Buchstaben im gothischen Alphabet wirft Licht auf den damaligen Gleichgebrauch der griechischen und lateinischen Sprache in Constantinopel, deren auch Ulfila mächtig war.

Außer den der griechischen und lateinischen Sprache entnommenen Buchstaben finden sich im gothischen Alphabet noch einige andere Zeichen für Laute, die dem Gothischen eigenthümlich sind, wie Π für u, wofür es im Griechischen, dessen ου diesen Laut ausdrückt, gar keinen entsprechenden Buchstaben gab; ferner Ψ für dh (þ), das ein ganz anderes ist als das griechische Θ (ϑ); dann ⊙ für hw, da das griechische Υ für w verwandt wird. Der gothische Buchstabe ⊙ könnte immerhin das griechische Θ sein, während für gothisch þ (lh) der griechische Buchstabe Ψ (ps) diente. Da Ulfila die gothischen Laute mit den fremden Zeichen in Uebereinstimmung bringen wollte, so konnte er leicht, wenn

Digitized by Google

ein solches Zeichen seinem Laute nicht entsprach und die andere Sprache einzelne Laute seiner Sprache nicht besaß, mit diesen Zeichen einen Tausch treffen [1]). Dafür spricht, daß Ulfila bei der im Ganzen festgehaltenen Folge des griechischen Alphabets Ψ an die Stelle von griech. Θ und Θ an die Stelle von griech. Ψ setzte. Von ᚢ für u ist es nicht zu bezweifeln, daß dies ein älteres Runenzeichen ist. Die älteren Runenzeichen, die bei den Gothen unzweifelhaft sich vorfanden [2]), waren mystische, der Deutung bedürftige Zeichen, die nach den Nachrichten der alten Schriftsteller über den Gebrauch derselben im Zusammenhang mit religiösen Elementen besonders mit der Loosung, mit Segens- und Verwünschungsformeln standen. Sie stellten in ihrer Reihe nicht die Buchstaben in unserem Sinne dar, sondern die Zahl der Anlaute, auf deren Gleichklang die Poesie gebaut war, der jene Formeln angehörten; daher der gleiche Anlaut der altgermanischen Poesie mit den Runen denselben Namen, nämlich stab (stafr) führt. Das todte Zeichen an sich, sei's geschrieben, sei's geritzt, galt für nichts, es wurde erst lebendig und wirksam durch Singen oder Sprechen der Formel, deren Stab es war [3]). Wenn nun Ulfila das neue Alphabet nicht hauptsächlich aus älteren Runenzeichen componirte, so erklärt sich dies daraus, daß sie nicht ein Alphabet in unserem Sinne darstellten. Und dann waren die Runen zu sehr mit heidnischem Wesen, besonders mit Zauberformeln verwachsen, als daß er sie auch nur als die Elemente zu dem gothischen Alphabete hätte wählen können. Das von Ulfila beibehaltenene Runenzeichen ᚢ, das als solches nicht zu bezweifeln ist, scheint diesem Bedenken nicht unterworfen gewesen zu sein [4]). In ähnlicher Weise wie von Ulfila das go-

---

1) Grammat. der goth. Sprache von Gabelentz und Löbe. Leipz. 1846. p. 13.

2) Das gothische Runenalphabet von Dr. A. Kirchhoff. Berlin 1854. p. 10 sqq. Hier ist mit großem Scharfsinn der Nachweis geliefert, daß zwischen den Namen der angelsächsischen und nordischen Runen und den angeblichen Namen der gothischen Buchstaben in der salzburger Handschrift Verwandtschaft und Uebereinstimmung stattfindet.

3) R. v. Lilienkron Zur Runenlehre ꝛc. p. 17 sqq.

4) l. c. p. 22. „Ur, die zweite Rune ist die einzige, welche beschränkten Inhaltes scheint." Wenn Ulfila sich bewogen fühlte, für die gothischen Laute neue Zeichen zu wählen, so wird er auch neue Namen angenommen und nicht die alten Namen der Runenzeichen dafür beibehalten haben, wie Kirchhoff l. c.

Digitized by Google

thiſche Alphabet gebildet wurde, entſtand auch das fränkiſche. Die Franken, welche das lateiniſche Alphabet annahmen, erhielten einige Zuſätze durch König Chilperich, um ſolche Laute, die ihnen eigenthümlich waren, in fränkiſcher Sprache ſchreiben zu können [1]). Ebenſo nahmen die Angelſachſen und die ſcandinaviſchen Stämme das lateiniſche Alphabet mit einigen Zuſätzen an.

Die von W. Grimm früher vertretene Anſicht, daß das gothiſche Alphabet nicht von Ulphila erſt gebildet, ſondern aus älterer Zeit ſtammte [2]), widerſpricht zu ſehr den übereinſtimmenden Nachrichten der alten Schriftſteller, die ſich auch nicht ſo deuten laſſen, als ob ſie nur den ausgezeichneten Gebrauch, den Ulfila bei der Ueberſetzung der Bibel von der gothiſchen Schrift gemacht habe und die dadurch entſtandene größere Verbreitung hätten ausdrücken wollen. Daß das griechiſch-lateiniſche Alphabet bei der Berührung der Völker auf das gothiſche einen Einfluß geübt habe, kann Grimm ſelbſt nicht verkennen. Wenn er aber nicht begreifen kann, warum Ulfila noch andere Buchſtaben aus dem Runenalphabet geholt haben ſoll, da ſich in dem griechiſch-lateiniſchen Alphabet entſprechende vorfanden und für ſeine Anſicht daraus folgert, daß das gothiſche ein eigenthümliches Alphabet geweſen ſein müſſe und von Ulfila nicht erfunden ſei, ſo iſt ſchon angeführt worden, daß Ulfila die dem griechiſch-lateiniſchen Alphabet fremden Zeichen für Laute wählte, die dem gothiſchen eigenthümlich waren. Ulfila's Verfahren erſcheint nicht als ein willkührliches äußeres Zuſammenſetzen, wie W. Grimm behauptet, ſondern iſt durch die Natur der gothiſchen Laute durchaus begründet. Eine ähnliche Erfindung des Alphabets mußte doch, wenn ſie nicht von Ulfila ſtammen ſollte, in früherer Zeit bei den Gothen gemacht worden ſein, denn daß die auffallende Uebereinſtimmung zwiſchen dem gothiſchen Alphabet und dem griechiſchen ſich nur durch äußere Entlehnung, nicht aber aus der Urverwandtſchaft von Griechen und Germanen erklären läßt, iſt wohl

p. 51 sqq. nachzuweiſen ſucht. In dem ſalzburger Codex iſt in einer ſpäteren Zeit der Verſuch gemacht worden, die Namen der gothiſchen Runen dem nach lateiniſcher Ordnung umgeſetzten Alphabet anzupaſſen, ſowie ebendaſelbſt auch angelſächſiſche Runennamen dem gothiſchen Alphabet bis u incl. ſich zur Seite geſchrieben finden.

1) Gregor. Touron. hist. Franc. V, 45.

2) Ueber deutſche Runen. Göttingen 1821. p. 28 sqq.

Digitized by Google

ſicher anzunehmen. Ein anderer Grund dafür, daß die Gothen zu Ulfila's Zeit bereits die Schrift, nämlich das gothiſche Alphabet, beſeſſen hätten, weil die Sprache zu viel Ausbildung zeige, iſt darum nicht ſtichhaltig, da die organiſche Ausbildung einer Sprache von der Schrift unabhängig iſt. Die gothiſche Sprache war in der That, wie das Volk ſelbſt, nicht ſo roh und barbariſch, wie man ſich dies vielfach gedacht hat und noch denkt [1]). Wäre die Sprache nicht ſchon ſo organiſch ausgebildet geweſen, ſo hätte Ulfila unmöglich eine ſo meiſterhafte Ueberſetzung aus dem Griechiſchen anfertigen können. Es weiſt dies auf eine bereits längere frühere Entwickelung hin, wie die Gothen ſie als Geten durchgemacht hatten. Jornandes giebt darüber aus älteren nationalen Ueberlieferungen einzelne Andeutungen [2]). Aber gleichwohl nöthigt nichts zu der Annahme, daß vor Ulfila ſchon ein Alphabet und die gothiſche Schrift vorhanden ſein mußte. Selbſt da, wo die Schrift in den älteſten Zeiten der Völker vorhanden iſt, ſteht ſie noch ganz anders als die Sprache da, inſofern jene als gelehrte Kenntniß nur von Wenigen beſeſſen wird, denen die Pflege des Geiſtigen obliegt, während ſie dem Volke im Ganzen unbekannt bleibt. Die Runen, die, wie ſchon bemerkt, gar nicht mit einem Alphabet in unſerem Sinne zu vergleichen ſind, konnten zwar als beſtimmte Zeichen Jedermann bekannt ſein, aber um dieſe geheimnißvollen Zeichen zu deuten bei der Weiſſagung, bei der Looſung, bedurfte es ebenfalls großer Weisheit — Ulfila giebt daher μυστήριον durch runa wieder. Nur den edelſten unter den drei Ständen, den Jarlen, wird in der Edda die Kenntniß, d. h. die Deutung der Runen beigelegt [3]).

So lange die Völker vorwiegend ein kriegeriſches Leben führen, ſind ſie den Beſchäftigungen, die mit der Schreibekunſt zuſammenhangen, abgeneigt, daher ſpricht Hieronymus in dem Briefe an die beiden ſchriftforſchenden Gothen Sunnia und Fretela ſeine Verwundekung mit den Worten aus: „Nun erfahre

1) J. Grimm Gramm. XLVI. (1. Ausg.). Angel. Mai und Caſtiglione Ulphilae partium inéditarum etc. Specimen Mediol. 1819. p. XII. aetate Ulphilae Gothorum sermo iam tantus erat, ut cum cultioribus linguis certare posset.

2) Jornand. de reb. get. c. 11.

3) Rigsmal 40. Konur der junge kannte Runen
Zeitrunen und Zukunftrunen.

Digitized by Google

ich in Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Die harte Hand, die früher den Schwertgriff führte, und die Finger, die den Pfeil zu führen geschickt waren, erweichen jetzt zum Stylus und zur Rohrfeder" [1]).

Grimm hat für seine Ansicht geltend gemacht, daß alle zur Schrift gehörigen Ausdrücke ursprünglich gothisch seien: Die Runen hießen gothisch runos, da runa im Sing. Subst. fem. in der Bibelübersetzung für μυστήριον noch vorkommt; die Stäbe, goth. stabeis, für griech. στοιχεῖα; die unterscheidenden Striche, Häkchen und Punkte, vritos, aglf. u. altf. writan, alth. rizan, nhd. rizen, und strikos für κεραῖαι, stikos für στιγμαί. Jede Schrift hieß boka, Plur. bokos überhaupt das Buch, nach den Tafeln von Buchenholz, worauf geschrieben wurde; boka hieß dann auch der Buchstabe und bokos die Wissenschaften, Schriftgelehrsamkeit, wie das griechische γράμμα und γράμματα, das lat. litera und literae; die jüdischen Schriftgelehrten bokarjos. Synonym mit boka, die Schrift, ist mel von meljan und ga-meljan schreiben, mit malen nahe verwandt; gameleins für Schrift, usarmeli für Ueberschrift; sigljo für σφραγίς Siegel, und das davon abgeleitete Verbum sigljan ist ebenfalls einheimisch. Aber gerade aus diesen echtgothischen Ausdrücken erhellt, daß man ursprünglich nicht die Zeichen zu Wörtern verband, also nicht schrieb, sondern sich begnügte, die Zeichen einzeln auf Stäbe, besonders Buchenstäbe, einzuschneiden, sonst wäre die einzelne litera nie ahd. runstab oder buahstab gewesen, noch würde das gothische Fem. boka im Sing. nur die Bedeutung γράμμα und erst im Plur. die von Schrift, Buch überhaupt haben [2]). Mit vollem Recht bemerkt daher Waitz, daß Ulfila nicht das Schreiben erfunden habe; man schrieb oder malte vor Ulfila in den heiligen Zügen der Runen, man las oder sang in der Volksgemeinde, daher siggvan singen, der technische Ausdruck für den epischen Vortrag für vorlesen, während lisan agf. lesan nur die Bedeutung sammeln hat. Ulfila hat aber den Gothen das Alphabet gebracht, dessen sie sich später beim Schreiben bedienten, und insofern er es zuerst componirt und der gothischen

1) Opp. II. p. 626 sqq. Ep. ad Sunniam et Fretelam.
2) Müllenhoff Zur Runenlehre p. 32.

Digitized by Google

Sprache angepaßt hat, sagen die alten Schriftsteller mit Recht, daß Ulfila die gothischen Buchstaben erfunden habe [1]). Wenn endlich W. Grimm auf das Kecke, Sichere und Organische in den Zügen der gothischen Schrift des 6. Jahrh. ein Gewicht legt, um sich zu überzeugen, daß es in Ueberlieferung begründete, keine eigenmächtig erfundene Buchstaben sind, so ist das Letztere ja auch nach unserer Darstellung der Fall; die beste Gelegenheit, die neuen Zeichen bei den Gothen einzuführen, bot sich ja gerade mit der Einführung des Christenthums dar. Die älteren Runen waren geheimnißvolle Zeichen, die angeblich von Odin herstammten, ihre Zauberkraft wurde durch den damit verbundenen Spruch entbunden und geweckt. Diese Anschauung liegt dem eddischen Liede Sigrdrifumal zu Grunde. Im Anschluß daran hat Petersen in seiner nordischen Mythologie auseinandergesetzt, wie unter den allen Dingen anhaftenden Runen die Wesenheit der Dinge verstanden wurde; indem man den gleichsam von den Dingen „abgeschabten" Runen durch den Zauberspruch Leben einhauchte, setzte man auf solche Art die Wesenheit der Dinge in zauberkräftig wirkende Bewegung [2]). Ulfila konnte an die im Volke wurzelnde religiöse Vorstellung von den Runen anknüpfen und eine andere heilige Schrift den Gothen darbieten, deren Kenntniß sich nicht im Besitze Weniger befinden, sondern Jedermann sich aneignen sollte, um die Wirkung des darin geoffenbarten Wortes des lebendigen Gottes heilskräftig an sich zu erfahren.

Ulfila hat nach dem Zeugniß des Philostorgius die ganze heilige Schrift (τὰς γραφὰς ἁπάσας) in's Gothische übersetzt mit Ausnahme der Bücher der Könige, aus Furcht, daß diese sein ohnehin so kriegerisches Volk noch mehr in ihren Neigungen bestärken möchten [3]). Diese Angabe hat sich durch neuere Entdekkungen gothischer Sprachdenkmäler mehr und mehr bestätigt. Außer dem alten bekannten Codex argenteus, der die vier Evangelien enthält, haben sich mehrere Fragmente der pauliui-

1) Waitz l. c. p. 53. Noch andere treffende Gründe sind hier gegen die Ansicht von W. Grimm aufgestellt.

2) Zur Runenlehre p. 19 sqq.

3) Philostorg. II, 5. Der Gothe Isidorus in seinem Chronikon: utrumque testamentum linguam in propriam transtulit und im Chron. Goth.: scripturas novi et vet. testamenti in eandem linguam convertit.

Digitized by Google

schen Briefe und einige Stücke von alttestamentlichen Büchern, nämlich Esra und Nehemia, auf der mailänder Bibliothek gefunden, die von Angelo Mai und C. O. Castiglione herausgegeben worden sind. Die Fragmente solch minder wichtigen Bücher des A. T. lassen schon darauf schließen, daß auch die wichtigeren übersetzt waren. In den Fragmenten eines Commentars zu dem Evangelium Johannes, den Maßmann herausgegeben hat unter dem Titel Skeireins u. s. w., findet sich ein Citat aus den Psalmen (Ps. 53. V. 2 u. 3), außerdem in dem mailänder Coder A zu Eph. 4, 8 am Rande ein Hinweis auf Ps. 68, 19. Da die in der Skeireins citirten Stellen des johanneischen Evangeliums genau mit der Uebersetzung des Ulfila in dem Codex arg. stimmen, so läßt sich daraus schließen, daß auch die Psalmstelle aus derselben Uebersetzung hergenommen ist, die Psalmen also auch übersetzt waren. Aus der Benutzung der im Hebr.-Brief (C. 9, 13. 14 u. 19) angezogenen Stelle folgt noch nicht, daß der Verfasser der Skeireins den Hebr.-Brief in gothischer Uebersetzung vor sich hatte; denn diese Stelle des Hebr.-Briefs ist aus dem Buche Num. 19, 2 sqq. geschöpft, und zwar ist Hebr. 9, 19 in ganz freier Weise auf Num. 19, 2 sqq. bezogen. Ebenso frei hat der Verfasser der Skeireins Num. 19, 2 sqq. angewandt und nicht die Worte, sondern nur die Sache, wie es scheint, aus dem Gedächtniß angeführt. Daß die Kuh außerhalb des Lagers (utana bibaurgeinais) geführt und verbrannt werden sollte, hat der Skeiriniſt nicht aus dem Hebr.-Brief, wo es gar nicht steht, sondern nur aus Numeri selbst, und zwar genau dem παρ-εμβολὴ der Septuaginta entsprechend, bi-baurgeins. Daß das Wasser rein sein soll — Num. 19, 17. מַיִם חַיִּים fließendes Wasser — steht wieder nicht im Hebr.-Brief. Die Reihenfolge von Ysop und roſinrother Wolle ist die des Buches Numeri, nicht die des Hebr.-Briefs, wo sie umgekehrt stehen. Der Skeiriniſt kennt die Bedeutung der Reinigung aus Numeri selbst in einer Weise, wie dies aus dem Hebr.-Brief nicht ersichtlich war.

Wenn die aus dem Buche Numeri zwar nicht ganz wörtlich aber doch dem Sinne nach angeführte Stelle zu dem Schlusse berechtigt, daß die Uebersetzung des Ulfila auch die 5 Bücher Mosis enthalten habe, so hat sich dies noch bestimmter aus einem wiener Codex ergeben, der viele gothische Worte und Zahlzeichen enthält, von denen W. Grimm mit Scharfsinn nachwies, daß sie

Digitized by Google

aus dem 5. Cap. der Geneſis, ſowie die LXX ſie giebt, entnommen ſind; während die darunter ſtehenden römiſchen Zahlzeichen ſämmtlich der Vulgata folgen. Es ſind folgende: Gen. 5, 3: sl = 230 (Vulg. 130); 5, 5. ↑l = 930; 5, 7. wz = 707 (Vulg. 807); 5, 8. ↑ib = 912; 5, 13. wm = 740 (Vulg. 840). Der Urheber dieſer Abſchrift muß die gothiſche Ueberſetzung der Geneſis und des Pentateuch vor ſich gehabt haben, woraus er dieſe Zahlen entnommen hat [1]). Eine genauere Prüfung des wiener Codex, die Maßmann vornahm, führte noch zu einem weiteren Ergebniß. Die gothiſchen Worte, die der Codex enthält, wies nämlich Maßmann theils dem Evangelium Lucas, theils Gen. Cap. 5 zu. Sodann brachte er die zweite Reihe der gothiſchen Zahlen in dem Ezechiel unter: 60 Ez. 40, 4; 30 Ez. 40, 17; 500 Ez. 42, 17 u. 20; 90 u. 70 Ez. 41, 12 (hier freilich 75, 90) [2]). Der Urheber der Abſchrift hatte alſo auch die goth. Ueberſetzung des Ezechiel und wahrſcheinlich aller Propheten vor ſich, aus der er dieſe Zahlen entnahm. Der Nachweis Maßmanns, daß die noch übrigen Zahlen den Büchern der Maccabäer angehören ſollen, kann nicht als genügend gelten. Es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß Ulfila dieſe Bücher überſetzt haben ſollte, da er mit den Büchern der Könige eine Ausnahme machte, eine Nachricht, die wir zu bezweifeln keinen Grund haben.

Vielleicht, daß durch die Gunſt der Zeiten noch weitere Stücke der gothiſchen Ueberſetzung des A. und N. T. aufgefunden werden. Von den neuteſtamentlichen Schriften fehlen die Apoſtelgeſchichte, die katholiſchen Briefe und die Apokalypſe.

Die Angabe des Philoſtorgius, daß alle Schriften von Ulfila überſetzt worden, gewinnt durch die Entdeckung von Fragmenten der wichtigſten Schriften alten und neuen Teſtaments immer mehr an Glaubwürdigkeit. Ulfila hätte, wenn er auch erſt nach dem Jahre 370 die Arbeit begann, noch Zeit genug, ſie zu vollenden und an der nöthigen Energie fehlte es ihm nicht. Das große Anſehen, welches die Ueberſetzung bei den Gothen in Italien und Spanien ſpäter genoß, weiſt auf Ulfila als den Urheber zurück. Von den Gothen war ſie bereits zu anderen

1) Wiener Jahrb. Band 43. p. 5 sqq. Zur Literatur der Runen, Wien 1828. (beſ. abgedruckt).

2) Münchener Gel. Anzeiger 1841. Nr. 30. Haupts Zeitſchr. I. p. 296 sqq.

Digitized by Google

Stämmen, z. B. den Vandalen gelangt, die durch gothiſche Miſſionare bekehrt worden waren. Die Vandalen trugen die heiligen Schriften, denen ſie, als göttlichen Ausſprüchen, einen hohen Werth beilegten, mit ſich in die Schlacht, und nach dem, was Salvian darüber erzählt, ſcheint es, daß ſie im Beſitz der ganzen heiligen Schrift ſich befanden [1]). Die entdeckten Fragmente weiſen im Ganzen auf einen einheitlichen Urſprung zurück, und die Verſchiedenheiten ſind der Art, daß ſie als ſpätere Zuſätze oder Abänderungen ſich erklären laſſen.

Aus einer Vergleichung der vorliegenden Fragmente ergiebt ſich, daß der Ueberſetzer ſich vorzugsweiſe an den griechiſchen Text gehalten hat, wie dies auch die Acten des Nicetas ausdrücklich ſagen, daß Ulfila ἀπὸ τῆς ἑλλάδος in die gothiſche Sprache überſetzt habe. Wie ſollte auch Ulfila, der des Griechiſchen völlig mächtig war und in beſtändigem Verkehr mit Conſtantinopel ſtand, ſich nicht an den griechiſchen Text hauptſächlich gehalten haben. Der Nachweis dafür iſt von den neueren Herausgebern genügend geführt worden. Ulfila folgt nicht bloß gewöhnlich in der Wortſtellung dem Griechiſchen, außer etwa da, wo die gothiſche Sprache eine andere Ordnung fordert, ſondern bildet in vielen Fällen, ohne deßhalb ſeiner Sprache Gewalt anthun zu müſſen, die Ausdrucksweiſe dem Griechiſchen entſprechend, z. B. beim Gebrauch des Dual, der Attraction, der Participialconſtructionen u. a. [2]). Außerdem aber läßt ſich nicht verkennen, daß Ulfila auch Handſchriften einer lateiniſchen Ueberſetzung bei ſeiner Arbeit benutzt habe. So finden ſich manche Zuſätze, die in den lateiniſchen Codices vorkommen, während ſie in den griechiſchen durchgängig fehlen. Ferner ſind an vielen Stellen lateiniſche Lesarten anſtatt der griechiſchen zu Grunde gelegt [3]). Es kann dies Verfahren gar nicht auffallend ſein, am wenigſten zu dem Schluſſe berechtigen, ſolche Stücke, in denen die Benutzung lateiniſcher Codices unverkennbar iſt, dem Ulfila abzuſprechen

1) Salvian. de gubern. dei VII, 11. nam cum armis nos atque auxiliis superbiremus, a parte hostium liber divinae legis occurrit. Ad hanc enim praecipue opem timor et perturbatio tunc vandalica confugit, ut seriem nobis coelestis eloquii opponeret et adversum venientes aemulos suos *sacri voluminis scripta* quasi ipsa quodammodo divinitatis ora reseraret.

2) Gabelentz ꝛc. Proleg. zu Ulfilas Vol. I, p. XVI. und viele andere Beiſpiele in der Grammatik. 3) l. c. p. XVII.

Digitized by Google

und sie erst später in Italien entstehen zu lassen, da Ulfila, nach dem Bericht des Aurentius, der lateinischen Sprache ebenso wie der griechischen und der gothischen mächtig war und in diesen Sprachen nicht bloß gepredigt, sondern auch darin mehrere Traktate und viele Uebersetzungen verfaßt und sich zum ewigen Andenken hinterlassen hat. Das Lateinische war in Moesien allgemein verbreitet und als Schriftsprache angewandt. Dafür ist Aurentius, der Schüler des Ulfila, als ein schlagendes Beispiel zu betrachten [1]). Sowie Ulfila bei der Feststellung des Alphabets dem griechischen vorzugsweise sich anschloß, aber auch eine Anzahl lateinischer Buchstaben herübernahm, so benutzte er auch bei seiner Uebersetzung neben dem griechischen Urtext lateinische Codices. Diese Benutzung ist aber keine so bedeutende, daß man deßhalb annehmen könnte, wie es Wetstein gethan hat, Ulfila sei nur lateinischen Codices gefolgt. Dagegen ist von den neueren Herausgebern nur Einzelnes für Vieles angeführt, das auf die überwiegende Uebereinstimmung mit dem Griechischen auf's Bestimmteste hinweist. So z. B. pflegt Ulfila das Partic. des Verbum Subst. εἶναι und ὑπάρχειν (visan und vairþan) mit dem Griechischen zu setzen, wo die Lateiner aus Mangel dieses Participiums entweder irgend eines Pronomen rel. oder irgend einer Conjunction zur Umschreibung sich bedienen; ferner giebt Ulfila griechische Partikeln wieder, wie ἄν, περ, die von den Lateinern ausgelassen werden. In vielen Stellen, wo die lateinischen Lesarten vom griechischen Text abweichen, schließt Ulfila sich diesem an [2]). Die Nachbildung der griechischen zusammengesetzten Verba findet durchgängig statt, auch da, wo das Gothische sie viel einfacher geben könnte, wie's das Lateinische auch thut, z. B. 2. Cor. 3, 2 wird ἀναγιγνώσκειν, weil im Griechischen ein Wortspiel sich findet, auch im Gothischen durch anakunnan übersetzt, während in demselben Cap. V. 15 dasselbe Wort ἀναγιγνοίσκειν, das hier vereinzelt steht, durch siggvan gegeben wird (ebenso Luc. 4, 16. Eph. 3, 4). Im Lateinischen findet sich das Wortspiel nicht wieder.

1) Siehe den Bericht des Aurentius bei Waitz l. c. p. 19., dazu die Bemerkungen p. 55. Dadurch ist Hickes völlig widerlegt. Gabel. ꝛc. Proleg. zu Ulfila I. p. XIV.

2) Gabel. ꝛc. Proleg. p. XVIII. siehe Belege dafür. Die Doxologie am Schlusse des Gebets des Herrn, die fast kein lateinischer Codex enthält, findet sich bei Ulfila.

Digitized by Google

Die Verschiedenheit der Sprache, die in den einzelnen von der Uebersetzung erhaltenen Fragmenten bei genauerer Vergleichung sich herausstellt, ist nicht so groß, daß man zu der Annahme genöthigt wäre, als seien ganze Stücke erst später neu entstanden, und so das von Ulfila begonnene Uebersetzungswerk erst später, etwa in Italien, vollendet [1]). Die sprachlichen Verschiedenheiten erweisen sich vielmehr nur als die Folge einer Verbesserung späterer Zeiten, indem einzelne gothische Worte der alten Uebersetzung mit andern gebräuchlicher gewordenen vertauscht oder nach genauerer Erforschung des Grundtextes und weiterer Vergleichung mit lateinischen Codices in Italien durch andere dem Sinne entsprechendere ersetzt wurden. So erklärt sich auch die Erscheinung, auf welche Gabelentz und Löbe aufmerksam gemacht haben, daß in den Theilen der Uebersetzung, die in doppelten Exemplaren vorhanden sind, wie im Evangelium Matthäus, sich die Spuren zweier verschiedener Recensionen vorfinden, einer älteren, die mehr an den griechischen Text sich anschließt und einer jüngeren, die an manchen Stellen verändert ist, und zwar so, daß die ursprüngliche Fassung noch am Rande vermerkt worden ist. Unter den Evangelien bietet das des Lucas die meiste Verschiedenheit in sprachlicher Hinsicht dar: die häufigere Uebereinstimmung mit dem Lateinischen und die abweichende Schreibweise einzelner Laute, außerdem der Gebrauch von Formen und Worten, die in den übrigen Evangelien nie oder nur äußerst selten vorkommen und sehr viele Lesarten und Randglossen, die theils von den Verbesserern selbst, theils von den Abschreibern nach der Vergleichung anderer Exemplare hinzugefügt und von denen einige dem Texte selbst einverleibt worden sind. Die pauliniſchen Briefe zeigen noch mehr Spuren einer späteren Hand, besonders ersieht man aus den neuen Formen der Worte und der Satzbildung, daß sie besonders der Gegenstand fortgesetzter Studien unter den Gothen in Italien wie in Spanien gewesen sind; gerade der pauliniſche Schriftenkreis, zu dem auch das Evangelium Lucas gehört, war es, der von vornherein die germaniſchen Völker innerlich am meisten beschäftigte, daher auch

1) Angel. Mai und Castiglione Ulphilae partium ineditarum specimen. Mediol. 1819. p. XI.

2) Gabel. ꝛc. Proleg. p. XIX sqq. Anm. 56. 57. 58 u. 59.

Digitized by Google

die Ueberſetzung derſelben immer neue Verbeſſerungen erfuhr. Dieſe Verbeſſerungen hatten die bemerkte ſprachliche Verſchiedenheit zur Folge. Die ſpätere Schreibweiſe iſt indeß nicht als eine weitere Ausbildung der Sprache zu höherer Vollkommenheit zu betrachten, ſondern als eine Ausartung der alten Strenge zum Theil durch Einflüſſe fremder Redeweiſe. Eine Analogie zu dieſer Verbeſſerung der gothiſchen Ueberſetzung bietet die Geſchichte der deutſch-lutheriſchen Ueberſetzung dar.

Die Bruchſtücke des A. T. ſind nicht umfangreich genug, um aus der ſprachlichen Verſchiedenheit den Schluß zu ziehen, daß ſie erſt ſpäter in Italien entſtanden ſeien. Ulfila überſetzte nicht aus dem Hebräiſchen ſondern aus der Septuaginta; wenn nun auch eine Uebereinſtimmung der gothiſchen Fragmente mit der complutenſiſchen Ausgabe der LXX ſtattfindet, die aus italiſchen Codices entſtanden iſt, ſich nicht verkennen läßt, ſo nöthigt dies doch nicht, die gothiſchen Fragmente erſt in Italien entſtehen zu laſſen [1]; vielmehr erlitt die Ueberſetzung des A. T. ſowie die des N. T. nur eine Ueberarbeitung in ſpäterer Zeit und zwar in Italien. Es iſt leicht möglich, daß eine Handſchrift des A. T., die Ulfila an der Donau in Moeſien benutzte, aus Italien ſtammte oder daß ſie mit den Gothen ſpäter dorthin wanderte. Die beiden Gothen Sunnia und Fretela, die ſich an Hieronymus wandten, um Aufſchluß aus dem Hebräiſchen über Pſalmſtellen zu erhalten, waren dazu veranlaßt worden durch die abweichenden Lesarten der griechiſchen Handſchriften des alten Teſtaments, die ſich in ihren Händen befanden.

Unter den vorhandenen Fragmenten der gothiſchen Ueberſetzung nimmt die wichtigſte Stelle

1. der Codex argenteus ein, der dem 5ten, ſpäteſtens dem Anfang des 6ten Jahrh. angehört. Er hat ſeinen Namen daher erhalten, weil er mit ſilberner und theilweiſe goldener Uncialſchrift auf purpurröthliches Pergament geſchrieben iſt. Die verſchiedenen Nachrichten, die ſeit der Mitte des 16. Jahrh. über dieſen Codex arg. auftauchen, der die 4 Evangelien in folgender Ordnung: Matthäus, Johannes, Lucas, Marcus enthielt, ſind alle aus ein und derſelben gemeinſamen Quelle gefloſſen, und zwar aus den Mittheilungen Arnold Mercators,

1) l. c. p. XXIII. Anm. 74.

Digitized by Google

der als gelehrter Forscher in Geschichte und Alterthum in die Fußstapfen des durch seine vielen Landcharten so berühmten Vaters Gerhard Mercator getreten war [1]). Arnold Mercator hatte in und um Cöln, wo sein Vater längere Zeit sich aufgehalten und bis zum J. 1522 seine Landcharten herausgegeben hatte — später seit dem J. 1522 wandte sich derselbe nach Duisburg — Alterthümer aufgesucht, Inschriften gesammelt, auf die sich J. Gruter in seinem Inschriftenwerk bezieht. Auf solchen Wanderungen war er auch bis nach Werden an der Ruhr gelangt, wo er in der alten Benediktinerabtei den silbernen Codex vorfand, aus dem er der Merkwürdigkeit halber mit Hülfe des Abtes Henr. Duden einige Blätter als Proben in Abschrift nahm. Wann und wie der Codex arg. nach Werden gekommen ist, wo er seit älteren Zeiten beruht hat, wird sich schwerlich ermitteln lassen. Sicher ist er nicht zufällig dorthin gelangt. Die Vermuthung liegt nahe, daß die herrliche Handschrift der Bibelübersetzung zu der Zeit dem Kloster übergeben wurde, als dasselbe unter Liudgers Leitung im 9ten Jahrh. die wichtige und schwierige culturhistorische Aufgabe übernommen hatte, den niederdeutschen, also sächsischen Volksstamm zu christianisiren, mit dessen Sprache unter den germanischen Sprachen das Gothische in der nächsten Verwandtschaft stand. Vielleicht daß Liudger, der wie sein Biograph Altfrid sagt [2]), in den heiligen Schriften wohl bewandert gewesen und alle Mittel benutzt habe, um deren Kenntniß zu verbreiten, während seines etwa drittehalbjährigen Aufenthaltes in Italien (zwischen den J. 782 und 785), wo er den Plan zu einer gründlichen Bekehrung der Sachsen reiflich überlegte, Gelegenheit fand, die Handschrift der gothischen Bibelübersetzung zu erwerben, die später (20 J. später) bei der Gründung des Klosters Werden dorthin kam. Oder aber Carl der Große, der an dem Bekehrungswerk Liudgers unter den Sachsen den lebendigsten Antheil nahm, übergab den kostbaren Codex dem Kloster zur Benutzung und Auf-

1) Maßmann hat in s. Gothica minora (Haupts Zeitschr. I. p. 306) darüber gründliche Untersuchungen angestellt und durch äußere Gründe und innere Beziehungen der verschiedenen Angaben auf eine Quelle dies Resultat sicher gestellt. Am schlagendsten ist, daß durch alle Mittheilungen dieselben Buchstabenverwechselungen, Lese- und Druckfehler, falsche Abtrennungen u. s. w. hindurchlaufen. cf. l. c. p. 309. 338 sqq.

2) Vita Ludgeri II, 8.

Digitized by Google

bewahrung, den er in Italien acquirirt oder schon seit längerer Zeit besessen hatte [1]). Walafrid Strabo, der Abt von Reichenau († 849), weiß um diese Zeit von gothischen Sprachdenkmälern, die in Deutschland existirten [2]). Wie leicht konnte durch den Mönch Edelfrid, der dem Kloster Werden früher angehört und an der Abfassung der altsächsischen Evangelien, wie es scheint, Antheil gehabt hatte [3]), dann unter Carl dem Großen nach Reichenau gekommen war, Kunde von jenem Codex dorthin gelangt sein.

Wie dem auch sein mag, der von Arn. Mercator im 15. Jahrh. gleichsam wieder entdeckte Codex argenteus wurde durch seine Mittheilungen bald von verschiedenen Seiten zur Sprache gebracht. Von ihm erhielt Anton Morillon, der Bibliothekar des Cardinal Granvella in Flandern, dem A. Mercator seinen Globus terrestris schon früher gewidmet hatte, eine Abschrift der gothischen Sprachproben. A. Morillons Bruder Maximilian theilte sie dem gelehrten Arzt und Philosophen Goropius Becanus von Hilvarenbeck in Flandern mit, in dessen origines Antverpianae im 7ten Buche im J. 1569 zuerst das Vaterunser und einige andere kleine Stücke publicirt worden. Becanus sagt ausdrücklich, daß das mitgetheilte Vaterunser aus einer sehr alten Handschrift stamme, die im Kloster Werden im ber-

---

1) Wenn Carl die mit kostbaren Deckeln versehene Handschrift schon von früherher besaß, so könnte man daran denken, daß sie sich unter den 20 mit Gold und Edelsteinen verzierten Evangelienbehältnissen mit den Blättern 1 (evangeliorum capsae) befunden habe, die der Frankenkönig Childebert im J. 631 bei der Einnahme der westgothischen Stadt Narbonne erbeutete. Er ließ diese Sachen nicht zerschlagen, sondern vertheilte und verschenkte Alles an die Kirchen und Gotteshäuser der Heiligen. cf. Greg. Tour. hist. Franc. IV, 10.

2) de rebus eccl. 7 Gothi qui et Getae eo tempore, quod ad fidem Christi licet non recto itinere perducti sunt, in Graecorum provinciis commorantes, nostrum i. e. theotiscum sermonem habuerunt et ut historiae testantur postmodum studiosi illius gentis, divinos libros in suae locutionis proprietatem transtulerunt, *quorum adhuc monumenta apud nonnullos exstant.*

3) Schmeller vermuthet, daß dieser Edelfrid an der Abfassung des Heliand Antheil gehabt habe, da ihm in älteren Nachrichten „libri aliquot saxonico sermone conscripti“ beigelegt werden. Vergl. Heliand II. Glossar. saxon. im Prooemium p. XV. Ferner Verhoeff des Cartularium Werthinense. Münster 1848. p. 90 sqq.

Digitized by Google

gischen Lande, ungefähr 4 Meilen von Cöln entfernt, sich befinde. Er habe sie durch Marim. Morillon aus den Papieren seines verstorbenen Bruders erhalten. Nächst Becanus giebt der ausgezeichnete Philologe Bonav. Vulcanus, Rector der Schule zu Antwerpen und seit 1578 Professor zu Leyden, Nachricht von dem Codex arg. in einer von ihm im J. 1597 herausgegebenen Schrift: Commentariolus de literis et lingua Getarum sive Gothorum. Dieses Schriftchen eignet sich B. Vulcanus nicht selbst zu, sondern giebt es für das Werk eines Anonymus aus, der bei der Abfassung einen sehr alten Codex mit Namen argenteus benutzt habe. Die Angabe des Becanus von der Abtei Werden und den Brüdern Morillon ist hinzugefügt ohne genauere Einsicht in den Zusammenhang, ob etwa Anton Morillon der besagte Anonymus, der Verfasser des Commentariolus gewesen sei.

Das Manuscript des von B. Vulcanus herausgegebenen Commentariolus, das sich noch jetzt in Leyden befindet, enthält Bemerkungen vom J. 1568, zu denen der Name Strein hinzugefügt ist. Der Commentar ist also vor dem J. 1568 verfaßt. Was den Namen Strein betrifft, so ist es der Name des wohlbekannten Richard Strein, kaiserlichen Rathes, der ein Mann von der umfassendsten Bildung und auch Schriftsteller war. R. Strein sagt in seiner zu München und zu Wien aufbewahrten „Apologia oder Schutzred uber des Durchl. Hauses Oesterreich von weiland Kaiser Friedrich I. Demselben Anno 1156 erthailten ansechlichen Privilegio", da ihm das Wort Wampe, das Ottfrid für Mutterleib gebraucht, anstößig erscheint, zur Milderung: „deß auch aber jm Gottischen Evangelj Buech Dessen Sr Kay: Maytt Original haben, zur befinden." Nach der gewöhnlichen Ansicht, die von J. v. Ihre ausgegangen ist, soll der Codex arg. von den Mönchen des Klosters Werden nebst anderen Schätzen erst im 30jährigen Kriege nach Prag geflüchtet sein. Da aber R. Streins im J. 1600 bereits gestorben ist, so kann die Nachricht von dem gothischen Evangelienbuch des Kaiser Rudolf nicht nach dem J. 1599 geschrieben sein und es muß der damit bezeichnete Codex arg. sich schon damals in Kaiser Rudolfs Händen, und zwar in Prag befunden haben, wo Strein oft mit seinem kaiserlichen Herrn verweilte und namentlich des Kaisers Schatz, der sich auf dem Hradschin befand, beaufsichtigte. Wahrscheinlich, daß Strein durch die damals auf-

Digitized by Google

getauchten Nachrichten, besonders durch den Commentariolus des Anonymus, der sich handschriftlich in seinem Besitz befand, auf die werthvolle Handschrift, die sich in der Abtei Werden befand, aufmerksam gemacht worden war, und nachdem er kaiserlicher Rath geworden, diese für den an Seltenheiten aller Art so reichen Schatz seines Herrn erwarb, während das Gerücht von Flüchtung der Handschrift nach Prag oder von Raubung derselben im 30jährigen Kriege redete [1]).

Die in dem großen Inschriftenwerk von Janus Gruter im J. 1602 auf zwei Folio-Seiten mitgetheilten Stücke des Codex arg. Mtth. 6, 7—16 (das Vaterunser enthaltend) und Mc. 1, 1—18 gehen ebenfalls auf Mercator zurück, dessen Sohn Michael sie nach dem Tode seines Vaters aus dessen Papieren seinem Freunde Gruter mittheilte. Dieselben Fehler im Texte und die den holzschnittlichen gothischen Sprachproben vorausgeschickten Bemerkungen über die Aussprache gothischer Laute stimmen ganz wie bei Vulcanus mit denen des Anonymus im Commentariolus überein [2]).

Die weiteren Schicksale des Codex arg. sind genugsam bekannt. Er wurde im J. 1648 bei der Einnahme von Prag durch die Schweden unter General Königsmark aus dem kaiserlichen Schatze mit anderen Kostbarkeiten entführt und der Königin Christine nach Stockholm übersandt. Bei dieser Gelegenheit wurde wohl mit den kostbaren Deckeln eine Anzahl Blätter vom Anfang und Schluß, Matthäus 1—5, 7 und Marcus 16, V. 12—V. 20 davon abgelöst; auch ist es möglich, daß damals schon vom 2ten Evang. Johannes einige Blätter fortgenommen sind, da R. Streins noch die Stelle Joh. 3, 4 mit dem Worte vamba vor Augen gehabt hat; der spätere, und zwar erste Herausgeber Franz Junius im J. 1655 aber erst mit Joh. 5, 45 begann.

Von Stockholm nahm der gelehrte Isaac Vossius den Codex im J. 1655, sei's als Geschenk der Königin, sei's mit eigenmächtiger Hand, mit sich nach Holland. Dort kaufte ihn der Kanzler Graf de la Gardie um 400 oder 600 schwedische Thaler

1) Maßmann l. c. p. 322. 340 sqq. Alle Umstände vereinigen sich, Arn. Mercator für den Verfasser des Commentariolus zu halten, in dem er die Sprachproben, die er aus dem Codex arg. entnommen hatte, erläuterte. Durch A. Mercators Vermittlung erwarb möglicherweise Streins den Codex.

2) Maßmann l. c. p. 326. 337 sqq.

Digitized by Google

von J. Voſſius wieder an, ließ die loſen Blätter, von denen unterdeß wieder eine Anzahl fortgekommen war, nach der gebräuchlichen Ordnung der Evangelien Matth., Marc., Luc., Joh., in ſchwere ſilberne Deckel binden und ſchenkte das koſtbare Werk im J. 1669 der Univerſität Upſala, wo es bis heute auf der Bibliothek aufbewahrt wird.

Als der Coder ſich in den Händen des J. Voſſius befand (im J. 1655) und Franz Junius damals ihn zuerſt herausgab [1]), war die urſprüngliche Anzahl der Blätter, die nach der Abtheilung der Quaternionen zu ſchließen, ſich auf 320 belief, ſchon auf 188 reducirt. Davon ſind ſeitdem noch, obgleich der prächtige Coder in Upſala ſorgfältig aufbewahrt worden iſt, 11 Blätter aus dem Evangelium Marci durch räuberiſche Hand entwendet, welche Ihre noch geleſen hatte [2]).

2. Der Codex carolinus, ein von Knittel im Jahre 1756 auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel entdeckter rescriptus mit den Origines des Isidorus Hispalensis, enthält auf vier Pergamentblättern Stücke des Briefes Pauli an die Römer nebſt einer alten lateiniſchen Ueberſetzung. Die Buchſtaben ſind denen des Codex arg. ſehr ähnlich, doch nicht mit demſelben Fleiß gemacht. Nach Knittels Anſicht ſind ſie in Italien zur ſelben Zeit, wie der Codex arg., geſchrieben. Der Coder gehörte früher dem Kloſter Weißenburg an, von dort gelangte er nach einer Wanderung im 17. Jahrh. nach Wolfenbüttel [3]).

3. Die ambroſianiſchen Codices, fünf an der Zahl, ſind pergamentene Palimpſeſte, die aus dem Kloſter Bobbio in

---

1) Quatuor D. N. Iesu Christi evangeliorum versiones perantiquae duae gothica sc. et anglosaxonica, quarum illam ex celeberrimo cod. arg. nunc primum depromsit Fr. Junius Dortrechti 1665 (Amstelodami 1684.) 2 Voll. 4.

2) Die in dem Codex arg. noch enthaltenen Stücke der 4 Evangelien vide: Gabelentz und Löbe Prol. p. XXXI. sqq. Ueber die gegenwärtige äußere Beſchaffenheit des Coder, den ich im Herbſte des Jahres 1841 zu Upſala auch genauer unterſucht habe, iſt von Dr. Löbe ein genauer und ausführlicher Bericht geliefert worden, auf den ich verweiſe.

3) Siehe die noch erhaltenen Stücke Prol. p. XXXII. Knittel gab die Bruchſtücke heraus im J. 1762 unter dem Titel: Ulphilae versionem goth. nonnullorum capitum ep. Pauli ad Romanos e litura cuiusdam ms. rescripti etc. erpit F. A. Knittel. 4.

Digitized by Google

Ligurien ſtammen und von dort nach Mailand gelangt ſind, wo ſie von Angelo Mai im J. 1817 entdeckt und von ihm vereint mit C. O. Caſtiglione, oder von dieſem allein vor und nach herausgegeben worden ſind [1]). Sie gehören wahrſcheinlich der Zeit an, wo die Gothen in Italien herrſchten, alſo den Jahren 492 bis 553; darauf weiſt der angefügte Kirchenkalender hin, dem die gothiſche Kirche als eine damals noch beſtehende folgte. Die überſchriebene Schrift iſt ſchon ſo alt, daß ſie nicht nach dem 8., gewiß nicht nach dem 9. Jahrh. geſchrieben iſt; vor dem 7. Jahrh. konnte ſie aber zu Bobbio nicht überſchrieben werden, da das Kloſter erſt im Anfang des 7. Jahrh. geſtiftet worden; aber damals war auch die gothiſche Sprache mit der gothiſchen Herrſchaft in Italien ſchon untergegangen und die lateiniſchen Mönche, die nichts vom Gothiſchen verſtanden, überſchrieben daſſelbe [2]).

Der wichtigſte unter dieſen Codices, Coder A., enthält jetzt die Homilien des Gregorius Magnus über den Ezechiel, worunter Fragmente des Briefes an die Römer, der beiden Corinther-Briefe, des Briefes an die Galater, Epheſer, Philipper, Coloſſer, der beiden an die Theſſalonier, der beiden an den Timotheus, des Briefes an den Titus und Philemon. Es ſcheint, als ob zwei verſchiedene Hände, eine erfahrene und eine mehr unerfahrene, daran angelegt ſeien. Der zweite Coder, Coder B. genannt, ebenfalls in 4°, enthält den Commentar des Hieronymus zum Jeſaias, darunter wieder Fragmente pauliniſcher Briefe. Die Form der Buchſtaben iſt nicht ohne Eleganz, verräth aber eine gewiſſe Eile. Der dritte, den die neueren

1) Ulphilae partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum specimen conjunctis curis eiusdem Maji et C. O. Castillionaei editum Mediolani 1819. 4. — Ulphilae versio gothica epistolae D. Pauli ad Corinthios secundae quam etc. edidit C. O. Castillionaeus Mediol. 1829. 4. — Gothicae versionis epp. D. Pauli ad Romanos, ad Corinthios primae, ad Ephesios, quae supersunt etc. ed. C. O. Castillionaeus Mediol. 1834. 4. — Gothicae versionis epp. D. Pauli ad Galatos, ad Philippenses, ad Colossenses, ad Thessalonicenses primae, quae supersunt etc. ed. C. O. Castillionaeus Mediol. 1835. 4.

2) Ueber die Abfaſſungszeit der ambroſianiſchen Codices vide: Specimen Ulphilae partium ineditarum Med. 1829 p. V. Ueber die Codices Näheres p. XV. Prol. von Gabelentz und Löbe p. XXXII. sqq.

Digitized by Google

Herausgeber den Ambrosianus genannt haben, besteht nur aus vier Blättern in kleinerem Format und enthält unter einer lateinischen Uebersetzung der Evangelien Fragmente der gothischen Uebersetzung des Evangeliums Matthäi, und zwar Stücke, welche in dem Codex arg. größtentheils fehlen, C. 25, 38 bis c. 26, 3 u. C. 26, 65 bis 70. Die Schreibart ist eine große und gleicht der des Codex arg. mehr, als die übrigen ambrosianischen Codices. Dann sind 4) noch drei Blätter eines Codex, der einen lateinischen Commentar zu den Büchern der Könige enthält. Darunter befanden sich Stücke von Plautus, Seneca und von der Uebersetzung des Ulfila die Bücher Esra und Nehemia; auf vier Seiten ist von Nehemia C. 5, 13 bis 18; 6, 14 bis C. 7, 3 und auf zwei Seiten von Esra 2, 28 ff. erhalten. Von dem fünften Codex, der Stücke eines gothischen Commentars zum Evangelium Johannes enthält, der sog. Skeireins, wird später die Rede sein.

Wichtig ist die durchgehende Uebereinstimmung dieser Fragmente in sprachlicher Hinsicht, und läßt darauf schließen, daß wir in denselben die zerstreuten Stücke der alten Ulfila'schen Uebersetzung vor uns haben, die, wenn auch in späterer Zeit in einzelnen Theilen überarbeitet, ihrer ganzen Anlage nach zu einem großen Ganzen gehörten.

Sämmtliche Fragmente sind zuletzt mit einer trefflichen Einleitung, kritischen Anmerkungen, lateinischer Uebersetzung nebst Glossar und einer gothischen Grammatik von Gabelentz und Löbe herausgegeben [1]).

Was die Beschaffenheit der Uebersetzung betrifft, so hat sich Ulfila treu an den griechischen Text gehalten, ohne sich dadurch in knechtischer Weise davon abhängig zu machen und etwa das Dunkle dunkel, das Zweifelhafte zweifelhaft zu lassen, oder etwa in der Syntax und in der Wortstellung genau dem Griechischen sich anzuschließen und auf diese Weise eigentlich nur einen griechischen Text in gothische Worte umzukleiden.

Es kam Ulfila bei der Uebersetzung darauf an, auf alle

---

1) Ulfilas. Vet. et novi testamenti versionis gothicae fragm. quae supersunt ad fidem cdd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa cum Glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Löbe. II. Voll. 4. Lipsiae 1843.

Digitized by Google

mögliche Weise das Verständniß der heiligen Schrift den Gothen in der Muttersprache zu eröffnen, damit sie die geoffenbarte Wahrheit aus der Quelle selbst schöpfen und sich darin befestigen könnten. Daher beobachtet er, indem er dem Geiste der gothischen Sprache Rechnung trägt, die Gesetze derselben. Daher setzt er den Artikel nicht anders, als wo der gothische Sprachgebrauch ihn zuläßt. Den griechischen Gebrauch, mit dem Neutrum im Plural das Verbum im Singular zu verbinden, ahmt er nicht nach. Der Dualform bedient er sich öfter, als es im Griechischen der Fall ist, und an der Stelle der von Substantiven abhängigen Genitive gebraucht er sehr oft den Dativ. Das Prädikat setzt er nicht in den mit dem Subjekt stimmenden Casus, sondern bezeichnet es mit der hinzugesetzten Präposition du; mit zwei Zeiten des Verbums begnügt er sich und führt keine neuen Formen ein, um das Futurum wiederzugeben oder um das Präteritum zu unterscheiden. Auch in der Syntax folgt Ulfila mit einzelnen wenigen Ausnahmen den Gesetzen seiner Sprache. Manches, was als Gräcismen in der Uebersetzung erscheinen könnte, ist doch im Geiste der Sprache gewesen, da Construktionen, wie z. B. die Attraktion, auch ohne den griechischen Vorgang vorkommen [1]); überhaupt kam dem Ulfila bei seiner Arbeit der Umstand zu Hülfe, daß die gothische Sprache sich äußerst leicht an fremde Idiome anschließen und selbst abstrakte Sätze in sich übertragen ließ. [2]). In der Wortstellung ferner weicht er, dem Charakter der gothischen Sprache entsprechend, vom Griechischen ab, wie z. B. in der Stellung der Negation bei'm Verbum und in der Stellung gewisser Partikeln (wie ip für δὲ) und des Pronomen demonstr., das er dem Substantivum vorausſetzt; und sonst in Fällen, wo es die gothische Sprache erforderte, zeigt er sich freier in der Stellung der Wörter, oder er erlaubt sich kleine Zusätze, die sich nirgendwo sonst finden. Auch einzelne Auslassungen sind vorhanden [3]).

Zu dieser Freiheit, die sich Ulfila vom Buchstaben des griechischen Textes erlaubt, ist auch das zu rechnen, daß Ulfila die-

---

1) Gabelentz, Einleitung zur Grammatik §. 5. 2) l. c. §. 8.

3) Proleg. p. XXV.. sqq. Die dort aus dem Matth. angeführten Beispiele lassen sich aus den andern Evangelien und den paulinischen Briefen noch um viele vermehren.

Digitized by Google

ſelben griechiſchen Wörter, die mehrmals wiederkehren, mit verſchiedenen gothiſchen Wörtern überſetzt. So z. B. wird Math. 5, 23 u. 24 δῶρον durch aibr und giba; Math. 6, 1 u. 2 μισθόν durch laun und mizdon, V. 19 u. 20 κλέπτουσι durch hliſand und stiland, V. 27 u. 28 μεριμνᾶν durch maurnan und saurgan, C. 7, 17 u. 18 ἀγαθός durch gods und þiuþeigs wiedergegeben ꝛc.

Sodann erlaubt ſich Ulfila manche Erweiterungen der Wörter und Begriffe, um die Sache den Gothen anſchaulicher zu machen und zugleich den Eindruck der Erzählung, beſonders für die Vorleſung in der Volksgemeinde, zu erhöhen. Daher dieſe Erweiterungen meiſt bei Wundererzählungen ſich finden, um das Erſtaunen recht auszudrücken, oder bei gewaltſamen Vorgängen, um den Eindruck zu erhöhen oder um etwas recht nachdrücklich zu ſagen. So z. B. als Abſchluß bei der Erzählung von der Heilung des Gichtbrüchigen Matth. 9, 8 gasaihvandeins þan managains *ohtedun sildaleikjandans* jah mikilidedun guþ þana gibandan valdufni svaleikata mannam d. i.: Und als die Menge das ſah, fürchtete ſie ſich vor Verwunderung und lobten und prieſen Gott, der ſolche Macht den Menſchen gegeben habe. — Math. 9, 23 bei der Erzählung von der Auferweckung der Tochter des Oberſten: jah qimands ïesus in garda þis reikis jah gasaihvands svigljans *jah haurnjans haurnjandans* jah managain auhjondein d. i.: und als Jeſus kam in das Haus dieſes Königs und ſah die Pfeifer und Hornbläſer, welche die Hörner blieſen und die Menge, die ein Geſchrei erhob u. ſ. w. — Marc. 1, 27 bei der Heilung eines Dämoniſchen: jah afslauþnodedun allai *sildaleikjandans*: und ſie erſtaunten alle und verwunderten ſich. — Marc. 2, 4 bei der Heilung des Gichtbrüchigen: jah usgrabandans ïnsailidedun þata badi *jah fralailotun.* ana þammei lag sa usliþa, d. i.: und aufgrabend, legten ſie das Bett in Stricke und ließen es herab, auf dem der Gichtbrüchige lag. — Marc. 2, 13 am Schluſſe der Heilung: jah hauhidedun *mikiljandans* guþ, d. i.: ſie erhöheten und prieſen Gott. — Marc. 5, 4 bei der Heilung des Dämoniſchen im Lande der Gadarener: unte ïs uſta eisarnam bi ſoluns *gabuganaim* jah naudibandjom *eisarneinaim* gabundans vas etc.: denn oft wurde er mit Eiſen, die an den Füßen gebogen waren und mit eiſernen Nothbanden gebunden. — Marc. 12, 4 bei dem Gleichniß vom Weinberg: jah þana steinam vairpandans *gaqiviskodedun* jah haubiþ vundan

brahtedun jah insandidedun ganaitidana, d. i.: und mit Steinen werfend beſchimpften ſie ihn und am Haupte brachten ſie ihm Wunden bei und ließen ihn geſchmäht von ſich. — Marc. 14, 65 bei der Mißhandlung des Herrn: jah dugunnun sumai speivan *ana vlit* is: und es begannen Einige, ihn in's Angeſicht zu ſpeien.

Um etwas recht nachdrücklich zu ſagen erweitert Ulfila z. B. Matth. 25, 72 wiþ aiþa svarands für *μεδ' ὅρκου*; Joh. 13, 38 afaikis kunnan für *ἀπαρνήσῃ*; 1 Cor. 9, 25 haifstjan sniviþ für *ἀγωνιζόμενος*; 1 Cor. 15, 10 arbaidida jah usaivida für *ἐκοπίασα*; Phil. 3, 16 ei samo hugjaima jah samo fraþjaima für *τὸ αὐτὸ φρονεῖν*.

Ulfila geht weiter und wagt es, um nicht gegen gothiſche Sitte zu verſtoßen, die Zeitabſchnitte nicht nach Jahren in jüdiſcher Weiſe, ſondern nach Wintern zu zählen; und nicht von Neumonden, ſondern von Vollmonden zu reden, z. B. Math. 9, 20 ib. vintruns, griech. *ἔτη*, desgl. Luc. 2, 42 tvalib vintruns, griech. *ἐτῶν δώδεκα*; Col. 2, 16 fulliþe, Vollmonde, griech. *νουμηνίας* [1]).

Von ganz andrer Art als die bisher angeführten Abweichungen vom griechiſchen Text ſind diejenigen, zu denen Ulfila durch Irrthum veranlaßt worden iſt, die eigentlichen Fehler in der Ueberſetzung. Dazu gehören zunächſt ſolche, die durch ein Verſehen entſtanden ſind, theils in Folge der Aehnlichkeit in der Schreibweiſe einzelner Buchſtaben, theils in Folge von Abkürzungen der Worte, wie es z. B. recht deutlich bei Luc. 7, 25 hervortritt, wo griech. *τρυφῇ* ſteht, Ulfila aber *τροφῇ* geleſen und fodeinai, d. i. Speiſe, ſtatt Weichlichkeit überſetzt hat [2]).

Wichtiger als dieſe Fehler ſind andre, welche dadurch entſtanden ſind, daß Ulfila, obgleich der griechiſchen Sprache im vollſten Maße kundig, mit den jüdiſchen Sitten und Einrichtungen nicht hinreichend bekannt war. So z. B. überſetzt Ulfila *ἐφημερία* Luc. 1, 5 u. 8 falſch mit afar, d. i. Nachkommenſchaft und kuni, d. i. Geſchlecht, da er nicht wußte, daß die jüdiſchen Prieſter in beſtimmte Klaſſen (24) abgetheilt waren,

1) cf. Tac. Germ. c. 11. Caes. de bello gallico I, 50. Beda de tempp. ratione c. 13.

2) Siehe eine Anzahl ſolcher Beiſpiele Prol. p. XXVII. sqq.

Digitized by Google

welche mit dem Wochendienste abwechselten. Am wichtigsten sind die Fehler, welche auf einen Mangel des inneren Verständnisses einer Stelle, wie z. B. der schwierigen Joh. 8, 25 schließen lassen. Aber solche Fehler kommen in dem großen Werke nur sehr selten vor, ja verhältnißmäßig viel seltener, als in andern Uebersetzungen, unter denen keiner einzigen nachgerühmt werden könnte, daß sie in dieser Beziehung völlig fehlerfrei wäre. Es läßt sich von der Uebersetzung im Ganzen sagen, daß sie treu an das Griechische sich hält und das Original genau wiederzugeben bemüht ist, ohne deshalb sich knechtisch daran zu halten und dem Geist der gothischen Sprache Eintrag zu thun. Es war dadurch die heilige Schrift, A. und N. T., in eine Form übertragen, die ihren eigentlichen Sinn für Jedermann im Gothenvolke deutlich aufschloß. Wenn wir dazu in Betracht ziehen, daß in dem gothischen Sprachstamme ein Element waltet, welches diesen der griechischen Sprache näher anschließt, als jede andre deutsche Mundart [1]), so müssen wir die göttliche Providenz bewundern, die darin waltete, daß gleich im Anfang der Bekehrung der germanischen Stämme zum Christenthum, eine Uebersetzung des Wortes Gottes in der gothischen Sprache entstand, die geeigneter als jede andre deutsche Mundart war, um den ursprünglichen Geist desselben wiederzugeben. Durch diese Uebersetzung war dem gothischen Volke das Original in gewissem Sinne ersetzt, und allen andern Stämmen, vorzüglich denen, welche die gothische Sprache redeten oder verstanden, konnte durch Mittheilung dieser Uebersetzung sofort ein tieferes Verständniß der christlichen Wahrheit vermittelt werden. Daher erklärt sich auch durch diese höchst gelungene Uebersetzung zum Theil die Schnelligkeit, mit der das Christenthum sich bei den Ostgothen, Vandalen, Gepiden ꝛc. ausbreitete und befestigte.

Die neueren Herausgeber des Ulfila, die zu den gründlichsten Kennern der gothischen Sprache gehören, bemerken, daß über-

1) Vergl. die Einleitung von J. Grimm zu Schulzes gothischem Glossar p. XVI. Angelo Mai und Castiglione bemerken in dem Specimen vom J 1829 p. XXI., daß ihre der Ulfila'schen Arbeit hinzugefügte lateinische Uebersetzung sich dem Gothischen weniger als der griechische Text selbst annähere, so daß sie dieselbe gar nicht hinzugefügt haben würden, wenn die Leser meist griechisch verstanden hätten.

Digitized by Google

haupt keine andre Sprache der griechiſchen verwandter ſei, als die gothiſche, keine andre alſo geeigneter als ſie, den griechiſchen Text, wie ein Bild, wieder auszudrücken. Und da die Ueberſetzung des Ulfila das Griechiſche äußerſt getreu wiedergegeben habe, ſo ſei ſie allen andern Ueberſetzungen vorzuziehen, ſelbſt der ſonſt ſo gerühmten ſyriſchen, der vor der gothiſchen nur der Vorzug des Alters zukomme. Der Werth der gothiſchen Ueberſetzung zur Herſtellung eines reinen griechiſchen Textes kann daher nicht genug angeſchlagen werden [1]).

Die Ueberſetzung mußte den Gothen dadurch beſonders ſich empfehlen, daß ſie in formeller und materieller Beziehung durchaus volksthümlich, eine echt gothiſche Ueberſetzung war. Ulfila hat es mit wahrer Meiſterſchaft verſtanden, den großen Wohlklang und die Anmuth der gothiſchen Sprache recht hervortreten zu laſſen. Dies zeigt ſich in der Hebung und Senkung der Vokale a, o, u, und e, i, wie z. B. der verwunderten Frage Marc. 1, 27 hva sijai þata. hvo so laiseino so niujo: Was iſt das? was iſt das für eine neue der Lehren? desgl. Marc. 6, 2 hvaþro þamma þata jah hvo so handugeino so gibano īmma, d. i. woher ſtammt ihm das und was iſt das für eine Weisheit, die ihm gegeben iſt? — Es zeigt ſich in der Häufung gleichtönender Vokale oder Diphthonge z. B. Marc. 1, 44 jah atbair ſram gahraineinai þeinai: und bringe Opfer dar für deine Reinigung. Marc. 8, 36 jah gasleiþeiþ sik saivalai seinai: und er verletzte ſich an ſeiner Seele. — Oft tritt eine förmliche Alliteration ein oder eine Art von Reim, z. B. bei der Heilung des Tauben und Stummen Marc. 7, 35: jah sunsaiv *usluk*nodedun īmma *hliu*mans jah and*bund*noda *bandi* luggons īs jah *rod*ida *raih*laba. Marc. 8, 22 jah *ber*un... jah *bed*un. Herrlich iſt z. B. die aus Jeſ. 53, 4 ff. entlehnte Stelle Math. 8, 17 überſetzt: sa unmahtins unsaros *us*nam jah sauhtins *us*bar: Dieſer nahm unſre Schwachheiten auf ſich und trug unſre Seuchen. — Sodann weiß Ulfila den großen Reichthum der Sprache an Präpoſitionen geſchickt zu verwenden, um durch Compoſita neben größerer Deutlichkeit auch den Wohlklang zu erhöhen, beſonders wenn er gleiche Wurzelworte zu den Compoſita wählt, während im Griechiſchen Wörter von ganz abweichendem Stamme ſtehen. Z. B. Math. 9, 13

1) Prol. p. XXVIII. sqq.

Digitized by Google

niþ-þan qam laþon *usvaurhtans ak fravaurhtans* für das griech. δικαίους ἀλλ' ἁμαρτωλοὺς. Marc. 9, 43, 45, 47 *hanfamma, haltamma, haihamma* für κυλλός, χωλός und μονόφθαλμος, wodurch die innere Beziehung recht hervorgehoben wird: Es ist dir beſſer, daß du ein Krüppel, oder lahm, oder einäugig in's Reich Gottes eingeheſt. Marc. 11, 10 þiuþido so qimandai *þiudangardi* für εὐλογημένη ἡ ἐρχομένη βασιλεία. Marc. 14, 47 sloh .... jah afsloh für das griech. ἔπαισε und ἀφεῖλεν. Marc. 11, 2 *and*bindandans ina atliuhits für das einfache λύσαντες αὐτὸν ἀγάγετε. Ferner liebt es Ulfila, in demſelben Satze als Object ein Wort von gleichem Stamm mit dem regierenden verb. zu ſetzen, wenn es im Griechiſchen auch nicht ſo iſt, z. B. Math. 5, 44 jah fiais fiand þainana καὶ μισήσεις τὸν ἐχθρόν. Matth. 9 35, hailjands alla unhailja, θεραπεύων μαλακίαν; Luc. 4, 40 siukans sauhtim, ασθενοῦντας νόσοις; 1 Cor. 13, 1 klismo klismjandei, κύμβαλον ἀλαλάζον. Zuweilen wendet Ulfila vielfach volltönende Pleonasmen an, welche die gothiſche Sprache beſonders geliebt zu haben ſcheint. Marc. 1, 40 knivam knussjands, d. i. auf den Knien niederknieend, für das griech. γονυπετῶν αὐτὸν. Luc. 2, 29 fraujinond frauja, für δέσποτα. Was aber mehr noch als Alles dies die Meiſterſchaft des Ueberſetzers bekundet, ſind die gelungenen Verſuche durch den Ton der Worte dem Sinne zu entſprechen, wie z. B. Marc. 4, 37, wo die Jünger ſich im Sturm mitten auf dem Meere in Gefahr befinden: jah varþ *skura vindis mikila* jah *vegos vaitidedun* in skip, d. i.: und es ward eine Windesſchauer und die Wogen wälzten ſich in's Schiff; ferner Matth. 7, 27 jah *vaivoun vindos* .... jah *gadraus* jah *vas drus* is mikils und weheten die Winde und es fiel und that einen großen Fall. Matth. 8, 12 *grets* jah *krusts* tunþive, für das Heulen und Zähneknirſchen u. ſ. w.

Dadurch, daß Ulfila die Schönheit und Erhabenheit der gothiſchen Sprache ſich in vollem Maße entfalten ließ, eignete ſich die Ueberſetzung beſonders zu lautem öffentlichem Vortrag in der Volksgemeinde.

Die Ueberſetzung war aber in noch viel tieferem Sinne volksthümlich und eine echt gothiſche Ueberſetzung dadurch, daß Ulfila die Kluft zwiſchen dem gothiſchen Volksgeiſte und dem Chriſtenthum, das nach Inhalt und Form ſeiner Offenbarungen

Digitized by Google

jenem natürlichen Geiste als etwas Fremdes gegenübertrat, so viel als möglich auszufüllen und übersteigbar zu machen suchte. Dabei kam ihm freilich die besondre Prädisposition des germanischen Heidenthums für das Christenthum sehr zu statten, indem jenes Vieles enthielt, was den christlichen Begriffen verwandt oder entsprechend war — mehr als irgend ein andres Heidenthum. Es war daher in der gothischen Sprache schon ein Wortschatz vorhanden, gleichsam ein ureigner Stoff, den Ulfila verarbeiten konnte. Indem Ulfila die Wortformen für solche religiöse und sittliche Vorstellungen des Heidenthums, welche den christlichen Begriffen am nächsten standen, geradezu herübernahm, so konnte er dadurch seinem Volke den eigentlichen Sinn des geoffenbarten Wortes aufschließen und zugleich einen tieferen Sinn in die alten Wortformen einfließen lassen, als sie früher im Heidenthum inne gehabt hatten; oder es konnte, indem die frühere heidnische Bedeutung des Wortes ganz verdrängt wurde, eine neue christliche hineingelegt und so die Bedeutung des Wortes umgewandelt werden. Ferner konnten Worte von weltlicher Bedeutung angewandt werden, so daß eine religiöse auf sie übertragen wurde und jene ursprüngliche entweder daneben fortbestand oder verschwand. Auf diese Weise konnte Ulfila den ureignen Sprachstoff theilweise durch den christlichen Geist umbilden und eine innige Verbindung zwischen dem Volksgeiste und dem Christenthum, das demselben als ein fremdes von Anfang entgegentrat, anbahnen. Der christliche Geist konnte durch die Vermittelung des Wortes umgestaltend auf den gothischen Geist einwirken und dadurch einen Einfluß auf das ganze Volksleben gewinnen und dasselbe nach allen Seiten durchdringen.

Ulfila nahm indeß nicht bloß alte Fäden des Sprachgewebes auf, sondern knüpfte auch neue Fäden an, da, wo ihm durch das Christenthum ganz neue Wahrheiten aufgegangen waren, von denen das Heidenthum nicht einmal eine Ahnung gehabt hatte. Bei dieser Arbeit, die als ein Ringen des Geistes erscheint, um für die dem gothischen Volke ganz neuen Dinge und Begriffe die Wortformen zu finden, kam dem Ulfila die große Bildsamkeit der Sprache besonders zu Hülfe und die Fügsamkeit und Leichtigkeit, mit der sie das Fremde und Schwierige, selbst abstrakte Sätze, wie schon bemerkt worden, in sich übertragen ließ.

Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, den gothischen

Digitized by Google

Sprachſchatz, wie er unter den Einflüſſen des Chriſtenthums ſich gebildet hat, und wie man zu ſagen pflegt, zur Kirchenſprache umgewandelt worden iſt, in ſeiner Vollſtändigkeit aufzuſtellen. Wir wollen nur für die obigen Bemerkungen einige Beiſpiele beibringen, welche dieſelben deutlicher zu machen im Stande ſind. Daß bei dieſer Bildung Manches mehr oder weniger bewußt geſchehen iſt, liegt in der Natur der Sache.

A. Die göttlichen Namen.

Für den Namen Gottes, θεός, ſetzt Ulfila durchgängig guþ subst. masc., ein auch dem Heidenthum eigener Name, der in den andern Sprachſtämmen wiederkehrt (aglſ., altſ. und altfr. god; ahd. cot; altn. goð; ſchwed., däniſch gud; mhd. got; mnd. god).

Die Wurzelbedeutung des Wortes iſt gut, demnach wird Gott als das Gute ſchlechthin als die Quelle und der Inbegriff alles Guten in der Welt gedacht. Trotz der Verſchiedenheit des Vokals hängt guþ mit gods adj. gut zuſammen. Sowohl das adj. gods, das für ἀγαθός, καλός und χρηστός ſteht, wird neutr. goþ, geſchrieben, als auch das þ in guþ von Ulfila in der Ableitung mit d vertauſcht:

gud-hus, das Gotteshaus, der Tempel (Joh. 18, 20).

guda-faurhts adj. ἐνλαβής gottesfürchtig (Luc. 2, 25).

ga-guds adj. in Verbindung mit Gott, alſo fromm, religiös, ehrbar ἐνσχήμων (Marc. 15, 43); ga-gudaba adv. für εὐσεβῶς, fromm (2 Tim. 3, 12); ga-gudei subst. fem. Frömmigkeit, für εὐσέβεια durchgängig im N. T. gebraucht (Skeir. I, c.).

af-guds adj. ἀσεβής von Gott ab, gottlos (1 Tim. 1, 9. Skeir. IV, d.); af-gudei subst. fem. ἀσέβεια Gottloſigkeit (Röm. 11, 26. 2 Tim. 2, 16).

guda-laus adj. ἄθεος gottlos (Eph. 2, 12) von dem verb. liusan, nhd. verlieren, verluſt, los.

Auch das von guþ gebildete adj. gudisks, göttlich, läßt þ in d übergehen (2 Tim. 3 16), boka gudiskaizos ahmateinais, Schrift göttlicher Athmung, göttlicher Eingebung γραφὴ θεόπνευστος (Skeir. I, b. c.).

Digitized by Google

Für θεοί in der Stelle Joh. 10, 34 u. 35, wo das Prädikat: „Götter" den Menschen darum beigelegt wird, weil sie Stellvertreter Gottes auf Erden, Richter oder Könige sind, wählt Ulfila das neutral gebrauchte guda, während Gal. 4, 8 guþa steht.

Die heidnischen Götter bezeichnet Ulfila treffend als falsche oder Lügengötter galiuga-guþ, von dem verb. liugan, lügen, für εἴδωλον (1 Cor. 8, 10; 10, 19 u. 20. Eph. 5, 5). Die heidnische Götterverehrung, der Götzendienst, wird als eine Knechtschaft der Lügengötter bezeichnet: galiugagude skalkinassus für εἰδωλολατρεία (Gal. 5, 20. Eph. 5, 5. Col. 3, 5).

Die Götzenbilder selbst sind Lug oder Lügen ga-liug neutr. Plur., galiuga (1 Cor. 10, 19, 28. 2 Cor. 6, 16); ihre Tempel Stätten der Lüge galiuge-staþs (1 Cor. 8, 10); die sie anbeten Lügenknechte galiugam skalkinonds (1 Cor. 5, 10 und 11).

Die Götter insgesammt wurden im Heidenthum regin, d. h. die rathschlagenden, weltordnenden Gewalten genannt (S. 146); daher das Weltende: ragnarökr von dem Untergang der leitenden Götter heißt. Ulfila hat daher sehr bezeichnend ragineis für σύμβουλος, Rathgeber (Röm. 11, 34) gesetzt: Wer ist sein Rathgeber gewesen? Dann ragin, altn. regin, für οἰκονομία, die waltende Vorsehung Gottes (Col. 1 25); οἰκονομία ist sonst faura-gaggi, von dem verb. gaggan, gehen, also die Vorstehung, Verwaltung und Veranstaltung Gottes zum Heile der Menschen (z. B. Eph. 1, 10; 3, 2 u. 9). Ferner steht ragin für δόγμα Plur., die göttlichen Dekrete (Col 2, 14); dann geradezu für γνώμη, Rath (z. B. 1 Cor. 7, 25 u. a).

Der Name frauja, gen. fraujins, steht für θεός (Neh. 7, 2); sonst für das n. t. κύριος, Herr, in den Handschriften gewöhnlich abbrevirt fa fins geschrieben. Dies ist nicht der Fall in Stellen, wo es von weltlichen Herren und weltlicher Herrschaft gebraucht wird (z. B. Matth. 6, 24), oder wo es für δεσπότης steht (1 Tim. 6, 1 u. a.).

Das Wort entspricht dem altn. Freyr, gen. Freys, das im goth. eigentlich Fraus, gen. Fravis, lauten sollte. Dafür steht bei Ulfila die vollere Form. Daß in dieser Form schon eine Abstraktion der lebhafteren Vorstellung Fravis = Freyr lag, die den Christen unanstößiger war, braucht nicht angenommen zu

Digitized by Google

werden, da die Beziehung in frauja wie in fravis unverkennbar ist, und noch im Mittelalter liegt in den Zusammensetzungen mit vrôn etwas Schauerliches, Altheiliges. Daraus erklärt sich die Seltenheit und das baldige Verschwinden des ahd. frô, selbst die grammatische Starrheit des frôno. Es ist, als habe man darin noch heidnischen Nachhall gewittert[1]). Dem Alth. geht die volle Form frouwo bereits ab, die Denkmäler setzen dafür lieber truhtin; nur in der Anredeformel frô mîn! hat sich die Benennung des göttlichen oder weltlichen Herrn erhalten. Gerade so erscheint im Heliand in der Anrede immer das gekürzte frô mîn! während sich der altsächsische Dichter nur selten des vollständigeren frôho, gen. frôhon, bedient, dafür lieber die Synonymen drohtîn oder hêrro braucht. Man suchte das aus dem Heidenthum stammende Wort später zu vermeiden. Größeren Umfang hat das agf. Freá, gen. freán, das nicht allein adj. neben sich duldet, sondern auch composita bildet. — Neben dem alth. frô besteht jedoch ferner ein verhärtetes frôno, welches, Substantiven vor- oder nachgesetzt, den Begriff des Heiligen und Herrlichen enthält, woraus das adj. frôn mit gleicher Bedeutung sich bildete und ein andres adj. fronisc entsprang. Im Mhd. und selbst im Nhd. währen manche Zusammensetzungen mit vrôn fort: frohnen, fröhnen, dem Herrn dienen, zueignen. Das in allen diesen Bildungen hinzugetretene n erklärt sich aus dem goth. fráujinon, κυριεύειν, αὐθεντεῖν, herrschen, davon fraujinassus, κυριότης Herrschaft (Eph. 1, 21. Col. 1, 6).

Das gothische frauja stellt uns nicht den einfachen Stamm dar. Grimm sucht ihn in einem mangelnden adj. fravis, das ahd. frô, altf. fra, mhd. vrô, nhd. froh ausdrückt. Die tief in unsre Sprache eingeschlagene Wurzel führt also auf die Begriffe: froh, erfreuend, schön, herrlich, heilig. Freyr war der Gott der Liebe und des Friedens. Von ihm nahm man die Segnungen der Fruchtbarkeit: befruchtende Regengüsse und lebenbefördernden Sonnenschein als Geschenke an (S. 163). Daher war die Urbedeutung von frauja wie von Freyr keine andre als die: der frohe, frohmachende, beseligende, wunderschöne, heilige Herr[2]).

1) Grimm, deutsche Mythologie p. 190 sqq.

2) Noch die späteren Gothen verwandten frauja als Mannesnamen, in

Digitized by Google

Ulfila nahm ein Wort von ſo allgemeiner und reicher Bedeutung aus dem Heidenthum herüber und ſetzte es in Beziehung zu dem Gotte der Chriſten, zu dem Herrn Chriſtum, und bezeugte damit den Gothen, daß dieſer allein im Stande ſei, den Menſchen wahrhaft froh zu machen, zu erfreuen, zu beſeligen und zu heiligen, daß vor ſeiner Herrlichkeit die irdiſche und ſinnliche des Freyr, die nur eine dunkle Vorahnung der geiſtigen und himmliſchen geweſen ſei, untergehen müſſe. —

Dieſer Herr iſt der mächtige Herrſcher zugleich: παντοκράτωρ, goth. all-valdands von dem verb. valdan, ahd. wallan, nhd. walten, der Allwaltende, der als Vater die Menſchen wie ſeine Söhne und Töchter leitet und regiert (2 Cor. 6, 18).

Wie Ulfila den mit Freyr urſprünglich zuſammenhängenden Namen Frauja auf den chriſtlichen Boden eingepflanzt und für κύριος verwandt hat, ſo hat er auch ein andres wichtiges Wort herübergenommen, das mit Freyja zuſammenhängt, nämlich frijon, für den Begriff: φιλεῖν, lieben, ἀγαπᾶν, lieben und küſſen. Die altn. Freyja, bei den Longobarden Frea, die Schweſter Freyrs oder Freys, deren Name ohne Zweifel aus dem männlichen Freyr movirt iſt, müßte nach Analogie von frauja, goth. fraujo, gen. fraujons, Herrin ſein; aber dieſe Form fehlt bei Ulfila, während ſie ſich ahd. und mhd. erhalten hat [1]). Dagegen ſteht im Zuſammenhang damit das gothiſche verb. frijon, auch frion, altn. fria oder freia und in den andern Stämmen bis zum nhd. freien, Freund [2]). Davon iſt abgeleitet goth. frijonds part. als subst. für φίλος Freund, frijondja für φίλη Freundin, frijons und gafrijons fem. für φίλημα Kuß, frijaþva fem. (friaþva) für ἀγάπη Liebe.

Schon im Namen Freyja, die frohe, erfreuende, liebe, liegt der urſprüngliche Charakter der Vanengöttin ausgedrückt, die wie ihr Bruder Freyr als eine den Menſchen wohlthätige, freundliche und ſegenbringende Licht- und Lebenſpendende galt und als Göttin der Liebe verehrt wurde (S 172). Ulfila knüpft an dieſe herrſchende Vorſtellung an, aber läßt an

---

welchem ſchwerlich die Bedeutung von Herr geſucht werden darf. Siehe Grimm, deutſche Mythologie p. 192.

1) Grimm, deutſche Mythologie p. 276.

2) Gloſſar von Gabelentz ꝛc. p. 209 sqq.

Digitized by Google

die Stelle der sinnlichen Liebe eine höhere treten, die durch den Gott geheiligt ist, der die Liebe selbst ist und seine Liebe in Christo der Welt offenbart und durch ihn den Seinigen mitgetheilt hat (Joh. 17, 26 ei friaþva þoei frijodes mik in im sijai jah ik in im vergl. Joh. 15. 9 u. 13). Auch das Freundschaftsverhältniß erhält eine höhere Weihe durch Christum, der diejenigen, die seinen Geboten folgen, zu Freunden angenommen hat (Joh. 15, 15 jus frijonds meinai sijuþ etc.). Das aber ist sein Gebot, daß seine Freunde sich unter einander lieben, wie er sie geliebet hat (Joh. 15, 12 ei frijoþ izvis misso svasve ik frijoda izvis).

In derselben Weise hat Ulfila die Beziehung zu der als freundlich, milde und gnädig angesehenen Göttin Hulda goth. Hulþô aufgenommen, die der Göttin Freyja in den wesentlichen Zügen entspricht und nur ein andrer Name für dasselbe Wesen zu sein scheint (S. 173).

hulþs[1]), adj. hulþs visan, steht für ἱλασθῆναι hold, günstig, gnädig sein (Luc. 18, 13), guþ. hulþs sijais mis fravaurhtamma, d. i.: Gott sei mir Verbrecher hold! Vor einer solchen wunderbaren Huld des Gottes, der sich der Zöllner und Sünder erbarmt, mußte die der heidnischen Göttin verschwinden.

vilga-halþei fem. für πρόσκλισις Zuneigung, Gunst (1 Tim. 5, 21) für προσωποληψία, d. i. „Ansehen der Person," Gunst, Begünstigung (Eph. 6, 9. Col. 3, 25).

Für den entgegengesetzten Begriff unholder Wesen, die den Menschen feindselig und schädlich sind, hat Ulfila das Wort unhulþo festgehalten, das griech. δαιμόνιον oder δαίμων wiedergiebt; unhulþons haban für δαιμονίζεσθαι. Das Wort unhulþo, ahd. unholda, ist ein femininum wie das entgegengesetzte hulþo, der Name der huldvollen Göttin. Ganz analog wurden die bösen Geister als weibliche Wesen vorgestellt, eine Vorstellung, an die Ulfila unbedenklich sich anschloß, um den Gothen die Natur der von Christo bekämpften Dämonen völlig verständlich zu machen.

Die masc. Form unhulþa für δαιμόνιον, δαιμών findet sich nur im Lucas, der eine spätere Ueberarbeitung erfahren hat; sodann an einer Stelle des Math. 25, 41 für διάβολος

1) Siehe Glossar von Gabelentz ꝛc. das verb. hilþan p. 62.

Digitized by Google

und zwar nicht in dem Cod. arg., sondern in einem der ambr. Codices, sodann an einigen Stellen der Briefe, die ebenfalls spätere Ueberarbeitung erfahren haben. — Einmal wird in den Briefen unhulþa, die männliche Form, auch für σατανᾶς gebraucht.

Aus der Verwendung solcher Worte, wie frauja, frijon, hulþs und unholþo erhellt, daß Ulfila ungescheut an die vorhandenen Vorstellungen von dem Charakter der Vanengötter anknüpfte, aber die damit zusammenhangenden Worte auf christlichem Boden in eine ganz andere Beziehung setzte, vertiefte und umwandelte. Daß aber bei den Gothen die Vanengötter verehrt wurden, ist schon S. 162 angedeutet worden. Die gothischen Stämme, welche ursprünglich ein ausschließlich kriegerisches Leben geführt und nur das kriegerische Geschlecht der Asen verehrt hatten, verbanden mit dieser Verehrung, beim Uebergang zu den Beschäftigungen des Friedens: Ackerbau, Viehzucht oder Schifffahrt auf der Donau und dem schwarzen Meere, auch den Cult der Vanen [1]). Der milde und friedliche, den Menschen freundliche Charakter dieses Göttergeschlechts stimmt ganz zu der äußeren Lebensweise des gothischen Stammes, dem Ulfila angehörte, nämlich der Gothi minores (S. 221), zu der Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht, eine Lebensweise, die zu Ulfila's Zeit wohl dieselbe war als damals, wo Jornandes über sie Nachricht giebt.

Die mit der Verehrung des wilden und kriegerischen Göttergeschlechtes der Asen zusammenhangenden Kreise von Vorstellungen und Begriffen werden von Ulfila in anderer Weise behandelt. So braucht er vods adj. für δαιμονιζόμενος (Marc. 5, 15. 16. 18), vods visan, δαιμονίζεσθαι. Vods ist die dem Namen Wodan, goth. Vodans, altn. Odin zu Grunde liegende Wurzel. Ueber die unmittelbare Abkunft dieses Wortes bemerkt Grimm, daß sie unzweifelhaft aus dem Verbum ahd. walan, wuol, altn. vada, od, herzuleiten sei, welches buchstäblich dem lateinischen vadere entspricht und meare, transmeare bedeutet, cum impetu ferri. Ebendaher stammt das Subst. Wuol, wie μένος und animus, eigentlich mens, ingenium, dann Ungestüm und Wild-

1) Siehe p. 166. cf. Haupts Zeitschrift VII p. 440 sqq. finden sich treffliche Bemerkungen von Müllenhoff über den Vanencult, den auch er bei den Gothen annimmt.

Digitized by Google

heit ausdrückend; im altn. odr haftet noch ganz die Bedeutung mens oder sensus. Wuotan, Wodan, Odin ist demnach das allmächtige, alldurchdringende Wesen, die geistige Gottheit (siehe S. 157). Wie frühe aber dieser Urbegriff verdunkelt oder erloschen war, das läßt sich, bemerkt Grimm, nicht sagen; schon unter den Heiden müsse neben der Bedeutung des mächtigen und weisen Gottes die des wilden, ungestümen und heftigen gewaltet haben. In den ältesten Glossen verdeutscht wotan tyrannus, herus malus; ebenso gebraucht man später und noch heute Wüterich u. s. w. Die romanische Sprache in Graubündten hat in frühester Zeit den Allemannen oder Burgundern den Ausdruck Vut abgehört und im Sinne von Abgott, Götze (1 Cor. 8, 4) bis heute bewahrt [1]). Dazu stimmen auch die Beinamen Wodans, wie altn. Omi, agf. Voma, z. B. agf. vintres voma d. i. hiemis impetus, fragor, furor, also der stürmende, schreckenbringende, die Natur durchschauernde Gott; ferner altn. yggr, das für odin steht und Schrecken bedeutet.

Ulfila nahm die übele Bedeutung aus dem Namen Vodans auf den christlichen Boden herüber und machte ihn, wie in der Geschichte von dem Besessenen bei Gadara der Fall ist, zu dem wüthenden wilden Geiste, der die Menschen in Besitz nimmt, besessen macht. Dadurch wurde der Gott des Krieges aus seiner früheren Stellung verdrängt und das unheilvolle Wesen desselben aufgedeckt, das Ulfila dazu diente, die von Christo bekämpften Dämonen zu veranschaulichen. Nach Ulfila's Vorgang wurde Wodan bei allen germanischen Stämmen, die ihn verehrt hatten, nach ihrer Bekehrung zum Anführer des wüthenden Heeres, zu einer finstern, schreckenerregenden Gewalt, die mit den ihr dienstbaren bösen Geistern immer noch eine große Einwirkung auf die Menschen ausübte. An Odins Stelle trat dann geradezu der Teufel. Während früher nach der heidnischen Vorstellung sich die im Kampf gefallenen Helden in Odins Gefolge befanden, so wurden jetzt die bösen Geister: ungetaufte Kinder, Trunkenbolde, Selbstmörder in das wüthende Heer versetzt. Wenn dieses Heer mit furchtbarem Getöse, mit Waffengerassel, Pferdegewieher und Hufschlag durch die Lüfte einherzog,

1) Grimm deutsche Mythologie p. 120 sqq.

Digitized by Google

ſo wurde dies als Vorzeichen eines verheerenden Krieges betrachtet [1]).

Eine Beziehung zu Thor goth. Thunrs, läßt ſich bei Ulfila in dem uns erhaltenen gothiſchen Sprachſchatze nicht nachweiſen. Das Wort βροντή, Donner, giebt Ulfila nicht durch ein dem nord. þruma verwandtes Wort, ſondern durch þeihvo. Sollte das Wort Fairguns oder Fairguneis ein Beiname des Gottes ſein, der auf den Berggipfeln wohnt und von dort ſeine Blitze entſendet, wie Grimm angenommen hat [2]), ſo hat das gothiſche Wort fairguni neutr., das Ulfila für ὄρος, Berg, ſetzt, doch alle Perſonifikation eingebüßt.

Ebenſo falls für Tyr auch der andere Name Ear feſtſteht [3]), ſo darf das goth. hairus, agſ. heor, altſ. heru, das Schwert, für μάχαιρα, ῥομφαία, das Ulfila anderwärts durch meki überſetzt (Eph. 6, 17 Schwert des Geiſtes), hierher gezogen werden; aber auch hier iſt keine Perſonifikation mehr vorhanden.

Was Loki betrifft, der in die Reihen der Aſen eingetreten iſt, ſo muß es dahingeſtellt bleiben, ob Ulfila an ſeinen Namen, ſei es, daß er goth. Luka von dem verb. lukan, ſchließen, oder Lauga (ahd. Loho) von dem verb. liugan gelautet, angeknüpft hat. Ulfila hat von der Wurzel liugan einen mannichfachen Gebrauch gemacht [4]). Jedenfalls war Loki's Geſchlecht und deſſen verderbliches Weſen den Gothen nicht unbekannt, denn Ulfila hat den Namen der Tochter Loki's und der Angrboda (S. 180), nämlich Hel, goth. halja fem. gen. haljos (altn. hel gen. heljar, alth. Hellia, gen. ebenſo u. ſ. w.), von dem mythologiſchen Boden herübergenommen und in chriſtlichem Sinne umgewandelt. Der perſönliche Begriff ſchwand auch hier und löſte ſich in den lokalen von halja (hellia, hell), auf, der zur Bezeichnung des n. t. ἅδης, des Ortes der Strafe für die Abgeſchiedenen, verwandt wurde. Daſſelbe iſt im Aglſ. und Ahd. der Fall. Das Wort halja behielt aber die urſprüngliche weibliche Bedeutung, während ἅδης oder infernus, auch das lat. orcus männlich ſind. Bei der Stellung, welche die Hel in der germaniſchen Mythologie einnimmt, lag der Uebergang vom Perſönlichen zum Loka-

1) Grimm deutſche Mythologie p. 142, 870 sqq. 889 sqq. 958 u. 970. Der alte Kriegsgott wird in nordiſchen Sagen Teufel genannt.

2) l. c. p. 156. 3) l. c. p. 182 sqq. 4) l. c. p. 968.

Digitized by Google

len ganz nahe, ja er war eigentlich im Heidenthum schon vorhanden. Hel wurde von den Göttern nach Niflheimr (die Nebelwelt) hinabgeworfen unter die dritte Wurzel der großen Weltesche; dort also liegt ihre Wohnstätte (Niflhell), wo sie die Seelen der Abgeschiedenen, nämlich aller derer, die nicht im Kampfe auf dem Schlachtfelde gefallen sind, in Empfang nimmt und unerbittlich festhält in ihren Wohnungen (S. 180 u. 182). Dort in Hels Bereich liegen auch die Orte für die unterweltlichen Strafleiden, welche Meuchelmörder und Meineidige treffen: Slidr, einer der unterweltlichen Ströme, der durch Giftthäler Koth und Schwerter wälzt, welchen die Verbrecher durchwaten müssen; der Saal für Sindri's Geschlecht und ein anderer, Brimir genannt, ferner der Saal in Nastrand, aus Schlangenrücken gewunden (S. 198). Ulfila nahm den Namen der furchtbaren heidnischen Göttin der Unterwelt herüber und verwandte ihn zur Bezeichnung des n. t. ἅδης, des Ortes der Strafe nach dem Tode, da die heidnischen Vorstellungen von der finstern schwarzen Gestalt der Hel, von ihrer Unbarmherzigkeit, die nie zurückgiebt, was sie einmal hat, von der furchtbaren Beschaffenheit ihrer Wohnstätte den Gothen am besten einen Begriff von dem n. t. Hades geben konnten. Nur trat an die Stelle der heidnischen Wasserhölle die Feuerhölle des N. T., wie Lc. 16, 23, von den Qualen in der Flamme die Rede ist. Sodann fiel die heidnische Unterscheidung weg, daß die vor Alter und an Krankheit Sterbenden Hels Beute wurden, die auf dem Schlachtfelde Gefallenen dagegen nach Walhalla gelangten, und ein anderer Maßstab, wie ihn der Herr an Capernaum angelegt hatte (Mtth. 10, 23; Lc. 10, 15), trat an die Stelle.

Es lag in der Natur des kriegerischen Asengeschlechtes begründet, daß Ulfila die mit demselben zusammenhängenden religiösen Vorstellungen anders behandelte als die, welche sich auf das friedliche Vanengeschlecht bezogen. Ulfila macht jedoch eine Ausnahme, und zwar in Beziehung auf den Gott, der selbst im Kreise der Asen eine Ausnahme macht, nämlich in Beziehung auf Baldr. Das gothische balþs, tapfer, kühn, hängt ganz nahe mit Baldrs zusammen. Der Regel nach steht zwar gothischem lþ altn. ll zur Seite (ahd. ld), doch giebt es auch manche Ausnahmen [1]).

1) Grimm deutsche Mythol. p. 202.

Digitized by Google

Dazu kommt, daß auch Baldrs Gemahlin Nanna die Kühne heißt, von nenna, wagen, goth. nanþjan, also Nanþo mußte hier die Göttin heißen; Θενδενάνθα hat sich als gothischer Name noch erhalten [1]), ahd. Nanda von ginendan.

Das gothische nanþjan wird von Ulfila für τολμᾶν, anananþjan für ἀποτολμᾶν im Sinne von edlem Wagniß gesetzt (Mc. 15, 43. 2 Cor. 11, 21. Röm. 10, 20). Baldr war im Kreise der Asen der kühne, tapfere, der für verletzte Unschuld kämpfte und das Unrecht rächte (S. 192), daher das edle Geschlecht der Balthen bei den Gothen seinen Namen herleitete „ad audaciam virtutis“ wie Jornandes sagt (S. 136). Ulfila knüpft an diese den Gothen geläufige Vorstellung an, um den n. t. Begriff der παῤῥησία dadurch deutlich zu machen, den er durch balþei fem. wiedergiebt; balþaba adv. für παῤῥησίᾳ. balþei bezeichnet ganz entsprechend dem παῤῥησία den edlen Muth, der des Rechts bewußt, frei hervortritt und für die gute Sache kämpft; zugleich liegt darin die feste Zuversicht, daß solcher Kampf endlich zum Siege führt. Col. 2, 15 steht balþaba adv. bezeichnend für den Sieg Christi über die feindlichen, nämlich dämonischen Herrschaften und Gewalten. þrasa-balþei (von þras, altn. þras, ahd. drati, vorschnell, verwegen), bezeichnet die Streitlust, das Ungestüm (Skeir. V, b) und balþjan ist wagen (Skeir. II, a). — Gewöhnlich steht für das adv. παῤῥησίᾳ and-augiba von augo neutr. Auge, and-augi neutr. Angesicht, also im Angesicht, offen und freimüthig, eine neue Bildung, die dem Griechischen ganz entspricht.

B. Gute und böse Geister.

Nach der Vorstellung des germanischen Heidenthums gab es auf der einen Seite den Menschen freundliche, also gute und auf der anderen feindlich gesinnte, also böse Geister, ein Gegensatz, an den sich Ulfila anschloß, um die alt- und neutestamentliche Lehre von den Engeln und Dämonen den Gothen anschaulich zu machen.

---

1) Procop. de bell. goth. I, 3.

Digitized by Google

Für das neuteſtamentliche ἄγγελος in der Bedeutung von Engel hat Ulfila durchgehends das gräciſirte aggelus, oder aggilus, auch ark-aggilus, geſetzt. Das goth. airus masc. aglſ. arjan, das mit dem altn. Eir in Zuſammenhang ſteht (altn. eira = parcere), die als ſchonende und helfende Botin auftritt [1]), wird von Ulfila nur für ἄγγελος im Sinne von nuncius, Bote, verwandt.

Für den n. t. Begriff der dämoniſchen Weſen hat Ulfila das gräciſirte daimonareis für δαιμονιζόμενος, wie Matth. 8, 16 u. a., aber nur an wenigen Stellen. Für das n. t. δαιμόνιον und δαίμων hat Ulfila vorzugsweiſe unhulþo fem. verwandt. Er trug kein Bedenken, die Namen der böſen Geiſter des Heidenthums, die weiblich vorgeſtellt wurden, für die n. t. Dämonen zu verwenden, indem er dadurch den böſen, den Menſchen feindlichgeſinnten Charakter derſelben recht deutlich machte. Zu ſolchen Unholden gehörten die Schwarzalfen (svartalfar, döckalfar) [2]), die ſchwärzer als Pech von Farbe, klein, häßlich und mißgeſtaltet in unterirdiſchen Regionen hauſten, und in ihren Verrichtungen auf den Schaden der Menſchen bedacht waren. Einen Gegenſatz zu ihnen bildeten die Lichtalfen, die ſchöner als die Sonne von Angeſicht in Alfheim lebten, wo Freyr wohnte [3]). Es fand alſo eine Beziehung zu den Vanen, Freyja oder Hulda, ſtatt, daher die Holden (huldufólk, huldumenn), die als ein ſtilles, friedliches Geſchlecht betrachtet wurden. Hulda war gleichſam ihre Fürſtin, in deren Dienſt ſie ſtanden und den Menſchen hülfreich ſich zeigten [4]).

Die masculine Form unhulþa, die Ulfila nur ſelten für δαίμονιον und δαίμων gebraucht, ſetzt er häufig auch für das n. t. διάβολος und einmal auch für σατανᾶς (1 Cor. 5, 5). Damit war das Weſen des n. t. Fürſten der böſen Geiſter den Gothen ſchon einigermaßen erſchloſſen und Ulfila konnte durch die neuen ethiſchen Beziehungen, in die daſſelbe verſetzt wurde,

---

1) Grimm deutſche Mythologie p. 1101.

2) Sn. Edda 17. Vergl. Grimm deutſche Mythol. p. 411 sqq. p. 945.

3) Die gothiſche Form albs = genius ſteht zu vermuthen, da gothiſche Eigennamen, wie Albila, darauf hinweiſen. Grimm deutſch. Mythol. p. 411.

4) Noch im Mhd. iſt holde (fem. u. masc.) für geiſterhafte Weſen bekannt und gebräuchlich geweſen. Grimm deutſche Myth. p. 245. 249. 421. „die guten holden" p. 425. 431. 1027.

Digitized by Google

die volle Bedeutung nach christlicher Lehre hineinlegen, wie z. B. Matth. 25, 41; Eph. 4, 27; 6, 11 u. a. [1]).

Ulfila hat aber daneben auch für das griech. διάβολος die gräcisirte Form diabaulus masc. gebildet; so ahd. aus dem diabolus der Vulgata bald tiubil, tieval, bald diuval, diufal, das zugleich für das daemonium der Vulg. verwendet wird. Der Ausdruck wurde dann einheimisch und verdrängte alle anderen mhd. tievel, tiuvel, tivel, nhd. Teufel [2]). Für das griechische σατανᾶς hat Ulfila gewöhnlich das gräcisirte Satana, ahd. Satanas, mhd. Satan hier jedoch seltener, um so häufiger aber im Ahd.

Die Pluralform διάβολοι, die 2 Tim. 3, 3. unter einer Reihe von Prädikaten auf böse, in den letzten Zeiten auftretende Menschen übertragen ist, giebt Ulfila durch fairinonds wieder, Part. von fairinon. Die Wurzel fairan (ahd. firina, ſfara, nhd. gefährden) bedeutet: anſchuldigen, verläumden. Dadurch also bezeichnete Ulfila das Wesen des diabaulus, daß er als Ankläger der Menschen und als Verläumder auftritt, um ihnen zu schaden. Die Gestalt des Loki gewährte dafür in der Mythologie ein anschauliches Bild, und dieser teuflische Charakterzug wurde auf böse Menschen übertragen. Wie der Teufel im N. T. als ὁ ἐχθρός bezeichnet wird (z. B. Lc. 10, 19), so heißt er goth. fijands Part. von feian, das durch alle Stämme durchgeht bis zu dem nhd. Feind, Fehde, feindlich sein [3]), daher „der böſe Feind". — Für das n. t. ὁ πειράζων, steht goth. sa fraisands Part. von fraisan, der Versucher (1 Theſſ. 3, 5).

Für δαιμόνιον (Luc. 8, 27), der Beſeſſene unter den Gadarenern, ὃς εἶχε δαιμόνια ἐκ χρόνων ἱκανῶν, ferner δαίμονες (Matth. 8, 31 in derselben Geschichte, 1 Cor. 10, 20 u. 21) braucht Ulfila skohsl neutr. von skogs gen. skogis. Skogs entspricht dem altn. skogr, Wald, dafür goth. skogs vermuthet werden kann. Skohsl waren also nach heidnischer Vorstellung Waldgeiſter, die in den Wäldern und hervorragenden Bäumen ihren Sitz hatten und als höhere Geisterwesen verehrt wurden. Im Altn. steht Skass oder Skos für Zauberweiber,

1) Gabelentz ꝛc. Gloſſar p. 62.

2) Siehe Grimm deutsche Myth. p. 939. Das Wort geht durch fast alle europäischen Sprachen.

3) Gabelentz ꝛc. Gloſſar p. 203.

Digitized by Google

die nächtlich in den Wäldern umherſtreichen und Schaden bringen [1]). Im agſ. ſteht scocca für daemones. Die ahd. Wurzel sciuhan, nhd. ſcheuen, hängt damit zuſammen, und ſo wäre aus skohsl, schusel unſer Scheuſal entſtanden [2]). Die in Waldesdunkel hauſenden Geiſter mußten ihrer Natur nach Scheu und Schrecken einflößen. Ulfila weiſt die skohsl dem Bereich der böſen Geiſter zu, mit denen der Chriſt keine Gemeinſchaft haben und ihnen keine Opfer darbringen dürfe (1 Cor. 10, 20 und 21).

Das goth. Vaihts, fem. gen. vaihtais, das Ulfila ſonſt gebraucht, um das griechiſche πρᾶγμα (z. B. Lc. 1, 1) wiederzugeben oder das mit der Negation verbunden für οὐδέν ſteht, hat perſönliche Bedeutung behalten, z. B. 1 Theſſ. 5, 22 ἀπὸ παντὸς εἴδους πονηροῦ ἀπέχεσθε, goth. af allama vaihte ubilaizo afhabaiþ izvis nach der Vulg. ab omni specie mala abstinete vos; der goth. Plural vaihteis ubilos führt auf die Vorſtellung von Geiſtern weiblichen Geſchlechts. Dem goth. vaiht entſpricht ahd. wiht, neutr. Plur. wihtir und wihti (armu oder krumbu wihti), mhd. wiht, dimin. wihtel (boese wiht, boesez wihtel), nhd. Wicht für ein elendes, verächtliches Weſen, Böſewicht [3]). Mit dem goth. ſtimmt das agſ. viht, gen. vihte in dem weibl. Geſchlecht überein (leas viht für diabolus bei Caedmon). Im Altn. hat das entſprechende vaett oder vaettr weibl. neben der Negation die Bedeutung eines dämoniſchen geiſtigen Weſens erhalten [4]).

Ulfila knüpft an die Vorſtellung von vaihteis als böſer Geiſter an und ermahnt dazu, ſich alles Verkehrs mit ihnen zu enthalten; ſtatt deſſen möge der Gott des Friedens ſie heiligen (veihan). Indem er das Wort vaiht zur Bildung der Negation wählt, ni vaiht oder vaiht ni für οὐδέν, kann er die innere Verwandtſchaft der Negation mit dem Böſen („der Geiſt, der ſtets verneint"), hervorleuchten laſſen, Matth. 10, 26 ni vaiht auk ist gahuliþ þatei ni andhuljaidau.

Ulfila hat ferner an die Beziehung zu den Diſen, einer Art

1) Helgaq. Hund. I, 35. cf. s. v. Glossar. von Finn Magn. akass oder akos = furia, gigantea mulier.

2) Grimm deutſche Mythologie p. 247.

3) Grimm l. c. p. 409 sq.

4) Oegdr. 58 rang vaettur, unreiner Wicht, als Bezeichnung für Loki; ragvaettir oder meinvaettir ſchädliche Geiſter Sndrq. I, 22 u. a.

Digitized by Google

von höheren Weſen weiblichen Geſchlechts in der germaniſchen Mythologie angeknüpft; alt. dis, Plur. disir, ahd. itis, Plur. itisi, altſ. ides, Plur. idisi, daher idisiaviso i. e. nympharum pratum bei Tacitus [1]), agſ. ides, Plur. idesa. Die nordiſchen disir ſind kluge, wiſſende Frauen höheren Geſchlechts, bald gütige und ſchirmende, bald feindliche, hindernde Weſen [2]). Ein Beiſpiel ihres feindlichen Charakters liefert die Nialsſaga C. 97 in der Geſchichte von Thidrandi, den die disir umbrachten. An dieſen böſen Charakter der klugen Diſen knüpft Ulfila an, indem er das n. t. *πανουργία* mit filu-deisei wiedergiebt, von filu, viel und deis, weiſe, klug, bei Ulfila in ſchlechtem Sinne: liſtig; das n. t. *πανουργία* ſteht ja für die liſtige Verführung zu heidniſchem Irrthum (z. B. Eph. 4, 14), ferner für die liſtige Verführung der Schlange im Paradies (2 Cor. 11, 3); durch das goth. filu-deisei war das griechiſche Wort in ſeiner tieferen Bedeutung erſchloſſen.

In ähnlicher Weiſe müſſen die böſen Rieſenweiber, bavlvisar, dem Ulfila dazu dienen, den Begriff des n. t. *κακία* nach einer beſonderen Richtung wiederzugeben. Im Altnordiſchen erſcheinen ſie in vollſter Thätigkeit, z. B. Harbl. 22. Dort rühmt ſich Thor, der Beſchützer des Ackerbaus, dieſe den Menſchen ſchädlichen Weſen überwunden zu haben:

ec var austr oc jötna bardag
brupir bavlvisar er til biargs gengo

d. i. ich war im Oſten, überwand der Rieſen Bräute, die bavlvisar, die Böswilligen, da ſie zum Berge gingen. Unter den Sittenregeln in Sigrdrifumal heißt es (Str. 27):

Das rath ich zum vierten wo eine Bettel
Am Wege wohnt, der Schanden voll, beſſer iſt fortgehn,
Da als bleiben übernähme dich auch die Nacht;
Muntrer Augen braucht ein Menſchenſohn,
Wo es kommt zu heißem Kampf. Böſe Weiber d. i. baulvisar konor, ſitzen
Oft am Wege, die Schwert und Sinn betäuben.

1) Grimm deutſche Mythol. p. 372 sqq. Das Merſeburger Lied ſtellt ſie nach Art der Walkyren in voller Thätigkeit dar, und zwar in aufhaltender und hemmender Beziehung.

2) Hrafng. 6 dis forvitin d. i. vorwiſſende Göttin, nämlich die Idun; spadisir (nymphae vaticinantes) Völſunga Saga c. 19, Hamdismm. 27, 29 „Ueble Diſen reizten uns“ Gunnars Slagr 9.

Digitized by Google

Die altnordiſche Mythologie kennt auch framvisar, wie die beiden Rieſenjungfrauen Fenja und Menja.

Wenn Ulfila für κακία (z. B. 1 Cor. 5, 8) balvavesei fem. d. i. balvaveisei ſetzt, ſo iſt, da er ſonſt für κακία unselei (von sels, gut, unsels, bös), ſetzt, die Bosheit nach einer beſonderen Richtung gefaßt: „Laſſet uns feiern" (dulþjan von dulþs, das auch von heidniſcher Feſtfeier gebraucht wird [ſiehe unten]), nicht in dem alten Sauerteig, nämlich dem Sauerteig der Bosheit, der alten Unreinigkeit in geſchlechtlicher Beziehung, die nur verderbenbringend iſt. Den Gegenſatz εἰλικρίνεια hat Ulfila daher durch unvammei (von adj. vamms, vimman, beflecken, verunreinigen), Reinigkeit, überſetzt.

Mit den böſen Geiſtern ſtand das Zauberweſen in engſtem Zuſammenhang und auch nach der Bekehrung blieb die Zauberei mit den heidniſchen Götzen verknüpft. Unter den Werken des Fleiſches Gal. 5, 20 hat Ulfila τὰ φαρμακεία mit lubjaleisei fem. von lubja, ahd. luppi, mhd. lüppe und von dem verb. leisan, lehren, alſo wörtl. Giftkunde, d. i. Zauberkunſt, überſetzt.

Für die Wohnſtätte des Dämoniſchen, Mc. 5, 2 sqq., der in den Gräbern (griech. μνῆμα) hauſte, ſetzt Ulfila dreimal aurahi oder aurahjo. Grimm vergleicht es dem lat. urceus, das den heidniſchen τάφος, worin die verbrannte Leiche beſtattet wurde, bezeichnet, ſodaß alſo hier der alte Ausdruck für das heidniſche Grab für die unheimliche Wohnſtätte des Beſeſſenen verwandt wurde. Grimm ſchließt daraus gewiß mit Recht auf die heidniſche Sitte des Leichenbrandes bei den Gothen [1]). Sonſt ſteht für μνήματα (Lc. 8, 27) goth. hlaivasnos, Gräber, Hügel, wie auch hlaiv, ahd. hleo für μνημεῖον (z. B. Mtth. 27, 60) ſich findet.

C. Himmel und Hölle.

Das n. t. οὐρανός ſowohl im Sinne von Himmelsgewölbe, das als Geſchaffenes vergänglich iſt (Mtth. 5, 18), als auch im Sinne der Wohnſtätte Gottes oder als Aufent-

1) Grimm über das Verbrennen der Leichen p. 27 sq.

Digitized by Google

haltsort der Seligen nach dem Tode und als ewiges himmlisches Reich, ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν, wird von Ulfila mit himins masc. übersetzt. Das Wort stammt von hima bedecken, umhüllen, bekleiden, da der Himmel die Erde deckt. Den Gothen ist mit den alten Nordländern die Form himins, himinn, allen übrigen deutschen Stämmen himil gemein. Das Altnordische bietet in der Edda noch einen andern Ausdruck dar: nämlich gimill [1]) für den neuen Himmel, der sich erst eröffnet nach dem Untergang der alten Welt, wenn die Asen und Helden im letzten Kampfe mit den Riesen gefallen sind und dann ein neues Götter- und Menschengeschlecht auflebt (S. 206 sqq.). Dieser neue Himmel ist also bestimmt von der odinischen Valhöll unterschieden. Er empfängt nicht etwa nur die im Kampf gefallenen Helden, sondern dort sollen treue Menschen (dyggvar drottir d. i. Worthalter) wohnen und ewige Freude genießen. Von der Vorstellung dieses neuen Himmels des germanischen Heidenthums konnte Ulfila ausgehen und zu dem Gesichtspunkt überleiten, daß alle dahin gerichteten Hoffnungen in dem christlichen Himmel nicht bloß erfüllt seien, sondern daß dessen Herrlichkeit und Freude, daher „der Freudensaal", eine viel höhere und jene weit überstrahlende sei. Ulfila behielt für den christlichen Himmel die alte lokale Bezeichnung himin bei, da ja im Gegensatze dazu die Hölle, der Ort der Strafleiden in der Unterwelt nach n. t. Lehre fortbestand, der nach der heidnischen Vorstellung in der erneuten Welt verschwinden sollte (S. 211).

Das n. t. παράδεισος giebt Ulfila durch vaggs wieder, das dem altn. vangr entspricht, ahd. wanc (campus amoenus, hortus), altf. wang, agf. vang, in der Bedeutung: Aue, Luſtgarten. Es wäre auch hier Beziehung zu den Vanen zu finden, wenn Ulfila an Folkvangr, die Wohnstätte der schönen licht- und lebenspendenden Göttin Freyja gedacht hätte [2]). Da das gothische Wort vaggs sich nur an der einen schwierigen Stelle 2 Cor. 12, 4 erhalten hat, wo der Apostel Paulus von seiner Entzückung redet, so kann man schließen, daß Ulfila auf Grund

1) Die Form gimill mit fortgeschobenem h in g wäre gleichbedeutend der sonst im Altnordischen fehlenden Form himill, alth. altf. himil. cf. Grimm deutsche Myth. p. 783.

2) Grimm. 14. Su. E. 24.

Digitized by Google

anderer a. und n. t. Stellen bereits einen deutlichen Begriff damit verbunden und an schon vorhandene Vorstellung des Heidenthums angeknüpft hatte. Das ags. neorxna-vang, das aus der Negation ne und veorc, Werk, Arbeit, Schmerz, und vang gebildet ist und für Paradies steht, entspricht dem gothischen. Es ist das Paradies, der Aufenthalt der Seligen als ein Feld der Ruhe bezeichnet, ein Ort, da man ausruht von aller Arbeit und allen Schmerzen [1]).

Bei dem Bilde, das der Herr Joh. 10 von der Schafhürde ausführt, zu der er die Thüre sei, hat Ulfila V. 9 ἡ νομή, die Weide, durch vinja übersetzt, das sich mit ahd. wunia = wunna nahe berührt; das goth. vinja klingt an das altn. vingôlf, die Wohnstätte der Göttinnen, ebenso an wie agls. vinburg und vinsele, ahd. wunnigarto, das für Paradies steht [2]).

Für die Unterwelt und zwar den n. t. ἅδης, den Ort der Strafleiden, hat Ulfila die Bezeichnung halja, die schon im Heidenthum eine lokale Bedeutung annahm, herübergenommen (siehe S. 274).

Für das n. t. γέεννα braucht Ulfila aber die gräcisirte Form gaiainna (z. B. Matth. 5, 22 εἰς τὴν γέενναν τοῦ πυρός, in gaiainnan funins Mc. 9, 47 u. a.).

Für ἄβυσσος (Lc. 8, 31) setzt Ulfila af-grundiþa fem. von grundus masc., ganz entsprechend der Vorstellung des Heidenthums, daß Hels Wohnung nach Norden hin tief unter der Erde im Abgrunde sich befinde. Als Hermodur d. i. der Heermuthige, der Schnelle, nach Baldur's Tode zu der Wohnung Hels auf Odins achtfüßigem Rosse reitet, da heißt es (Sn. E. 49) ritt er neun Nächte dunkle tiefe Thäler, sodaß er nichts sah bis er zum Giöllfluß kam u. s. w. Hels Wohnung in Niflheimr (Nebelwelt), speciell Niflhell (Nebelhölle) genannt, ist die neunte Welt der Lage nach. Dort ist es äußerst kalt und naß. In dunklen und tiefen Thälern fließen zwölf Ströme, die aus Hvergelmir entspringen, unter denen einer Sliþr heißt, der in der Wöl. 42 besonders erwähnte Höllenfluß, welcher durch Giftthäler, Koth und Schwerter wälzt; es ist einer jener schwe-

1) Vergl. Grimm deutsche Mythol. p. 781. Deutsche Grammatik III, 726. Bouterweck angels. Glossar p. 220.

2) Grimm deutsche Mythol. p. 781. Deutsche Rechtsalterth. p. 521.

Digitized by Google

ren Ströme, durch welchen die Verbrecher zur Strafe durchwaten müſſen (S. 198). Ulfila hat an dieſe fürchterliche ſchreckenerregende Vorſtellung angeknüpft und die Bedeutung von sliþr übertragen in dem Worte sleiþs, sleiþis, plur. sleidjar. Das adj. sleiþis iſt abſtrakt geworden, wie das davon abgeleitete Verbum und Subſtantivum, hat aber ſeine Beziehung behalten [1]; ebenſo altſ. sliþi, agſ. sliþ und sliþen, in denen auch r abgeſtoßen iſt, in derſelben Bedeutung von gräßlich, furchtbar; slidheard wird bei Caedmon von den Banden des Teufels bei ſeinen hölliſchen Strafleiden gebraucht [2]. sleidjai filu bezeichnet Ulfila die beiden Dämoniſchen im Lande der Gadarener, die aus den Gräbern hervorkommen, griech. χαλεποὶ λίαν, fürchterlich, gefährlich (Mtth. 8, 28). Und wenn der Apoſtel Paulus die letzten Zeiten als ſchwere, ſchreckliche, χαλεποί, charakteriſirt, da ſolche Verbrechen verübt werden, welche Vorzeichen des nahenden Endes ſind, ſo giebt das Ulfila treffend durch jera sleidja wieder (2 Tim. 3, 1). Unter den Schreckniſſen, die der Apoſtel Röm. 8, 35 aufzählt, die nicht im Stande ſeien, ihn von der Liebe Chriſti zu ſcheiden, mußte die Ueberſetzung von κίνδυνος neben μάχαιρα: þan sleiþei þan hairus, durch die Beziehung auf die Schrecken der Unterwelt, den Eindruck dieſer erhabenen Stelle bedeutend erhöhen.

Das Verbum sleiþjan für ζημιοῦν ſteht für den Schaden und Verluſt der Seele gegenüber irdiſchem, weltlichem Gewinn (Mc. 8, 36 und Lc. 9, 25) ſowie Phil. 3, 7. 8, wo auch das Subſt. sleiþa ſich findet. Was der Apoſtel früher für Gewinn angeſehen, das halte er jetzt um Chriſti willen für Schaden und Verluſt.

Die Hölle als Ort der Qual bezeichnet Ulfila durch balveins, von balvs adj., altn. böl u. ſ. w., ſo z. B. das griech. βάσανος (Lc. 16, 23), κόλασις (Mtth. 25, 46); böſe verderbliche Geiſter, wie die baul-visar, ſind dort ungehindert thätig, die Menſchen zu quälen. Auch Loki führt den Namen baula-smidr, Verderbenſchmieder, (Oegisdr. 41). Bemerkenswerth iſt, daß die Dämonen im Kampfe mit dem Herrn Chriſti bitten, daß er ſie nicht quälen möge, βασανίζειν, goth. balvjan (Mtth. 8, 29; Mc. 5, 7; Lc. 8, 28).

1) Haupts Zeitſchr. IX, 179. Dietrich die deutſche Waſſerhölle.
2) Bouterweck angelſ. Gloſſar p. 259.

Digitized by Google

D. Welt und Creatur.

Das n. t. κόσμος giebt Ulfila oft unmittelbar hintereinander durch mana-seþs, eigentlich Menſchenſaat, mit Beziehung auf das Sündliche und Vergängliche.

Dann fairhvus, eine Bezeichnung, die in keinem der übrigen Dialekte wiederkehrt. fairhvus ſcheint verwandt dem ahd. fërah, agſ. feorh, mhd. vërch, Lebenszeit [1]; auch gehört dazu ahd. firahi, Menſchen, und dann wäre fairhvus, die Geſammtheit der lebenden Menſchen.

Das goth. aivs (urverwandt αἰών und aevum), altn. aefi, ahd. ewa, nhd. ewig, ſteht für κόσμος im Sinne der in der Zeit vergänglichen Welt (Eph. 2, 2).

Die Erde, ἡ γῆ, giebt Ulfila durch airþa fem., altn. iörd, aglſ. eorde, altſ. ertha, ahd. ërada, ërda. Es iſt im Gegenſatz zu dem ſie umfangenden väterlichen Himmel die fruchtbringende Mutter (griech. ἔρα). Das Adj. airþeins für ὀστρακινος, ἐπίγειος, χοϊκός bezeichnet wie airþa das Vergängliche, Verwesliche, Hinfällige, den Charakter des Irdiſchen oder das, was von der Erde ſtammt.

Das goth. mulda, ahd. molta, agſ. molde, altn. mold, enthält nur den materiellen Begriff: Erde, Staub für χοῦς und κονιορτός, adj. muldeins für χοϊκός (1 Cor. 15, 47 u. 48).

Das n. t. οἰκουμένη, die bewohnte Erde, die das römiſche Reich zur Zeit Chriſti faſt ganz umfaßte, giebt Ulfila durch midjungards von midja, μέσος mittler, und gards für οἰκός αὐλή, Haus oder Hofraum, Garten, entſprechend dem altn. midgards (S. 145), ahd. miltinkart, miltilakart, aglſ. middangëard. miþgarda-vaddjus, die Mauer von Midgard ſehr bezeichnend für μεσότοιχον (Eph. 2, 14), die Zwiſchenmauer.

Die Erinnerung an die Fluth, in der das älteſte Rieſengeſchlecht umkam (S. 145), muß auch bei den Gothen erhalten geweſen ſein, da Ulfila das n. t. κατακλυσμός, Sündfluth (Lc. 17, 27) ganz frei durch midja-sveipains, von sveipan, ſchwemmen, alſo Ueberſchwemmung der Mittelerde (midgard), überſetzt; die Sündfluth wurde dadurch mit der älteſten Fluth der germaniſchen Ueberlieferung identificirt.

1) Grimm Mythologie p. 753.

Digitized by Google

Die Vorstellung, daß der Mensch, goth. manna, masc. für ἄνθρωπος zum Dienst auf Erden bestimmt sei, liegt ursprünglich im Worte selbst ausgedrückt. Das lat. mancipium, Knecht, wird in den ältesten Glossen verdeutscht manahoupit, Knechtshaupt d. i. Knecht; der älteste deutsche Ausdruck für servus ist demnach man; altn. neutr. man und mhd. masc. man bezeichnet einen unterwürfigen Dienstmann; das altn. fem. man, eine Magd, Jungfrau und das neutr. mensche in Oberdeutschland noch heute eine Magd. Das Wort Mann von mannus [1]), der Urahne der Deutschen, muß im Gegensatz zu Gott, dem Schöpfer, als der erschaffene, dem höchsten Wesen dienstbare Mensch (mannisco), genommen werden [2]).

Das n. t. σῶμα ist goth. leik, Leib, Leichnam. Dasselbe Wort, das auch für σάρξ, das der Herrschaft der Sünde verfallene Fleisch, steht. Die goth. Sprache bot indeß für σάρξ noch einen andern Ausdruck dar, denn Col. 1, 22 wird die σάρξ Jesu Christi durch mammo fem. übersetzt [3]).

ψυχή ist goth. saivala, nhd. Seele, verwandt mit saius (mare), die wogende, fluthende Kraft.

πνεῦμα, goth. ahma von ahjan, achten, denken (aha, die denkende Kraft für νοῦς, z. B. Phil. 4, 7), da h und þ übergehen, so ist ahma mit ἀτμός zu vergleichen, ahd. âtum, z. B. wig âtum für spiritus sanctus. Neben dieser alterthümlichen, vom gothischen abhängigen Form steht ahd. heilag geist [4]).

E. Offenbarung, Evangelium.

Der Begriff der Offenbarung, des Offenbarwerdens, der für das Heidenthum etwas specifisch Neues war, wird durch eine Reihe von Worten ausgedrückt und indem Ulfila ringt, die neuen Ideen von den verschiedensten Seiten seinem Volke durch die Sprache einzuprägen, zeigt sich hier recht der Reichthum derselben.

---

1) Tac. Germ. 2. 2) Grimm deutsche Rechtsalterth. p. 302.
3) cf. Gabelentz ꝛc. zu der Stelle. 4) Haupts Zeitschr. II. 556.

Digitized by Google

Offenbarung, griech. ἀποκάλυψις ist goth. and-huleins von huljan, ahd. huljan, nhd. hüllen, helen; and-huljan für ἀποκαλύπτειν, enthüllen, abdecken, part. praet. and-hulips für ἀκατάλυπτος (1 Cor. 11, 5), enthüllt, unbedeckt; unand-hulips part. praet. für μὴ ἀκατάλυπτος nicht enthüllt (2 Cor. 3, 14).

Das n. t. φανεροῦν ist goth. bairhtjan und ga-bairhtjan von bairhts adj. (in allen Dialekten nhd. ...bert, pracht), bairhts vairþan für φανεροῦσθαι, offenbar werden; bairhtei fem. für φανέρωσις und ga-bairhtei für ἐπιφάνεια, die Erscheinung des Herrn (2 Tim. 1, 10).

Eine andere Bildung ist gasvi-kunþjan für φανεροῦν, offenbaren, bekannt machen (Col. 1, 26), von kunþs adj, bekannt, für γνωστός; kunþs stammt von dem Verbum kunnan, kennen, wissen, ga-kunnan, dass., us-kunþs visan und svi-kunþs vairþan steht für φανερωθῆναι.

Ferner ga-liuhtjan (1 Cor. 4, 5) von liuhan, leuchten, liuhaþ neutr., Licht, liuhtjan, leuchten; also erleuchten; daher auch für φωτίζειν oder an's Licht bringen.

Sodann at-augjan (2 Cor. 5, 10) von augo neutr., Auge, augjan, zeigen; also vor Augen stellen; and-augjo adv. für φανερῶς.

Das n. t. μυστήριον, Geheimniß, drückt Ulfila durchgehends durch runa aus (in allen Dialekten nhd. raunen). Ebenso wird βουλή, der Rathschluß Gottes oder die Rathschläge des menschlichen Herzens (Lc. 7, 30; 1 Cor. 4, 5), einmal συμβούλιον dadurch wiedergegeben (Matth. 27, 1). Für συμβούλιον steht sonst ga-runi. runa (altn. raun i. e. experimentum, reyna i. e. temptare), nach seiner wahrscheinlichen Grundbedeutung scrutari, experiri temptare. Darnach ist run, runa, das geheimnißvolle, der Deutung bedürftige Zeichen; daraus und aus dem Gebrauch der Runen bei Loosung und Weissagung, sodann bei Zauber, erklären sich die abgeleiteten Wörter, z. B. nhd. in's Ohr raunen, das leise Sprechen, Flüstern.

Die Neigung der Germanen, die Zukunft und ihre Geheimnisse zu erforschen, lag in der Eschatologie tief begründet. Sie waren auf die Zeichen der Zeit und die Zukunft angewiesen. So erzählt Tacitus daß sie Vorzeichen (auspicia), und Schicksalsloose (sortes), mit ganz besonderem Fleiß und Eifer beobachteten. Der Brauch bei der Loosung, die zu Tacitus' Zeit

Digitized by Google

die gewöhnlichste Art der Divination, d. h. die Weissagung der Zukunft war, war folgender: „Einen Zweig, von einem Fruchtbaum abgeschnitten, zerlegen sie in Stäbchen (surculos), und werfen diese, nachdem sie durch bestimmte Zeichen unterschieden waren (notis quibusdam discretos), zufällig (temere ac fortuito) auf ein weißes Gewand hin. Wenn das Loos in öffentlicher Angelegenheit befragt werden sollte, so nahm der Gemeindepriester, in häuslicher der Hausvater selbst nach einem Gebet an die Götter, zum Himmel aufblickend, dreimal ein Stäbchen auf und legte, die er aufgenommen hatte, nach den vorher eingeritzten Zeichen, (notae impressae), aus" [1]). Diese notae des Tacitus waren Runen, nicht Buchstaben in unserem Sinne, sondern bestimmte Zeichen, aus welchen der Kundige die Formeln bilden und zusammensetzen konnte, die auf die vorliegende Angelegenheit angewandt und gedeutet (interpretatio) wurden. Diese Formeln waren poetische, in denen die Rune den gleichen Anlaut hergab, wie denn der gleiche Anlaut in der alten Poetik den Namen mit den Runen theilt; beide heißen mit ein und demselben Wort Stafr (Stab), weil sie auf die Stäbe geritzt wurden; daher runstab und verstab enge zusammenhängen (siehe S. 242). Da die Runen nach neueren Forschungen den ganzen Begriffskreis der ältesten Zeiten erfüllten und umfaßten, so war eine Anwendung und Deutung in vielen Fällen möglich, d. h. sie waren dann günstig [2]). Ließen die Runen keine Deutung zu, waren sie also ungünstig, so fand, wie Tacitus bemerkt, keine weitere Befragung über denselben Gegenstand für den Tag statt. Im günstigen Falle wurde die Zuverlässigkeit der Prophezeihung noch einer Prüfung unterworfen, da die Anwendung der Runen auf den vorliegenden Fall durch Combination des Loosenden auf poetischer Umschreibung beruhte.

Zu den prophetischen Weibern, die von den Germanen hoch verehrt wurden, gehörte eine Veleda zur Zeit des Vespasian, deren Rathschläge und Antworten besonders geschätzt wurden.

---

1) Tac. Germ. c. 10. Ammian. Marc. 31, 2 erzählt dasselbe von den Alanen: virgas easque cum incantamentis quibusdam discernentes.

2) Zur Runenlehre p. 21. Die Erörterungen, die Müllenhoff über altdeutsche Loosung und Weissagung p. 26 sqq. angeschlossen hat, werfen ein ganz neues Licht auf diesen Gegenstand.

Digitized by Google

Schon längst vor ihr hatte nach Tacitus Angabe (Germ. c. 8), Albrinia, deren Namen in Aurinia verderbt ist [1]), geweissagt, und wie ihr Name andeutet, sich dabei der Runen bedient. Albruna, ein mit der Runkraft der Elbe, d. i. mit Zaubermacht und Weissagung begabtes Weib, scheint bei Tacitus nur als eine Chorführerin prophetischer Frauen genannt zu sein, da solche mit ganz entsprechendem Namen sich auch bei anderen germanischen Stämmen finden, z. B. ahd. Albrun, altn. Oelrun in der Edda für eine weise Frau. So berichtet Jornandes [2]), daß der König Filimer magische Weiber, d. h. Zauberweiber, die vom Volk Aliorunas genannt wurden, aus seinem Heere ausgetrieben und in den Wald gejagt habe. Für Aliorunae liest Wackernagel Haliorunae, goth. also Halja-runos, wie Ulmerugi statt Hulmerugi und Ammius statt Hammius bei Jornandes steht. Ob in dem goth. Worte nicht Beziehung auf Helliruna d. i. auf Necromantie liegt, lasse ich unentschieden [3]). Es ergiebt sich daraus, daß auch bei den Gothen der Gebrauch der Runen als geheimnißvoller, der Deutung bedürftiger Zeichen bei Loosung und Weissagung, bei Zauber der verschiedensten Art statt hatte und dabei wie bei anderen Stämmen prophetische Weiber, deren Rathschläge und Antworten hoch geschätzt wurden, eine besondere Rolle spielten.

Ulfila wählte das Wort runa unbedenklich für das n. t. μυστήριον, um demselben einen ganz neuen Inhalt und eine höhere Beziehung zu geben. An die Stelle der Geheimnisse, die das Heidenthum in unklarem Drange zu erforschen gesucht hatte, und dabei auf die gefährlichsten Abwege, zu dem Orakel, zur Zauberei u. dergl. gerathen war, sollte das Geheimniß oder die Geheimnisse des Reiches Gottes, runa þiudangardjos guþs (Mc. 4, 11; Lc. 8, 10) treten, die der Herr seinen Jüngern und allen, die an ihn glauben würden, zu wissen gegeben hatte. Das Geheimniß der christlichen Gottesfurcht, gagudeins runa (1 Tim. 3, 15), sollte in Zukunft anstatt der Geheimnißkrämerei und Zauberei eine das ganze Volksleben der Gothen bestimmende Macht werden.

Es eröffnete sich bei dieser Uebertragung des Wortes μυστήριον durch runa eine Fülle der wichtigsten praktischen Bezie-

---

1) l. c. p. 51. 55 sqq. Haupts Zeitschrift IX, p. 240 über verderbte Namen des Tacitus. cf. Grimm deutsche Mythologie p. 85. 375 sq. 1153. 1174 sq.

2) de reb. geticis c. 24. 3) Grimm deutsche Mythol. p. 1178.

Digitized by Google

hungen. Ulfila übertrug ferner das n. t. βουλή durch runa, da ja durch die Anwendung und Deutung der Runen consilia oder consulta früher ertheilt wurden [1]).

Der n. t. Begriff τὰ στοιχεῖα τοῦ κόσμου, den der Apoſtel metaph. für den früheren Wandel im Heidenthum und Judenthum verwendet, von der Knechtſchaft unter die Elemente der Welt, von der die Juden und Heiden durch Jeſum Chriſtum frei gemacht worden — dieſen Begriff giebt Ulfila durch stabs, Plur. stabeis wieder (Gal. 4, 3. 9; Col. 2, 20). Er hat dadurch ebenfalls den früheren Wandel nach heidniſcher Weiſe, das heidniſche Unweſen, das mit ſeiner gefährlichen Zauberei ſo drückend auf den Gemüthern laſtete, treffend nach dem Vorgang des Apoſtels bezeichnet. Die urſprüngliche Weiſe des Gebrauches der Runſtäbe zur Erforſchung der Zukunft war in Zauberei ausgeartet. Man ritzte Runen in Stäbe ein, zu denen Segens- oder Verwünſchungsformeln gehörten, die man durch Ausſpruch (Beſprechen) in Kraft ſetzte [2]). Der Kreis der Runen und der dazu gehörigen Formeln erweiterte ſich immer mehr, wie die Menge von Benennungen für Runen beweiſt, die das Alterthum unterſchied. Sie dienten der Zauberei, die auf die verſchiedenſten Verhältniſſe angewandt, wie ein furchtbarer Bann drückend auf dem Leben laſtete. Der Runſtab ſelbſt wurde zum Zauberſtab, altn. gamban-tein, (Skirnisför 32 u. 36) [3]).

Das n. t. μῦθος in heidniſchem, verwerflichem Sinne, als Fabel, Sage, Mythe, wie es beſonders in den Paſtoralbriefen vorkommt (1 Tim. 1, 4; 4, 7 usalþanaize spilla; 2 Tim. 4, 4; Tit. 1, 14) giebt Ulfila durch spill wieder (altn. spell, agſ. spell auch für Zauberſpruch, altſ. ahd. spel und bispel, nhd. Spiel, Beiſpiel, Kirchſpiel d. h. ſoweit die Sprache der Kirche reicht). Die urſprüngliche Bedeutung „erzählen" nimmt Ulfila in dem Verbum spillo̧n, ga-spillon, us-spillon jedoch wieder auf und verwendet ſie in gutem Sinne für διηγεῖσθαι (z. B. Mc. 5, 16), διαγγέλειν (Lc. 9, 60), κηρύσσειν (Lc. 8, 39), ἐκφέρειν (Neh. 6, 19) und für εὐαγγελίζεσθαι (z. B. Lc. 2, 10). Verſtärkt

1) Tac. Germ. c. 8. Histor. IV, 65. Caesar. de b. gall. I, 50.

2) Zur Runenlehre p. 56. 62.

3) Vergl. Grimm deutſche Mythol. Die lehrreichen Abſchnitte: Zauber p. 983 sqq. Sprüche und Segen p. 1173 sqq.

Digitized by Google

wird die Form þiuþ-spillon, d. i. recht eigentlich εὐαγγελίζειν, gute frohe Botschaft geben (z. B. Lc. 3, 18). So tritt das Evangelium von Christo an die Stelle der heidnischen Mythen.

Für εὐαγγελίζεσθαι steht anderwärts (1 Cor. 15, 1 u. a.), merjan (altn. maera, ahd. mari, nhd. Mähre), eigentlich verkündigen, daher für κηρύσσειν, aivaggeljon merjan (2 Cor. 10, 16) noch bezeichnender: vaila-merjan, Wohl oder Frohes verkündigen (Mtth. 11, 5 u. a.), während vaja-merjan, Wehe verkündigen, lästern, für βλασφημεῖν.

An einer Stelle (1 Thess. 3, 6) steht ga-teihan von tejhan, zeigen, melden. Es drückt die Thätigkeit der Verkündigung aus.

Für das n. t. τέρατα, σημεῖα καὶ τέρατα (Mc. 13, 22; 2 Cor. 12, 12 u. a.) hat Ulfila faura-tani, nhd. Vorzeichen. Solche Vorzeichen, auspicia, wurden von den Germanen besonders beachtet [1]). Zufällige Naturerscheinungen, wie z. B. das Geschrei und der Flug der Vögel, das Wiehern der Rosse u. a. diente zu übler oder guter Vorbedeutung. Eine gewöhnliche Weise der Divination oder Weissagung war dann die, welche man durch Loosung erzielte. Die Stäbe, auf denen die Runen eingeritzt waren, die surculi des Tacitus, hießen altn. teinn [2]), agls. tan, ahd. zein, dem entspricht goth. tani — und faura-tani bezeichnet die durch jene Stäbchen erzielte Vorbedeutung, Weissagung. Der Mißbrauch, der damit getrieben werden konnte, ist Mc. 13, 22 ausgedrückt.

σημεῖον ist goth. taikns (durch alle Dialekte bis zum nhd. Zeichen), das auch für das griech. ἔνδειγμα steht (2 Thess. 1, 5). Davon abgeleitet: taiknjan, zeigen, us-taiknjan, auszeichnen, das Ulfila (2 Cor. 2, 14) treffend für θριαμβεύειν verwendet [3]). An einer Stelle (1 Cor. 14, 22) giebt Ulfila σήμειον durch bandva fem. von dem verb. bindan, binden, bandi fem., Band und zwar scheint das Wort die Bedeutung von Banner, Panier gehabt zu haben, das zum Zeichen diente; so hieß bei den Longobarden das Heeresbanner bandum [4]). In diesem Sinne paßt das Wort

1) Tac. Germ. c. 10.

2) Skirnf. 32 gamban-tein, Zauberruthen, dasselbe V. 26 tams-vendi, Zähmruthe. 3) Siehe Glossar v. Gabelentz ꝛc. p. 175.

4) Paul. Diacon. hist. I, 20 vexillum, quod bandum appellant.

Digitized by Google

trefflich an jener Stelle. Das Verbum handvjan ſteht daher für νεύειν und κατανεύειν, durch Zeichen zu verſtehen geben, für σημαίνειν, bezeichnen, δηλοῦν und δῆλον ποιεῖν, offenbar machen.

Das n. t. κλῆρος giebt Ulfila durch hlauts, altn. hlautr, aglſ. hleat, alth. hloz, nhd. Loos, von dem Verbum hliutan, ahd. hliozan i. e. sortiri, augurari. Eine Art der Looſung diente als Mittel, um eine oder mehrere Perſonen und Gegenſtände aus einer größeren Menge auszuſcheiden [1]). In dieſem Sinne kennt auch Ulfila das Wort und den Brauch ſehr wohl (z. B. Mc. 15, 24; Col. 1, 12; Lc. 1, 9. ἔλαχε τοῦ θυμιᾶσαι, hlauts ïmma urrann, ihn (Zacharias) traf das Loos). — Die andre Art der Looſung war die divinatoriſche, wie ſie Tacitus beſchreibt (ſiehe S. 288): Erforſchung der Zukunft durch einen Orakelſpruch, alſo Weiſſagung. Auch in dieſem Sinne überträgt Ulfila das Wort hlauts gasatiþs visan (Eph. 1, 11) für κληροῦσθαι: das Schickſalsloos der Gläubigen iſt in Chriſto längſt zuvor beſtimmt nach dem göttlichen Vorſatz.

F. Geſetz, Sünde und Schuld.

Das n. t. νόμος, Geſetz, überträgt Ulfila durchgehends mit vitoþ neutr., ahd. wizod (testamentum), von dem Verbum vitan, wiſſen, das für εἰδέναι, γιγνώσκειν, ἐπίστασθαι, συνιέναι und μανθάνειν (erfahren), verwendet wird, und mit veitan, ſehen, zuſammenhängt. Das Geſetz iſt alſo nach germaniſcher Anſicht das, was der Menſch weiß, das Bewußte, wie es der große Heiden-Apoſtel von den Heiden bezeugt, Röm. 2, 14 sqq. οὗτοι νόμον μὴ ἔχοντες ἑαυτοῖς εἰσι νόμος. Sie wiſſen zu unterſcheiden zwiſchen Recht und Unrecht, wie es das Geſetz ſagt.

Das Gewiſſen, griech. συνείδησις, iſt goth. miþ-vissei, das Mitwiſſen von Recht und Unrecht, von derſelben Wurzel vitan, miþ-vitan für συνειδέναι. Andere Ausdrücke für συνείδησις ſind:

1) ga-hugds von hugs für νοῦς, Sinn (Eph. 4, 17),

---

1) Zur Runenlehre p. 40.

Digitized by Google

also Gesinnung, daher auch für νοῦς (Röm. 7, 25) und διάνοια (Gemüth), und in diesem Sinne für συνείδησις (z. B. 1 Tim. 3, 9; 2 Tim. 1, 3).

2) þuhtus von þugkjan (durch alle Dialekte bis zum nhd. dünken), nur 1 Cor. 10, 28 u. 29 für das Gewissen des Andern, Nächsten stehend, das ein schwaches ist, also ein Dünken.

3) ga-munds von minan, ahd. meinjan, nhd. meinen; davon munan, dafür halten, δοκεῖν, νομίζειν etc. muns, Meinung, ga-munan, sich erinnern, also Gedächtniß; so steht es einmal 1 Tim. 1, 5 als Randglosse für συνείδησις, im Text miþvissei.

Der Zeuge, der gesehen hat, also mitweiß und andere wissen lassen, zeigen kann, griech. μάρτυρ ist goth. veit-vods, von dem Verbum veitvjan, das zu vitan und veitan gehört, agls. gevita, ahd. giwizo, altn. vitni u. s. w., veitvodiþa oder veitvodei ist μαρτύριον und μαρτυρία.

Der ἄνομος ist vitoda-laus vom Gesetze los. Außerdem un-sibis, der Gegensatz von sibis, friedlich, einig, daher sibja subst. fem., ahd. sippja, sibba, agls. sib, ahd. sipp, eigentlich Friede, Freundschaft, und da der engste Friede unter Verwandten in der Familie herrscht: Verwandtschaft. Dieses Verhältniß wurde auf Gott übertragen, zu dem der Mensch im Verhältniß des Kindes zum Vater steht, daher un-sibis, der den Willen des Vaters, das Gesetz übertreten und den Frieden gebrochen hat, der ἄνομος und ἀσεβής 1 Tim. 1, 9.

un-sibja fem. für ἀνομία (Matth. 7, 23), wodurch der Gipfel der Ungesetzlichkeit bezeichnet ist, sonst im N. T. goth. ungaraihtei der Gegensatz von ga-raihtei (Gericht) für δικαιοσύνη (von raihts, ga-raihts, δίκαιος, recht, gerecht).

Das einzelne Gebot, ἐντολή, ist goth. ana-busns fem. von dem Verbum biudan und anabiudan, bieten, gebieten. Außer dem göttlichen Gebot, Befehl, steht es auch für die menschlichen Satzungen, ἔνταλμα (z. B. Mc. 7, 7), und für παράδοσις, die Ueberlieferung solcher Gesetze (z. B. Mc. 7, 13).

Die Uebertretung eines Gebotes (z. B. Lc. 15, 29). παρέρχεσθαι τὴν ἐντολήν ist goth. ufar-gaggan von gaggan, gehen, also überschreiten.

Der Bund zwischen Gott und den Menschen, διαθήκη (z. B. Lc. 1, 72 u. a.) ist goth. triggva von triggus adj. für πιστός, treu, das mit der Wurzel trauan, trauen, vertrauen, zusammen-

Digitized by Google

hängt. Der ἄδικος ist goth. un-triggus (Luc. 16, 10), der den Bund mit Gott bricht. Für ἄδικος, ungerecht, steht sonst auch in-vinds von vindan, winden, also der gewundene, verkehrte, daher auch für διεστραμμένος (Luc. 9, 41).

Das n. t. ἁμαρτία oder ἁμάρτημα steht durchgängig für fravaurhts von vaurkjan, wirken. Es steht auch für παράπτωμα, eigentlich: Verwirkung, nämlich gegen Recht und Gesetz, Uebertretung, ganz in dem n. t. Sinne, wo die Sünde (ἁμαρτία) als ἀνομία definirt wird.

Das griech. παράβασις und παράπτωμα ist goth. missadeds von miss, übel, böse und deds, That, ahd. missitat. Der Uebertreter, ὁ παράβατης, ist goth. missa-taujands, part. von taujan, thun. Das adj. ubil-tojis, Uebelthäter, steht für κακοποιός und κακοῦργος. vai-dedja ist speziell der Räuber, ὁ λῃστής.

Die Gier nach allen Seiten ihrer Aeußerung, als Habgier und Habsucht, speziell als Geldgier und Geiz, πλεονεξία, φιλαργυρία drückt Ulfila durch geiro fem. aus; geiro von dem verb. geiran, adj. gairus, und frikei fem. von friks (durch alle Dialekte bis zum nhd. Gier und frech). In den Wölfen Odins, Geri und Freki (S. 159), konnten die Repräsentanten dieser Eigenschaften angeschaut werden.

Das böse Gelüsten, das griech. ἐπιθυμεῖν, Begehren (z. B. Matth. 5, 28), ist goth. luston von lustus masc. ἐπιθυμία, Lust (Marc. 4, 19 u. a.).

Der Begriff der Schuld in moralischem Sinne wird von Ulfila durch abgeleitete Formen des verb. skulan (durch alle Dialekte bis zum nhd. sollen, Schuld) ausgedrückt: skula, masc. Schuldner, für ὀφειλέτης und ἔνοχος Matth. 5, 22: skula vairþiþ stauai, Matth. 26, 66: skula dauþaus ist u. a., ferner das griech. τὰ ὀφειλήματα (Matth. 6, 12) þatei skulans sijaima, was wir schuldig sind. Hier findet deutlich Beziehung statt auf Skuld, eine der Nornen oder germanischen Schicksalsgöttinnen (S. 153). In den Namen der drei Nornen sind die Formen abstrakter Verba nicht zu verkennen, Skuld, Urdr, Verdandi, durch die das Gewordene, Werdende und Werdensollende oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, bezeichnet ist. Jede der drei Nornen ist einer dieser Richtungen zugewandt. „Diese Namen thun dar, daß die Lehre von den Nor-

Digitized by Google

nen urſprünglich unter allen deutſchen Völkern einheimiſch war. Eine goth. Vaurþs, Vairþandei, Skulds, eine ahd. Wurt, Werdandi, Scult ꝛc. müſſen als perſönliche Weſen bekannt geweſen ſein[1]). Die erſte tritt perſönlich als Wurdh, Vyrd in aglſ. und altſ. Poeſie (z. B. im Heliand) auf. Die dritte iſt zwar wie die zweite perſönlich zurückgetreten, aber der Name altn. Skuld, ahd. Scult, agſ. Scyld, hat ſich theils als Eigenname, theils als abſtraktes fem. mit der Bedeutung von debitum, delictum in häufigem Gebrauch erhalten. In dieſer Bedeutung hat auch Ulfila skulds part. ſchuldig, feſtgehalten. Es war das Amt der Nornen, die Lebenszeit der Menſchen zu beſtimmen und zwar durch Urtheil, durch Richterſpruch (domr. quidr), daher die Norne gleich dem Richter auf ihrem Stuhle ſitzt. Das, was die dritte Norne beſtimmte, gehörte der Zukunft an, es ſollte erſt an dem Menſchen ſich erfüllen. Inſofern aber der Urtheilsſpruch der vorausſchauenden Skuld durch das ſittliche Verhalten bedingt war, oder dies bedingte, war darin die Schuld des Menſchen ausgedrückt. — Bemerkenswerth iſt, daß in der Sage die beiden erſten Nornen als wohlwollend erſcheinen, der dritten dagegen üble Geſinnung zugeſchrieben wird; daß das, was durch die Gaben jener Günſtiges verheißen, durch dieſe wiederum vereitelt wird. Die Schuld iſt demnach zugleich Strafe. Als Fridlev das Schickſal ſeines Sohnes Olav erforſchen wollte, erzählt Saxo Grammatikus: quarum (parcarum) prima indulgentioris animi liberalem puero formam uberemque humani favoris copiam erogabat. eidem secunda beneficii loco liberalitatis excellentiam condonavit. tertia vero, protervioris ingenii invidentiorisque studii femina, sororum indulgentiorem aspernata consensum ideoque earum donis officere cupiens, futuris pueri moribus parsimoniae crimen affixit[2]). Vielleicht daß auch Ulfila, wenn er an Stellen, wie z. B. Luc. 9, 44, das griech. μέλλειν durch skulds überſetzte, das böſe Verhängniß als den eigentlichen Charakter der Skuld hervortreten laſſen wollte: unte sunus mans skulds ist atgiban in handuns manne.

Der im Rechte übliche Ausdruck war fairina von fairan, anſchuldigen, für λόγος (Matth. 5, 32) und αἰτία (Matth. 15,

1) Grimm, deutſche Mythologie p. 377.

2) Saxo Grammat. lib. VI, ed. Müller p. 272.

Digitized by Google

26 u. a.). Urſache der Verurtheilung, Schuld, das ahd. firina firintat, altn. firn, agſ. firen und nhd. noch in Gefährde und Gefahr erhalten iſt.

G. Vergeltung. Gericht. Strafe.

In dem germaniſchen Völkerleben wurzelte tief das Gefühl, daß für begangenes Unrecht eine Vergeltung geleiſtet werden müſſe.

Das n. t. ἀποδιδόναι und ἀνταποδιδόναι iſt goth. us-gildan, fra-gildan von gildan (auch in andern Dialekten nhd. gelten, Geld), alſo vergelten; wie denn goth. gild für φόρος, Steuer (Luc. 20, 22), kaisara-gild für κῆνσος (Marc. 12, 14) und gilstr, ahd. kelstar für φόρος ſteht (Röm. 13, 6).

Die Vergeltung ἀνταπόδοσις (Col. 3, 24) iſt goth. andalauni, neutr. von laun, Lohn für μισθός und χάρις; daher auch für ἀντιμισθία (2 Cor. 6, 13).

Auf jenem Gefühl von der Nothwendigkeit der Vergeltung beruhte die Rache, welche der Beleidigte ſelbſt zu nehmen berechtigt war. Der Rächer verfolgte den Beleidiger. Daher hat Ulfila das n. t. ἐκδικεῖν (Röm. 12, 19), ἐκδίκησιν ποιεῖν (Luc. 18, 7 u. 8) und διώκειν, verfolgen (Matth. 5, 44u. a.) durch ein und daſſelbe Wort, vrikan, ga-vrikan (durch alle Dialekte, nhd. rächen) ausgedrückt; fra-vrikan für ἐκδιώκειν (1 Theſſ. 2, 15); vraks für διώκτης, Verfolger (1 Tim. 1, 13); vraka für διωγμός, Verfolgung (Marc. 10, 13).

Ein andres Wort für ἐκδικεῖν hat Ulfila gebildet, fraveitan von veitan, ſehen, ſich an Jemand verſehen (Luc. 18, 3 u. a.), das Part. davon als Subſt. fraveitands für ἔκδικος, Rächer, (Röm. 13, 4 u. a.); fra-veit für ἐκδίκησις, Rache (Röm. 12, 19 u. a.).

Die Selbſtrache oder die Ausübung des Fehderechts wurde aber bei den Germanen durch das Volksgeſetz gezügelt, das für jede Verletzung des Rechts, für das Verbrechen eine Vergeltung oder Buße anwies, durch welche der Schaden mit Geld oder Geldeswerth wieder gut gemacht, Erſatz geleiſtet wurde. Tacitus berichtet: pars mulctae regi vel civitati, pars ipsi qui vindicatur[1]).

1) Germ. c. 12.

Digitized by Google

Ferner: luitur homicidium ... recipitque satisfactionem universa domus [1]). In den Volksrechten steht compositio von componere für die Beilegung der Fehde oder das Verebnen des Verbrechens. Das goth. botjan, ags. bot und betan, ahd. puoza und puozan, mhd. buoze, büezen, nhd. Buße, büßen, stammt von bats, gut, nützlich, comp. batiza, besser, also eigentlich bessern, herstellen, nützen. Ulfila braucht das Wort botan (botjan) für ὠφελεῖν, insofern etwas, was einen Schaden gut macht, nützt (Marc. 5, 26. 8, 36); aftra ga-botan für ἀποκαθιστᾶν, wiederherstellen (Marc. 9, 12); bota, fem. für ὄφελος, Nutzen (1 Cor. 15, 32); visan du botai für ὠφελεῖν (Gal. 5, 2). Der ursprüngliche Begriff des Wortes Buße ist demnach, einen zugefügten Schaden bessern, oder einen Bruch wiederherstellen.

Ein Theil der Buße fiel, wie aus der angeführten Stelle des Tacitus und aus den Volksgesetzen erhellt, dem Volke zu, da jede Verletzung des Rechts den gemeinen Frieden brach. Dieser Brauch nahm im Verlauf der Zeit die Natur einer öffentlichen Strafe an, obgleich schon früher schwere Verbrechen, die weniger den Einzelnen, als das gemeine Volk verletzten, öffentlich bestraft worden waren. Diese Strafe wurde vom Volksgericht gegen Leib, Leben und Ehre des Verbrechers verhängt. Das goth. sakan, ga-sakan (ahd. sachan, nhd. Sache) steht für das griech. ἐλέγχειν, beschuldigen. ga-sakts, fem. für ἔλεγχος, Beschuldigung. Das goth. vrohjan (ahd. ruogan, nhd. rügen) setzt Ulfila für κατηγορεῖν, anklagen; vrohs, fem. für κατηγορία, Anklage. Das goth. teihan, ga-teihan, ahd. zihan, inzihton, bezüchtigen, hat noch die einfache Bedeutung: anzeigen, melden für ἀπαγγέλλειν, während vrohjan ahd. nur noch rügen ist.

Ein gerichtlicher Ausdruck für λόγος im Sinne von Rechenschaft (z. B. Röm. 14, 12 λόγον δώσει τῷ θεῷ) ist goth. raþjo, fem. eigentlich Zahl, von raþjan, zählen, mit Rücksicht auf die erforderliche Genauigkeit.

Das n. t. κρίνειν giebt Ulfila durch domjan und stojan. domjan, von doms (durch alle Dialekte bis zum nhd. ... dammen) Urtheil (Skeir.) domjan für κρίνειν, urtheilen (1 Cor. 10, 15.

1) l. c. c. 21.

Digitized by Google

2 Cor. 5, 15), für διακρίνειν, unterſcheiden (1 Cor. 11, 29), ἀγκρίνειν (2 Cor. 10, 12), ἡγεῖσθαι (Phil. 3, 8). domjan hat neben der ſpeziellen Bedeutung des Urtheils in richterlichen Dingen noch eine weitere. In der Zuſammenſetzung ſteht afdomjan für κρίνειν, verurtheilen (Joh. 16, 11), für καταδικάζειν (Luc. 6, 37) und καταθεματίζειν, ſich verfluchen (Matth. 26, 74). ga-domjan für συγκρίνειν (2 Cor. 10, 12) und κατακρίνειν, verurtheilen (Marc. 14, 64).

Das goth. stava, fem. (nhd. ſtauen?) davon stojan, hat die Bedeutung: Gericht, stojan, richten. Nur einmal (Luc. 7, 43 ὀρθῶς ἔκρινας) kann stojan in weiterem Sinne: urtheilen, entſcheiden, aufgefaßt werden, ſonſt ſteht es für κρίνειν, richten und κατακρίνειν, vor Gericht ſtellen (Matth. 27, 3); ga-stojan für κρίνειν. Das Subst. stava für κρίσις, κρίμα, unſer Gericht, πρᾶγμα, Rechtsſtreit (1 Cor. 6, 1). stava, masc. für κριτής, der Richter und anda-stava für ἀντίδικος, der Widerſacher; stava-stols für βῆμα, Richterſtuhl.

Der Tag des letzten Gerichts im N. T. iſt dags-stava (Marc. 6, 11. Matth. 11, 22 u. 24). Zu den ſchrecklichen Zeichen, welche dieſen Tag am Ende der Welt begleiten, gehört auch das, daß die Sonne ſich verfinſtern wird. Ulfila giebt σκοτίζεσθαι durch riqizjan (Marc. 13, 24). Er knüpft damit an die heidniſche Vorſtellung vom Weltende an: altn. ragna-rökr, müßte goth. lauten ragine-riquis, d. i.: Verfinſterung der waltenden Götter (S. 203 [1]).

Das n. t. κατακρίνειν, verdammen, giebt Ulfila durch ga-vargjan wieder, von vargs, altn. vargr, eigentlich Wolf, dann aber der verdammte Miſſethäter, der gleich dem Wolf im Walde ſeine Zuflucht nahm, oder als Verbannter wie ein Wolf ungeſtraft erlegt werden durfte. So hieß im Norden, wo ſich die Bedeutung des Wortes vargr, Wolf, erhalten hatte, vargr i veum ein vogelfreier Mann, der den Frieden durch Mord gebrochen hatte und landflüchtig geworden war [2]).

Bei den Franken iſt wargus expulsus de pago [3]); bei den Angelſachſen vearges heafod oder vulfes hedfod für exlex und

1) Grimm, deutſche Mythologie p. 24.
2) Grimm, deutſche Rechtsalterthümer p. 733 sqq.
3) lex. sal. tit. 58, 1. rip. 85, 2.

Digitized by Google

extorris im Brauch; ahd. warc, z. B. ubiles warc = tyrannus, mhd. warc für latro. Auch bei den Gothen muß das Wort in dieſem Sinne bekannt geweſen ſein, da Ulfila κατακρίνειν θανάτῳ, gavargjan dauþau, wiedergiebt (Marc. 10, 33), vargiþa für κρίμα (Röm. 13, 2) und κατάκρισις (2 Cor. 3, 9). Für das letztere ſetzt Ulfila auch ga-vargeins (2 Cor. 7, 3).

Wenn Ulfila Röm. 8, 1 sqq. κατάκριμα mit vargiþa überſetzte: So trifft nun keine Verdammung mehr diejenigen, welche in Chriſto Jeſu ſind, und V. 3 κατακρίνειν mit ga-vargjan, denn Gott hat die Sünde in ſeinem, nämlich in Chriſti Fleiſch, verdammt, ſo machte er damit den Gothen die Stellvertretung Chriſti für die Sünder völlig deutlich, da er an vorhandene Rechtsbegriffe anknüpfte. Chriſtus war anſtatt der Menſchen ein von Gott Verbannter geworden, und er hatte die Verdammniß der Sünde in ſeinem Fleiſch getragen, damit die Menſchen ſelbſt von der Verdammniß befreit würden.

Für das n. t. ἀνάθεμα hat Ulfila das gräciſirte anaþaima geſetzt (z. B. 1 Cor. 16, 22).

Unter den Leibesſtrafen war die Geißelung eine Knechtesſtrafe. Ein Freier, mit dieſer Strafe belegt, verlor ſeine Freiheit [1]). Wenn der Freie mit Geld büßte, ſo mußte der Unfreie mit ſeiner Haut bezahlen. Ulfila giebt μαστιγοῦν, δέρειν, φραγελλοῦν und ῥαβδίζειν durch bliggvan und us-bliggvan, nhd. bläuen, ſchlagen.

Eine der entehrendſten Todesſtrafen bei den germaniſchen Stämmen war die, am Galgen aufgehängt zu werden; goth. us-hahan, ἀπάγγεσθαι, aufhängen (Matth. 27. 5 von Judas). Man bat für den zum Galgen Verurtheilten, daß man ihn begnadige und ihm das Schwert gebe. Ulfila hat das Wort galga masc. (durch alle Dialekte nhd. Galgen) für σταυρός, Kreuz, gewählt, um dadurch die ſchimpfliche Todesart des Herrn zu bezeichnen. Nachdem er damit das Kreuz, an dem Chriſtus gehangen, bezeichnet hat, ſo wendet er das Wort auch in metaphoriſchem Sinne an für σταυρός, Kreuz, Leid, das jeder in Geduld auf ſich nehmen, tragen ſoll.

Das griech. σταυροῦν iſt goth. hramjan und us-hramjan (durch alle Dialekte nhd. Rahmen), kreuzigen (Joh. 19, 6 u. a.).

1) lex. wisigoth. III, 3. 1.

Digitized by Google

H. Erlösung.

Das n. t. ἐκλέγεσθαι, erwählen, sei es, daß es eine vorzeitliche That Gottes bezeichnet, die auf das Heil der Menschen abzweckt, sei es, daß es sich auf die erlösende Thätigkeit des Herrn Christus bezieht, drückt Ulfila durch valjan, ga-valjan aus (Eph. 1, 4. Marc. 13, 20. Luc. 6, 13. Joh. 6, 70; 13, 8; 15, 16 ꝛc.) Das Part. Praet. ga-valids für ἐκλεκτός (Marc. 13, 20 ꝛc.), ga-valis für daſſelbe (Col. 3, 12), ga-valeins, fem. für ἐκλογή, die Auswahl (Röm. 9, 11; 11, 28), valis für γνήσιος, ausgewählt und ἠγαπημένος, geliebt.

Wenn in dem goth. valjan, altn. velja, ahd. weljan, nhd. wählen, die Wurzel von altn. valr, aglſ. väl, ahd. wal liegt, ſo läßt ſich die Bedeutung dieſes Wortes: strages, Niederlage der Leichen auf dem Schlachtfelde, daraus erklären, daß nach germaniſch-heidniſcher Vorſtellung Odin und Freyja die Helden auf dem Schlachtfelde wählten und dieſelben nach Walhalla in die himmliſchen Wohnungen führten. Den val holen, nannte man goth. kiusan, altn. kiosa, kiora, altſ. kiosan, ahd. churi, kiusan, nhd. kieſen, küren. Im Dienſte des Kriegsgottes Odin ſtanden Jungfrauen, die er in die Schlacht entſandte, den val zu kieſen, die Valkyren (S. 157), altn. valkyrja, aglſ. valcyrie oder valcyrge, die gothiſche Form müßte valakusjo, ahd. walachuria lauten. In dem Namen dieſer Wahljungfrauen iſt das zweite verb. entweder als Verſtärkung des erſten anzuſehen, oder, wenn die Bedeutung von val zurücktrat, ſo wurde ſie durch das zweite verb. nochmals ausgedrückt [1]). Ulfila knüpft an die Vorſtellung von der Erwählung der Helden an — ſie wies auf Freyja zurück, die an der Spitze der Valkyren ſtand — und leitet damit zu der chriſtlichen Lehre über. War doch das Leben des Chriſten ein Kampf auf Erden und die Welt als die Wahlſtatt zu betrachten. Gott, der Vater, und der Herr Chriſtus erwählt die Gläubigen zum Heil und nimmt ſie aus den irdiſchen Kämpfen heraus zu ſich in den Himmel.

Das goth. verb. kiusan, ga-kiusan ſetzt Ulfila für δοκιμάζειν, wählen, prüfen, und als erprobt annehmen (Röm. 12, 2. 1 Cor. 11, 28; 16, 3, der Apoſtel will diejenigen, welche

1) Grimm, deutſche Mythologie p. 389. Anm. 2.

Digitized by Google

die Corinther als bewährte Männer augewählt haben, ſenden; 2 Cor. 8, 8. Gal. 6, 4. Eph. 5, 10). Das Part. Praet. ga-kusans für δόκιμος, auserwählt, erprobt, bewährt (Röm. 14, 8. 2 Cor. 10, 18; 13, 7); kustus, masc. für δοκιμή, Bewährung (2 Cor. 2, 9 u. a.); ga-kusts, daſſelbe. Das verb. us-kiusan ſteht für δοκιμάζειν, prüfen (zur Annahme) 1 Theſſ. 5, 21, πάντα δὲ δοκιμάζετε und mit dem dat. für ἀποδοκιμάζειν, verwerfen (Marc. 8, 31. Luc. 20, 17 u. a.), ἀθετεῖν (1 Cor. 1, 19), ἐκβάλλειν (Luc. 4, 29). Das Part. Praet. us-kusans für ἀδόκιμος, verworfen (1 Cor. 9, 27); unga-kusans (2 Cor. 13, 7), hier tritt im Gegenſatz die Bedeutung: nicht bewährt (für die Erwählung), recht hervor.

Für ἀποδοκιμάζειν hat Ulfila an einer Stelle (Marc. 12, 10) us-vairpan von dem verb. vairpan, werfen, alſo verwerfen; usvaurpa, fem. für ἀποβολή, Verwerfung.

Das die Erlöſung im Allgemeinen ausdrückende σώζειν iſt goth. ga-nasjan, das auch für ἰᾶσθαι, heilen (Luc. 4, 18 u. a.) ſteht, von nisan, ahd. ganesan, altſ. ginesan, nerian, aglſ. genesan, nhd. geneſen, daher ga-nisan für σώζεσθαι, geneſen, das auch im Sinne von leiblicher Geneſung von einer Krankheit ſteht (z. B. Matth. 9, 21 u. a.). Dieſe leibliche Bedeutung iſt von Ulfila auf das Geiſtliche übertragen worden, alſo nasjan, geneſen machen. Das Part. als Subst. nasjands für σωτήρ, der Heiland, ga-nists, fem. von nisan und naseins von nasjan ſteht für σωτηρία, Geneſung und Heilung, im Allgemeinen: Heil, Seligkeit auch für σωτήριον.

Wie das tief im germaniſchen Volksleben wurzelnde Gefühl von der Nothwendigkeit der Vergeltung für begangenes Unrecht in den Volksrechten ſeinen Ausdruck gefunden hat, ſo hat es ſich auch nach der religiöſen Seite geltend gemacht, da jeder Bruch des Rechts nicht bloß den Nächſten verletzte, den gemeinen Frieden brach, ſondern auch die Götter beleidigte, die dafür Sühne forderten. Wenn urſprünglich der Schaden erſetzt, die Sühne oder die Buße dem Nächſten in Vieh, worin das Vermögen nomadiſirender Völker beſteht, geleiſtet wurde, ſo ſteht damit die Sühne durch Opfer in nahem Zuſammenhang (S. 160 sqq.).

Das goth. saun, altn. son, altfr. sone, ahd. suona, nhd. Sühne wird von Ulfila für das n. t. λύτρον, Löſegeld (Marc. 10, 45) geſetzt. Chriſtus hat ſein Leben als Löſegeld für die

Digitized by Google

Menſchen eingeſetzt, dahingegeben. Sollte dies goth. saun auf eine Wurzel mit sanare zurückzuführen ſein, ſo wäre die urſprüngliche Bedeutung: die Wunden wieder heilen. Das ahd. suona ſteht in dieſem Sinne für compositio, d. i.: Sühne, Verſöhnung; in dieſem Sinne ſcheint das Wort auch bei den Gothen in Brauch geweſen zu ſein, ſo daß Ulfila es nur zu übertragen brauchte; vielleicht daß das Wort auch die religiöſe Bedeutung ſchon im Heidenthume hatte: Sühne für die Götter, die dann unmittelbar auf Chriſtum überging.

Von saun iſt das verb. us-saunjan, verſöhnen, us-sauneins, Verſöhnung (Skeir.), abgeleitet.

Für das n. t. ἀντίλυτρον 1 Tim. 2, 6, ὁ δοὺς ἑαυτὸν ἀντιλ. ὑπὲρ πάντων ſteht anda-bauhts — nicht anda-bahts[1]) von bugjan, kaufen, us-bugjan für ἀγοράζειν (1 Cor. 7, 23) von der Erlöſung: τιμῆς ἠγοράσθητε; für ἐξαγοράζειν Gal. 4. 5: Chriſtus hat die unter dem Geſetz, Schuldner dem Geſetze waren, erkauft. Dem anda-bauhts entſpricht faur-bauhts für ἀπολύτρωσις, Loskaufung (Eph. 1, 7 ꝛc.).

Sonſt ſteht für λύτρωσις und ἀπολύτρωσις das goth. us-lauseins, Erlöſung (Luc. 1, 68. Eph. 4, 30) von liusan (durch alle Dialekte bis zum nhd. löſen); laus, los; lausjan, ga-lausjan für ῥύειν, erlöſen (Matth. 6, 13 ak lausei uns af þamma ubilin, d. i.: und erlöſe uns von dem Böſen, ἐξελαύνειν, erlöſen (Gal. 1, 4).

An einer Stelle iſt λύτρωσις überſetzt mit laþons fem., eigentlich für κλῆσις, Einladung, Berufung von laþon (durch alle Dialekte nhd. laden) für καλεῖν, einladen, berufen; ga-laþon daſſelbe und συγκαλεῖν Part. Praet. galaþoþs für κλητός (1 Cor. 1. 24).

War die Sühne geleiſtet oder die Buße bezahlt, ſo hatte nach germaniſchem Recht alle Feindſchaft ein Ende und der Friede war hergeſtellt. Nach einer altnordiſchen Sühnformel ſoll die Sühne beſtehen für den gefriedeten Mörder und für ſeine Erben, geborene und ungeborene, erzeugte und unerzeugte, genannte und ungenannte, ſo lange die Erde iſt und Menſchen leben u. ſ. w.[2]).

---

1) Gabelentz ꝛc., Gloſſar zu der Stelle.

2) Grimm, deutſche Rechtsalterthümer (Sühneformeln) p. 39, 53.

Digitized by Google

Das n. t. καταλλάττειν und ἀποκαταλλάττειν giebt Ulfila mit ga-friþon von friþon (agls. frid, altſ. fritho, altn. fridr, frida, ahd. fridu, nhd. friede), verſöhnen (2 Cor. 5, 18 u. 19. Eph. 2, 16. Col. 1, 20 u. 21); ga-friþons fem. für καταλλαγή, Verſöhnung (2 Cor. 5, 18 u. 19). Gott alſo ſtellte den Frieden mit den Menſchen, den dieſe gebrochen hatten, wieder her, indem er die Sühne Chriſti annahm.

Das für καταλλαγή Röm. 11, 15 ſtehende gabei (von giban, geben), Reichthum, iſt als ein Schreibfehler des Abſchreibers zu betrachten, der ſich aus V. 12 erklärt [1]).

Noch ein treffender Ausdruck für den Begriff der Verſöhnung iſt das goth. gaga-vairþjan für καταλλάττειν (1 Cor. 7, 11) und gaga-vairþnan für καταλλάτεσθαι, ſich verſöhnen (2 Cor. 5, 20: Laſſet Euch verſöhnen mit Gott). Die Wurzel iſt vairþan, werden, davon ga-vairþi neutr. für εἰρήνη, Friede, der Friede, der durch den Bund zweier ſtreitenden Partheien, durch das Zuſammenwerden in eins, entſteht. Dies wird auf das Verhältniß des mit Gott in Widerſtreit gerathenen Menſchen angewandt; alſo Verſöhnung.

Das n. t. καθαρίζειν iſt goth. hrainjan, ga-hrainjan, von hrains für καθαρός, (durch alle Dialekte bis zum nhd. rein). Die Reinigung im phyſiſchen Sinne, von Schmutz, Ausſchlag, wird auf die Reinigung von Sünden übertragen (z. B. Eph. 5, 26, mit Beziehung auf die Taufe).

Die Vergebung der Sünden aus Gnaden, das n. t. χαρίζεσθαι, von Gott ausgehend (Col. 2, 13 u. a.), iſt goth. fra-giban von giban (durch alle Dialekte bis zum nhd. geben), alſo vergeben, giba fem. für δωρεά, als Gnadengabe Gottes Eph. 3, 7 u. a.) und für χάρισμα (1 Cor. 7, 7 u. a.).

Das n. t. ἄφεσις τῶν ἁμαρτιῶν iſt goth. 1) af-let, von af-letan (letan, durch alle Dialekte bis zum nhd. laſſen) für ἀπολύειν, entlaſſen, durchgängig da, wo von Eheſcheidung die Rede iſt, und für ἀφιέναι erlaſſen, vergeben, in Beziehung auf eine durch Miſſethat, Verbrechen u. ſ. w. verurſachte Strafe. 2) Durch fra-let von fra-letan, das für ἀπολύειν ſteht, da wo es freilaſſen bedeutet, ſei es aus der Gefangenſchaft oder aus der Knechtſchaft. Ulfila knüpft an die den Gothen geläufige

1) Gabelentz etc. addenda ad Tom. I, p. VII.

Digitized by Google

Vorstellung der Freilassung aus dem Stande der Hörigkeit, Leibeigenschaft an und überträgt dies auf das geistige Gebiet. Luc. 2, 29 spricht der alte Symeon: nu fraleitais skalk þeinana. fraujinond frauja bi vaurda þeinamma in gavairþja. Daher fraletan auch für ἀφιέναι, erlassen, vergeben, steht. fra-let ist eigentlich die Entlassung aus den Fesseln der Sünde, Befreiung; daher fra-lets adj. für ἀπελεύθερος, ein Freigelassener, steht; 1 Cor. 7, 22 heißt es: saei auk in fraujin haitans ist skalks. fralets fraujins ist (Marc. 1, 41).

Einmal ist ἄφεσις durch af-lageins übersetzt, von lagjan (Wurzel ligan, durch alle Dialekte nhd. liegen, legen), legen, also Ablegung (Marc. 1, 4). Johannes der Täufer predigte die Ablegung der Sünden, also in subjektivem Sinne von der menschlichen Thätigkeit.

Die Stelle Luc. 4, 19, ἀποστεῖλαι τεθραυσμένους ἐν ἀφέσει, ist frei übersetzt: fraletan gamaidans in gaþrafstein, wörtlich: zu entlassen die Gebrechlichen in Trost; denn þrafsteins ist Trost von þrafstjan, trösten. Die Vergebung ist hier mit ihrer Folge aufgefaßt.

Die Rechtfertigung des Sünders ist in dem juridischen Sinne von Ulfila klar aufgefaßt. Für das n. t. δικαιοῦν, rechtfertigen, steht: 1) garaihtana domjan, also: Einen für gerecht erklären durch Urtheilsspruch, z. B. Gal. 2, 17 u. a. 2) garaihtana gateihan, Einen für gerecht verkündigen, anzeigen, z. B. Luc. 18, 14 vom Zöllner im Gegensatz zum Pharisäer. 3) usvaurhtana domjan (usvaurhts, gerecht im Gegensatz von fra-vaurhts), für gerecht erklären (Matth. 11, 19. Luc. 10, 29). 4) garaihtjan (1 Cor. 4, 4). 5) ga-sunjon, von sunjons fem. für ἀπολογία (z. B. 2 Cor. 7, 11 u. a.), Vertheidigung der Wahrheit; sunjon sik für ἀπολογεῖσθαι, sich vertheidigen, rechtfertigen, also ga-sunjon jemanden vertheidigen, um der Wahrheit die Ehre zu geben, z. B. Luc. 7, 35, wo von der Weisheit die Rede ist, die sich muß rechtfertigen lassen von ihren Kindern. Die goth. Sprache unterscheidet in feiner Weise zwischen Wahrheit sunja fem. und sunjo fem. Vertheidigung der Wahrheit.

Den Begriff der Heiligung drückt Ulfila durch veihiþa fem. aus für ἁγιωσύνη (1 Thess. 3, 13), ἁγιασμός (1 Thess. 4, 3 ꝛc.), ὁσιότης (Eph. 4, 24). Das Wort stammt von veihs adj. für ἅγιος, altn. vigia, aglf. vig, ahd. wig, nhd. weihen,

Digitized by Google

bedeutet alſo Weihung. Das verb. veihan und ga-veihan für ἁγιάζειν, weihen, heiligen (Joh. 17, 17 u. a.).

Die durch Chriſtum Erlöſeten traten in das Verhältniß der Kindſchaft zu Gott, dem Vater. Das n. t. υἱοθεσία (Gal. 4. 5) iſt goth. sunive sibja; im Gegenſatz zu un-sibja für ἀνομία (S. 293) iſt zwiſchen den Erlöſten und dem Vater im Himmel der Friede wiederhergeſtellt und ſie erfüllen ſeinen Willen. In dem goth. sunive ga-deds für υἱοθεσία (Eph. 1, 5) liegt die Wiederannähme der Menſchen von Seiten Gottes. An einer Stelle (Röm. 9, 4) ſteht für υἱοθεσία goth. frasli-sibja; frasts iſt υἱός, von fraþjan (νοεῖν), fraþi (νόημα), Herzenskind, das dem Vater am Herzen liegt, ſo wie an geliebte Weſen der Ausdruck Herz, Seele, gerichtet wird. Dieſes Wort iſt alſo an jener Stelle für das Verhältniß des Volkes Iſrael ſehr bezeichnend gewählt. Das verb. ga-sibjon ſteht für διαλλάτεσθαι, ſich verſöhnen (Matth. 5, 24).

Das den Erlöſeten als den Kindern Gottes verheißene Erbe, das n. t. κληρονομία, iſt goth. arbi (durch alle Dialekte nhd. Erbe), bezeichnet eigentlich das Grundeigenthum, Acker, — daher goth. arbaiþs für κόπος, ahd arabeit, nhd. Arbeit, eigentlich agricultura. — Da der Acker ſich vererbte, ſo ging der Ausdruck in den Begriff des Erbes über. Ulfila überträgt das Wort auf das geiſtige Gebiet: Erbe Gottes ꝛc. κληρονόμος goth. arbja (Gal. 3, 29; 4, 7) und arbi-numja, das wörtlich für das griech. ſteht von niman, Erbnehmer, (Gal. 4, 1 u. a.).

Was die Aneignung des Heils betrifft, ſo iſt die Bekehrung im Allgemeinen goth. ga-vandeins, Bekehrung (Skeir.) von vindan (durch alle Dialekte nhd. winden, wenden), vandjan, ga-vandjan, wenden, zukehren und bekehren, für ἐπιστρέφειν (Luc. 1, 16, 17) mit sik (Marc. 4, 12 u. a.).

Das n. t. μετάνοια iſt goth. ïdreiga, Reue, nicht von der Partikel id = iterum, ſondern von ïdr altn. für viscera (nhd. Ader[1]), alſo das Innere, die innere Empfindung des Schmerzes über die Sünde. Das verb. ïdreigon ſteht für μετανοεῖν.

Das n. t. πίστις iſt goth. durchgängig ga-laubeins fem. und ἀπιστία unga-laubeins von liubs, lieb, für ἀγαπητός liuban, altn. leyfa, aglſ. lyfan, ahd. laubjan, nhd. glauben, engl. leave,

1) Grimm, deutſche Grammatik III, 407.

Digitized by Google

believe. Das verb. laubjan und ga-laubjan für πιστεύειν; triggvaba ga-laubjan für πεπεῖσθαι, feſt glauben, überzeugt ſein (Luc. 20, 6). Das Part. galaubjands für πιστός, gläubig (2 Cor. 6, 15 u. a.), dafür auch galaubeins adj. (Tit. 1, 6), unga-laubjands für ἄπιστος, ungläubig (Marc. 9, 19 u. a.). Demnach liegen die Wurzeln von dem nhd. Glaube und Liebe im Gothiſchen zuſammen. Für das n. t. ἀγάπη hat Ulfila eine andre Wortbildung (S. 270).

Das n. t. διάκρισις, der Zweifel (Röm. 15. 1. Skeir. II, c.), iſt goth. tveifls, altſ. tuifli, tuiflian, ahd. zwifal und hängt mit tvai, zwei, enge zuſammen, inſofern der Zweifel zwiſchen zwei Dingen ſich nicht zu entſcheiden weiß. Das verb. διακρίνεσθαι, zweifeln (Marc. 11, 23), iſt goth. tuz-verjan von tuz adv., altn. tor, ahd. zur, zwiefach und verjan, nhd. währen, eigentlich dauern, tragen.

K. Gottesverehrung.

Einer der älteſten und allgemeinſten Ausdrücke des germaniſchen Heidenthums für den ſpezifiſch-religiöſen Begriff, Gott durch Opfer verſöhnen, war das goth. blotan, altn. blota, aglſ. blotan, ahd. blozan [1]), nhd. bluten von der Wurzel bloþ, Blut. Die begangene Schuld forderte Sühne durch Blut, ſei es das des Menſchen (S. 115), ſei es an Stelle der Menſchen das der Thiere. Ulfila verwendet das Wort blotan indeß für das allgemeinere λατρεύειν, Luc. 2, 27, wo von dem beſtändigen Gottesdienſt der Hanna die Rede iſt, und Marc. 7, 7 für σέβεσθαι (blotan frauja), wo von der Verehrung Gottes im Allgemeinen die Rede iſt. So ſteht auch der inf. subst. guþ blotan für θεοσέβεια (1 Tim. 2, 10). Der Begriff des blutigen Opfers muß alſo zu Ulfila's Zeit bei den Gothen nicht mehr beſtimmt und ausſchließlich damit verbunden geweſen ſein.

So ſteht auch blotinassus für Verehrung im Allgemeinen, wie λατρεία (Röm. 12, 1), wo unmittelbar vorher θυσία

1) Grimm, deutſche Mythologie p. 32.

Digitized by Google

durch sauþs wiedergegeben ist; für θρησκεία (Col. 2, 13), die Verehrung der Engel und für σέβασμα (2 Thess. 2, 4) das, was der göttlichen Verehrung würdig, werth ist. guþ-blostreis für θεοσεβής (Joh. 9, 31).

Für das n. t. θυσία, Opfer, und zwar blutiges Schlachtopfer, setzt Ulfila ein heidnisches Wort hunsl, neutr. altn. husl, agls. husel (Matth. 9, 13. Marc. 9, 49. Luc. 2, 24. 1 Cor. 10, 18). In diesem Sinne wird das Wort auch Joh. 16, 2 hunsla saljan für λατρείαν προσφέρειν gebraucht, wo der Herr seine Jünger darauf hinweist, daß die Zeit kommen werde, wo jeder, der sie tödte, glauben werde, Gott einen Dienst zu erweisen, d. h. ein Opfer zu bringen.

Die Dahingabe Christi in den Tod für die Sünden der Welt, προσφορά, ist hunsl bei Ulfila (Eph. 5, 2). Davon abgeleitet hunsljan für σπένδειν, opfern (2 Tim. 4, 6).

un-hunslags für ἄσποιδος (2 Tim. 3, 3), unversöhnlich, worin der Begriff sich rein erhalten hat.

hunsla-staþs für θυσιαστήριον, Opfertisch oder Opferstätte, (Luc. 1, 11. Matth. 5, 23. 1 Cor. 10, 18).

Für θύειν steht bei Ulfila gewöhnlich saljan, ga-saljan, z. B. Marc. 14, 12 für das Schlachten des Paschalammes und 1 Cor. 10, 20 þatei galiugam saljada für εἰδωλόθυτον; also galt das Wort im Heidenthum für blutige Opfer, wie aus der Zusammensetzung hunsla saljan erhellt; aber Ulfila übersetzt auch damit θυμιᾶν, Rauchopfer bringen (Luc. 1, 9).

Das Schlachten in θύειν drückt uf-sneiþan (von sneiþan), aufschneiden, bestimmter aus, z. B. 1 Cor. 5, 7, mit Beziehung auf Christus, als das Paschalamm, das für uns geschlachtet ist.

Mehreremal steht für θυσία sauþs masc. Plur. saudeis, altn. saudr, agf. seodan u. s. w., nhd. sieden. Röm. 12, 1 ist von einer gänzlichen Hingabe an Gott als Opfer die Rede: Begebet eure Leiber zu einem ewigen Opfer; Eph. 5, 2. hunsl jah sauþ für προσφορὰν καὶ θυσίαν von dem Opfer Christi. In der Skeireins I, a. gasaljands sik hunsl jah sauþ. Nach dem Sinne dieser Stellen und der Zusammenstellung mit hunsl muß auch in sauþs Beziehung zu blutigen Opfern angenommen werden. Marc. 12, 33 wird das Wort für θυσία gebraucht, das hier neben ὁλοκαύτωμα, Brandopfer, steht; das läßt auf

Digitized by Google

Verwandtſchaft des saufs mit dem Brandopfer ſchließen; altn. heißt saudr ein Widder, der im Norden eins der Hauptopferthiere war. Wenn das Fleiſch auch nicht verbrannt wurde, ſo wurde es auf dem Feuer geſotten, die Wurzel wäre siufan, die ſich durch alle Dialekte durchzieht, nhd. ſieden.

Das n. t. ὁλοκαύτωμα, Brandopfer, iſt (Marc. 12, 33) durch allbrunsts (von all und brinnan) wörtlich wiedergegeben; es ſcheint alſo, daß bei den Gothen ſolche Opfer, wo alles Fleiſch verbrannt wurde, nicht gebräuchlich waren.

Die Darbringung von Opfergaben, προσφέρειν, wird durch goth. bairan, albairan (z. B. Matth. 5, 23 u. 24) wörtlich wiedergegeben. Die an dieſer Stelle erwähnte Opfergabe (δῶρον), für die goth. aibr an dieſer Stelle allein ſteht, hat Grimm auf die Vermuthung gebracht, tibr zu emendiren [1]), das dem agls. liber entſprechen ſoll in der allgemeinen Bedeutung von Opfergaben; ahd. würde zēpar für sacrificium, hostia victima entſprechen, nhd. Ungeziefer, früher Ungeziber. Ziefer, Geziefer heißen noch heutzutage in Franken und Thüringen die Hausthiere.

Das n. t. ἀπαρχή für Erſtlingsgabe bei'm Opfer (Röm. 11, 16) iſt goth. durch ufarskafts wiedergegeben von skapjan oder skapan, nhd. ſchaffen. ga-skafts, Schöpfung und Geſchöpf, ufar-skafts, das zuerſt Geſchaffene, wodurch der Sinn des Wortes deutlich ausgedrückt iſt.

Für den Opfertiſch, θυσιαστήριον, vulg. altare, hat Ulfila (Luc. 1, 11. Matth. 5, 23. 1 Cor. 10, 16) das alte Wort hunsla-staþs, Opferſtätte, beibehalten. Das n. t. τράπεζα, der heilige Opfertiſch (1 Cor. 10, 21) heißt goth. biuds, mit biudan, bieten, darbieten (offerre) zuſammenhängend.

Die göttliche Verehrung, Gottesdienſt, im umfaſſendſten Sinne λατρεύειν (z. B. Luc. 1, 74 u. a.) und δουλεύειν (z. B. Matth. 6, 24 u. v. a.) wird durch skalkinon ausgedrückt, von skalks (durch alle Dialekte nhd. Schalk) für δοῦλος, Knecht; alſo das Dienſtverhältniß auf das Verhältniß des Menſchen zu Gott übertragen. Ebenſo wie Gott kann aber auch den Götzen Dienſt erwieſen werden.

skalkinassus iſt λατρεία (Röm. 9, 4) und δουλεία

1) Vergl. Grammatik I, 63. Deutſche Mythologie p. 36.

Digitized by Google

(Gal. 5, 1), Dienſt, den man Gott und den Götzen (S. 268) erweiſt.

Für λατρεύειν ſteht an einer Stelle, wo der Herr dem Teufel ſagt, daß man Gott allein dienen ſolle (Luc. 4, 8), fulla-fahjan (c. Dat. der Perſon) von fulla und fahjan, anpaſſen, fügen, Wurzel: faihan; alſo: Gott ſich ganz fügen.

Das Dienſtverhältniß iſt noch durch einen andern goth. Ausdruck auf das Verhältniß des Menſchen zu Gott übertragen: and-bahts ſteht für ὑπηρέτης, Diener des Wortes (z. B. Luc. 1, 2), dann häufig für διάκονος sc. τοῦ θεοῦ (z. B. 2 Cor. 6, 4), ferner für λειτουργός sc. τοῦ θεοῦ (z. B. Röm. 13, 6).

Das Wort andbahts, das durch alle Dialekte geht, altn. ambatt, aglſ. ambiht, altſ. ambahteo, ahd. ampaht = minister, iſt aus dem perſönlichen in den ſachlichen Begriff übergegangen. and-bahti subst. neutr. für διακονία (Röm. 11, 13 u. a.) λειτουργία, im Sinne von Gottesdienſt (2 Cor. 9, 12 u. a.). goth. andbahti, ahd. ampahti, agſ. ambiht, mhd. ambet, nhd. Amt, worin von der Wurzel nichts mehr übrig geblieben iſt, da am aus der Präpoſition and herrührt und derivativ iſt. Das Verb. and-bahtjan (ahd. ampahtan = ministrare) für διακονεῖν, Gott dem Herrn dienen (1 Tim. 3, 10). Das goth. Wort für νῶτος entgeht uns, würde aber bak lauten, altn. bac, altſ. bac, aglſ. bäc. and-bahts bezeichnet alſo den Freund oder Diener, der uns den Rücken wahrt, den wir im Rücken haben, einen Rückenhalter. Die Praep. and drückt aus gegen (andaugi = πρόσωπον) und ht verhält ſich zu k wie in siuk sauhts u. a. Dem goth. andbahts iſt das griech. διάκονος ganz analog jon. διήκονος aus δια ἀγκονος, διαγκονος von αγκων, Ellbogen, alſo ein Diener oder Helfer, der uns zum Ort, zur Seite ſteht (and = δια[1]).

Das n. t. τιμᾶν, Gott verehren (Marc. 7, 6 u. a.) iſt svêran von svêrs adj. nhd. ſchwer, bedeutet geehrt, geachtet für ἔντιμος (Luc. 7, 2). Die Gott zu erweiſende Ehre, τιμή, iſt sveriþa fem. (1 Tim. 1, 17).

---

1) Grimm, Geſchichte der deutſchen Sprache p. 134. Das Wort iſt in's Celtiſche übergegangen. Bei Caes. de b. gall. VI, 15 ſind die ambacti Dienſtmannen.

Digitized by Google

Den Begriff der Verehrung drückt das goth. hauhjan eigenthümlich aus, von hauhs adj. (durch alle Dialekte nhd. hoch), alſo erhöhen, verherrlichen, preiſen, für δοξάζειν (Matth. 5, 16 u. a); hauhiþa für δόξα, Ehre (Joh. 7, 18).

Ein beſtimmterer Ausdruck für die Verehrung Gottes iſt προσκυνεῖν, das durchgehends durch inveilan wiedergegeben iſt (von vitan, ſehen, durch alle Dialekte nhd. wiſſen, Witz), Gott anſehen, um ihn zu verehren. Die eigentliche Bedeutung des griech. προσκυνεῖν iſt begrüßen, und zwar nach orientaliſcher Weiſe verbeugte man ſich oder fiel zur Erde nieder. Ulfila überträgt dieſe Bedeutung auf inveilan; dann wird auch ἀσπάζεσθαι (Marc. 9, 15) dadurch überſetzt. In welcher Stellung ſich die Gothen bei der Gottesverehrung befanden, läßt ſich vielleicht daraus ſchließen, daß Ulfila inveilan überall mit dem Acc. ſtatt des Dat. bei προσκυνεῖν conſtruirt, alſo der eigentlichen Wurzelbedeutung des Wortes Rechnung trägt: Gott anſehen, mit gen Himmel gerichtetem Haupt, alſo aufrecht ſtehend ihn verehren; dem widerſpricht nicht die wörtliche Ueberſetzung von 1 Cor. 14, 25. Tacitus (Germ. 10) ſagt vom Gemeinde- und Hauspriester: precatus deos coelumque suspiciens etc. Daß bei der chriſtlichen Gottesverehrung das Haupt unbedeckt war, iſt wohl anzunehmen, da dies auch heidniſche Sitte war, und nur die Prieſter eine Art Vorrecht beſaßen, bedeckt zu ſein.

Bei dem eigentlichen Akte des Gebetes goth. bida und bidjan (durch alle Dialekte ahd. pëta, davon pëlon und pittan, mhd. beten mit der Praep. an, nhd. bitten und beten), fand, wie in der Bedeutung des Wortes liegt, Verbeugung, Niederknieen ſtatt; bida und bidjan liegt urſprünglich der ſinnliche Begriff von jacere, prosterni zu Grunde[1]). Daraus erklärt ſich, daß Ulfila für κλινίδιον (Luc. 5, 19, 24) badi, nhd. Bett, gebraucht; altn. badu, aglſ. beado = caedes, strages, Niederlage. bida und bidjan wird in folgender Weiſe verwandt: bida für αἴτημα (Phil. 4, 6), παράκλησις (2 Cor. 8, 17), δέησις (z. B. Luc. 1, 13), προσευχή (z. B. Marc. 9, 29), ἔντευξις (1 Tim. 4, 5). bidjan (bidan Röm. 9, 3 u. a.) für die entſprechenden Verba αἰτεῖν παρακαλεῖν und ἐπικαλεῖσθαι,

1) Grimm, deutſche Grammatik II, 25. Deutſche Mythologie p. 27.

Digitized by Google

δεῖσθαι, ἐρωτᾶν und ἐπερωτᾶν, εὔχεσθαι und προσεύχεσθαι, ἐντυγχάνειν [1]).

Das goth. þlaihan, ga-þlaihan, ahd. flehon (flehjan), nhd. flehen, drückt das inſtändige, eindringliche Bitten aus, daher auch ermahnen und tröſten, παρακαλεῖν und παραμυθεῖσθαι (1 Theſſ. 2, 11), sve alla barna seina bidjandans izvis jah gaþlaihandans etc. Merkwürdigerweiſe drückt auch Ulfila das griech. ἐναγκαλίζεσθαι (Marc. 10. 16), die Umarmung der Kinder durch Jeſum, dadurch aus.

Das goth. aihtron, deſſen ſich Ulfila für προσεύχεσθαι (Eph. 6, 18) und für αἰτεῖσθαι (Col. 1, 9) bedient, als Subst. aihtrons für προσευχή und δέησις (1 Tim. 2, 1. Phil. 4, 6), ſtammt von aihts, Habe (1 Cor. 13, 3) und aigan (nhd. eignen) bei Ulfila für ἔχειν, haben, beſitzen. Dieſer Abſtammung nach gewinnt ailitron die Bedeutung eines Gebets, das von Gott etwas haben will, daher es auch für προσαιτεῖν, betteln, gebraucht wird (Marc. 10, 46 u. a.). Wenn Ulfila dieſes Wort in den vorhandenen Stellen immer nur von der Fürbitte gebraucht, ſo daß wir für unſre Brüder bei Gott betteln ſollen, ſo liegt darin eine feine Unterſcheidung.

Für ἔντευξις, Fürbitte, (1 Tim. 2, 1) ſteht ſonſt goth. liteins, das dem griech. λιτή entſpricht.

Der Dank gegen Gott: εὐχαριστία, iſt nur einmal durch das gräciſirte aivxaristia überſetzt (2 Cor. 9, 11); ſonſt ſteht dafür avi-liud, das auch χάρις wiedergiebt, wo daſſelbe im Sinne von Dank gegen Gott ſteht, wie z. B. in der bei dem Apoſtel Paulus an emphatiſchen Stellen wiederkehrenden Formel: χάρις δὲ τῷ θεῷ (1 Cor. 15, 57. 2 Cor. 2, 14; 8, 16; 9, 15). Es ſteht für χάρις, wo daſſelbe mit εὐχαριστεῖν gleichbedeutend iſt, während für χάρις im Sinne von gratia, Gnade, die Gott dem Menſchen erweiſt, goth. ansts (von ans) ſteht.

Das Verb. aviliudon ſteht für εὐχαριστεῖν, auch für δοξάζειν, preiſen (Luc. 18, 43), χάριν ἔχειν (1 Tim. 1, 12; 2 Tim. 1, 3).

Die Herleitung des Wortes aviliud von latan, erlaſſen, alſo Erlaß, die Schmeller in ſeinem Gloſſar zum Heliand an-

1) Gloſſar von Gabelentz ꝛc. p. 27.

Digitized by Google

deutet und das altſ. alat, olat, heranzieht, paßt nicht. Viel näher liegt, bei aviliuþ, wie an einer Stelle (1 Cor. 15, 57) ſich geſchrieben findet, wo der Apoſtel nach dem Siege über Sünde und Tod triumphirend abſchließt, an avi und liuþ, Lied, zu denken; avi ſteht für griech. εὖ, aiv-liuþ aviliuþ (wie in aiv-xaristia aiv-laugia für εὐλογία, aivaggeli für εὐαγγέλιον), liuþ, Lied, davon liuþon für ψάλλειν, ſingen, ſpielen (Röm. 15, 9), liuþareis, der Sänger, ὁ ᾄδων (Esr. 2, 41; Neh. 7, 1). Wie die Gothen ihre alten Heldenlieder zum Lobe und Dank gegen die Götter ſangen, ſo ſollten ſie auch Gott durch Lieder als Ausdruck des Dankes preiſen.

An einer Stelle (Lc. 17, 9) hat Ulfila χάρις durch þagks oder þanks, nhd. Dank überſetzt von dem verb. þagkan, denken, überlegen.

Der Dank gegen Gott wurde in Liedern laut ausgeſprochen; die allgemeinſte Bezeichnung war:

saggvs, plur. saggveis von siggvan (in allen Dialekten nhd. ſingen) für ᾠδή (Eph. 5, 19; Col. 3, 16) und einmal für συμφωνία (Lc. 15, 25). Specieller:

hazeins von hazzan für αἰνεῖν und ἐπαινεῖν ſteht für ὕμνος (Eph. 5, 19; Col. 3, 16).

psalmo, einmal psalma (Lc. 20, 42) hat Ulfila für ψάλμος durchgängig beibehalten, obgleich ſich ihm dafür goth. liuþ darbot, wie aus liuþon Röm. 15, 9 für ψάλλειν erhellt; er wollte wohl dieſes Wort, das für die alten heidniſchen Heldenlieder galt, nicht für die religiöſen Lieder des alten Bundes verwenden.

naiteins, der Name für die den germaniſchen Stämmen eigenen Spott- und Schmäh́lieder, wurde bezeichnend für βλασφημία, Läſterung, verwandt (z. B. Mc. 2, 7).

K. Das Reich Gottes, Freie und Knechte.

Das goth. midjungards (S. 285) weiſt auf die Vorſtellung von Utgards hin, wo Utgardaloki herrſcht und von Asgard, der Wohnung der Götter.

Digitized by Google

An die Stelle von Asgard setzt Ulfila þiudangards (þiudans, altn. þiodann, agſ. þeoden, altſ. thiodan für *βασιλεύς*, König und gards, Haus, Hof), eigentlich des Königs Haus oder Hof. So braucht es Ulfila für das n. t. *βασιλεῖον*, Schloß (Lc. 7, 25), dann übertragen für *βασιλεία τῶν οὐρανῶν, τοῦ θεοῦ* oder *τοῦ χριστοῦ*, das Himmelreich oder Reich Gottes, Reich Chriſti [1]).

þiudinassus ſteht in gleicher Weiſe für *βασιλεία*, Reich. Die Vorſtellung des Königthums, das bei den Gothen vorhanden war, wird auf Gott und den Herrn Chriſtum übertragen. Wenn in dem goth. þiudans die Beziehung auf þiuda, Volk, unverkennbar iſt, der König alſo der Volksherrſcher iſt (þiudanon für *βασιλεύειν*), ſo iſt mit jener Uebertragung der Vorſtellung irdiſcher Herrſchaft auf Gott und den Herrn Chriſtus, dieſer als der wahre Volksherrſcher dargeſtellt, der auf Erden ſein Reich begründet hat, das alle Völker umfaſſen ſoll. Das goth. þiuda, altn. þiod, aglſ. þëod, altſ. thiod und thioda, alle weibl. alth. diota [2]) ſteht für *ἔθνος*, und zwar bezeichnet þiuda den edelſten Begriff von Volk; die Gothen nannten ſich ſelbſt: gut-þiuda [3]). Wenn þiuda, Volk, unverkennbar verwandt iſt mit goth. þivan, dienen, þius, Diener, für *οἰκέτης* (Neh. 5, 16; Lc. 16, 15), þiumagus für *παῖς*, das zu Gottes Dienſt auserwählte Volk Iſrael, der Knecht Gottes (Luc. 1, 54 vergl. V. 69 der Knecht David), das Volk alſo das dem Könige dienende iſt, ſo iſt mit jener Uebertragung das Verhältniß, worin die Unterthanen des Reiches Gottes zu ihrem Könige und Herrn ſtehen ſollen, ganz concret bezeichnet. Das Volk Gottes ſoll dem Herrn dienen, als ein treues und gerechtes.

In demſelben Verhältniß, worin þiudans und þiuda ſtehen, muß auch das goth. drauhts und drauhteins geſtanden haben; drauhts von driugan (durch alle Stämme), das für *στρατεύειν* ſteht (1 Tim. 1, 18), Kriegsdienſte thun, heißt alſo Soldaten, Kriegsvolk, nhd. Troß; ga-drauhts für *στρατιώτης*; drauhtinon für *στρατεύεσθαι*, Kriegsdienſte thun; drauhtinassus für *στρατεία*, Kriegsdienſt. Die gothiſche Form drauhtins fehlt, dagegen iſt altn. drottinn

1) Gloſſar von Gabelentz ꝛc. p. 36.

2) Grimm deutſche Gramm. III, 472. 602.

3) Calend. goth. cf. Grimm deutſche Gramm. III. p. 474.

Digitized by Google

(drottning), agls. dryhten, ahd. truhtin, mhd. trehtin, ganz gewöhnlich zur Uebertragung von κύριος oder dominus [1]). Ulfila überträgt dieſe Ausdrücke vom Kriegsdienſt auf den geiſtlichen Kampf des Chriſten in dieſer Welt (1 Cor. 9, 7; 2 Cor. 10, 3 sqq.; 1 Tim. 1, 18; 2 Tim. 2, 4).

Zu dem engeren Gefolge des Königs gehörten die gasindii, ſeine Getreuen, für die in den Volksrechten je nach ihrer Stellung ein höheres oder geringeres Wehrgeld ausgeſetzt war. Dieſe fanden ſich bei den Gothen wohl ebenſo wie bei anderen Stämmen. Ulfila überträgt das Verhältniß; das n. t. συνέκδημος iſt gasinþa und ga-sinþja, Gefährte (2 Cor. 8, 19 u. a.); auch für συνοδία, Genoſſenſchaft (Lc. 2, 44) iſt es verwendet.

Der tief in das germaniſche Volksleben eingreifende weltliche Unterſchied der Stände, der Edlen und Freien, aus denen der Kern des Volkes beſtand, und der Knechte und Hörigen, ein Unterſchied, der dem Ulfila dazu gedient hatte, die Erlöſung durch Chriſtum als geiſtige Befreiung darzuſtellen, diente Ulfila auch als Anknüpfungspunkt für die ſittliche Unterſcheidung des Standes der Knechtſchaft in der Sünde und des der Freiheit, zu welcher der durch Chriſtum Erlöſete gelangt iſt. Die Befreiung oder Freilaſſung iſt goth. frijei subst. fem. für ἐλευθερία, von freis adj. für ἐλεύθερος, briggan freijana für ἐλευθεροῦν (Joh. 8, 32—34 u. a.). Ulfila hat den Unterſchied der chriſtlichen Freiheit und der Knechtſchaft des Geſetzes noch bezeichnender ausgedrückt: goth. frei-hals für ἐλευθερία und skalkinassus subst. masc. von skalks für δοῦλος, Knecht, δουλεία (2 Cor. 3, 17; Gal. 5, 1), das Joch des Geſetzes, das auf dem Halſe laſtete, iſt weggeſchafft. Ulfila überſetzt Lc. 19, 22 πονηρὲ δοῦλε durch unselja skalk jah lata. Das Adj. lats heißt faul, träge; indem es ein ſtändiges Beiwort für Knechte war, wie dies aus dieſer Stelle erhellt, bildete ſich daraus der Name eines Standes, der laeti oder hörigen Leute [2]).

Der von den drückenden Laſten im Stande der Knechtſchaft Befreite tritt aus freiem Antrieb in den Dienſt ſeines himmliſchen Herrn und Königs. Es muß ſchon bei den Gothen wie

1). Grimm deutſche Mythol. p. 191. deutſche Rechtsalterth. p. 229.
2) Grimm deutſche Rechtsalterth. p. 309.

Digitized by Google

bei den Franken in früheſter Zeit ein königliches Gefolge (trustis dominica, antrustiones), exiſtirt haben, das zu dem Könige in einem engeren Verhältniſſe der Treue ſtand. Dieſe Getreuen legten den Eid der Fidelität in die Hände des Königs ſelbſt ab und waren beſtändig in ſeiner Umgebung. Ihrer ehrenvollen Stellung verdankten ſie, daß ein dreifaches Wehrgeld für ſie bezahlt werden mußte [1]). Ulfila überſetzt das griech. διαθήκη (Eph. 2, 12) mit trausti neutr. (von trauan, ga-trauan), Bündniß. Die Heiden, die früher ferne von Chriſtus waren, wie der Apoſtel ſagt, die „ξένοι τῶν διαθηκῶν τῆς ἐπαγγελίας" waren gothiſch: jah gasteis gahaite trausteis, wörtlich: Fremdlinge, Gäſte der Verheißungen des Bündniſſes ꝛc. Iſrael ſtand alſo zu Jehovah in dem Verhältniſſe, wie die Antruſtiones zu ihrem Könige, ein Verhältniß, in das die Heiden in Folge der Erlöſung durch Chriſtum ebenfalls eintreten ſollen, und zwar ohne Unterſchied des Standes. An anderen Stellen iſt διαθήκη auch durch goth. triggva neutr. überſetzt von triggvs für πιστός, treu.

Die Hausgemeinde, ἡ κατ' οἶκον ἐκκλησία (Col. 4, 16. Plur. 1 Cor. 16, 19) überſetzt Ulfila: in-gardis, wie die goth. gardingi, eine kleine Schaar von Getreuen, die um den König waren.

Die Heilsgüter, welche der im Dienſte ſeines himmliſchen Königs ſtehende Getreue in Folge des Bundes der Verheißung, alſo aus Gnaden, empfängt, werden von Ulfila unter dem allgemeinen Wort þiuþ subst. neutr. für ἀγαθόν, Gut, zuſammengefaßt: Lc. 1, 53 „er erfüllet die Hungrigen mit Heilsgütern und läſſet die Reichen leer" Röm. 10, 15 wie lieblich die Füße der Boten des Friedens und der Heilsgüter, þize spillondane þiuþ (τῶν εὐαγγελιζομένων τὰ ἀγαθά) Röm. 14, 16, das in Chriſto erworbene Heilsgut, unſar þiuþ; 2 Cor. 5, 10 die Güter (das Gut), das ein jeder vor dem Richterſtuhle Gottes empfangen wird; Eph. 1, 8 taujiþ þiuþis. þata ganimiþ at fraujin jaþþe skalks jaþþe freis. Alſo auch bei der Austheilung der Heilsgüter wird der Knecht von ſeinem König und Herrn empfangen, wie der Freie.

Wenn die Ausſprache des goth. þ in anderen Sprachſtämmen in f überging [2]), z. B. goth. þlaihan, ahd. flehjan, altſ. giflehan,

1) Grimm, deutſche Rechtsalterth. p. 275 sqq.

2) Wackernagel, F. H. Th., in Haupts Zeitſchr. II, 557.

Digitized by Google

nhd. flehen; þliuhan, altn. flya, altſ. fliohan, aglſ. fleon, ahd. fliuhan, altſ. flia, engl. fly, flie, ſchw. fly, dän. flye, holl. vlien, nhd. fliehen; þvast, feſt, þvastjan, feſtigen u. a., ſo entſpricht dem goth. þiuþ das fränk. feodum, feovum, feus d. i. feudum, Lehnsgut oder Dienſtgut, wie þiuþ mit þius für οἰκέτης (Lc. 16, 13 u. a.) von þivan, dienen, offenbar zuſammenhängt; longob. fader-fium, die Mitgift, das aus dem elterlichen Hauſe mitgebrachte Heirathsgut der Frau [1]), methium oder mephium, das vom Bräutigam oder deſſen Eltern der Braut bei Eingehung der Ehe ertheilte Gut, dos [2]), aglſ. fädering*feoh* [3]).

Ulfila übertrug alſo auch hier die Vorſtellung von dem weltlichen Lehnsgut, þiuþ, das die im Dienſte des Königs Stehenden erhielten, auf die Heilsgüter, die der Gläubige in der Nachfolge Chriſti erlangt. Vielleicht, daß bei den Gothen die Sonnenlehen exiſtirten, deren Beſitz durch eine ſymboliſche Empfangnahme von der Sonne angetreten wurde und die zu keinen Lehnsdienſten verpflichteten. Auf das hohe Alter derſelben läßt eine Angabe des Tacitus ſchließen [4]). Die Beziehung der chriſtlichen Heilsgüter auf dieſe wäre noch treffender geweſen.

Das goth. Verb. þiuþjan verwendet Ulfila für εὐλογεῖν, ſegnen, þiuþeins für εὐλογία, wodurch Jemand Gutes zugewandt wird (Mc. 10, 16); treffend in den Stellen, wo das Volk den Herrn Chriſtus als König und Herrn begrüßt Mc. 11, 9 sq. þiuþido so qimandei þiudangardi in namin etc., Lc. 19, 38 þiuþida sa qimanda þiudans in namin fraujins Joh. 12, 13 ꝛc. Das Verbum ga-veihan für εὐλογεῖν 1 Cor. 10, 16 drückt mehr den Begriff des Weihens aus.

þiuþ-spillon (von spill = dictum, Sage, spillon, erzählen), für εὐαγγελίζειν, Gutes verkündigen, z. B. Lc. 8, 1 þiuþspillonds þiudangardja guþs.

Den Gegenſatz zu þiuþ bildet un-þiuþ für κακόν, davon un-þiuþjan für καταρᾶσθαι, fluchen (Röm. 12, 14).

---

1) Lex. Roth. 182. 201.
2) l. c. 167. 178. 179. 182. 190. 191. 216. 3) lex. Aethelb. 80.
4) Tac. Annal. XIII, 55. cf. Grimm deutſche Rechtsalterth. p. 278 sqq.

Digitized by Google

L. Die heiligen Orte.

Ulfila überſetzt die Bezeichnung für den jüdiſchen Tempel, ναός, die auch geiſtig im N. T. angewandt wird, ebenſo wie ἱερόν, durch alhs fem., das ſich im altſ. alah und aglſ. alh, ahd. alah ganz in derſelben Weiſe wiederfindet. Alhs mußte den Gothen ein altheiliges Wort ſein, weil es die Anomalie ähnlicher Ausdrücke theilt und Gen. alhs, Dat. alh ſtatt alhais, alhai bildet. Zur Erklärung dieſes Wortes weiſt Grimm auf Tacitus hin [1]), wo die Stätte der Gottheit bei den Naharvalen, ein heiliger Hain, den Namen alcis oder alx, gen. alcis, führt. Vier oder fünf Jahrhunderte nach Ulfila muß den hochdeutſchen Stämmen das Wort alah heidniſch geklungen haben, da es zurücktritt; aber es iſt in vielen Eigen- und Ortsnamen geſichert [2]). Ulfila ſcheut ſich nicht, dies Wort, das eigentlich einen heiligen Wald bezeichnet, für ναός auch im figürlichen Sinne (2 Cor. 6, 16; Eph. 2, 21) anzuwenden.

Nur einmal findet ſich für ἱερόν, goth. gudhus (Joh. 18, 20). Für οἶκος προσευχῆς, goth. gards bido oder razn bido (Mc. 11, 17 u. a.).

Dem goth. Adject. veihs für ἅγιος, das Ulfila gewiß für τὸ ἅγιον und τὰ ἅγια im Hebr. ſetzte, entſpricht ahd. wih, altſ. wih für templum, das ahd. auch für nemus, Wald, ſteht und wieder auf den Zuſammenhang von Wald und Tempel hindeutet.

Bei Ulfila findet ſich kein Wort, das auf das Vorhandenſein von Tempelgebäuden bei den Gothen ſchließen ließe. Daher die Bezeichnung des chriſtlichen Gotteshauſes, der Stätte göttlicher Verehrung, aus dem Griechiſchen herübergenommen iſt. Schon Walafrid Strabo im 9. Jahrh. behauptet, daß die Deutſchen das Wort Kirche durch Vermittelung der Gothen erhalten hätten [3]). Neuerdings hat R. v. Raumer für die gothiſche Vermittelung bei der Herübernahme in die anderen deutſchen Sprachen darauf hingewieſen, daß dadurch eine Hauptſchwierigkeit bei der Herleitung des deutſchen kiricha aus dem griech. κυριακόν ſich löſe, nämlich die Umwandlung des Geſchlechts aus dem Neutr.

---

1) Germ. c. 43. 2) Grimm deutſche Mythol. p. 57.
3) de rebus eccles. c. 7.

Digitized by Google

in das Fem. Es läßt ſich dafür kein rechter Grund angeben, denn κυριακόν iſt bei den Griechen der Jahrhunderte, von denen hier allein die Rede ſein kann, durchweg neutrum und erſt im 11ten Jahrh. findet ſich ganz vereinzelt das fem. ἡ κυριακή. Die Umwandlung des neutrum κυριακόν in das fem. kiricha würde ſich durch die Vermittlung des Gothiſchen ganz einfach erklären. Ulfila macht aus griech. Neutris ſchwache Feminina. Das griech. κυριακόν muß bei den Gothen gelautet haben kyriakô gen. kyriakôns; das entſpricht aber der grammatiſchen Form nach ganz dem ahd. kiricha gen. kirichûn [1]).

In dem gothiſchen Calendarium findet ſich für das Gebäude auch der Ausdruck: aikklesjo „aikklêsjons ſullaizos“, d. i. in voller Kirche, ganz wie im Griechiſchen ἐκκλησία auch für das Gebäude gebraucht wird, neben κυριακόν. Daraus, daß hier nicht kiriako ſteht, darf man nicht ſchließen, daß die Gothen das Wort nicht gehabt hätten, ſondern es folgt daraus, daß ſie wie die Griechen daneben auch aikklesjo gebrauchten.

Eine andere Ableitung für das Wort Kirche bietet das goth. kêlikn für griech. πύργος, Thurm (Mc. 12, 1; Lc. 14, 28) und ἀνώγαιον (Mc. 14, 15), ein in die Höhe geführtes Gebäude. Da den älteſten Kirchen, Baſiliken, der Thurm nicht fehlte, ſo nannte man ſie darnach: Thürme. Dem goth. kelikn entſpricht die alamanniſche Form chilicha für templum, basilica; aus chilicha ward einer anderen Mundart chiricha, eine Herleitung, welche der aus κυριακόν vorzuziehen iſt. Selbſt der lange Vokal der erſten Silbe wird bedeutend, kêlikn ſteht für keilikn [2]). Für ἐκκλησία im Sinne von Gemeinde ſteht durchgehends aikklesjo, nur einmal findet ſich ga-mainþs (Neh. 5, 13) (von mains durch alle Dialekte nhd. gemein, mein); ga-mains für κοινός, gemeinſchaftlich, auch im Sinne von unheilig, gemein, (z. B. Mc. 7, 2 u. a.) und ga-mainei für κοινωνία, Gemeinſchaft, ſind verwandte Begriffe. Dieſes ga-mains hängt mit ga-man (von man, Menſch), Mitmenſch, auf's Engſte zuſammen.

1) Haupts Zeitſchr. VI, 411. 2) Gloſſar von Schulze Einl. p. XI.

Digitized by Google

M. Prieſterthum und kirchliche Aemter.

Das griech. ἱερεύς, Prieſter, in a. t. Sinne iſt goth. gudja, abgeleitet von guþ, Gott, alſo: der Gott dienende Mann, eine Bedeutung, die auch auf alle Gläubigen im n. t. Sinne angewandt werden kann: ἀρχιερεύς iſt goth. ufar-gudja.

Für ἀρχιερεύς findet ſich auch auhumists gudja, gudjane auhumists, auhumists veiha, maists gudja und reikists gudja, auch bloß gudja; für das ἀρχι auhumists, der Höchſte, maists, der Größte, reikists, der Oberſte; veiha von veihs, heilig, drückt den Charakter der Weihe, die Würde beſtimmter aus.

Von gudja iſt abgeleitet gudjinon für ἱερατεύειν, das Prieſteramt verrichten (Lc. 1, 8) und gudjinassus für ἱερατεία (Lc. 1, 9) und λειτουργία (2 Cor. 9, 12).

Daß dieſe Ausdrücke heidniſch waren, ergiebt ſich aus dem altn. godi für Prieſter, hofgodi [1]), der zugleich dem Gericht, dem Gottesdienſt und Tempel vorſtand. In den übrigen Dialekten verſchwinden dieſe heidniſchen Ausdrücke und nur in dem ahd. cotinc, das alte Gloſſen für tribunus ſetzen, hat ſich eine Spur erhalten.

Das n. t. πρεσβύτερος und zwar für die Mitglieder des jüdiſchen Collegiums iſt goth. sinista Superl. von sins, alt; häufig in der Verbindung gudja jah sinista (z. B. Mtth. 27, 1. 3 u. a.). Daß auch dieß eine heidniſche Bezeichnung für die proceres [2]) oder seniores populi war, erhellt aus dem bei Ammianus erhaltenen Namen Sinist für den Oberprieſter der Burgunder [3]).

Ulfila ließ die alten heidniſchen Namen für die jüdiſchen Prieſter und Aelteſten unbedenklich ſtehen, da ja die Funktionen derſelben denen der heidniſchen Prieſter in vieler Hinſicht entſprechend waren. Dieſe waren zugleich beim Gottesdienſt und Volksgericht thätig. Auf den Heerzügen gebührte ihnen allein, nicht den Feldherren, die Zucht, da der ganze Krieg gleichſam in Ge-

1) Grimm deutſche Mythologie p. 78. Deutſche Rechtsalterth. p. 751.

2) Tac. Germ. c. 10. apud proceres, apud sacerdotes.

3) Ammian. 28, 5 nam sacerdos omnium maximus apud Burgundios vocatur sinistus et est perpetuus, obnoxius discriminibus nullis ut reges.

Digitized by Google

genwart der Gottheit geführt wurde [1]). Auch für ἄρχων (sc. τῆς συναγωγῆς), ἀρχί συνάγωγος (Lc. 8, 49), steht laura-maþleis (Neh. 5, 14; 7, 2), eigentlich Gerichtsvorsteher.

Für die christlichen Gemeindeämter wählt Ulfila gräcisirte Formen:

Das n. t. ἐπίσκοπος, goth. aipiskaupus (z. B. 1 Tim. 3, 2 u. a.), ἐπίσκοπη, das Aufsichtsamt, aipiscaupei (1 Tim. 3, 1); das goth. papa für Bischof findet sich nicht bei Ulfila, sondern in dem Calendarium gothicum und der neapolitanischen Urkunde; daraus ahd. pfaffo, mhd. Pfaffe, das sehr verbreitet ist und für clericus überhaupt steht; es stammt nicht aus dem Lateinischen her, wo papa für Bischof sich selten findet [2]).

πρεσβύτερος, goth. praizbytaireis Sing., z. B. 1 Tim. 4, 14, wo im griech. πρεσβυτέριον steht, das Collegium der Presbyter, statt dessen Ulfila πρεσβυτέρου gelesen hat. Plur. goth. praizbytairei (z. B. 1 Tim. 5, 19; Tit. 1, 5).

διάκονος, goth. diakaunus (1 Tim. 3, 8. 12), diakun in der neapolitanischen Urkunde. Ulfila hat aber auch für dieses Wort, das zugleich die Funktion des Amtes treffend bezeichnet, goth. and-bahts verwendet, z. B. 1 Tim. 4, 6 u. a., also ein Gehülfe und Diener der Gemeinde, den die Gemeinde im Rücken hat (S. 309). Ebenso hat Ulfila für den Begriff des allgemeinen Priesterthums der Gläubigen, λειτοῦργοι τοῦ θεοῦ, z. B. Röm. 13, 6 and-bahts gesetzt, da dies darin besteht, Gott zu dienen und dies zugleich im Dienste gegen den Nächsten zu thun. Daß Ulfila sich dieser Erweiterung des Begriffs wohl bewußt war, erhellt daraus, daß er den a. t. Priesterdienst, λειτουργία wie Lc. 1, 23 durch and-bahti übersetzt hat.

Das n. t. προφήτης und προφῆτις (Lc. 2, 36) hat Ulfila auch durch das griech. praufetus und praufeteis wiedergegeben und davon abgeleitet praufetjan für προφητεύειν, praufetja für προφητεία, sowie die composita: liugha-praufetus, galiuga-praufetus für ψευδοπροφήτης gebildet. Offenbar scheut sich Ulfila ein gothisches Wort, etwa veitaga, veitago dafür zu setzen, wegen des Mißbrauchs, den das Heidenthum mit der Weissagung trieb, die zur verderblichsten Zauberei ausgeartet war. Merk-

1) cf. Tac. Germ. c. 7.

2) Haupts Zeitschrift VI. p. 408.

Digitized by Google

würdigerweise tauchen in anderen Dialekten agls. ahd. die alten heidnischen Ausdrücke vilega, wizago wieder auf [1]). Für νομικός bildet Ulfila die Form viloda-fasteis (von fastan), ein Bewahrer des Gesetzes (z. B. Lc. 7, 30).

Nur an einer Stelle Matth. 11, 13 hat Ulfila προφητεύειν übersetzt durch eine neue Wortbildung, nämlich durch faura-qiþan von qiþan, sagen, sprechen, also vorhersagen.

M. Heilige Zeiten und heilige Handlungen.

Nur die allgemeine Bezeichnung für das n. t. ἑορτή, goth. dulþs (ahd. tuld), ist beibehalten, davon dulþjan für ἑορτάζειν (1 Cor. 5, 8); sonst sind für die einzelnen Feste nur gräcisirte Formen oder wörtliche Uebersetzung des griechischen im gothischen wie in allen anderen Dialekten mit Ausnahme des angelsächsischen vorhanden:

πάσχα, goth. paska fem. indecl., nicht etwa das dem agls. eastre entsprechende goth. austro, obwohl Ulfila dieser Ausdruck bekannt sein mußte [2]).

πεντηκοστή, goth. paintekuste (1 Cor. 16, 8).

σκηνοπηγία, goth. hleþra-stakeins von stikan, stecken, also wörtliche Uebersetzung des griechischen: das Zeltaufstecken, Lauberhüttenfest (Joh. 7, 2).

σάββατον, goth. sabbatus und sabbato; auch sabbato dags. Der Tag nach dem Sabbath, der erste Tag der Woche nach Mc. 16, 2 afar-sabbatus; oder vielleicht ist für afar sabbate, afarsabbate zu lesen, wie in alten Zeiten der Dienstag in Deutschland Aftermontag hieß [3]).

Die Aufnahme unter die Christen erfolgte durch die Taufe. Ulfila übersetzt das n. t. βαπτίζειν mit daupjan, von diups, für βάθυς, diupan, ahd. tiuf, taufjan, nhd. tief, taufen. Die eigentliche Bedeutung ist eintauchen, wie denn auch das griech. ἐμβάπτειν (τὸ ψωμίον, Joh. 13, 26) durch uf-daupjan übersetzt

1) Grimm deutsche Mythologie p. 84, ebenso êwart, êowart p. 79.
2) l. c. p. 268. 3) Deutsche Rechtsalterth. p. 820.

Digitized by Google

wird, das zugleich für βαπτίζειν im Sinne von Tauchen (Lc. 3, 21 u. a.) steht. βάπτισμα ist daupeins fem.

Das heilige Mahl, das der Herr Jesus vor seinem letzten Leiden mit seinen Jüngern feierte und als Gedächtnißmahl einsetzte, δεῖπνον (1 Cor. 11, 25) übersetzt Ulfila durch nahta-mats von nahts fem., Nacht und mats durch alle Dialekte nhd. Mast, also Nachtmahl, Abendmahl.

hlaifs, altn. hleifr und leifr, ahd. hlaib, nhd. Leib masc. für ἄρτος, Brod, Speise (1 Cor. 11, 23 sqq.), stikls masc. für ποτήριον, Becher, Kelch (1 Cor. 11, 25), vein, nhd. Wein für οἶνος (mit Digamma gesprochen).

leik neutr., ahd. lih, nhd. Leiche für σῶμα, Leib (1 Cor. 11, 24 sq.), dasselbe Wort, das auch für σάρξ steht: Fleisch (z. B. Joh. 6, 51 sq. jah þan sa hlaifs. þanei ik giba. leik mein ist. etc.) bloþ neutr. für αἷμα, Blut (1 Cor. 11, 25 sq. sa stikls so niujo triggva ist in meinamma bloþa, d. h. der neue Bund (vergl. S. 293), ist in dem Blute Christi geschlossen. Die Germanen kannten Bündnisse, die in dem Blut abgeschlossen wurden, indem nämlich das Blut gemischt und Brüderschaft getrunken wurde. Daran konnte Ulfila anknüpfen, um die Bedeutung des vom Herrn eingesetzten Mahles darzulegen, daß nämlich dadurch der in dem Blute des Herrn mit ihm geschlossene Bund immer wieder erneuert werde.

biuds masc, altn. biodr, altf. biod, alth. biut für τράπεζα, z. B. 1 Cor. 10, 21 biuds fraujins, der Tisch des Herrn, entsprechend dem stikls, also der Tisch, wo das heilige Mahl bereitet wurde (f. oben bidjan S. 310).

N. Die Namen: Christen, Heiden.

Der Name Christen kommt in den gothischen Sprachresten nicht vor, er müßte goth. xristjaneis lauten. R. v. Raumer vermuthet, daß der Name vielleicht in der wiener Hdschr. in der vielbesprochenen Zeile stehe, welche über den gothischen

Digitized by Google

Alphabeten steht — das dritte Wort — das vorhergehende þô könnte Abkürzung von þiudô Gen. Plur. von þiuda sein [1]).

Die Heiden, τὰ ἔθνη, goth. þiudos Plur. von þiuda, agls. þeod, alts. þiod, ahd. diot, Volk; für das goth. Volk steht im Calend. Gut-þiuda, also heißt þiudos die Völker. þiudos steht auch für ἐθνικοί (Matth. 5, 46) und Ἕλληνες; þiudisko adv. für ἐθνικῶς, heidnisch (Gal. 2, 14). Für Ἑλληνίς (Mc. 7, 26) goth. haiþno fem. von haiþi (durch alle Dialekte nhd. Haide) für ἀγρός, Feld, haiþivisk, ἄγριος, wild (Mc. 1, 6).

Für Ἕλλην findet sich (Röm. 10, 12 u. a.) das latinisirte kreks Plur. krekos.

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um das Verfahren Ulfila's bei der Bildung des zur Uebersetzung der heiligen Schrift erforderlichen Sprachschatzes deutlich zu machen.

Wir würden das Verdienst des Ulfila bei der Uebersetzung, welche den Gothen eine Fülle bisher unbekannter Thatsachen und Wahrheiten anschaulich und begreiflich zu machen suchte, noch mehr zu schätzen im Stande sein, wenn wir mit dem religiösen Leben, dem Recht, den Sitten und Gebräuchen der Gothen näher bekannt wären. Manche Ausdrücke bei Ulfila scheinen sich eben wegen dieser Unbekanntschaft der Erklärung zu entziehen, z. B. für den brennenden Busch, βάτος (Mc. 12, 26; Lc. 20, 37) steht goth. aihva-tundi von aihvs, Pferd und tundi i. e. fomes, ahd. zuntara, nhd. Zunder, von dem goth. Verbum tindan, brennen. Also aihva-tundi = equi incensio, combustio. Da dasselbe Wort für βάτος Lc. 6, 44 steht, wo es den bloßen Strauch bedeutet, so vermuthet Grimm [2]), daß dieser Strauch bei den Gothen ganz allgemein eine heilige Bestimmung zum Opfer und zwar zu dem den Germanen eigenen Pferdeopfer gehabt habe; es war also ein heiliger Strauch des Heidenthums, durch den Ulfila seinen Gothen eine Vorstellung von dem brennenden Busch zu geben versuchte. Nach dem Sinne von Lc. 6, 44 muß es ein Dornstrauch gewesen sein; sonst steht für ἀκάνθη goth. þaurnus.

Für τρυγών (Lc. 2, 24) steht hraiva-dubo d. h. Leichentaube, ein Sinn, der in dem griechischen Worte nicht liegt. Vermuth-

1) Haupt Zeitschr. VI, 407.

2) Ueber das Verbrennen der Leichen p. 28 sq.

Digitized by Google

lich galt die Turteltaube mit ihrem Weheruf den Gothen als Leichenvogel, deren das Alterthum mehrere kannte [1]) u. s. w.

Wenn die evangelische Geschichte nach dem N. T. in einem fremden, den Gothen unbekannten Lande sich ereignet hat, so wußte Ulfila ihr dadurch einen heimathlichen Charakter zu verleihen, daß er, wenn er auch die fremden Namen stehen ließ, doch für Stadt und Land die alten wohlbekannten Worte wählte, z. B.:

gavi neutr., nhd. Gau, für χώρα, z. B. Mtth. 8, 28; Lc. 8, 26 in gavi gaddarene;

baurgs fem., nhd. Burg, für πόλις Lc. 8, 27 us baurg;

gauja masc. für περίχωρος Lc. 3, 3 allans gaujans iaurdanaus, alle Gaubewohner am Jordan, Lc. 8, 37 allai gaujans þize gaddarene;

baurgja masc. für πολίτης, z. B. Lc. 15, 15 baurgjane jainis gaujis, Burgbewohner jenes Gau's.

bi-sitan, umwohnen, part. praes. als Subst. bi-sitands für περίχωρος, z. B. Mc. 1, 28 and allans bisitands galeilaias, zu allen Beisassen Galiläa's; Lc. 4, 14 and all gavi bisitande u. a.

haims fem. für κώμη, Flecken Mc. 6, 56 in haimos aiþþau baurgs aiþþau in veihsa; auch für ἀγρός Mc. 5, 14 in baurg jah in haimom; für κωμόπολεις Mc. 1, 38 haimos jah baurgs.

þaurp neutr., nhd. Dorf für ἀγρός Neh. 5, 16.

marka fem., nhd. Marke für ὅριον, Grenze, z. B. Mc. 7, 31 af markom Tyre jah Seidone u. a.

peika-bagms masc., Pechbaum für φοίνιξ, Palmbaum (Joh. 12, 13). Dem peik, das urverwandt mit lat. pix und griech. πίσσα ist, entspricht in anderen Dialekten, altf. pik, aglf. pic, ahd. pih, nhd. Pech. Ulfila hat also die Kiefer oder Fichte an die Stelle der Palme gesetzt [2]).

baina-bagms eigentlich Beinbaum d. i. Hornkirsche oder Hartriegel für συκάμινος, Maulbeerbaum (Lc. 17, 6).

Ueber die originelle Weise, in der Ulfila manche unbekannte Worte übersetzt und einbürgert, ließe sich viel sagen. Z. B. das n. t. ἔκστασις ist goth. us-filmei fem. von filma, Haut, also ein Zustand erhöhter Haut (Gänsehaut). Der Aussatz, λέπρα,

---

1) Grimm deutsche Mythologie p. 1087.

2) Glossar von Gabelentz ꝛc. p. 146. cf. Grimm deutsche Grammatik I, 55., wo das lat. picea und griech. πεύκη mit peika-bagms verglichen wird.

Digitized by Google

ist goth. þruts-fill von fill, Fell und þriutan, beschweren. Der Gichtbrüchige, παραλυτικός, ist goth. us-liþa von liþus, Glied. Doch diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß die Uebersetzung überall deutliches Verständniß erstrebte.

Der Werth der Uebersetzung für die Geschichte der deutschen Sprache ist neuerdings von Grimm in vollem Maaß gewürdigt worden. „Hätte nicht Ulfila in sich den Trieb empfunden, die heiligen Worte des neuen Glaubens gothisch auszudrükken, so wäre es um die Grundlage der Geschichte unsrer Sprache geschehen gewesen" u. s. w. [1]).

Der Einfluß, den die Uebersetzung ausgeübt hat, muß sehr bedeutend und nachhaltig gewesen sein, da sie bei allen Stämmen gothischer Zunge Eingang gefunden hat. Dieser Einfluß hat sich auch auf andere Stämme erstreckt, die mit jenen in nähere Berührung getreten sind. Die Einbürgerung der von Ulfila festgestellten christlichen Ausdrücke in andere Sprachstämme, auch in den althochdeutschen, hat in weit ausgedehnterem Maße stattgefunden, als dies bisher von Manchen anerkannt und zugestanden worden ist [2]). Wissen wir doch, daß im 9. Jahrh. die gothische Uebersetzung in Deutschland wohlbekannt war (S. 253). W. Grimm hat nachzuweisen vermocht, daß sich damals wahrscheinlich zwei Handschriften derselben vorfanden [3]). Wir werden später darauf zurückkommen.

Der bedeutende und nachhaltige Einfluß, den die Uebersetzung ausgeübt hat, beruht darauf, daß sie bei aller Treue doch durch und durch volksthümlich, echt germanisch ist. Bei tieferem Eindringen weht aus ihr ein deutscher Geist heraus, sodaß man oft ganz unwillkürlich schon die lutherische Uebersetzung, das zweite große Meisterwerk unter allen Uebersetzungsarbeiten, wie aus der Hülle sich entwickeln sieht. Wer Luthers Uebersetzung als eine echte Frucht des deutschen Geistes in vollstem Maße würdigen will, der muß zuvor an die Uebersetzung des gothischen Apostels gehen, dann wird er sehen, wie der deutsche Reformator, ohne dieses

---

1) Siehe Grimm, Gesch. der deutschen Sprache p. 435 sq.

2) R. v. Raumer Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache p. 278. Haupts Zeitschrift VI, 401 sqq.

3) Zur Literatur der Runen. In den Wiener Jahrbb. der Literatur Band 43 p. 18 sq.

Digitized by Google

Werk zu kennen, dieſelben alten Wurzelwörter wie durch Inſpiration geleitet, mit bewundernswerther Sicherheit richtig gegriffen hat. Oft ſcheint die lutheriſche Ueberſetzung ſich versweiſe an die gothiſche anzuſchließen: z. B. Joh. 12, 36 þande liuhaþ habaiþ. galaubeiþ du liuhada ei sunjus liuhadeis vairþaiþ. Dieweil ihr das Licht habet, glaubet an das Licht, auf daß ihr des Lichtes Kinder werdet, V. 40 gablindida ize augona etc., er verblendete ihre Augen ꝛc., man vergl. Eph. 6, 16 bis zum Schluß: ufar all andnimandans skildu galaubeinais etc., vor allem nehmet den Schild des Glaubens ꝛc. und viele andre Verſe.

Wenn ſich dieſe Uebereinſtimmung in den wichtigſten Wurzelwörtern, wie ſie vielfach ſtattfindet, daraus leicht erklären läßt, daß die gothiſche Sprache unter den germaniſchen Sprachſtämmen mit den deutſchen, und zwar mit dem althochdeutſchen, aus dem das mittel- und neuhochdeutſche hervorgegangen iſt, in nächſter Verwandtſchaft ſteht, ſo bleibt das doch bewundernswerth, daß ſchwierige oder ſeltene Worte des N. T. in der gothiſchen und neuhochdeutſchen Ueberſetzung oft gleich getroffen ſind, z. B. 2 Cor. 9, 8 das griech. αὐτάρκεια: allis ganauhan habandans, volle Genüge habend, ebenſo 1 Tim. 6, 8. Das griech. μεθοδείαι (Eph. 6, 11) viþra listins unhulþins, wider die liſtigen Anläufe des Teufels. Das griech. ἁπλότης καὶ εἰλικρίνεια (2 Cor. 1, 12) in ainfalþain jah hlutrein, in Einfältigkeit und Lauterkeit; ebenſo 2 Cor. 2, 17. Das griech. κενοφωνία 2 Tim. 2, 16 lausavaurdi, loſes Geſchwätz. Das griech. σκληροκαρδία (Mc. 10, 5) hardu-hairtei, Herzenshärtigkeit. Das griech. μακροθυμία (2 Cor. 6, 6) lagga-modi, Langmuth, und viele andre.

Die Frage, ob ſich in der Ueberſetzung des Ulfila Spuren des Arianismus finden, wird ſich erſt beantworten laſſen, wenn wir den Arianismus des Ulfila und der Gothen näher kennen gelernt haben.

Digitized by Google

V. Der Arianismus des Ulfila und der Gothen.

Das Chriſtenthum war durch Kriegsgefangene, beſonders Kleriker, welche die Gothen bei ihren Einfällen in die Provinzen des römiſchen Reichs: Galatien, Kappadocien u. a. mitgeſchleppt hatten, in Gothien ſeit der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. verbreitet worden. Die Barbaren waren durch den reinen Wandel und die Wunderthaten der chriſtlichen Männer beſtimmt worden, den Gott der Chriſten zu verehren und ihn dadurch ſich gnädig zu ſtimmen. Zunächſt mußte für ſie, die eine ſo reich entwickelte Göttergeſchichte beſaßen und darin lebten, das Leben und die Thaten Jeſu Chriſti beſonders wichtig ſein und die dogmatiſchen Vorſtellungen von Chriſto, dem Sohne Gottes, und ſeinem Verhältniß zum Vater konnten ſich erſt ſpäter weiter entwickeln. Die Anweſenheit des Theophilus, Biſchofs der Gothen, auf dem Concil zu Nicaea im Jahre 325 berechtigt noch nicht zu der Annahme, daß die chriſtlichen Gemeinden in Gothien, die ſich bis zur Zeit Conſtantin's gebildet hatten, ſich in dem über das Verhältniß Chriſti, des Sohnes Gottes, zum Vater ausgebrochenen Lehrſtreite damals ſchon entſchieden und offen für das ὁμοούσιον gegen den Arianismus bekannt hätten. Der Kaiſer Conſtantin, der ſeit dem Jahre 322 in enge Verbindung mit den Gothen getreten war, ſuchte ſie enger an ſich zu feſſeln. Die Unterwerfung der Gothen unter das Kreuz Chriſti, die Euſebius und Socrates dem Conſtantin rühmend zuſchreiben und unter der ſie die durch Conſtantin entweder ſelbſt oder durch ſeine Vermittelung damals begonnene kirchliche Organiſation Gothiens verſtehen, mußte dazu dienen, die mit den gefährlichen Gothen angeknüpfte Verbindung zu befeſtigen. Durch die Anweſenheit des Theophilus zu Nicaea, durch ſeine Unterſchrift der Akten wurde Gothien für eine Kirchenprovinz des römiſchen Reiches erklärt. Wenn aber die Kirchengeſchichtsſchreiber von dieſer Unterſchrift des Biſchofs das Bekenntniß der gothiſchen Gemeinden

Digitized by Google

zu dem ὁμοούσιον abhängig machen, so haben sie zu viel gesagt, indem sie das Bekenntniß des Bischofs auch als entscheidend für die Gemeinden betrachteten. Die Gothen hatten sich einfach zu dem Christengotte bekannt, dessen Wirkungen sie in dem Leben und den Thaten der christlichen Priester mit Verwunderung erkannt hatten; die tiefere Einsicht in das eigentliche Wesen der Streitfrage, die nach mehr als hundertjähriger Vorbereitung in der orientalisch griechischen Kirche im J. 325 zu Nicaea zur Entscheidung kam, mußte ihnen abgehen. Ebenso hat der arianische Geschichtsschreiber Philostorgius, abgesehen von seinen Anachronismen, zu viel gesagt, wenn er die Gothen zur Zeit Constantins auf Grund bischöflicher Autorität sich zum Christenthum, und zwar in der Form des Arianismus, bekennen läßt [1]).

Die Kirchengeschichtsschreiber, von der Annahme ausgehend, daß die unter den Gothen zur Zeit Constantins bestehenden christlichen Gemeinden sich zu dem ὁμοούσιον bekannt hätten, berichten, daß Ulfila, der um die Mitte des 4. Jahrh. als Bischof der Gothen unter ihnen wirkte, von dem Nicaenum abgefallen sei und seitdem für die Ausbreitung des Christenthums in der Form des Arianismus unter seinem Volke, den Westgothen, gewirkt habe. Socrates knüpft die Zustimmung des Ulfila zum Arianismus an seine Anwesenheit auf dem Concil zu Constantinopel im J. 360 an [2]). Die Bekehrung der unter Frithigerns Führung stehenden Gothen zum Christenthum in der Form des Arianismus bringt Socrates mit der von Kaiser Valens dem Frithigern gegen Athanarich geleisteten Hülfe in Verbindung: „Denn Frithigern stattete Dank ab für das ihm erwiesene Gute und nahm den Gottesdienst (das Bekenntniß) des Kaisers an, auch veranlaßte er die Seinen dies zu thun (ihm zu folgen), deßhalb sind auch bis jetzt die meisten der Gothen dem arianischen Bekenntnisse zugethan, indem sie damals um des Kaisers willen sich dazu bekannten." Darauf berichtet er über die Wirksamkeit des Ulfila, der nicht bloß die Gothen Frithigern's, sondern auch die unter Athanarich stehenden lehrte. Von den letzteren, die verfolgt wurden und den Märtyrertod starben, sagt Socrates, daß sie Arianer dem Bekenntniß nach gewesen seien, woraus das, was derselbe Schriftsteller

1) Philostorgius hist. eccl. II, 5.

2) Socr. hist. eccl. II, 41. cf. Sozomen. hist. eccl. IV, 24.

Digitized by Google

nicht ausdrücklich bemerkt, hervorgeht, daß Ulfila das Chriſtenthum in dieſer Form ihnen gebracht habe [1]). Sozomenus knüpft ebenfalls wie Socrates die Bekehrung der Gothen Frithigerns zu dem arianiſchen Chriſtenthum an die von Valens geleiſtete Hülfe an: „um ſich dem Kaiſer dankbar und in allem als Freund zu erweiſen, wurde er (Frithigern) Anhänger ſeines Bekenntniſſes und überredete die ihm gehorchenden Barbaren ebenſo zu denken.“ Doch hat Sozomenus die geſchichtlichen Verhältniſſe gänzlich verwirrt, wenn er die Streitigkeiten zwiſchen Frithigern und Athanarich nicht kurz vor dem Andrang der Hunnen, ſondern nachher ausbrechen läßt, nachdem die Gothen bereits Wohnſitze in Thracien von den Römern eingeräumt erhalten hatten. Der Grund, warum ſich dieſe geſchichtlichen Verhältniſſe bei Sozomenus gänzlich verwirrt und verſchoben haben, läßt ſich leicht nachweiſen. Der Geſchichtsſchreiber iſt der Meinung, daß die Dankbarkeit Frithigerns gegen Valens nicht die alleinige Urſache geweſen ſei, daß bis zu ſeiner Zeit noch das ganze Volk der Gothen der Lehre des Arius zugethan ſei, ſondern er ſchreibt dies auch beſonders der Wirkſamkeit des Ulfila zu, der damals die Herrſchaft (ἱερωμενός) bei ihnen führte. Sozomenus datirt aber den Abfall des Ulfila von dem Nicänum nicht von der Synode zu Conſtantinopel im Jahre 360, wie Socrates es thut. Er ſagt, Ulfila habe mit der Parthei des Eudoxius und Acacius dieſer Synode in ganz ſorgloſer oder unvorſichtiger Weiſe beigewohnt, ſei jedoch mit den Biſchöfen und Prieſtern, die dem Nicänum anhingen, in Gemeinſchaft geblieben. Erſt ſpäter, als Ulfila die Geſandtſchaft nach Conſtantinopel führte, die bei Valens um Wohnſitze in Thracien bitten ſollte, ſoll er (λέγεται), nachdem die Häupter der arianiſchen Parthei mit ihm über das Dogma verhandelt und verſprochen hatten, ſeine Geſandtſchaft bei dem Kaiſer zu unterſtützen, wenn er mit ihnen gleicher Meinung ſei, entweder durch die Nothwendigkeit gedrängt oder auch wahrhaft überzeugt, daß es beſſer ſei, ſo über Gott zu denken, mit den Arianern in Gemeinſchaft getreten und er ſelbſt ſowie das ganze Volk von der katholiſchen Kirche abgefallen ſein, „denn die Gothen“, ſo heißt es weiter, „die von ihm in der Religion unterrichtet und durch ihn zu beſſerer Zucht geführt waren, gehorchten ihm leicht in

1) Socr. hist. eccl. IV, 33.

Digitized by Google

allen Dingen und hielten fest, daß nichts was von ihm gesagt und gethan werde, unrecht sei, sondern alles den Gottesfürchtigen zum Nutzen gereiche" [1]).

Sozomenus, der den großen Einfluß Ulfila's auf die Bekehrung der Gothen zu dem arianischen Christenthum für entscheidend hält, mußte, da er den Abfall des gothischen Bischofs von dem Nicänum nicht von der Synode zu Constantinopel her datirt, sondern an die Gesandtschaft desselben knüpft, welche die Niederlassung der Gothen Frithigerns in Thracien zur Folge hatte, dieses Ereigniß der innern Spaltung unter den Gothen vorangehen lassen, denn die Streitigkeiten zwischen Frithigern und Athanarich veranlaßte erst die Hülfeleistung von Seiten des Kaisers Valens, für die sich Frithigern durch seinen und seiner Gothen Bekenntniß zum arianischen Christenthum dankbar erwies. Da aber Ulfila durch seinen Einfluß dabei mitwirkte, so mußte er schon vorher für den Arianismus bearbeitet und gewonnen sein. Der Umstand, daß Sozomenus die geschichtlichen Verhältnisse völlig verwirrt hat, um die Ursachen anzugeben, welche die Gothen zu Bekennern des Arianismus gemacht haben, muß an der Zuverlässigkeit seiner Angaben, besonders über Ulfila's ganzes Verhalten bei der Sache, gerechte Zweifel erwecken.

Vergleichen wir noch die Darstellung dieser Vorgänge bei Theodoret [2]). Nachdem er den Untergang des Kaisers Valens im Kampfe gegen die Gothen erzählt hat, den er für eine Strafe Gottes hält, die den Verfolger der rechtgläubigen Christen, der Bekenner des Nicänums, getroffen habe, schließt er das vierte Buch mit der Darstellung, wie die Gothen zur Annahme des Arianismus gekommen seien. Als sie über die Donau gegangen waren und mit Valens Frieden geschlossen hatten, soll der verabscheuungswürdige Eudoxius, Patriarch von Constantinopel (v. d. J. 359—370), der zugegen war, den Kaiser veranlaßt haben, die Gothen zu überreden, mit ihm dasselbe Bekenntniß anzunehmen; „denn schon längst waren die Strahlen der Gotteserkenntniß auf sie gefallen und sie waren mit den apostolischen Lehren genährt worden." Die gemeinsame Denkweise, so habe Eudoxius gemeint, werde den Frieden um so mehr befestigen. Als Valens damit einverstanden war, soll er den gothischen Führern die Annahme seines

1) Sozom. hist. eccl. VI, 37. 2) Theodoret. hist. eccl. IV, 37.

Digitized by Google

Bekenntnisses vorgeschlagen haben. Sie aber erklärten, sich nicht dazu verstehen zu können, die von den Vätern überlieferte Lehre zu verlassen. Zu jener Zeit war Ulfila ihr Bischof, welchem sie in allen Stücken folgten, dessen Worte ihnen als feststehende Gesetze galten. Diesen habe Eudoxius durch Worte und Geschenke dahin zu bringen gewußt, daß er die Gothen überredete, das Bekenntniß des Kaisers anzunehmen. Ulfila überredete sie, indem er den Streit als Folge des Ehrgeizes darstellte und ihnen sagte, daß eine Verschiedenheit der Lehre nicht stattfinde.

Wenn die auf einer Verwirrung der historischen Vorgänge beruhende Darstellung des Sozomenus Zweifel an der Zuverlässigkeit erwecken muß, so berechtigt uns die fortgesetzte Verwirrung der historischen Verhältnisse bei Theodoret, der den Bericht des Sozomenus vor sich hatte, ferner die Art, wie Ulfila's Verhalten in dieser Angelegenheit eigentlich gehässig dargestellt wird, dieser Darstellung keinen Glauben beizumessen. Theodoret erwähnt gar nicht der Hülfe, die Valens Frithigern gegen Athanarich geleistet und die die Bekehrung der Gothen nach Socrates und Sozomenus Bericht zur Folge hatte. Er schreibt dem „verabscheuungswürdigen" Eudoxius, dem Haupt der arianischen Parthei, den Plan zu, die Gothen für den Arianismus zu gewinnen, nachdem diese schon über die Donau gegangen und mit Valens Frieden geschlossen hatten. Eudoxius ist es, der dann den Ulfila auf eine unwürdige Weise durch Bestechung für seinen Plan bearbeitet und gewinnt. Aber Eudoxius, der Patriarch von Constantinopel, war bereits, als die Gothen im J. 375 über die Donau gingen, seit fünf Jahren nicht mehr am Leben. Die Männer, die für die Herrschaft des Arianismus gewirkt und in den Augen Theodoret's so viel Unheil gestiftet hatten, sollten auch den Uebertritt der Gothen bewirkt haben, dessen nachtheilige Folgen bei der Bedeutung dieses Volks im 5. Jahrh. immer mehr hervortraten.

Die Darstellung des Socrates, der die geschichtlichen Vorgänge in richtiger Folge erzählt, bietet allein sichere Anhaltspunkte dar, um zu ermitteln, auf welche Weise der Arianismus bei den Gothen Eingang gefunden hat. Die erste Zustimmung des Ulfila zum Arianismus datirt Socrates von seiner Anwesenheit auf der Synode zu Constantinopel im J. 360. Ulfila war damals, wie sich aus den Mittheilungen des Auxentius über das Leben des Ulfila auf's Genaueste ergiebt, schon fünf Jahre auf

Digitized by Google

römischem Gebiete ansässig, und zwar in Moesien ohnweit Nicopolis am Fuße des Haemus, wo er mit einer Schaar von Gothen durch den Kaiser Constantius Aufnahme gefunden hatte, da er jenseit der Donau von Athanarich, dem Richter der Thervingen, heftig verfolgt worden war. Ulfila gehörte also seit dem J. 355 zu dem Episcopalverband der Kirchenprovinz Moesien. In jenen Gegenden an der Donau waren unter Constantius die Arianer die herrschende Parthei; dort lebte und wirkte eines der Häupter derselben, Valens, Bischof von Singidunum. Der Verkehr mit diesen kann auf die dogmatische Auffassung Ulfila's nicht ohne Einfluß geblieben sein. Nach dem Jahre 355, während der letzten Regierungsjahre des Constantius, brachen die arianischen Streitigkeiten auf's Neue heftig aus, und gerade jene Gegenden an der Donau bildeten zum Theil den Schauplatz derselben. Ulfila mußte eine bestimmte Stellung zu der Streitfrage einnehmen und sich entscheiden. Welches auch immer zuvor seine Auffassung gewesen sein mag, jedenfalls war sie in Beziehung auf die schwebenden Fragen, die damals durch Eunomius in ein ganz neues Stadium traten, noch eine unbestimmte, unentwickelte, und wenn Socrates Recht hätte, daß Ulfila früher dem Theophilus gefolgt, also dem Nicaenum angehangen hätte, so war dieses sein Bekenntniß wohl noch wenig befestigt und auf klarer Einsicht der Gegensätze begründet. Es scheint, daß Sokrates mehr nur schließt, weil Ulfila nach Theophilus als Bischof der Gothen auftrat, so sei er auch wie dieser dem Nicänum gefolgt.

Ulfila entschied sich für den Arianismus. Daß er schon damals zu dieser Entscheidung gelangt sein muß und nicht erst 15—20 Jahre später, wie Sozomenus und Theodoret es darstellen, bezeugt Ulfila selbst in dem arianischen Bekenntniß, das er Angesichts seines Todes als sein letztes Vermächtniß in schwerer Zeit für sein Volk verfaßt hat: Ego Ulfila episcopus et confessor semper sic credidi etc.[1]) Dafür zeugt seine Theilnahme an der von den Arianern veranstalteten Synode zu Constantinopel im J. 360. Dort wurde ein kurzes Bekenntniß der christlichen Lehre, besonders der Heilslehren, aufgestellt; über das Verhältniß des Sohnes zum Vater, das den Hauptgegenstand des damaligen Streites bildete, wurde ausgesagt, daß er dem Vater, der ihn

1) Waitz a. a. O. p. 21.

Digitized by Google

gezeugt habe, ähnlich sei (ὅμοιον) nach der Schrift. Der zu Ariminum ein Jahr zuvor (im J. 359) gefaßte Beschluß, daß alle Bestimmungen über die οὐσία, durch die der Streit entstanden sei, als nicht der Schrift gemäß in Zukunft vermieden werden sollten, wurde bestätigt [1]) und noch hinzugesetzt, daß auch das Wort ὑπόστασις in Beziehung auf den Vater, Sohn und heiligen Geist vermieden werden sollte. „Wir aber sagen, daß der Sohn dem Vater ähnlich sei, wie auch die heiligen Schriften sagen und lehren." Ueber alle Häresien, sowohl diejenigen, welche schon früher verdammt worden, als auch die neu entstehenden, wenn sie im Widerspruch mit dem aufgestellten Bekenntniß ständen, wurde das Verdammungsurtheil ausgesprochen [2]).

Ulfila stimmte diesem Bekenntniß zu, wie Sokrates berichtet. Es zeigt uns, daß Ulfila damals schon zur Genüge erkannt hatte, welche traurigen Folgen die Streitigkeiten über die schwierigsten dogmatischen Probleme für die orientalisch-griechische Kirche bereits gehabt und ferner haben mußten; daß er daher die Beilegung des Streites für diese dringend wünschte. Bei dem Werk, das er sich zur Aufgabe seines Lebens gestellt hatte, die Gothen zum Christenthum zu bekehren, kam es zunächst darauf an, aus den heiligen Schriften die großen Heilsthatsachen, wie die Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Erlösung der Welt zu bezeugen, und die ersten Grundlagen für eine Erkenntniß der christlichen Wahrheit zu legen. Es galt, erst das Heidenthum zu bekämpfen und die Keime christlichen Lebens anzupflanzen und zu pflegen. Die genauen dialektischen Bestimmungen über οὐσία und ὑπόστασις des Sohnes im Verhältniß zum Vater, welche die Dogmatik, nicht die heiligen Schriften gegeben hatten, mußten ihm für die Gothen zunächst entbehrlich erscheinen.

Wenn Ulfila schon damals dem Arianismus entschieden zustimmte und sich in weitere Streitigkeiten nicht einlassen wollte, so können wir wohl annehmen, daß Rücksichten auf die Unterweisung der Gothen in der christlichen Lehre, auf die Förderung

1) Das Wort οὐσία, das von den Vätern auf eine einfache Weise gebraucht worden und dem Volke unbekannt zum Anstoße gereiche, weil es nicht in den heiligen Schriften enthalten ist, sollte entfernt und in Zukunft nicht mehr erwähnt werden, da ja auch die heiligen Schriften nirgends von der οὐσία des Vaters und Sohnes Erwähnung thun.

2) Socr. hist. eccl. II, 41.

Digitized by Google

ihrer Erkenntniß dieſe Entſcheidung mit herbeiführten. Es lag ihm die arianiſche Faſſung näher, weil ſie einfacher und bei weitem faßlicher zu ſein ſchien als das Nicänum. Wegen ihrer Einfachheit konnte ſie als urſprünglicher und in den heiligen Schriften begründeter erſcheinen. In der von Aurentius, dem Schüler des Ulfila, mitgetheilten Darſtellung ſeiner Lehre wird jeder Satz auf die Schrift gegründet, entweder im Allgemeinen oder durch einzelne Stellen belegt [1]). Ueberhaupt gründete Ulfila ſein Bekehrungswerk auf die heiligen Schriften als die Quelle der chriſtlichen Wahrheit. Daher er dieſe ſeinem Volke in der Mutterſprache zugänglich machte, damit es hier ſelbſt ſchöpfe und bei aller Trübung, welche die Wahrheit erlitten hatte, das urſprüngliche Evangelium der Liebe und des Friedens rein erkenne und unter allem Streit der Meinungen feſthalte.

Die Ueberſetzung der heiligen Schriften hat uns bei näherer Betrachtung gezeigt, daß Ulfila das Chriſtenthum den heidniſchen Gothen recht faßlich machen und näher bringen wollte, daher er an ſchon vorhandene religiöſe Vorſtellungen des Heidenthums anknüpfend, das Verſtändniß der chriſtlichen Wahrheiten oft durch die Wahl der gothiſchen Worte ſchon bedeutend förderte. Die arianiſche Lehre von Jeſu Chriſto, dem Sohne Gottes, hielt er nicht bloß für einfacher, verſtändlicher und in den heiligen Schriften begründeter, als das ὁμοούσιον, ſondern er konnte auch, an die germaniſche Götterlehre anknüpfend, leichter zu jener als zu dem Nicänum überleiten und ſo das Verſtändniß der chriſtlichen Wahrheit bei den Gothen fördern. Die Rückſicht, die Ulfila bei ſeiner Entſcheidung für den Arianismus auf das germaniſche Heidenthum nahm, erklärt die eigenthümliche Auffaſſung der Trinitäts-Lehre bei Ulfila, die mit keiner Form, wie ſie von den verſchiedenen arianiſchen Partheihäuptern vorgetragen worden iſt, auch nicht mit der des Eunomius, der ſie ſich am meiſten nähert, ganz übereinſtimmt.

Ulfila geht in ſeiner Darſtellung der Lehre, wie ſie uns ſein

---

1) Aurentius wiederholt immer wieder in ſeinem Bericht, daß Ulfila secundum sanctum evangelium, oder secundum divinas scripturas et traditiones, oder secundum traditionem et auctoritatem divinarum scripturarum, oder secundum evangelicam praedicationem et apostolicam traditionem gelehrt habe; daß er de divinis scripturis caute instructus geweſen ſei.

Digitized by Google

Schüler Aurentius nebſt dem Teſtament ſeines Lehrers zuſammengedrängt mitgetheilt hat, von der abſoluten Einheit Gottes aus, und zwar iſt der wahre Gott allein ungezeugt (hunc solum verum solum esse ingenitum), daher ohne Anfang und ohne Ende, ewig, der höchſte Urheber, wie bei Arius αἴτιον, Urſache, oder die letzte Cauſalität (auctor altissimus omni excellentiae excelsiorem, omni bonitati meliorem), er iſt unbegrenzt, unfaßbar, unſichtbar, unermeßlich, unſterblich. Die Einheit Gottes wird näher beſtimmt als eine ſolche, welche durchaus keine Unterſcheidung in dem Weſen Gottes zuläßt. Jede Selbſttrennung oder Theilung Gottes, jede Mittheilung ſeines Weſens und eine dadurch eintretende Alteration wird abgewieſen, um die Einheit und Einfachheit zu behaupten (incorruptivilem, incommunicavilem, substantia incorporalem, inconpositum, simplicem, inmutavilem, indivisum, inscissum). Was das Verhältniß des höchſten Urhebers zur Creatur betrifft, ſo bedarf er nicht des Stoffes, um zu ſchaffen (inindigentem), er iſt daher durch nichts begrenzt und beherrſcht, ſelbſt unerſchaffen, vollkommen, ja einzig daſtehend und auf eine unvergleichliche Weiſe größer und beſſer als Alles.

Gott, deſſen Weſen ſo beſtimmt iſt, hat nun, da er einzig war, den eingeborenen Gott erſchaffen und gezeugt (qui cum esset solus unigenitum deum creavit et genuit, fecit et fundavit), und zwar nicht um ſein Weſen zu theilen oder zu verringern, ſondern um ſeine Güte und Tugend zu offenbaren (non ad divisionem vel dimminutionem divinitatis suae sed ad ostensionem bonitatis et virtutis suae). Nur durch ſeinen Willen und ſeine Macht hat der ungezeugte Gott den eingeborenen Gott geſchaffen und erzeugt, ſo daß ſein Weſen dadurch nicht berührt, afficirt oder alterirt worden iſt. Der Sohn Gottes iſt alſo bei Ulfila wie bei den Arianern nicht aus dem Weſen Gottes gezeugt oder hervorgegangen, ſondern aus dem Nichts (ἐξ οὐκ ὄντων), er iſt ein Geſchöpf (κτίσμα). Ulfila läßt aber den Sohn, nachdem er in's Daſein getreten iſt, als den, der dazu beſtimmt iſt, alles Andre hervorzubringen, als den Schöpfer aller Dinge (auctor omnium) von den Geſchöpfen ſo viel als möglich unterſchieden ſein. Er läßt ihn als geborenen Gott auftreten, alſo unwandelbar ſein, ſo daß der Sohn nicht erſt durch ſeine ſittliche Würdigkeit erprobt, des göttlichen Namens und göttlicher Eigenſchaften theilhaftig

Digitized by Google

wurde. Hier weicht Ulfila von Arius ab und ſtimmt mehr mit Eunomius überein, deſſen eifriger Anhänger, Eudoxius, zu Conſtantinopel im J. 360 anweſend war [1]). Dem Sohne iſt die Herrlichkeit, die ſich in ſeiner Macht und in ſeinen Eigenſchaften kund giebt, anerſchaffen worden vom Vater. Der Eingeborene ſteht als secundus deus, wie Ulfila den Sohn nennt, als ein Mittelweſen zwiſchen dem höchſten Gott und der Creatur da, das die Kluft zwiſchen dem unendlichen Gott und der endlichen Welt ausfüllend, einen Anfangspunkt für die Reihe der geiſtigen Weſen bildet, von denen er ſich als der Schöpfer durch die unerſchaffene Herrlichkeit unterſcheidet. Er iſt von dem Vater und nach dem Vater, um des Vaters willen und zur Verherrlichung des Vaters, dann aber ſelbſt wieder magnus deus, magnus dominus, magnus rex in Beziehung auf Alles, was nach ihm und durch ihn entſtanden iſt. Wie der höchſte Gott unfaßbar, unnahbar, unſichtbar, ſo iſt auch der eingeborene Gott ein großes Geheimniß (magnum mysterium). Dieſe Beſtimmung ſtammt nicht etwa noch von einer früheren höheren Vorſtellung des Ulfila über den Sohn her, ſondern Ulfila hebt die Würde des Sohnes, um ſein Werk nicht zu beeinträchtigen. Hier weicht Ulfila auch von Eunomius ab, der weit über Arius hinausgehend, die Begreiflichkeit Gottes behauptete [2]).

Der eingeborene Gott verherrlicht den Vater durch die Schöpfung und die Erlöſung, die in ihrem ganzen Umfange ſein Werk iſt, und zwar nennt Ulfila ihn provisorem, legislatorem, redemptorem, salvatorem, ſchreibt ihm die provisio, legislatio,

1) Socrat. hist. eccl. V, 10 cf. die Annot. Valesii. Die ἔκθεσις Εὐνομίου ſagt: qui ex generatione factus est gloriosus et dominus gloriae etc. Ferner: qui a patre glorificatus est ante saecula etc. Sodann: qui non ex obedientia accepit, ut esset filius aut deus. Sed ex eo, quod filius est et quod unicus genitus est, factus est deus.

2) Der zur Parthei des Eunomius gehörende Kirchengeſchichtsſchreiber Philoſtorgius tadelt ſehr an Arius die abſurde Behauptung, daß Gott nicht erkannt, noch begriffen, noch mit dem Geiſte erfaßt werden könne, und daß Arius dies nicht bloß hinſichtlich der Menſchen, was ein erträglicheres Uebel wäre, ſondern auch hinſichtlich des eingeborenen Sohnes Gottes behaupte. Zu dieſem abſurden Irrthum hätten ſich außer Arius noch die meiſten andern Arianer bekannt (lib. II, 3. u. X, 2). cf. Baur, die chriſtliche Lehre von der Dreieinigkeit I. Bd. p. 381 sqq. Dorner, Entwickelungsgeſchichte der Lehre von der Perſon Chriſti I. Thl. p. 859 Anm. 9.

Digitized by Google

redemptio, salvatio zu. Leider ist an dieser wichtigen Stelle, die von der Auferweckung der Todten handelte, eine Lücke im Manuskript; da aber von der Schöpfung schon die Rede war, so ist bei dem Wiederanfang der Zeile [1]) ohne Zweifel [resurrectio]-nis auctorem zu ergänzen, oder [novae creatio]nis. Dann folgt das gerechte Gericht der Lebendigen und der Todten. Ulfila fügt noch hinzu, um nach der Angabe des Werkes Christi nochmals seine Stellung zum Vater zu bezeichnen: maiorem habentem deum et patrem suum. Während der Sohn von dem Vater als einem größeren sich wesentlich unterscheidet, so unterscheidet er sich durch sein Werk: Schöpfung, Erlösung ꝛc. wieder von der Creatur. So bezeugt Ulfila in seinem Testamente von dem Sohne non habentem similem suum; seine ihm anerschaffene Herrlichkeit verleiht ihm eine Macht und Würde, mit der die seiner Geschöpfe sich in keiner Weise vergleichen läßt.

Auxentius giebt nach der Mittheilung des Bekenntnisses seines Lehrers von Vater und Sohn den Grund an, warum derselbe das verabscheuungswürdige Bekenntniß der Homousianer, diese teuflische Erfindung und Lehre der Dämonen verworfen habe: Wenn nämlich die unermüdliche Kraft des eingeborenen Gottes das Himmlische und Irdische, das Sichtbare und Unsichtbare leicht habe schaffen können, wie mit Recht und treu von uns Christen geglaubt werde, wozu sollte Gottes, des Vaters Kraft, die nicht den Affekten unterworfen ist, einen ihm Eigenen oder einen ihm Gleichen gemacht haben. Ulfila habe nicht vermischte und verwachsene, sondern gesonderte und von einander unterschiedene Personen annehmen zu müssen geglaubt. Ebenso habe Ulfila den Irrthum der Homoiusianer vermieden, da er sorgfältig durch die heilige Schrift unterrichtet und auf vielen Versammlungen der heiligen Bischöfe befestigt worden sei. Er habe durch Predigt und Schrift gezeigt, daß ein Unterschied sei zwischen der Gottheit des Vaters und der des Sohnes, des ungezeugten und des eingeborenen Gottes (ingenili et unigeniti dei). Der Vater nämlich sei der Schöpfer des Schöpfers, der Sohn aber sei der Schöpfer der ganzen Schöpfung; der Vater sei der Gott des Herrn (dominus, goth. frauja), der Sohn aber sei der Gott der gesammten Creatur. Ulfila habe nicht ähnliche Wesen,

1) Vergl. bei Waitz. p. 11 Z. 2 v. o.

Digitized by Google

ſondern verſchiedene Affekte vertheidigt und in die Behauptung, daß der Sohn ſeinem Vater ähnlich ſei, habe er nicht in der verkehrten ſchriftwidrigen Weiſe des Macedonius eingeſtimmt, ſondern gemäß der heiligen Schrift und den Ueberlieferungen .... Dieſe Lücke läßt ſich nach dem Bekenntniß des Eunomius, dem ſich Ulfila in dieſem Punkte wahrſcheinlich ebenſo wie in der Annahme von der anerſchaffenen Herrlichkeit angeſchloſſen hat, dahin ergänzen, daß von einer Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater nur in der Wirkungsweiſe die Rede ſein könne. Der eingeborene Gott oder der Sohn könne ſeinem Weſen nach, wie die Macedonianer annahmen, gar nicht ähnlich ſein dem Vater, der ungezeugt iſt; denn, ſagt Eunomius: das Ungezeugte iſt ungezeugt (ingenitum), dies iſt ſein Weſen, wenn alſo das Gezeugte in ſeinem Weſen dieſem ähnlich ſein ſollte, ſo müßte es auch ungezeugt ſein. Die Aehnlichkeit kann nur in der dem Sohne anerſchaffenen Macht und Wirkung beſtehen, eine Annahme, die bei Eunomius ſich darauf gründet, daß der Wille Gottes, der zugleich ſeine ſchöpferiſche Kraft iſt, von dem Weſen Gottes getrennt für ſich beſteht und in dem Willen nichts von dem Weſen iſt [1]).

Ueberhaupt habe Ulfila, ſo fährt Aurentius in ſeinem Bericht fort, ſich in Predigt und Schrift als entſchiedenen Gegner aller Häretiker erklärt. In der Reihe der von ihm verworfenen werden Manichäer, Marcioniſten, Montaniſten, Paulinianer, Sabellianer, Anthropianer, Patripaſſianer, Photinianer, Novatianer, Donatianer, dann Homouſianer, Homoiuſianer und Macedonianer aufgezählt. Ulfila hielt alſo feſt an dem auf der conſtantinopolitaniſchen Synode gefaßten Beſchluſſe, wonach über Alle, die in Widerſpruch mit dem aufgeſtellten Bekenntniſſe ſtänden, das Anathema ausgeſprochen wurde.

Von dem heiligen Geiſte lehrte Ulfila, daß er weder der Vater noch der Sohn ſei, ſondern vom Vater durch den Sohn vor Allem erſchaffen, ſo daß er nicht der erſte noch der zweite (Gott) ſei, ſondern von dem erſten durch den zweiten auf dritter Stufe hingeſtellt ſei (non esse primum nec secundum [sc. deum] sed a primo per secundum in tertio gradu substitutum). Auch ſei er weder ungezeugt noch gezeugt, ſondern von

1) Baur a. a. O. p. 367. sqq. Dorner a. a. O. p. 855.

Digitized by Google

dem Ungezeugten durch den Eingeborenen auf dritter Stufe erschaffen, gemäß der evangelischen Verkündigung und apostolischen Lehre, da Johannes (Joh. 1, 3) sage: Alles ist durch ihn gemacht und ohne ihn ist gemacht nicht eins. Auch Paulus spreche es aus (1 Cor. 8, 6): Ein Gott, der Vater, aus welchem Alles und Ein Herr Jesus Christus, durch welchen Alles. Denn da ein ungezeugter Gott dastehe und ein Herr, der eingeborene Gott, bestehe, so könne der heilige Geist weder Gott (deus), noch Herr (dominus) genannt werden[1]), sondern er wurde erst von Gott durch den Herrn in's Dasein gerufen. Daher er nicht Urheber und nicht Schöpfer ist, sondern illuminator, sanctificator, doctor et [e]ducator, adiutor et postulator, pre[dicator et [consola]tor, [interpella]tor?] Ebenso im Testament: sp. s. virtus illuminans et sanctificans (Luc. 12, 49. Akt. I, 8). Er ist Christi Diener (im Test. christi minister), der die Gnadengaben austheilt, das Pfand der Erbschaft, womit wir versiegelt sind auf den Tag der Erlösung, ohne welchen Niemand Jesum einen Herrn nennen kann (1 Cor. 12, 3 u. Joh. 14, 6). In dem Testament wird das Verhältniß des heiligen Geistes zu dem Sohne verglichen mit dem Verhältniß des Sohnes zum Vater — sp. s. subditum et oboedientem in omnibus filio, et filium subditum et oboedientem in omnibus deo patri etc.[2]).

Wenn wir von der Darstellung der Lehre von Gott, dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste bei Ulfila auf die heidnische Götterlehre der Germanen zurücksehen, so bieten sich hier auffallende Analogien dar. Ulfila nennt den Vater oder den höchsten Urheber primus deus, ingenitus; den Sohn oder den Schöpfer secundus deus oder unigenitus filius; den heiligen Geist oder den Erleuchter in tertio gradu substitutus, und er behauptet, daß diese drei verschiedene, getrennte Personen seien mit verschiedenen Affekten. Die heidnische Kosmogonie kennt eine Trias, die aus Odin, Vili und Ve besteht (S. 149). Odin, der Alles durchdringende und belebende Geist, der als Urheber der geistigen Wesen allfadur heißt und den Urstoff bildet, Vili,

1) Vergl. in dem Testament bei Waitz l. c. p. 21 nec deum nec dominum.

2) Dieselbe Stellung ist dem heiligen Geiste eingeräumt in den von A. Mai edirten Fragmenten arianischer Predigten. cf. Script. vet. collectio nova Tom. III. Fragm. II et III, p. 212 sqq.

Digitized by Google

eigentlich Wille (goth. viljan, wollen, vilja, Wille), mit Beziehung auf die Weltbildung, und Ve, ein Name, der mit goth. veihs, heilig, zusammenhängt. Daß diese Trias auch bei den Gothen vorhanden war, dafür spricht der Umstand, daß die Sage im Norden berichtet: Odin habe seine Brüder Vili und Ve bei seiner Wanderung von Osten her in Asgard, also dem alten Asgard an der Donau, zurückgelassen [1]). Eine andre Trias tritt bei der Anthropogonie auf: Odin, Hönir und Lodur (Loki), welche der eben angeführten nicht entspricht (S. 151). Im germanischen Norden hatte sich eine Trias von Odin, Thor und Fricco (Freyr) gebildet. Thor, der Sohn des Odin, hatte unter den drei Statuen im Tempel zu Upsala seinen Sitz in der Mitte und wurde als der mächtigste verehrt. Als Beschützer des Ackerbaus führte er den Kampf gegen die zerstörenden Gewalten der Natur, die Geschlechter der Riesen [2]). — Bei den Alemannen fanden Columban und sein Begleiter Gallus eine Göttertrias in Bildern verehrt, deren Namen indeß nicht angeführt werden [3]). In der altsächsischen Formel wird dem Heidenthum in der Göttertrias Wodan (Odin), Thunar (Thor) und Saxnot abgeschworen und das Bekenntniß der christlichen Dreieinigkeit an die Stelle gesetzt.

Bei der Darstellung der Mythologie hat sich ergeben, daß alle diese Götter, die in verschiedenen Beziehungen sich dreifach gruppirt haben, nur die Bildner der Welt und Regierer sind, die selbst in der Zeit entstanden sind und als Götter dieser Zeit wieder untergehen. Nach Analogie einer dieser Triaden der Zeitgötter konnte Ulfila das Verhältniß von Vater, Sohn und heil. Geist nicht darstellen. Das Heidenthum hatte sich aber selbst schon über die Vielheit der Götter zur Ahnung eines höchsten Gottes erhoben. Nach dem Untergang der Zeitgötter bei der Götterdämmerung (Ragnarök) sollte ein mächtigerer kommen, der schon früher geheimnißvoll gewaltet hatte (S. 210). Er leitet die Geschicke der Welt, der Götter und Menschen, daher sein Name, der mythologisch noch nicht ausgeprägt ist, miötudr,

---

1) Ynglingasage c. 5. Siehe S. 132.

2) Dieselbe Trias, deren Adam v. Bremen erwähnt, kommt auch Sn. E. 131 vor, wo Odin, Thor und Freyr als Urtheilssprecher auftreten.

3) Vita s. Galli bei Pertz monum. Germ. II, 7.

Digitized by Google

Maßhalter, Schöpfer oder Regierer. An diese Ahnungen des Heidenthums, worin es über sich selbst hinaus und auf das Christenthum vorbereitend hinwies, konnte Ulfila anknüpfen und den großen Gott, simbullyr, dessen Wesen dem Heidenthum unbekannt, dessen Name unaussprechlich war, verkünden.

Im Gegensatz gegen den Polytheismus und die Zertheiltheit des göttlichen Wesens behauptet Ulfila mit dem Arianismus die Einheit und Unzertheiltheit Gottes; im Gegensatz gegen die Vermischung der Götter und der Welt befestigt er eine Kluft zwischen Gott und der Welt und hebt die Erhabenheit Gottes über die Welt nach allen Seiten hervor. Gott, der höchste Urheber, ist ungezeugt, ohne Anfang und Ende, also ewig, die Creatur und der zur Creatur gehörige Creator ist nicht aus dem Wesen Gottes, also mit Nothwendigkeit hervorgegangen, sondern durch den freien Willen und die Macht Gottes aus dem Nichts in's Dasein gerufen, damit Gott seine Güte und Kraft beweise. Von dem physischen Gottesbegriff, der es in der germanischen Mythologie trotz alles Ringens zu keiner bestimmten Unterscheidung von Gott und Welt bringen konnte, will Ulfila sich lossagen. Die heidnische Kosmogonie kannte einen Götterahnen, den Vorahnen Odins, Buri, den Erzeuger der weltbildenden Götter (von goth. bairan, gebären), dessen Sohn, Bör, der Erzeugte (unigenitus), der Vater Odins war; aber Buri ist nicht ingenitus, sondern durch das Lecken der Kuh Audumbla (d. h. reichthumfeuchte) aus den Salzsteinen, der Würze des unorganischen Stoffs, entstanden. Solchen Vorstellungen gegenüber, die wir auch bei den Gothen voraussetzen können, bezeichnet Ulfila den höchsten Urheber nach der christlichen Offenbarung als deum ingenitum, increatum, substantia incorporalem, inindigentem.

Von diesem Begriff Gottes, der erhaben über der Welt steht, seines Wesens ewig, einig, untheilbar und unmittheilbar ist, ausgehend, mußte Ulfila zwischen Gott und der Welt ein Mittelwesen annehmen, das die Kluft zwischen dem Unendlichen (interminatum, inmensum) und Endlichen ausfüllt und von Gott aus dem Nichts erschaffen und gezeugt, selbst wieder schafft und zeugt, Schöpfer (creator creationis) ist. Der complicirten Kosmogonie des Heidenthums stellt er die einfache christliche entgegen, der Weltbildung aus dem Chaos die Weltschöpfung aus Nichts. Der unigenitus deus bildet den Anfangspunkt für die

Digitized by Google

folgende Reihe der geistigen Wesen, von denen er sich durch die ihm anerschaffene Macht und Herrlichkeit unterscheidet, so daß er keinen ihm Aehnlichen, also einzige Würde hat: als secundus deus oder magnus deus steht er diesem Weltlauf vor, daher Gesetzgeber, Erlöser und Richter. Wie Ulfila den über die Zeitgötter unendlich erhabenen Gott verkündigt, so läßt er an die Stelle dessen, der an der Spitze der Zeitgötter, der Bildner und Regierer (regin) der Welt stand, den wahren Weltschöpfer treten. Diesen Gott predigte Ulfila seinen Gothen als den wahren Herrn der Welt und in seinem Testament nennt er den eingeborenen Sohn Gottes „unsern Herrn und Gott." Er allein im Gegensatz gegen die andern Zeitgötter vom Asen- und Vanengeschlecht ist unter allen Gott, „der auch unser Gott ist."

Der heilige Geist kann demnach als der dritte in der christlichen Trias, der nach Ulfila von dem eingeborenen Gott erschaffen ist und auf dritter Stufe steht, weder Gott noch Herr genannt werden, sondern er ist Christi Diener, der als der Erleuchter, Heiliger, Lehrer, Erzieher u. s. w. Christi Werk treibt.

Diese christliche Trias, wie sie Ulfila aufgestellt hat, ist zwar weit über die heidnischen Triaden der Zeitgötter erhaben, gleichwohl läßt sich der Rückfall in den Polytheismus nicht verkennen. Ulfila will nur den einen wahren Gott (unum solum verum deum) im Unterschiede von der Welt verkündigen, dessen Wesen untheilbar ist, auch nicht bei der Zeugung des Sohnes sich mittheilt, wie bei den heidnischen Göttersöhnen, in denen das Wesen der Väter bald getheilt, bald in verklärter Gestalt sich darstellt. Durch die Zeugung des eingeborenen Sohnes oder Gottes soll dem Wesen des Vaters nichts entzogen werden, daher Ulfila das Wesen und den Willen des Vaters, seine Macht, streng scheidet. Der Wille und die Macht des Vaters ist im Stande, den eingeborenen Sohn so zu schaffen, daß er mit Allem ausgerüstet ist, was zu seinem Werk, Schöpfung und Erlösung, die zur Verherrlichung des Vaters dienen, erforderlich ist. Das praktische Interesse, nämlich die Erlösung, erforderte, den Sohn Gottes wieder von der Creatur streng zu unterscheiden, so daß er Niemanden hat, der ihm ähnlich ist. Damit tritt neben Gott den Vater ein zweiter ihm untergeordneter Gott, der nicht im strengsten Sinne, wie der deus primus, Gott genannt werden

Digitized by Google

kann, aber doch Gott, und zwar eingeborener Gott ist. Ulfila will nicht aus praktischem Interesse, mit Arius annehmen, daß der Sohn erst nach der Menschwerdung um seiner sittlichen Würde willen Gott geworden sei, denn dadurch würde seine Bedeutung vor der Menschwerdung als creator, provisor, legislator herabgesetzt, ja im Grunde aufgehoben.

Diese Stellung, die Ulfila dem Sohne Gottes als secundus deus oder dominus sc. mundi einräumt, mußte den Gothen nach Analogie ihrer Zeitgötter, obgleich jener weit über dieselben erhaben war, viel faßlicher sein als die Lehre des ὁμοούσιον, wonach die Person des eingeborenen Sohnes gleichen Wesens mit dem Vater, also gleich an Majestät und ewig, wie der Vater, war, ein vermeintlicher Dualismus, an dem Ulfila den größten Anstoß nahm.

Ulfila vermied es, den heiligen Geist deus oder dominus zu nennen; da er ihn aber nicht als bloße Kraft, sondern als Persönlichkeit faßt, die der Sohn erschaffen hat, und da er den heiligen Geist um seines Werkes willen von der Creatur bestimmt unterscheidet, und ihm göttliche Verehrung zuschreibt, so tritt damit zu dem ersten und zweiten Gott noch ein Gott dritten Ranges hinzu (a primo per secundum in tertio gradu substitutus).

Der Rückfall in den Polytheismus, und zwar in einen Tritheismus, läßt sich hier nicht verkennen. Er liegt viel offener zu Tage als in der Lehre des Arius, des Eunomius und andrer Arianer, die wiederholt von den Kirchenlehrern Athanasius, Basilius, Ambrosius, des Polytheismus beschuldigt werden. Isidorus von Hispalis beschuldigt die Gothen, daß bei ihnen drei Götter nach heidnischer Weise verehrt würden [1]). Der Grund dieses

1) Isidori Hisp. hist. de regibus Gothorum etc. ad annum 377. Nachdem von der Wirksamkeit des Ulfila die Rede gewesen, heißt es: Gothi autem statim instruxerunt sibi dogmatis sui ecclesias, talia iuxta eumdem Arium de ipsa divinitate documenta tenentes; ut crederent, filium patri majestate esse minorem (et aeternitate posteriorem) spiritum autem sanctum nec deum esse, neque substantiam patris existere, sed per filium creatum esse, utriusque ministerio deditum et amborum obsequio subditum (Ulfila nennt ihn im Testament nur Christi ministrum und subditum in omnibus filio). Aliam quoque patris sicut personam sic et naturam asserentes; aliam filii, aliam denique spiritus sancti, ut iam non (secundum sanctae scripturae traditionem) unus deus et dominus coleretur; *sed iuxta idololatriae superstitionem tres dii venerarentur.*

Digitized by Google

Rückfalls liegt darin, daß die Lehre für die Gothen faßlich dargestellt werden sollte und daher auf bereits vorhandene religiöse Vorstellungen Rücksicht genommen wurde. Ulfila ist sich der vielen Widersprüche bei dieser Darstellung gewiß nicht bewußt gewesen und die nachtheiligen Consequenzen, die daraus für das christliche Erlösungsbewußtsein gezogen werden konnten, sind ihm nicht aufgefallen. Er glaubte den Monotheismus strenger als die Nicäner gewahrt und dadurch die einzige Würde, die er Christo im Unterschied von der Creatur beilegte, den Glauben an die Erlösung durch Christum nicht beeinträchtigt zu haben. Auch die Gothen haben das Christenthum in dieser Form, die für sie leichter faßlich war, in Einfalt (ἐν ἁπλότητι), wie Sokrates sagt, aufgenommen und für den Glauben an Christum das Leben der Welt verachtet. Sie starben als Arianer den Märtyrertod in der Verfolgung Athanarichs.

Wenn aus der Darstellung der Lehre des Ulfila erhellt, daß er mit Rücksicht auf sein Werk: die Bekehrung und den Unterricht der Gothen, sich für die arianische Fassung entschied und sie selbständig ausbildete, so muß die Angabe der Kirchengeschichtsschreiber, daß Ulfila erst nach dem Jahre 370 (Theodoret: nach 375) von den Häuptern der arianischen Parthei durch Ueberredung oder Bestechung zum Arianismus verlockt worden sei, als völlig unhaltbar erscheinen. Ob Frithigern, als er später aus Dank für die ihm von Valens geleistete Hülfe zum Arianismus übertrat und seine Gothen dasselbe zu thun veranlaßte, aus wahrer Ueberzeugung übertrat, ist eine andre Frage. Sein Uebertritt hat aber nicht erst über das Bekenntniß der Gothen zum Arianismus entschieden, sondern dasselbe nur befestigt. Die Kirchengeschichtsschreiber Sozomenus und Theodoret schieben auch die Hauptschuld dem Ulfila zu. Wenn Theodoret hinzufügt, Ulfila habe, nachdem er gewonnen worden, die Barbaren dadurch überredet, daß er gesagt: der Streit sei aus Ehrgeiz entstanden, eine Verschiedenheit der Lehren finde nicht statt, oder weiter: „nicht eine Verschiedenheit der Lehren sei verhanden, sondern ein leerer Wortstreit habe die Spaltungen bewirkt," so widerspricht dem die Nachricht des Aurentius, daß Ulfila durch Wort und Schrift gegen alle Häretiker, darunter Homousianer und Homoiusianer, geeifert habe. „Als ein Nacheiferer der Apostel und Nachahmer der Märtyrer war er ein Feind der

Digitized by Google

Häretiker, deren verderbliche Lehre er verwarf und das Volk Gottes erbaute. Die Wölfe und Hunde floh er als schlechte Werkleute, und diente der Heerde Christi durch seine Gnade als ein treuer Hirt mit aller Klugheit und allem Eifer." Ulfila hielt fest daran, sagt Aurentius, daß die Kirche des lebendigen Gottes eine sei, die Säule und Grundfeste der Wahrheit, daß die Heerde Christi, unsers Herrn und Gottes eine sei, ein Gebäude, eine Jungfrau, eine Braut, eine Königin, ein Weinberg, ein Haus, ein Tempel, eine Versammlung (conventum) der Christen sei; alle übrigen Conventikel aber seien nicht Gemeinden Gottes, sondern Synagogen des Satans. Dies Alles habe er auf die heiligen Schriften begründet.

Diese Lehre, die er für die wahre hielt, war Ulfila zu vertheidigen bemüht, als der Kaiser Theodosius seit 381 das ὁμοούσιον in Schutz nahm, und der Schmerz, ungehört verurtheilt zu sein, brach ihm das Herz. Auch die Gothen, welche den Hauptunterschied ihrer Lehre von dem Nicänum, das dem Ulfila die Einheit und Würde Gottes zu beeinträchtigen schien, leicht zu fassen vermochten, traten in schroffen Gegensatz gegen die Katholiken, die sie, wie die Folgezeit lehrt, als Irrgläubige ansahen und behandelten.

Wenden wir uns zu der Frage, ob sich in der Bibelübersetzung des Ulfila keinerlei Spuren des Arianismus finden? In früherer Zeit, als man nur die Fragmente des Codex argenteus besaß, wünschte man Stellen, wie Joh. 1, oder Röm. 9, 5, in denen Christus, der Sohn Gottes, ausdrücklich Gott genannt wird, in der gothischen Uebersetzung zu besitzen, um jene Frage entscheiden zu können [1]). Als sich dann unter den mailänder Handschriften in den Fragmenten des Röm. Briefs die Worte fanden: (þizeei allans jah us þaimei xristus bi leika), saei ïst usar allaim guþ þiuþiþs in aivam amen. i. e. qui est super omnia (? omnes) deus benedictus in saecula — da sprachen Angelo Mai und Castiglione den Ulfila von dem Verdachte frei, daß er den Arianismus in die Uebersetzung hineingetragen habe, entweder, weil er, als er die Uebersetzung verfaßte, noch nicht Arianer war, oder, weil er nur durch äußere Rücksichten zum Arianis-

1) Ulfila's gothische Bibelübersetzung, herausgeg. v. Zahn. Weißenfels 1805. Einleitung p. 37.

Digitized by Google

mus übergetreten ſei, oder, weil er das göttliche Wort auf keine Weiſe zu verletzen wagte [1]). Aſchbach gründete darauf die Anſicht über den Arianismus der Gothen, daß ſie mehr den Worten als der eigentlichen Lehre nach Arianer geweſen ſeien, da ſie Chriſtus nicht für erſchaffen hielten, ſondern ihn als Gott anbeteten [2]). Aber abgeſehen davon, ob Röm. 9, 5 das ὁ ὤν auf Chriſtus zu beziehen iſt, und daß ein Unterſchied zwiſchen ὁ θεός und θεός ſtattfindet, ſo iſt hier dem Arianismus Unrecht geſchehen, der, wie auch bei Ulfila ſich herausgeſtellt hat, keineswegs vermied, Chriſtum Gott zu nennen und ihm mit göttlicher Würde auch göttliche Verehrung zuzuſchreiben. Daher konnte auch die Stelle 1 Tim. 3, 16, guþ gabairhtiþs vas in leika i. e. deus manifestatus est in carne nichts entſcheiden [3]). Nur die Stellen, in denen über das Verhältniß des Sohnes zum Vater etwas beſtimmt war, waren entſcheidend. Nun findet ſich Phil. 2, 6 die Beſtimmung: οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο τὸ εἶναι ἴσα θεῷ. Hier hat Ulfila überſetzt in xristau iesu. saei in guþaskaunein visands ni vulva rahnida visan sik galeiko guþa. Das griech. ἴσος (aequalis, gleich) hat Ulfila ſonſt durch ibns in der ſchwachen Form (agſ. even, ahd. eban, nhd. eben) wiedergegeben, ſo Lc. 20, 36 ἰσάγγελος, ibna aggilum (engelgleich), ἰσότης 2 Cor. 8, 13, 14 u. Col. 4, 1 ibnassus. σύμμορφος, ibna-skauns, gleichgeſtaltet Phil. 3, 21. Das Wort galeiks braucht aber Ulfila immer für das griech. ὅμοιος oder παρόμοιος (similis) ähnlich, ὁμοιάζειν, galeiks visan, ὁμοιοῦσθαι, galeiks vairþan (gleichen). Die gothiſche Sprache hatte alſo für ἴσος und ὅμοιος, gleich und ähnlich, zwei ganz verſchiedene Wurzeln und erſt ſpäter iſt aus dem goth. leiks galeiks (ähnlich) unſer gleich (goth. ibns) entſtanden [4]). Wenn Maßmann den in der goth. Ueberſetzung

---

1) Ulfilae partium ineditarum specimen Mediol. 1819. praef. p. XVII sqq.

2) Aſchbach, Geſchichte der Weſtgothen p. 217.

3) In den Bemerkungen zu Phil. 2, 6 sqq. in: Gothicae versionis epp. Pauli Mediol. 1835. p. 63 sqq. ſagt Caſtiglione, daß der gothiſche Text 1 Tim. 3, 16 laute: guþ gabairhtiþs vas in leika; aber bei genauerer Erforſchung ergab ſich, daß zu leſen ſei: soei, oder wie bei Gabelentz emendirt iſt, saei gabairhtiþs varþ etc., alſo ὃς ἐφανερώθη ἐν σαρκὶ etc.; doch iſt das von keiner Bedeutung.

4) In den deutſchen Sprachdenkmälern beſteht der Unterſchied von eban

von Phil. 2, 6 offen liegenden Arianismus zu beseitigen versucht und darauf hinweist, daß Ulfila ἴσος Mc. 14, 56. 59 durch samaleiks übersetze, so ist dagegen zu bemerken, daß die Bedeutung des Wortes sama-leiks von dem ersten Theile abhängt, wodurch die Identität ausgedrückt werden soll; in jenen Stellen heißt es: die Zeugnisse wider Jesu waren nicht dieselben, sie stimmten nicht überein; sama-leik adv. für ὁμοίως nimmt Ulfila durchgängig nicht für: auf ähnliche Weise, sondern — was es auch gewöhnlicher heißt — auf gleiche Weise.

Ulfila hat also seine arianische Auffassung hier in die Uebersetzung hineingetragen. Von einer Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater redete er aber nicht wie die Macedonianer, Homoiusianer hinsichtlich des Wesens, sondern nur im Sinne des Eunomius hinsichtlich der Wirkungsweise. Er glaubte durch andre Stellen des N. T., durch bestimmte Ausspruche des Herrn selbst, wie Joh. 10, 29 atta meins þatei fragaf mis. maizo allaim ist Joh. 14, 29 atta meins meiza mis ist u. a. sei diese Auffassung so begründet, daß er Phil. 2, 6 sich jene Abweichung erlaubte. Der Presbyter Salvian behauptete deßhalb, daß die Uebersetzung der Barbaren, der Gothen und Vandalen, verderbt sei: Eadem (sc. scripta), inquis, legunt illi quae leguntur a nobis. quomodo eadem, quae ab auctoribus quondam malis et male sunt interpolata et male tradita? ac per hoc iam non eadem, quia non possunt penitus dici ipsa quae sunt in aliqua sui parte vitiata .... nos ergo tantum scripturas sacras plenas, inviolatas, integras habemus, qui eas vel in fonte suo (graeco) bibimus vel certe *de purissimo fonte haustas* per ministerium *purae translationis* haurimus ... ceterae quippe nationes aut non habent legem dei aut debilem et convulneratam habent. ac per hoc ut diximus non habent quae sic habent. nam etsi qui gentium barbararum sunt, qui in libris suis minus videantur scripturam sacram interpolatam habere vel laceratam, habent tamen veterum magistro-

---

und gelich noch eine Zeit lang fort. In der althochdeutschen Uebersetzung der Schrift des Isidor de nativitate domini c. V §. 3 ist unsere Stelle durch ebanchilich übersetzt. Bei Otfrid zu Joh. 5, 18. 19 (III, 5, 25) sih druhtine ebonoti (se domino aequalem, ἴσον, faciebat); in wërkon io gilichan (in operibus et similem ὅμοιον) u. a. Maßmann Skeireins p. 73 Anm. †2.

Digitized by Google

rum traditione corruptam ac per hoc traditionem potius quam scripturam habent, quia hoc non retinent, quod veritas legis suadet, sed quod pravitas malae traditionis inseruit [1]).

Die Abwesenheit des Hebr.-Briefs in den gothischen Codices — wo dem Briefe an den Titus sich das Calendarium anschließt — ist eine Folge des Arianismus des Ulfila. Die Kirchenschriftsteller berichten nämlich, daß die Arianer den Brief an die Hebräer nicht im Canon zuließen [2]).

Für die genauere Kenntniß des Arianismus der Gothen liefern die gothischen Fragmente eines Commentars zu dem Evangelium Johannes wichtige Beiträge, um deren Herausgabe aus römischen und mailänder Handschriften unter dem Titel: Skeireins aivaggeljons þairh iohannen, sich Maßmann höchst verdient gemacht hat [3]). Die drei Blätter, die sich zu Rom in der Vaticana finden und die fünfe zu Mailand stammen gleich allen übrigen gothischen Sprachdenkmälern der ambrosianischen Bibliothek aus dem berühmten Kloster Bobbio an der Trebbia und gehören ein und demselben Werke an. Sie sind mit gleicher Schrift geschrieben, in gleicher Abtheilung, Anlage und Rechtschreibung. Sämmtliche Blätter sind Palimpseste wie die Codices, denen sie einverleibt wurden; die mailänder Handschrift enthält lateinisch das concilium chalcedonense. Keines der acht Blätter gehört unmittelbar nach dem anderen; auch äußerlich schon sind sie von Alters her vereinzelte Blätter. Aber der durch das Ganze hindurchgehende Faden des Evangeliums Johannes ergiebt die Folge derselben. Nur in Beziehung auf Blatt I könnte ein Zweifel obwalten, doch der ganze Gedankengang schließt sich an Joh. 1, 27, 29 an. Zwischen Blatt II und III fehlt wenigstens ein Blatt mit Joh. 3, 26—28 und halb 29; zwischen Blatt IV und V fehlt Cap. 4 (54 Verse) und 5, 1—22; ebenso fehlt Cap. 1 und 2 vor Blatt II. Blatt VIII schließt mit V. 52, wie c. 7 V. 53 und 8, 1—12 im Codex argenteus fehlt. Von der vorliegenden Aus-

1) Salvian de gubern. dei lib. V c. 2. Castiglione l. c. p. 65. Castiglione hat auf Grund von Phil. 2, 6 seine frühere Meinung, daß sich in der gothischen Uebersetzung keine Spur von Arianismus finde, später zurückgenommen.

2) Epiphanius haer. 69,37. Theodoret. Interpret. ep. ad Hebr. prooem.

3) Auslegung des Evangelii Johannis in goth. Sprache. München 1834.

Digitized by Google

führung zu ſchließen, muß das Werk wenigſtens 100 Blätter umfaßt haben, von denen uns nur 8 erhalten ſind. Die Bezeichnung Skeireins, die Maßmann gewählt hat, von skeirs adj. klar, ga-skeirjan für ἑρμηνεύειν, erklären, dolmetſchen (Joh. 9, 7), skeireins fem. für ἑρμηνεία (1 Cor. 10, 12), alſo ein Commentar, iſt nach aller Analogie jener Zeit vollſtändig gerechtfertigt, da das Evangelium Johannes beſonders vom 3ten Capitel an in den erhaltenen Stücken den Text liefert, der paraphraſirt und zu dogmatiſchen Erörterungen benutzt wird. Einzelne Stellen des Evangeliums Johannes ſind durch die Parallelſtellen ergänzt, z. B. S. 42, 15: aþþan ik in vatin izvis daupja. iþ sa afar mis gaggida svinþoza mis ist. þizei ik ni im vairþs ei anahnaivands andbindau skaudaraip skohis is. sa þan izvis daupeiþ in ahmin veihamma, d. h. aber ich taufe Euch mit Waſſer, der aber nach mir kommt, iſt größer als ich, dem ich nicht würdig bin, daß ich mich beugend ſeine Schuhriemen löſe. Dieſer aber tauft Euch mit dem heil. Geiſte. An dieſer Stelle iſt Joh. 1, 26 aus den Parallelſtellen Matth. 3, 11 und Mc. 1, 8 ergänzt. Solche Stellen, deren nur einige wenige vorkommen, berechtigen nicht zu der Annahme Loebe's, daß wir nicht einen Commentar zu dem Evangelium Johannes, ſondern zu einer Evangelienharmonie in der Skeireins erhalten hätten, ſelbſt wenn man hinzufügt, daß dabei das Evangelium Johannes die Grundlage gebildet habe. Um dieſe Annahme zu begründen, müßte doch der Text der Skeireins, wie in anderen Evangelienharmonien, in größerem Maßſtab erweitert ſein [1].

Der von Maßmann mit dem Aufwand großer Gelehrſamkeit geführte Beweis, daß in der Skeireins die Ueberſetzung eines Commentars zum Ev. Joh. von Theodorus, Biſchof von Heraclea in Thracien, vorliege, beruht auf ſchwachen Gründen. Maßmann führt zunächſt zu Joh. 6, 9 eine Stelle des Theodorus an, die ſich in der Catena P. P. findet [2]: ἔστι παιδάριον ἓν ὧδε, ὃ ἔχει πέντε ἄρτους κριθίνους καὶ δύο ὀψάρια. ὁ Ἀνδρέας ὁμοίως τῷ Φιλίππῳ ἐλέγχεται μηδὲν μέγα φανταοθείς, μηδὲν ἐπάξιον τοῦ δι-

1) Beiträge zur Textberichtigung und Erklärung der Skeireins von Dr. Jul. Loebe. Altenburg 1839. p. 2 sqq. Vergl. die Zuſammenſtellung der Textſtellen bei Maßmann l. c. p. 64.

2) Corderii Catena P.P. graec. in Ioh. Antv. 1630. p. 174.

Digitized by Google

διδασκάλου φρονήσας. δι' ὧν ἐπήγαγεν. ἀλλὰ ταῦτα τί ἐστιν εἰς τοσούτους; dafür hat die Skeireins: ak jah andraias. saei qaþ. ïst magula ains her. saei habaiþ ·ē· hlaibans barizeinans jah tvans fiskans. analeiko sve filippus gasakada. ni vaiht mikilis hugjands nih vairþidos laisareis andþaggkjands. þairh þoei usbar qiþands. akei þata hva ïst du sva managaim. „ſondern auch Andreas, der ſagte: es iſt ein Knabe hier, der 5 Weizenbrode und 2 Fiſche hat; auf gleiche Weiſe auch Philippus wurde getadelt, der nichts Hohes denkend noch der Fähigkeit des Meiſters ſich erinnernd deßhalb ausrief: Was iſt das unter ſo viele!"

Bei aller Uebereinſtimmung in den Gedanken und Worten iſt es doch keine wörtliche Ueberſetzung zu nennen. Dazu kommt noch, daß die im Griechiſchen vorhergehenden Worte mit den vorausgehenden gothiſchen nur dem Gedanken nicht dem Worte nach ſtimmen. Maßmann hat dies ſelbſt eingeſehen, da er noch eine lateiniſche Ueberſetzung des griechiſchen Werks als Mittel zwiſchen das gothiſche und griechiſche einzuſchieben geneigt iſt [1]. Die zweite Hauptſtelle zu Joh. 6, 12 findet ſich in der Erklärung des Theodorus zum Matthäus bei der Speiſung der 4000 Mann, die wörtlich zu dem gothiſchen ſtimmen ſoll; ſie lautet: ἐκ δευτέρου ἐποίησεν ὁ σωτὴρ τὸ τοιοῦτο θαῦμα. οὐχ ἁπλῶς καὶ ὡς ἔτυχεν, ἀλλ' ἵνα γνῶμεν τὴν δύναμιν τῆς θεότητος αὐτοῦ καὶ ὅτι αὐτὸς ἦν ὁ ἐν τῇ ἐρήμῳ τεσσαράκοντα ἔτη τὸν Ἰσραὴλ διατρέψας καὶ ἵνα δείξῃ ἑαυτὸν ὑπεραίνοντα (?) τοῦ Ἠλιοὺ ὡς πλεονάζειν ἐποίησε τὸ σμικρότατον ἔλαιον καὶ τὸ ἄλευρον τῆς χήρας; das gothiſche: anþaramma sinþa gatavida nasjands svaleika taikn. nih ainfalþaba jah sve svare. ak ei gaumjaima maht gudiskodaus ïs jah þatei saei in auþidai fidvortiguns jere ïsrael fodida. jah ei taiknjai sik silban maizan þama Helia svasve ufarassjan gatavida minnist alevis jah milvis viduvons; aber bei genauerer Betrachtung ergiebt ſich, daß von der gothiſchen Ueberſetzung der Skeireins nur Folgendes angehört: þatei ïs vas sa sama saei in auþidai ·m̄· jere attans ïze fodida, d. h. daß er derſelbe war, der in der Wüſte 12 Jahre ihre Väter nährte [2]. Das Uebrige iſt von Maßmann ſelbſt gothiſch hinzugefügt.

Was dann den gemeinſchaftlichen Gebrauch gewiſſer Worte betrifft, auf die ſich Maßmann beruft, ſo könnte darin nur eine

1) l. c. p. 86 sqq. 2) l. c. p. 30. p. 81.

Digitized by Google

Beweiskraft liegen, wenn es eigenthümliche Terminologien wären. Das ist aber in den Wörter κύριος (frauja), σωτήρ (nasjands), διδάσκαλος (laisareis), wahrlich nicht der Fall, ebensowenig zeigt sich bei den Formeln, die Maßmann als dem Theodorus und der Skeireins gemeinschaftlich anführt, etwas Eigenthümliches [1]). Die Dogmatik des Theodorus, soweit sich nach den in der Catena patrum erhaltenen Stellen von einer Dogmatik reden läßt, bietet gar keinen besonderen Anhaltspunkt für eine Vergleichung mit der Skeireins dar. Die Catena konnte den Schriften des Arianers nur das entnehmen, was mit der Orthodoxie nicht im Widerspruche stand.

Aus Maßmanns Untersuchung ergiebt sich nur das, daß der Verfasser der Skeireins wahrscheinlich den Commentar des Theodorus in freier Weise benutzt hat. Theodorus war ein eifriger Arianer, der als ein Partheihaupt in den Kämpfen gegen Athanasius eine Hauptrolle spielte († 358) [2]), seine Schriften konnten den Gothen wohl bekannt sein. Der Skeiriniſt scheint auch noch andere Auslegungen benutzt zu haben, z. B. die des Ammonius zu Joh. 3, 5 τὸ ὕδωρ καθαρίζει τὸ σῶμα καὶ τὸ πνεῦμα τὸ ἀόρατον ἁγιάζει ψυχήν u. s. w.; ferner zu Joh. 3, 24—26 τὸ ὕδωρ τοῦ ῥαντισμοῦ τὸ ἔχον σποδὸν τῆς δαμάλεως καθαρισμὸν ἐποίει ἀκουσίων ἁμαρτημάτων καὶ τοὺς ἀπὸ ἁφῆς νεκρῶν ἐκάθηρε· τὸ δὲ Ἰωάννου βάπτισμα τοῖς γνησίως μετανοοῦσι καὶ τῶν ἑκουσίων, παρεῖχεν ἄφεσιν· τὸ δὲ Χριστοῦ πάντων τῶν ἁμαρτημάτων καὶ πνεῦμα ἅγιον παρεῖχε καὶ υἱοθεσίας ἀξιαν. Dann zu Joh. 5, 37. 38 οὔτε τοῖς προφήταις φησὶν, οὔτε τῇ ἄνωθεν ἐνεχθείσῃ φωνῇ οὔτε τῇ τῶν πραγμάτων θαυματουργίᾳ ἐπιστεύσατε etc. [3]). Es sind Bemerkungen, die den Gedanken der Skeireins S. 40. 41 u. 48 entsprechen. Die zweite Stelle dient dazu, die schwierige Stelle þize unsaurveisane missadedeis (unvorsätzliche Vergehen), zu erklären.

Fragen wir, wer der gothische Verfasser der Skeireins gewesen ist, so veranlaßt die Nachricht des Aurentius, daß Ulfila in

1) Maßmann l. c. p. 81.

2) Valesii Annotationes zu Philostorgius IX, c. 13. Wie IX, cap. 10, so hat Philostorgius auch VIII, c. 17 den Theodorus mit seinem späteren Nachfolger Dorotheus verwechselt, und nicht jener, sondern dieser gehörte zu denen, die das ὁμοιούσιον unterzeichneten.

3) Corderii Cat. P.P. graec. in Ioh. p. 89. 104. 165.

Digitized by Google

den drei Sprachen, griechisch, lateinisch, gothisch, in denen er gepredigt, auch mehrere Traktate und viele Uebersetzungen zu Nutz und Erbauung der Gläubigen, sich selbst zum ewigen Andenken hinterlassen habe, — zunächst an Ulfila selbst zu denken. Auch Maßmann hat schon an ihn als Uebersetzer gedacht. Auf die wortgetreue Uebereinstimmung der angeführten Bibelstellen mit dem Text des Codex argenteus ist kein Gewicht zu legen; denn auch ein anderer gothischer Verfasser konnte jene aus der Uebersetzung des Ulfila getreu entnehmen, da sie ohne Zweifel die allgemein recipirte war. Aber ebenso wenig ist der Unterschied, der in stylistischer Hinsicht zwischen der Bibelübersetzung und der Skeireins herrscht, als entscheidend gegen Ulfila zu betrachten. Die Anakoluthien und der Gebrauch des Participium statt des verbum finitum in der Skeireins, der verschiedene Gebrauch der Partikeln, ja selbst neue Partikeln, die sich in der Bibelübersetzung nicht finden — alle diese Unterschiede, die mehr die Evangelien als die neutestamentlichen Briefe betreffen, lassen sich dadurch erklären, daß Ulfila hier nicht an der Hand des biblischen Textes streng übersetzte, sondern freier und selbständiger sich bewegte, daß er die Skeireins später als die Bibelübersetzung, vielleicht erst gegen Ende seines Lebens, verfaßte. Wie dem auch sein mag, ob Ulfila oder ein anderer gelehrter Gothe der Verfasser gewesen ist, jedenfalls weist die Benutzung der griechischen Exegeten Theodorus, Ammonius u. a. auf die Donauländer hin. Die Skeireins um ihres strengen Arianismus willen in eine spätere Zeit, in die zweite Hälfte des 5. Jahrh. zu verlegen, ist kein Grund vorhanden, da die arianische Lehre der Skeireins mit der des Ulfila völlig übereinstimmt. Wie Maßmann die Skeireins für ein Werk des Semiarianismus hat halten können, ist nicht zu begreifen, um so weniger, da er darin eine Uebersetzung eines Commentars des Theodorus, dieses strengen Arianers, zu erkennen glaubte. Und wenn Maßmann den Ulfila damals, als die Nachrichten des Aurentius über ihn noch nicht edirt waren, noch für einen Semiarianer hielt, so durfte er ihn nicht mit der Uebersetzung einer so entschieden arianischen Schrift betrauen.

Der Skeiriniſt nimmt [1]) von Joh. 3, 26 Anlaß, das Verhält-

1) Maßm. l. c. p. 43.

Digitized by Google

niß Johannes des Täufers und Jesu Christi näher zu bestimmen. Johannes bereitete nur die Gemüther für die Predigt des Evangeliums vor, „aber des Herrn Lehre verbreitete sich von Judäa aus über die ganze Erde, verbreitet sich überall bis heute und wächst, indem sie alle Menschen zur Erkenntniß Gottes führt und deßhalb auch verständlich ist. Die Herrlichkeit des Herrn des Ruhmes zeigte Johannes Bapt. selbst mit den Worten an: der von oben kommt, ist über Alle" (Joh. 3, 21). Damit bezeichnete er die Macht der Herrlichkeit des Herrn und nannte ihn einen Himmlischen (himinakunds, himmelgeboren), und von Oben Kommenden, sich aber einen Irdischen (airþakunds, erdgeboren), und von der Erde Redenden. „Denn er war von Natur (vistai, vist von visan, sein, nhd. wesen) ein Mensch, sei's daß er ein Heiliger, sei's daß er ein Prophet war, und obgleich er von der Gerechtigkeit zeugte, so war er doch von der Erde und redete aus wörtlicher Natur (us vaurdahai vistai, d. h. mit Worten zeugend, während Christus durch seine Thaten sich als den Messias bezeugte). Dieser aber vom Himmel ist gekommen, und wenn er auch in einem Leibe zu sein schien, so ist er doch über Alle, und „was er gesehn und gehört hat, das bezeugt er und sein Zeugniß nimmt Niemand an" (Joh. 3, 32). Obgleich er vom Himmel auf die Erde kam, so war er doch nicht irdisch und redete von der Erde, sondern offenbarte die himmlischen Geheimnisse, die er gesehn und gehört hatte bei dem Vater.

An die eigene Aussage des Johannes Bapt. über den Herrn knüpft der Skeiriniſt die Bemerkung, daß sie nicht nur den Zweck habe, die Herrlichkeit des Herrn zu melden, sondern um den gottlosen Streit des Sabellius und Marcellus zu tadeln und zu züchtigen, die den Vater und den Sohn eins zu nennen gewagt haben — hier bricht der Text des Fragmentes ab, so daß wir hier die Widerlegung, die den Standpunkt des Verf. näher bezeichnen würde, nicht besitzen. Auf Blatt V wird aber die Polemik gegen Sabellius fortgesetzt.

Zu der Stelle Joh. 5, 19. 20: „Wahrlich ich sage Euch, nicht kann der Sohn etwas thun von sich selber, sondern was er sieht den Vater thun; denn was jener thut, das thut auch auf gleiche Weise der Sohn; denn der Vater liebt den Sohn und zeigt ihm Alles, was er thut; und größere Werke als diese wird er ihm zeigen, damit ihr Euch wundern werdet." bemerkt der Skeiriniſt, daß

Digitized by Google

der Sohn zur Verherrlichung des Vaters bei jedem Werk Auftrag erwartet. Wenn Jesus aber sagt, daß der eine der Liebende, der andre aber der Geliebte sei, der eine der die Werke Zeigende, der andre aber der jene Werke nachahmt, (galeikonds, ähnlich macht), so hat er damit den zukünftigen Irrthum, den er voraussah, angezeigt, daß sie daran lernten, zwei Personen des Vaters und des Sohnes zu bekennen; goth. tva andvairþja allins jah sunaus andhaitan, (and-vairþi neutr. von vairþs siens, futurus, andvairþs für παρών, praesens; andvairþi für πρόσωπον, facies und persona), und daß sie nicht stritten. Zu demselben Zwecke bediente er sich eines deutlichen Wortes und sprach: „Denn gleichwie der Vater die Todten auferweckt und macht sie lebendig, so auch der Sohn, welche er will, macht er lebendig" (Joh. 5, 21), daß er durch seinen eigenen Willen und seine eigene Macht nachahmend (galeikonds, ähnlich machend), der vorher die Todten erweckte, ebenfalls die Todten zu erwecken verhieß und schalt der Ungläubigen Streitsucht. „Denn der Vater richtet Niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohne übergeben" (Joh. 5, 22). Wenn also Vater und Sohn ein und derselbe wäre (ains ja sa sama) nach des Sabellius Ansicht und nur mit verschiedenen Namen bezeichnet (missaleikaim bandvidþs namnam), wie könnte derselbe richten und nicht richten? Denn nicht nur die Veränderung der Namen zeigt die Verschiedenheit zweier Personen an (tvaddje andvairþje anthar-leikoin), sondern vielmehr wird dieselbe durch die Beweisung des Werks angezeigt, daß der eine Niemanden richte, sondern die Macht des Gerichtes dem Sohne übergeben habe. Und dieser empfängt durch den Vater Ehre und vollzieht alles Gericht nach seinem Willen, „damit sie alle den Sohn ehren, gleichwie (svasve) sie den Vater ehren" (Joh. 5, 23). Wir müssen also Alle um einer solchen und so deutlichen Erklärung willen Gotte, der ungeboren ist, Ehre erweisen und dem Eingeborenen, welcher als Sohn Gottes Gott ist (guþa unbauranamma jah ainabaura sunau guþs guþ visandin). Also laßt uns, die wir glauben, einem jeden von beiden Ehre erweisen der Würde gemäß (bi vairþidai secundum dignitatem); denn das da gesagt ist: „daß sie alle den Sohn ehren gleichwie sie den Vater ehren" lehrt uns, daß wir nicht eine gleiche, sondern eine ähnliche Ehre erweisen sollen (ni ihnon ak galeika weriþa). Und der Herr

Digitized by Google

ſelbſt, wenn er für ſeine Jünger betend ſagte zu dem Vater: „daß du ſie liebeſt, wie (svasve) du mich liebeſt“ (Joh. 17, 23), bezeichnet dadurch nicht eine gleiche, ſondern eine ähnliche Liebe (ni ibnaleika frijaþva ak galeika).

Hier bricht Blatt VI ab.

Sabellius, dem der Skeiriniſt wiederholt entgegentritt, ging von der abſtrakten Einheit Gottes, der μονάς, aus, die ſchlechterdings keinen Unterſchied in ſich zuläßt. Dieſe unterſchiedsloſe Einheit Gottes offenbart ſich in der Welt und nur in der Welt in verſchiedener Weiſe, ſofern Gott ſein Schweigen bricht und redet oder aus ſeiner Ruhe heraustritt und wirkt als λόγος ἐνδιάθετος und als λόγος προφορικός. Durch die Offenbarung Gottes in der Welt verſetzt ſich die μονάς, den Bedürfniſſen der Welt gemäß, in verſchiedene Daſeinsweiſen oder ſie entfaltet ſich zur Trias (ὁ πατὴρ ὁ αὐτὸς μέν ἐστι πλατύνεται δὲ εἰς υἱὸν καὶ πνεῦμα). Sabellius nennt dieſe Entfaltungen der μονάς auch πρόσωπον, inſofern dieſelbe in jeder Entfaltung der Welt ein verſchiedenes Angeſicht zeigt oder in verſchiedenen Rollen erſcheint. Die μονάς, um in eine neue Daſeinsweiſe überzugehn, ſammelt ſich aus der früheren Entfaltung, um in der neuen wieder ganz hervorzutreten. Alle Daſeinsweiſen, in denen die μονάς hervortritt, ſind coordinirt, denn in allen iſt die ganze μονάς, wenn gleich in beſonderer Weiſe, gegenwärtig. Sabellius unterſchied, nachdem durch den aus ſeinem Schweigen und aus ſeiner Ruhe herausgetretenen redenden und wirkenden Gott die Welt geſchaffen iſt [1]), drei verſchiedene Daſeinsweiſen Gottes in der Welt. Die Offenbarung Gottes des Vaters in dem Geſetz — zu dieſer Zeit war der Sohn noch nicht; die Zeit der Offenbarung Gottes des Sohnes in der Menſchwerdung — in der der Vater nicht mehr war — der heil. Geiſt noch nicht war; die Zeit der Offenbarung Gottes des heil. Geiſtes in der Erleuchtung der Gläubigen — in der der Vater und der Sohn nicht mehr war. In der Menſchwerdung Gottes trat die ganze μονάς hervor, ſodaß im göttlichen Grunde nichts mehr zurückblieb. Die Menſchwerdung Gottes war indeß nur eine vorübergehende Theophanie, durch die kein Unterſchied in dem Weſen Gottes begründet wurde, alſo die Menſchheit ein bloßes Accidens, die mit dem

1) Dorner a. a. O. p. 708 sqq.

Digitized by Google

Hingang Christi zum Vater, d. h. als die μονάς sich aus ihrer Entfaltung zum Sohne sammelte, aufhörte; sie hatte nur dazu gedient, die Entfaltung der μονάς zum Sohne zu beschränken.

Mit Sabellius stellt der Skeiriniſt den Marcellus Bischof von Ancyra in Galatien zusammen, der als eifriger Vertheidiger des ὁμοούσιον zu Nicaea aufgetreten, später in seinem Eifer dazu fortgetrieben wurde, die präexistente Hypostase des Sohnes wieder fallen zu lassen, und wie Sabellius nur einen ruhenden (ἡσυχάζων) und wirkenden, einen schweigenden und redenden Gott anzunehmen. Gott sprach, damit die Welt entstehe, das Schöpferwort aus und dies ist nach Marcellus der Hervorgang des Logos als der ἐνέργεια δραστικὴ πράξεως. Dieses Wort ist zwar von dem schweigenden, ruhenden Gott unterschieden, aber doch mit ihm unauflöslich vereint. Es ist mit dem Hervorgang des Logos keine Unterscheidung in dem göttlichen Wesen angenommen. Auch die Menschwerdung des Logos, die um der Sünde, um des Bedürfnisses der Menschen willen erfolgt, führt keine Unterscheidung in dem göttlichen Wesen herbei, und die Menschheit Christi ist, so hoch auch Marcellus den Gottmenschen stellt, im Grunde doch nur eine vorübergehende. Sie wird nur so lange dauern, als das Werk der Erlösung währt, und dann, wenn der Logos wieder in Gott zurückkehrt, der Leib des Logos entleert oder abgelegt werden. Der Rückfall in den Sabellianismus trat noch offener hervor bei Marcells Schüler Photinus, Bischof von Sirmium in Niederpannonien. Marcellus war schon im J. 336 von einer Versammlung der Antinicaener zu Constantinopel für abgesetzt erklärt worden. Eusebius von Cäsarea schrieb gegen ihn — Schriften, welche die Hauptquelle für die Lehre des Marcellus bilden. Als dann Photinus sich von der herrschenden Lehre noch weiter entfernte, so wurden die Angriffe von Seiten der Arianer gegen beide erneuert und auf der Synode zu Sirmium im J. 351 der frühere Vorkämpfer für das ὁμοούσιον zu Nicaea nebst seinem Schüler abgesetzt.

Der Lehre des Sabellius und der ihr sich annähernden des Marcellus tritt der Skeiriniſt mit der Behauptung entgegen: daß der Vater und der Sohn als zwei verschiedene Personen zu bekennen seien, die nicht bloß durch ihre Namen verschieden seien, sondern durch ihr Werk sich unterschieden: der Eine (der Vater) ertheilt Auftrag, der Andre (der Sohn)

Digitized by Google

führt aus, der Eine zeigt, der Andre ahmt nach — so bei der Auferweckung der Todten Joh. 5, 21. Zu diesem Werk, das zur Verherrlichung des Vaters dient, ist der Sohn mit der nöthigen Macht ausgerüstet. In der einfachsten Weise, ohne sich weiter auf das dogmatische Gebiet zu wagen und auf die ὑπόστασις des Sohnes einzugehen, argumentirt der Skeiriniſt gegen Sabellius auf Grund von Joh. 5, 22: Alles Gericht hat der Vater dem Sohne übergeben; wenn nun beide, der Vater und der Sohn, ein und derselbe wären, wie könnte derselbe richten und nicht richten. Von einer solchen Verschiedenheit des Werkes muß auf zwei verschiedene Personen geschlossen werden.

In dem verschiedenen Werk des Sohnes ist seine Ehre begründet, die er, wie das Werk ihm vom Vater übergeben ist, von dem Vater empfängt. Damit hat der Skeiriniſt schon seine Erklärung von Joh. 5, 23 eingeleitet, daß wir dem Vater und dem Sohn, dem Gotte, der ungeboren und dem eingeborenen Gott, nicht die gleiche, sondern ähnliche Ehre (ni ibnon, i. e. aequalem, ak galeika i. e. sed similem) erweisen, so wie sie eines jeden Würde (bi vairþidai) entspricht. Wie bei Ulfila von einer Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater nicht in Beziehung auf das Wesen, sondern nur in Beziehung auf den Willen und die Macht die Rede ist (S. 338), so spricht der Skeiriniſt von einer ähnlichen Verehrung, die wir dem Vater und dem Sohn hinsichtlich ihrer Macht und ihres Werks zollen sollen. Als Beleg für die richtige Auffassung des καθώς führt der Skeiriniſt ein Beispiel an Joh. 17, 23. Hier sei die Liebe des Vaters zu dem Sohne und zu den Menschen nicht die gleiche, sondern eine ähnliche (ni ibnaleika ak galeika). Wenn aber in dem Maße, als die Liebe nicht die gleiche ist, mit der der Vater den Sohn und mit der er die Menschen liebt, auch die Verehrung nicht die gleiche ist, die wir dem Vater und die wir dem Sohne erweisen, so erhellt daraus, wie der Skeiriniſt diese Verehrung gegen Vater und Sohn, die er zwar ähnlich nennt, unterscheidet. Die bestimmte Anwendung von ibns oder ibna.leiks für ἴσος, gleich und von galeiks (in der Skeir. auch ana-leiks) für ὅμοιος, ähnlich, dient zur Bestätigung dessen, was über die gothische Uebersetzung von Phil. 2, 6 und dem darin sich kund gebenden Arianismus gesagt ist.

Digitized by Google

Wenn der Skeiriniſt den Sohn von dem Vater beſtimmt unterſcheidet, ſo iſt er doch auch wieder beſtrebt, dem Sohn vor der Creatur einzige Würde zuzuſchreiben, wie dies in der Parallele zwiſchen Johannes dem Täufer und Chriſtus ſo beſtimmt hervortritt [1]). Die Skeireins zeigt, daß dazu beſonders das praktiſche Intereſſe an der Erlöſung der Welt durch Chriſtum hintrieb. Der Erlöſer hat ſein Werk nicht erſt mit der Erſcheinung im Fleiſch begonnen, ſondern ſchon im alten Bunde ſich des Volkes Israel angenommen. Von der wunderbaren Speiſung (Joh. 6, 1 sqq.) nimmt die Skeireins zu der Bemerkung Anlaß: damit habe er gezeigt, daß er derſelbe geweſen ſei, der ihre Väter in der Wüſte 40 Jahre ernährte [2]).

Seine Erſcheinung im Fleiſch zur Erlöſung der Welt betrachtet die Skeireins als nothwendig im Hinblick auf die allgemeine Sündhaftigkeit der Welt: Wer iſt, der Einſicht habe oder nach Gott frage; alle ſind abgefallen und zugleich untüchtig geworden (Pſ. 53, 3 u. 4). Offenbar hat das Zeugniß Johannes des Täufers über Chriſtum (Joh. 1, 27) die Skeireins zu der folgenden Erklärung geführt: „Deßhalb kam der gemeinſchaftliche Erlöſer Aller, um die Sünden aller zu tilgen (afhrainjan). Nicht eine gleiche, noch eine unſrer Gerechtigkeit ähnliche (ni ibna nih galeiks), ſondern die Gerechtigkeit ſelbſt ſeiend, damit er ſich für uns als Schlachtopfer und Opfer darbringend, die Erlöſung der Welt bewirkte.“ In Hinſicht auf dieſes Erlöſungswerk des Herrn habe Johannes Bapt. in Wahrheit geſagt: Siehe das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt (Joh. 1, 29).

Gerade der Umſtand, daß ſich der Skeiriniſt der den Unterſchied des Vaters und des Sohnes beſtimmenden Ausdrücke bedient, um Chriſti Gerechtigkeit zu bezeichnen, zeigt, wie ſehr er dieſe von der Gerechtigkeit der erlöſungsbedürftigen Creatur unterſchieden wiſſen will. Chriſtus iſt die Gerechtigkeit ſelbſt, der ſich als das vollkommene Opfer für uns Gott dargebracht (ei gasaljands sik faur uns hunsl jah sauþ guþa), auf das die heidniſchen Opfer (S. 307) nur vorbereitend hingewieſen haben. Daß der Skeiriniſt unter dieſer Darbringung das Leiden und den Tod Chriſti

1) Vergl. Maßmann l. c. p. 47, 15. 2) Maßmann l. c. p. 50.

Digitized by Google

verſteht, erhellt aus dem in mela þulainais leik is [1]), wo das Leiden des Sohnes durch die ausdrückliche Hinzuſetzung des Leibes auf dieſen bezogen wird.

Der Skeiriniſt fährt dann fort: „Der Erlöſer hätte auch ohne eines Menſchen Körper (inu mans leik) durch ſeine göttliche Gewalt allein Alle von der Macht des Teufels befreien können; aber er wußte, daß mit ſolcher Gewalt der Macht ein Zwang angezeigt und der gefaßte Rathſchluß der Rechtfertigung nicht mehr beobachtet ſein würde, ſondern daß er mit Zwang der Menſchen Rettung bewirken würde. Denn wenn, — da der Teufel den Menſchen von Anbeginn auch nicht zwang (zum Verderben), ſondern verführte, und durch eine Lüge bewog, daß er das Gebot übertrat — dies wider das Rechte wäre, nämlich, daß der Herr kommend mit göttlicher Macht und Gewalt, den Menſchen erlöſt und durch Zwang zur Frömmigkeit geleitet hätte; hätte es dann wohl nicht geſchienen, daß er bei der Einſchränkung der Rechtfertigung den vorher von Anfang gefaßten Rathſchluß überſchritte? — Es ziemt ſich alſo vielmehr, daß die, welche mit ihrem eigenen Willen dem Teufel gefolgt waren, das Geſetz Gottes zu übertreten, wiederum mit ihrem eigenen (freien) Willen der Lehre des Heilandes zuſtimmten und die Gottloſigkeit deſſen, der ſie früher verführt hatte, verachteten; die Erkenntniß der Wahrheit aber zu einer Erneuerung des Wandels in Gott diene. Deshalb nahm er auch den Leib eines Menſchen an (leik mans), damit er uns ein Lehrer der Gerechtigkeit vor Gott würde (þizos du guþa garaihteins); denn ſo ziemte es ſich, auch die Menſchen wiederum einzuladen mit Worten und Werken, daß ſie ſeine Weisheit nachahmten.“ Aus dieſer Darſtellung erhellt, welche Begriffe der Skeireiniſt von der Sünde und Erlöſung gehabt habe. Das Böſe iſt nicht phyſiſch, alſo nothwendig mit dem Menſchen und ſeiner ſinnlichen Natur gegeben, ſondern ethiſch, d. h. durch die freie Willensentſchließung des Menſchen entſtanden, indem er der Verlockung des Teufels gefolgt iſt. Die Sünde iſt eine freie That des Menſchen. Wie es mit der Sünde ſich verhält, ſo auch mit der Erlöſung. Sie iſt kein Naturproceß, ſondern beruht auf der freien Annahme der Gnade, die nach dem Rathſchluß Gottes ſich in Chriſto geoffenbart hat:

1) Maßmann l. c. p. 89.

Digitized by Google

Christus erlöst die Menschen durch seine Lehre und sein Werk. Als Lehrer predigt er die Gerechtigkeit, er fordert auf zur Nachfolge, zur Beobachtung der Gebote aus freier Entschließung; er erwirbt aber zugleich durch sein Werk, durch die dem Vater in seinem Leiden und in seinem Tode geleistete Sühne die Rechtfertigung, die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, damit die Menschen in einem neuen Leben vor Gott wandeln können. Deshalb hat der Erlöser einen menschlichen Leib angenommen, nicht bloß um die Menschen zu belehren, sondern um für sie zu leiden und zu sterben und ihnen die Rechtfertigung zu erwerben.

Die Mittheilung der durch Christum erworbenen Heilsgüter knüpft die Skeireins an die Taufe an. Zu Joh. 3, 5: „Wahrlich, ich sage dir, es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes eintreten," bemerkt der Skeireinist wörtlich: „denn nöthig war und passend für die Natur (vists von visan, für φύσις, eigentlich Wesen) des Menschen zur Annahme der Anordnung der Taufe, da der Mensch aus verschiedenen Naturen (missaleikom vistim) besteht, aus Seele nämlich und Leib, auch deren Eins, welches sichtbar und Eins, welches geistig war; deshalb nannte er passend nach der Eigenthümlichkeit (and þana laist, nach dem Leisten) jener, auch zwei Dinge, ein eignes jedem von beiden zur Taufe, nämlich das sichtbare Wasser und den unsichtbaren Geist."

Die Taufe des Johannes, die mit der christlichen Taufe verglichen wird, war nur eine Vorbereitung auf diese Geistestaufe. Sie stand in der Mitte zwischen der im mosaischen Gesetz angeordneten Reinigung des Leibes, die sie übertraf, und zwischen der Taufe des Evangeliums. Johannes predigte eine Taufe der Buße (idreigos daupein) und verhieß einfache Vergebung der Sünden denen, die sie einfältig bereuten. Der Herr aber verlieh zur Vergebung der Sünden und der Wohlthat des heil. Geistes noch die Kindschaft im Reiche Gottes.

Nicht bloß Christi Person, sondern auch sein Werk, das in der Erlösung sich concentrirt, ist weit erhaben über Alles, was der Creatur angehört und von ihr ausgeht.

Der Lehrbegriff der Skeireins stimmt, so weit die Fragmente reichen, durchgängig mit der Lehre des Ulfila überein. Der Skeiriniſt liebt wie Ulfila, die Gegner durch die heilige Schrift zu widerlegen und zwar läßt er Johannes den Täufer

Digitized by Google

oder den Herrn selbst dies oder das schon in Aussicht auf die zukünftigen Irrlehren aussprechen, um allen Streit zu vermeiden. Dem Streiten ist der Skeireinist als etwas Gottlosem (afgudon hailst) entschieden abgeneigt [1]). So steht also aus äußeren und inneren Gründen nichts der Annahme entgegen, daß in der Skeireins einer der von Ulfila verfaßten Traktate erhalten sei, von denen Auxentius berichtet. Die Wahl des Evangeliums Johannes zur Auslegung ist sehr bezeichnend für Ulfila, da er hier die beste Gelegenheit zu finden glaubte, die Erkenntniß der Gothen in den wichtigsten Stücken christlicher Lehre, insbesondre über das Verhältniß des Sohnes zum Vater, zu fördern.

---

[1]) Maßmann l. c. p. 44, 20.

Digitized by Google

VI. Der Audianismus unter den Gothen.

Als eifriger Missionar unter den Gothen im 4. Jahrh. wird Audius genannt, der bis in das Innere von Gothien eindrang und viele Gothen in der christlichen Wahrheit unterrichtete. In Folge dieser Wirksamkeit entstanden Klöster in Gothien, in denen christliche Bildung neben jungfräulichem Leben und Asceſe blühte.

Wir verdanken diese Nachricht dem Epiphanius, der kurz vorher über das Leben und die Lehre des Audius ausführlich gehandelt hat [1]). Darnach lebte Audius zur Zeit des Constantin, als das nicänische Concil den Arius verdammte. Er stammte aus Mesopotamien und gehörte der syrischen Kirche an [2]). In seinem Vaterland war er wegen der Reinheit seines Lebens und wegen seines Eifers besonders berühmt. Als er oftmals sah, was Alles in den Gemeinden vor den Augen der Bischöfe und Presbyter geschah, trat er ihnen strafend entgegen, indem er darauf drang, daß sie solche Dinge nicht dulden dürften. Epiphanius rühmt die Freimüthigkeit des Audius, womit er gegen das in die Gemeinden einreißende und bereits herrschende Sittenverderbniß auftrat und nicht dazu schwieg. So z. B., wenn er Kleriker fand, die nach Geld begierig waren, sei es, daß es Bischöfe oder Presbyter waren, oder irgend ein andrer Beamteter, so erhob er laut seine Stimme; wenn er Kleriker in Wollust und Schwelgerei leben oder das Wort in der Gemeinde nicht rein verkündigen und die Zucht unterlassen sah, so ertrug er das nicht, sondern hielt es ihnen offen vor. Solch ein Verfahren mußte denen, die ein unwürdiges Leben führten, lästig fallen. Daher Audius mancherlei Unbilden erduldete und Widerspruch erfuhr. Aber obgleich er sehr mißhandelt wurde, ertrug er es

1) Epiphanius contra haereses. lib. III, tom. 1. haer. L. sive. LXX.

2) Ephraëm. Syr. serm. 24 adv. haereses. Der syrische Name war eigentlich אודו.

Digitized by Google

geduldig und blieb so lange in der Kirche, bis einige, die durch ihn heftig beleidigt worden waren, ihn förmlich ausstießen. Trotzdem hielt er aus, ja er fühlte sich noch mehr getrieben, die Wahrheit zu sagen und das Band der Vereinigung mit der heil. katholischen Kirche auf keine Weise zu zerreißen. Endlich jedoch, nachdem er mit seinen Anhängern oft geschlagen worden war und die härtesten Mißhandlungen erfahren hatte, faßte er, durch die unablässigen Gewaltthätigkeiten genöthigt, mit schwerem Herzen einen Entschluß und trennte sich von der Kirche; es folgten ihm viele, und so bildete sich eine Separation. Die von der Kirche Getrennten lebten zusammen in Klöstern, theils in einsamen Gegenden, theils in der Nähe der Städte und in Vorstädten, wo sie sich von ihrer Hände Arbeit ernährten. Sie bildeten eine eigene organisirte Kirchengemeinschaft, zu der Bischöfe und Presbyter gehörten. Audius selbst wurde von einem Bischof, der gleicher Gesinnung mit ihm war und sich von der Kirche getrennt hatte, zum Bischof ordinirt.

Die Audianer wichen in keinem Hauptstück von der reinen Lehre ab, sondern waren wie Audius selbst, durchaus rechtgläubig. In Betreff des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes lehrten sie ganz wie die katholische Kirche. Nur in einem untergeordneten Punkt, wie Epiphanius sagt, hatten sie eine abweichende Ansicht, für die sie eifrig stritten. Auf Grund einer einseitigen, buchstäblichen Auffassung und Auslegung einiger Schriftstellen lehrten sie in Betreff des göttlichen Ebenbildes, das Gott dem Adam anerschaffen hatte, daß es dem Leibe nach (κατὰ τὸ σῶμα) zu fassen sei. Dem Ausspruch in der Geneſis: „Lasset uns einen Menschen machen nach unsrem Bilde und daß er uns gleich sei," werde der Bericht hinzugefügt, daß Gott den Menschen machte, indem er Staub von der Erde nahm. Daraus, daß der Mensch von der Erde gemacht sei, folge, daß der Mensch ganz irdisch (χοϊκόν) sei, also sei das Irdische, der Leib des Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht. — Die Audianer beriefen sich für ihre Ansicht auf Stellen, wie Ps. 10, 17: Die Augen des Herrn sehen auf die Elenden und seine Ohren hören auf ihr Flehen; Jes. 41, 20: auf daß man verstehe, daß des Herrn Hand solches gethan habe; Jes. 66, 1 sqq. So spricht der Herr: der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meiner Füße Schemel; meine Hand hat

Digitized by Google

Alles gemacht; Dan. 7, 9: Solches sahe ich, bis daß Stühle gesetzt wurden; und der Alte setzte sich: des Kleid war schneeweiß, und das Haar auf seinem Haupte wie reine Wolle, sein Stuhl war eitel Feuerflamme und desselbigen Räder brannten mit Feuer. Merkst du nun nicht, so fragten sie, wie der Leib nach dem Bilde Gottes geschaffen sei? und hielten daran fest. Auch das brachten sie vor, daß der Herr (ὁ κύριος) den Propheten im alten Bund erschienen sei, daß dies ganz in seinem Willen gelegen habe und er in jeder Beziehung dazu im Stande gewesen sei.

Ein zweiter Punkt, in dem sie von der katholischen Kirche abwichen und viele Mitglieder derselben, Männer und Weiber, dadurch an sich zogen, betraf den Termin der Paschafeier. Zu derselben Zeit, wo die Juden das Fest der süßen Brode feierten, also am 14. Nisan, begingen sie, wie die Quartodecimaner des Epiphanius, die Todesfeier des Herrn. Sie beriefen sich für diesen Brauch auf die alte apostolische Ueberlieferung in der Kirche und machten dieser den Vorwurf, daß sie aus Menschengefälligkeit gegen den Kaiser die alte väterliche Weise der Paschafeier verlassen und um den Wünschen des Kaisers zu willfahren, den Tag verlegt habe. Einige Audianer erhoben sogar den Vorwurf, daß das Paschafest auf das Geburtsfest des Constantin verlegt worden, oder wenn das Geburts- und Paschafest zusammenfiel, dieses verschoben worden sei.

Der Bericht des Theodoret [1]) über die Audianer ist im Vergleich mit dem des Epiphanius höchst mangelhaft und unzusammenhängend, obgleich jener, als Bischof von Kyrrhos am Euphrat, füglich genauere Kunde hätte einziehen können. Man sieht darnach nicht ein, wie die Audianer zu dem Irrthum des Manes gekommen sein sollen, daß der Schöpfer der Welt nicht auch das Feuer und die Finsterniß geschaffen habe, oder daß diese ewig seien. Ferner sind die Gründe der Separation von der Kirche hier nicht einleuchtend genug dargestellt. Die Beschuldigung pharisäischer Gesinnung ist wenigstens in solcher Allgemeinheit, wie sie Theodorot erhebt, ungerecht. Die Beschreibung ihres kirchendisciplinarischen Verfahrens endlich ist nicht geeignet, Glauben zu erwecken.

1) Theod. hist. eccl. IV, 10. haer. fabul. comp. IV, 10.

Digitized by Google

Halten wir uns an die Darstellung des Epiphanius, so war es das zu Constantins Zeit in der katholischen Kirche und besonders unter dem Klerus eingerissene Verderben und der Mangel an Kirchenzucht, wodurch der eigentliche Anlaß zur Separation des Audius und seiner Anhänger gegeben wurde. Die Audianer wollten, daß die christliche Kirche nach dem Vorbild der apostolischen, die Gemeinschaft der Heiligen wirklich darzustellen bestrebt sei, und daß sie deshalb unreine und unheilige Mitglieder nicht in ihrer Mitte dulde oder wenigstens nicht ungestraft lasse. Als sie damit nicht durchdrangen, versuchten sie in einer eigens organisirten Kirchengemeinschaft das apostolische Vorbild wieder herzustellen. Es könnte mit dieser Richtung zusammenhängen, daß sie sich der auf dem ersten ökumenischen Concil zu Nicäa vereinbarten Zeit des christlichen Paschafestes als einer Neuerung nicht anschlossen, sondern an der Feier des 14. Nisan als altapostolischer Sitte festhielten; denn durch die äußerliche Einheit oder Einförmigkeit der katholischen Kirche, die besonders der Kaiser Constantin aus kirchen-politischen Rücksichten durch verschiedene Mittel wie auch durch Festsetzung eines gemeinschaftlichen Festtages für die ganze katholische Kirche erstrebte, konnte ihnen die Reinheit und Heiligkeit der Kirche, das innere geistliche Leben der einzelnen Glieder und Gemeinden immer mehr bedroht erscheinen. Was ihre Lehre vom Ebenbilde Gottes betrifft, so steht sie nicht vereinzelt da. Unter den Katholiken des 2. Jahrh. war die Vorstellung von der Körperlichkeit Gottes nicht selten, z. B. Melito, Bischof von Sardes in Kleinasien, hatte eine Schrift verfaßt: περὶ ἐνσωμάτου θεοῦ, über die Körperlichkeit Gottes, worin er das Ebenbild Gottes auch auf die Leiblichkeit deutete mit Beziehung auf a. t. Stellen, worin er diese Vorstellung bestätigt fand[1]). Bemerkenswerth ist, daß Melito und die kleinasiatischen Katholiken das christliche Paschafest ebenfalls am 14. Nisan nach der apostolischen Ueberlieferung feierten, so daß zwischen ihnen und den Audianern eine Verwandtschaft unverkennbar ist[2]).

---

1) Euseb. hist. eccl. IV, 26. cf. Origen. fragm. commentarii in Genesin Opp. ed. Delarue Tom. II, p. 25.

2) Weitzel, die christliche Passafeier der drei ersten Jahrhunderte. Pforzheim 1848. p. 254 sqq.

Digitized by Google

Von dem Leben des Audius erzählt Epiphanius weiter, daß er als Greis von dem Kaiser nach Skythien verbannt worden sei, weil er das Volk zum Ungehorsam verleitet habe und von den Bischöfen deshalb beim Kaiser verklagt worden war. Nachdem er eine Reihe von Jahren dort zugebracht hatte, wie viele weiß Epiphanius nicht anzugeben, zog er weiter fort in das Innere von Gothien, wo er, wie schon mitgetheilt ist, unter den Gothen eifrig missionirte.

Der Name des Kaisers ist nicht genannt, läßt sich aber vermuthen. Audius trat, wie Epiphanius berichtet, zur Zeit des Constantin auf, als das Nicänum den Arius verdammte. Die Separation muß um die Jahre 341 bis 344 in der syrischen Kirche besonders um sich gegriffen und allgemeines Aufsehen erregt haben, da Hieronymus anführt, daß um diese Zeit Audäus (Audius), der Urheber der audäanischen Ketzerei, in Syrien berühmt gewesen sei [1]). Da Audius als Greis nach Skythien exilirt wurde, dort eine Reihe von Jahren zubrachte und dann nach Gothien vordrang, wo die Erfolge seiner Wirksamkeit auf einen längeren Aufenthalt (um die Mitte des 4. Jahrh.) schließen lassen, da er ferner bei'm Ausbruch der Verfolgung unter Athanarich im J. 370 schon gestorben war, so muß jener Kaiser, der den Audius exilirt hat, Constantius gewesen sein.

Die von Audius bekehrten Gothen führten in Klöstern vereinigt ein mönchisches Leben, das Epiphanius als bewunderungswürdig schildert. Was er an den gothischen Audianern auszusetzen hat, ist zunächst die besondere Paschafeier und die eigenthümliche Auffassung vom Ebenbilde Gottes. Es konnte dem Audius nicht schwer fallen, die noch heidnischen Gothen für seine Ansicht von der Körperlichkeit Gottes zu gewinnen, da ja das germanische Heidenthum die Götter anthropomorphistisch auffaßte und sie wie ideale Menschengestalten vorstellte; eine solche Vorstellung von Gott, wie die des Audius, konnte für die Gothen einen Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum bilden. Viel gefährlicher aber als diese Abweichungen, ja erschrecklich, erscheint in den Augen des Epiphanius die separatistische Richtung der gothischen Audianer, die hier viel schroffer als in der syrischen Kirche sich ausgeprägt haben muß. Sie wollten mit

1) Hieronymus in dem Chronicon ad a. 342.

Digitized by Google

denen nicht einmal gemeinsam beten, die, wenn sie auch im Leben bewährt und unbescholten waren und keinerlei Vorwurf der Hurerei, des Ehebruchs und Wuchers auf sich geladen hatten, bloß allein in der Gemeinschaft der Kirche sich befanden. Den Namen von Christen, als Mitglieder der heil. Kirche, die keinen andern Zusatznamen, sondern nur den Namen Christi trägt, vertauschten sie mit dem Namen eines bloßen Menschen, nach dem sich ihre Gemeinschaft nenne, und dessen Namen sie als Parole aufstelle. Wenn auch ihr Leben noch so rein sei und der Verein jeder Gerechtigkeit sich rühmen könne, so sei dies doch durchaus verwerflich.

Kaum hat das Christenthum unter den germanischen Völkerstämmen Eingang gefunden, so sehen wir schon in dem Audianismus der Gothen eine Richtung auftreten, welche die Kirche nach apostolischem Vorbilde als die Gemeinschaft der Heiligen begreift und diese mit strengster Ausschließung aller unreinen und unheiligen Mitglieder wirklich darzustellen versucht, darüber aber verkennt, daß die Kirche eine göttliche Erziehungsanstalt für die Völker sein soll, die durch Aufnahme erst zu heiligender Mitglieder nicht aufhört die Kirche Christi auf Erden zu sein. Der den germanischen Völkern von Natur eigene Sonderungstrieb macht sich hier gleich in einer Separation von der einen, allgemeinen Kirche Luft und sucht die eben erst gegründete gothische Volkskirche zu spalten.

Es steht zu vermuthen, daß die bei den Geten schon vorhandene Neigung zur Asceſe, von der Strabo Manches erzählt, daß z. B. die Ehelosen für heilig gehalten wurden, daß es als Frömmigkeit ausgelegt wurde, sich der Fleischspeisen zu enthalten, daß die Weinstöcke ausgerottet wurden und man ohne Wein lebte ꝛc. [1]), hier auf christlichem Boden nachwirkte und der den älteren Germanen nachgerühmte Sinn für Strenge und Reinheit der Sitten den Audius die eifrigsten Anhänger unter den Gothen finden ließ. —

Nach dem Tode des Audius schlossen sich immer neue Mitglieder der Gemeinschaft an, darunter Bischöfe, wie Uranius in Mesopotamien. Für die gothischen Audianer hatte Audius durch Einsetzung von Bischöfen gesorgt, unter denen Silva-

1) Strabo lib. VII, c. 3. §. 4. 5. 11.

Digitized by Google

nus sich auszeichnete. Nach dem Tode des Silvanus, der vor dem J. 375, da Epiphanius schrieb, erfolgt sein muß, scheint die Separation abgenommen zu haben und durch die Verfolgung unter Athanarich mit dem J. 370 wurden die Audianer versprengt. Eine Anzahl derselben wandte sich im J. 371 zu ihren Genossen nach Chalcis bei Antiochia und an den Euphrat, da sie, als Epiphanius schrieb, schon seit vier Jahren dort wohnten.

Die Frage, wie Ulfila, mit dessen Wirksamkeit die des Audius eine Zeit lang zusammenfiel, sich zu der Separation verhalten habe, kann im Allgemeinen dahin beantwortet werden, daß er sie gewiß bekämpft hat, da er an der Einheit der Kirche, in der sein Bekenntniß als das allein wahre gelte, festhielt, alle übrigen Conventikel aber nicht für Gemeinden Gottes, sondern für Synagogen des Satans erklärte. Ulfila mußte die audianische Lehre vom Ebenbild Gottes bekämpfen, da er lehrte, daß Gott seiner Substanz nach unkörperlich sei. Vielleicht, daß unter den von ihm bekämpften verderblichen Irrlehren, die Auxentius aufzählt, die Antropiani, die Audianer sind, da diese auch von andern, z. B. Augustinus als Anthropomorphiten wegen ihrer Lehre von der Körperlichkeit Gottes, auf die sie von dem dem Menschen anerschaffenen Ebenbilde zurückschlossen, genannt werden [1]).

1) Augustin. lib. de haeres. ad Quodvultdeum c. 50. Augustin nennt sie Vadiani, die er mit Epiphanius zu den Schismatikern zählt.

Digitized by Google

VII. Das Märtyrerthum unter den Gothen.

Athanasius beruft sich in seiner Apologie des Christenthums auf die Siege desselben über das Heidenthum und führt die Gothen unter andern bekehrten Stämmen auf. Er spricht dann auch von einem Märtyrerthum der Barbaren, die den Tod verachteten. Daraus könne man die Kraft des Christenthums am besten bemessen. Er sagt aber dabei nicht ausdrücklich, daß die Gothen als Märtyrer gestorben seien (S. 215). Die erste Verfolgung der christlichen Gothen, über die wir bestimmte Nachricht haben, fällt in das Jahr 355. Sie ging von dem den Christen feindlich gesinnten heidnischen Könige oder Richter der Gothen, Athanarich, aus, und veranlaßte Ulfila um diese Zeit, im 7. Jahre seines Episcopats, mit einem Theile der christlichen Gothen über die Donau auf römisches Gebiet hinüber zu ziehen. Nach des Aurentius Bericht starben viele Diener und Dienerinnen Christi in dieser Verfolgung einen glorreichen Märtyrertod [1]). Die zweite noch heftigere Verfolgung unter Athanarich erhob sich seit dem Jahre 370, wie zehn Jahre später Hieronymus berichtet [2]). Diese Zeitangabe wird durch das Zeugniß des Epiphanius bestätigt, der im Jahre 375 sein Werk gegen die Häresieen verfaßte und damals erzählt, daß die aus Gothien vertriebenen Christen, Anhänger des Audius, schon seit vier Jahren, also seit 371, in Chalcis bei Antiochien und am Euphrat wohnten. Sozomenus, der die geschichtlichen Verhältnisse gänzlich verwirrt hat und die Spaltung unter den Gothen, die Kämpfe zwischen Frithigern und Athanarich erst ausbrechen läßt, nachdem die Gothen bereits über die Donau gegangen und von Kaiser Valens Wohnsitze in Thracien erhalten hatten, läßt nun auch ganz widersinnig Athanarich auf römischem Gebiet die christlichen Gothen

1) Waitz, a. a. O. p. 20. 2) Hieronym. Chron. ad annum 370.

Digitized by Google

verfolgen und setzt damit die zweite Verfolgung an einen andern Ort und in eine spätere Zeit, als sie wirklich stattgefunden hat. Seine Nachrichten, daß auch manche christliche Gothen Frithigerns durch Athanarich Märtyrer geworden seien, kann nur in dem Sinne gelten, wenn damit christliche Gothen, die im Kampfe Frithigerns gegen Athanarich gefallen waren, gemeint sind. Man hat es auffallend finden wollen, daß Athanarich gleich nach dem mit Valens (im J. 369) geschlossenen Frieden eine neue Verfolgung erhoben habe; aber abgesehen von den fast gleichzeitigen Zeugnissen, mit denen auch die authentischen Akten des heiligen Saba stimmen, lag es dem Athanarich gerade damals nahe, als er aus dem Kampf mit den Römern unüberwunden hervorging und mächtiger als zuvor über die Gothen herrschte, zu einer Verfolgung der Christen zu schreiten, die er als eifriger Anhänger der väterlichen Religion haßte und von denen er ein Einverständniß mit den christlichen Römern befürchten mußte.

Socrates beschreibt die Verfolgung nicht näher, sagt aber, daß die Gothen Athanarichs, die Märtyrer geworden, Arianer gewesen seien, da sie von Ulfila bekehrt worden waren. „Sie, die in Einfalt ihres Gemüths das Christenthum angenommen hatten, haben für den Glauben an Christum das Leben dieser Welt verachtet.“ Dasselbe sagt auch Sozomenus, der die Verfolgung näher schildert. Athanarich, der mit Unwillen gesehen habe, daß Ulfila auch seine Leute, wie die Frithigern's, zum Christenthum bekehrt habe und dadurch der väterliche Gottesdienst umgestaltet worden sei, habe Viele mit harten Strafen bedroht. Die Einen habe er vor Gericht gestellt, nachdem sie freimüthig für die Lehre gezeugt, die Andern, die er nicht einmal zu Worte kommen ließ, tödtete er. Die von Athanarich ausgesandten Leute sollen ein auf einem Wagen stehendes Götterbild vor allen Hütten derer, die für Christen ausgegeben wurden, herumgeführt und diese aufgefordert haben, anzubeten und zu opfern. Wenn sie dies verweigerten, steckten sie die Hütten mit den Bewohnern in Brand. Der Umzug, den bei den Gothen die Verfolger der Christen mit einem Götzenbilde auf einem Wagen hielten, erinnert ganz an den Umzug der Göttin Nerthus bei den Longobarden und andern zu den Sueven gehörenden Stämmen, von dem Tacitus erzählt; oder an den Umzug Freyr's im Norden, wo seine Bildsäule auf einem Wagen durch das

Digitized by Google

Land umhergeführt wurde. Bei solchen feierlichen Umzügen strömte das Volk von allen Seiten dem Wagen entgegen und brachte seine Opfer dar [1]). Noch viel Schlimmeres hat Sozomenus erfahren. Viele nämlich, die durch die Nachstellungen derer, welche sie zu opfern zwangen, erschöpft waren, Männer sowohl als Weiber, die einen mit ihren Knaben, die andern mit den Säuglingen an der Brust, seien zu dem Haus der dortigen Kirche geflohen. Die Heiden aber legten Feuer an, so daß Alle verbrannten.

In dem uns erhaltenen Fragment eines gothischen Calenders hat sich die Erinnerung an diese Märtyrer erhalten. Zum 29. Tage des dem November vorhergehenden Monates heißt es: gaminþi marlyre þize bi verekan papan jah batvin bilaif aikklesjons fullaizos ana guþþiudai gabrannidaize, d. i. Erinnerung an die Märtyrer, welche mit dem Bischof Vereka und Batvins, dem Diener der katholischen Kirche, bei dem gothischen Volk verbrannt sind. Das goth. papa steht hier wie in der neapolitanischen Urkunde für Bischof. bilaif, bi-hlaifs von hlaifs, Brod; ga-hlaiba bei Ulfila für συμμαθητής, (Joh. 11, 16) und ανταρατιώτης (Phil. 2, 25), eigentlich: Genosse, mit dem man das Brod theilt, dann Amtsgenosse, Mitstreiter. Die Acta SS. haben zum 26. März die Namen der 26 Märtyrer erhalten, die unter der Regierung des Valentinian und Valens durch die Gottlosigkeit des gothischen Königs Jungerich (statt Athanarich) in der Kirche verbrannt worden sind. Es werden hier zwei Presbyter namhaft gemacht, Bathusis und Verikas oder Verkas, also galt Bischof goth. papa und Presbyter, in älteren Zeiten für ganz gleichbedeutend bei den Gothen (S. 320). Mit diesen Presbytern werden zugleich zwei Söhne und Töchter aufgeführt, dann Arpylas solitarius, d. i. ein Einsiedler, ferner die Laien Abepas oder Abippas, Constans, Hagnas oder Hagias, Rhyas oder Vias, Hegethrar, Hescous oder Iscoës, Sylas oder Silas, Sigitzat oder Siditzat, Sverilas, Svimblas oder Suimplas, Thermas oder Thertas, Philgas. Außerdem sechs Weiber, die mit ihnen gestorben sind, Anna, Allas oder Halas, Paris oder Barka, Moico, Mamyca, Virco oder Vico und Animais. „Diese lebten unter dem Gothen-König Jungerich

1) Siehe S. 136, 162, 164.

Digitized by Google

(Athanarich), unter den Kaisern Valentinian und Valens, und haben um des Bekenntnisses zu Christo willen von Jungerich (Athanarich) die Krone des Märtyrerthums durch das Feuer empfangen, als derselbe die christliche Kirche in Brand stecken ließ, in der die heiligen Märtyrer zusammen verbrannt sind." Die Acta SS. geben noch einen Zug aus der Verfolgung, daß „wenn irgend Jemand eine Gabe zu seiner Kirche gebracht habe, der Gothenkönig ihn ergreifen und den, der den christlichen Namen bekannte, verbrennen ließ.

Die Ueberreste der 26 Märtyrer soll die Gemahlin eines andern gothischen Fürsten, die eine rechtgläubige Christin war, mit den Presbytern und Laien gesammelt haben, und nachdem sie ihre Herrschaft ihrem Sohne übertragen hatte, von Ort zu Ort gezogen sein, bis sie mit ihrer Tochter auf römisches Gebiet kam. Darauf kehrte sie in ihr Vaterland zurück und überließ die Reste ihrer Tochter, die sich nach Cyzicum wendend einen Theil derselben der Stadt übergab und dann ihr Leben beschloß. Ein anderer Bericht hat den Namen der rechtgläubigen Gothenfürstin, welche die Ueberbleibsel sammelte, erhalten, nämlich Gautho, deren Genossen ein Presbyter und ein Laie mit Namen Thyella gewesen sei. Die Königin habe die Herrschaft ihrem Sohne Arimerius überlassen, sei von einem Ort zum andern gezogen, bis sie mit ihrer Tochter Ducilla nach Romanien, auf römisches Gebiet gekommen sei. Später forderte sie ihren Sohn auf, zu ihr zu kommen und mit ihm kehrte sie zurück, indem sie die Ueberreste der Ducilla zurückließ. Ducilla kam unter der Regierung des Valentinian und Theodosius nach Cyzicum und überließ einen Theil der Ueberreste der gesegneten Stadt. Thyellas, der auch wieder nach Gothien zurückgekehrt sei, sei zugleich mit der Königin Gautho gesteinigt worden. Ducilla aber starb in Frieden.

Es ist kein bestimmter Grund vorhanden, die rechtgläubige Königin Gautho und ihre Angehörigen, deren Namen sonst unbekannt sind, der Legende zuzuweisen, da durch die fortbestehende Verbindung zwischen den christlichen Gemeinden in Gothien und Cappadocien einzelne rechtgläubige Familien sich gewiß dort fanden. Die unbezweifelt-echten Acta des heil. Saba und die Correspondenz des Basilius von Cäsarea geben darüber Aufschluß. Der Bericht über die rechtgläubige Fürstin Gautho zielt offenbar darauf hin, den Gebeinen der 26 Märtyrer, die hoch in Ehren

Digitized by Google

ſtanden, jeden Makel zu nehmen, da ſie Arianer waren. Deßhalb iſt die Rechtgläubigkeit der gothiſchen Fürſtin, welche ſie geſammelt hat, ſo betont, während von dem Bekenntniß der Märtyrer ſelbſt nichts geſagt wird. Dem widerſpricht nicht die Bezeichnung des Calenders: bilaif aikklesjons fullaizos, Diener der katholiſchen Kirche, die eine den arianiſchen Gothen geläufige iſt, da ſie ſich ſelbſt catholici nannten [1].

Von der zweiten Verfolgung unter Athanarich wurden auch die Anhänger des Audius betroffen, die im J. 371, vier Jahre bevor Epiphanius berichtet, aus Gothien ausgetrieben wurden und in Chalcis bei Antiochien und am Euphrat ſich niederließen. Epiphanius ſagt noch, daß in dieſer Verfolgung, die von einem heidniſchen König der Gothen aus Haß gegen die Römer, deren Könige Chriſten waren, erhoben wurde, auch rechtgläubige Chriſten aus Gothien ausgetrieben ſeien. Der chriſtliche Glaube ſollte mit der Wurzel ausgerottet werden. Aber es ſei noch ein Same übrig geblieben. Auguſtinus hatte es im Anfang des 5. Jahrh. von mehreren Brüdern, die zur Zeit der Chriſtenverfolgung in Gothien unter Athanarich noch Knaben geweſen waren, als von Augenzeugen, gehört, daß daſelbſt auch viele Katholiken verfolgt und mit der Märtyrerkrone gekrönt worden ſeien [2].

Von den rechtgläubigen Männern, die in der Verfolgung umkamen, ſind die Namen Saba, Nicetas erhalten. Die über das Martyrium des heil. Saba erhaltenen Acta (zum 12ten April) beſtehen in einem Briefe der Gemeinde in Gothien an die in Cappadocien, der als eines der köſtlichſten Denkmäler des chriſtlich germaniſchen Geiſtes aus älteſter Zeit ausführlicher mitgetheilt zu werden verdient. Der Brief zeugt von der urſprünglichen Kraft des Glaubens und von der Lebensfriſche der gothiſchen Gemeinden, wie ſie uns in den Sendſchreiben der Gemeinden von Lugdunum und Vienna über die Verfolgungen in Gallien und in dem Sendſchreiben der Gemeinde zu Smyrna über das Martyrium des Polykarp im 2. Jahrh. ſo erhebend entgegentritt.

Der Brief beginnt mit dem apoſtoliſchen Gruß: „Die Gemeinde Gottes, die wohnt in Gothien, der Gemeinde Gottes in

---

1) Vergl. das arianiſche Bekenntniß „fides catholica“ unter den von Angelo Mai edirten Fragmenten Bd. III. p. 233.

2) Augustin. de civit. dei XVIII, 52. cf. Ambrosius de fide II, 16.

Digitized by Google

Cappadocien und allen denen, die Glieder der heil. katholischen Gemeinde sind, Barmherzigkeit, Friede und Liebe von Gott dem Vater und unserm Herrn Jesu Christi." Was Petrus gesagt hat, daß in allem Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm, das sei auch jetzt wahr geworden. Es habe sich bestätigt in dem Märtyrerthum des heil. Saba. Der Brief giebt dann einen kurzen Abriß seines Lebens: Er war von Geschlecht ein Gothe und lebte in Gothien inmitten eines bösen und verkehrten Geschlechts. Er glänzte wie ein Licht in der Welt, da er den Heiligen nachfolgte und wie diese in christlichen Tugenden sich auszeichnete. Schon von früher Jugend erfüllte ihn kein anderer Eifer als nur der für die Hingabe an unsern Herrn und Heiland Jesum Christum, da er das für die vollkommenste Tugend hielt, hinanzukommen zu einem vollkommenen Manne in der Erkenntniß des Sohnes Gottes. Wie aber denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beßten gereichen, so wurde auch ihm der Kampfpreis der oberen Berufung zu Theil, nach dem er von Jugend auf gestrebt, um den er gegen den Widersacher gerungen und alle Uebel des Lebens überwunden hatte, sodaß er gegen Alle friedfertig geworden war. Um der Erinnerung und der Erbauung der Gläubigen willen will die Gemeinde nach seiner Auflösung im Herrn nicht schweigen, sondern seine christlichen Heldenthaten beschreiben.

Er wandelte richtig im Glauben und fest, erwies sich zu jedem Gehorsam in der Gerechtigkeit bereit und war sanftmüthigen Geistes; obgleich er der Rede unkundig war, so war er doch reich an Erkenntniß; für die Wahrheit nahm er das Wort und stopfte den Götzendienern das Maul, ohne sich dabei zu überheben, sondern war, wie es den Demüthigen ziemt, fügsam, ruhig und nicht vorschnell; eifrig zu jedem guten Werk; in der Gemeinde sang er Psalmen und war für den Psalmengesang eifrig bemüht. Nach Gold und Schätzen verlangte er nicht, sondern sorgte nur für das, was zur Nothdurft dient, nüchtern, enthaltsam in allen Stücken, auch nicht mit einem Weibe vertraut, täglich fastend und anhaltend am Gebet, ohne allen eiteln Ruhm; sein untadelhafter Glaube erwies sich durch die Liebe thätig, wie er auch nicht unterließ, immerdar mit Freudigkeit zu reden im Herrn.

Als die Häuptlinge (μεγιστᾶνες) der Gothen zuerst anfingen, gegen die Christen einzuschreiten und sie zwangen Götzen-

Digitized by Google

fleisch zu essen, gefiel es einigen Heiden in dem Orte, wo Saba lebte, anstatt Götzenfleisch anderes den Götzen nicht geopfertes Fleisch ihren christlichen Nachbarn öffentlich vor den Verfolgern zu geben, um so die Ihrigen zu retten, die Verfolger aber zu täuschen. Als dies Saba erfuhr, aß er nicht bloß nicht von dem Fleisch, sondern legte auch vor Allen Zeugniß ab, daß wer davon esse, kein Christ sein könne, und wehrte so Allen in des Teufels Stricke zu fallen; deßhalb stießen ihn die, welche die List ersonnen hatten, aus dem Orte heraus, riefen ihn dann aber wieder zurück. Als sich abermal eine Verfolgung erhob, wollten einige heidnische Gothen, die nach alter Gewohnheit den Göttern opferten, dem Verfolger verheimlichen, daß ein Christ am Orte sei; aber Saba trat wieder freimüthig auf und erklärte mitten in der Rathsversammlung: Für mich schwöre Niemand, denn ich bin ein Christ! Und die Ortsbewohner schwuren vor dem Verfolger, indem sie ihre Genossen verbargen, daß bei ihnen nur ein Christ sei. Als der Fürst (ἄρχων) es gehört hatte, ließ er Saba kommen, und fragte die Umstehenden, ob er vermögend sei; als diese versicherten, daß er weiter nichts besitze, als was er an sich trage, verachtete ihn jener, und der Ungerechte ließ Saba mit dem Bemerken, daß er weder etwas nützen noch schaden könne, herauswerfen. Als die Verfolgung der Gemeinden in Gothien auf's Neue ausbrach, da wollte Saba zur Zeit des Pascha's nach einer anderen Stadt zu einem gothischen Presbyter gehen, um dort das Fest zu feiern. Unterwegs erschien ihm ein Mann in großer glänzender Gestalt und sprach zu ihm: Kehre um und gehe zu dem Presbyter Sansala! Saba antwortete: Sansala ist auswärts; denn er war in der Verfolgung geflohen und brachte auf römischem Gebiet zu. Damals aber war Sansala gerade zum Paschafest nach Hause zurückgekehrt. Saba wußte es nicht, deßhalb antwortete er jenem Manne so und widerstand, um zu dem gothischen Presbyter zu gehen. Als er der Weisung keine Folge leistete, fiel plötzlich, obgleich es bis dahin noch gutes Wetter gewesen war, eine Menge Schnee, sodaß der Weg verdeckt wurde und er nicht weiter kommen konnte. Da erkannte er, daß es Gottes Wille sei, der ihn verhindere, weiter zu ziehen und ihn zum Presbyter Sansala umkehren heiße. Er dankte dem Herrn, kehrte um und freute sich, als er Sansala sah, dem er nebst vielen Andern das Gesicht er-

Digitized by Google

zählte, das er auf dem Wege gesehen hatte. Sie feierten das Paschafest zusammen. Und in der dritten Nacht nach dem Feste machte Atharidus (Athanarich), der Sohn des Rothesteus, mit seiner gottlosen Schaar einen Einfall in jenes Dorf und ließ den Presbyter, den man schlafend fand, binden, zugleich Saba, der nackt von seinem Lager gerissen wurde, in Fesseln legen. Den Presbyter führten sie auf dem Wagen fort, Saba aber trieben sie nackt durch Waldgebirge, jagten ihm nach und schlugen ihn auf's Unbarmherzigste mit Stöcken und Geißeln. Die Grausamkeit der Feinde übte die Geduld und den Glauben des Gerechten. Als es Tag geworden war, sprach er im Herrn sich rühmend, zu seinen Verfolgern: Habt Ihr mich nicht durch abgebrannte wüste Landstriche über die Spitzen der Baumpfähle mit Schlägen fortgetrieben? Sehet zu, ob meine Füße zum Laufen untauglich geworden sind und ob ich an meinem Leibe Spuren von den Schlägen habe, die Ihr mir beigebracht habt? Als sie keine Spuren ihrer Behandlung an seinem Körper fanden, nahmen sie eine Wagenaxe, legten sie auf seine Schultern und spannten seine Arme bis zu den Enden der Axe aus. In gleicher Weise banden sie seine Füße ausgespannt an eine andere Axe, legten ihn so gebunden rücklings auf den Boden und hörten nicht auf, ihn selbst in der Nacht zu quälen. Als aber die Henker eingeschlafen waren, kam eine Frau hinzu, die noch wach war, um ihren Hausleuten Speisen zu bereiten, und machte ihn los. Er blieb aber furchtlos an seinem Ort und half dem Weibe an ihrer Arbeit. Als es wieder Tag geworden war und der gottlose Atharidus es erfuhr, ließ er Saba die Hände binden und an den Balken des Hauses aufhängen. Bald darauf kamen Abgesandte des Atharidus, die Götzenfleisch brachten und zu dem Presbyter und Saba sagten: Dies läßt Euch Atharidus bringen, damit Ihr davon esset und Euer Leben rettet. Der Presbyter antwortete: Wir essen davon nicht, denn es ist uns nicht erlaubt; aber fordert doch Atharidus auf, daß er uns kreuzige oder auf andere Weise umbringe. Saba aber sprach: Wer ist, der dieses geschickt hat? Sie sprachen: der Gebieter (δεσπότης) Atharidus. Saba antwortete: Einer ist unser Gebieter, Gott im Himmel, Atharidus aber ein gottloser und unreiner Mensch. Und auch diese Speise ist unrein und entweiht zum Verderben, wie Atharidus, der sie geschickt hat. Als Saba dies gesagt hatte, ergriff

Digitized by Google

einer der Knechte des Atharidus, von Zorn entbrannt, einen Speer und stieß mit der Spitze nach der Brust des Heiligen, sodaß die Umstehenden glaubten, er werde durch die Heftigkeit des Schlages sogleich umkommen. Saba aber überwand durch sein Verlangen nach Gottseligkeit die Gewalt des Schlages und sprach zu dem Uebelthäter: Du glaubst jetzt, daß du mich mit dem Speer gestochen hättest, aber siehe, daß ich so wenig verletzt bin, wie wenn eine Flocke Wolle auf mich gefallen wäre. Und als Beweis dafür diente, daß er weder schrie noch stöhnte wie im Schmerz, noch war überhaupt die Spur eines Schlages an seinem Leibe sichtbar.

Als Atharidus dies erfuhr, gab er Befehl ihn umzubringen. Die Schergen der Ungerechtigkeit ließen den Presbyter Sansala los und nahmen Saba, um ihn zum Flusse Musäus (*Μουσαῖον*), zu führen und zu ertränken. Der Selige, eingedenk des Gebetes des Herrn und seinen Nächsten liebend wie sich selbst, sprach: Was hat der Presbyter gesündigt, daß er nicht mit mir stirbt. Sie antworteten ihm: das ist nicht deine Sache darüber zu bestimmen. Als sie dies gesagt hatten, rief er frohlockend im heil. Geist aus: Gelobt seist du, o Herr, und verherrlicht dein Name, o Jesu, in Ewigkeit. Amen! denn Atharidus hat sich dem Verderben und dem ewigen Tode preisgegeben, mir aber zum ewigen Leben verholfen, damit auf diese Weise du, o Herr unser Gott, in deinen Knechten gepriesen werdest. Auf dem ganzen Wege dankte er Gott, da er dieser Zeit Leiden nicht werth hielt der zukünftigen Herrlichkeit, die an den Heiligen offenbart werden soll. Als er an dem Ufer des Flusses angelangt war, sprachen die Führer unter einander: Sollen wir diesen unschuldigen Menschen nicht gehen lassen? Woher sollte es Atharidus erfahren? Saba aber sprach: Wie redet Ihr so thöricht und thut nicht, was Euch befohlen ist? Ich sehe, was Ihr nicht sehen könnt. Siehe, gegenüber stehen in Herrlichkeit die, welche kommen mich aufzunehmen. Darauf führten sie ihn, während er Gott lobte und dankte, an's Wasser, warfen ihn hinein und versenkten ihn mit dem Holz, das sie auf seinen Nacken gelegt hatten, in die Tiefe. Indem er so durch ein Holz und das Wasser endete, hat er sich das Symbol des Heils unversehrt bewahrt. Er starb im 38sten Jahre seines Lebens und am 5ten Tage der Woche nach dem Pascha d. i. am Tage vor den Iden des April (12. April)

Digitized by Google

unter der Regierung des Valentinian und Valens, unter dem Consulat des Modestus und Arintheus.

Die Mörder zogen den Leichnam aus dem Wasser, ließen ihn unbeerdigt am Ufer liegen und gingen davon. Aber kein Hund noch sonst ein Thier sollte seine Reste berühren, sondern sie wurden durch die Hand der Brüder aufbewahrt. Der erlauchte Befehlshaber von Scythien, Junius Soranus, der den Herrn verehrt, ließ sie durch zuverlässige Brüder aus dem Barbarenland auf römisches Gebiet herüberholen, und um seinem Vaterland einen Gefallen zu erzeigen, hat er die kostbare Frucht des Glaubens als ein werthvolles Geschenk nach Cappadocien gesandt zu Eurer Gottesverehrung, durch den Willen des Presbyteriums, da der Herr das, was zur Gnade gereicht, den Brüdern, die ihm anhangen und ihn fürchten, austheilet.

Wenn Ihr an dem Tage, da er im Kampfe die Krone davongetragen hat, in geistlichen Zusammenkünften feiert, so theilt dies auch den übrigen Brüdern mit, damit man in der ganzen katholischen und apostolischen Gemeinde Jubel erhebe und den Herrn preise, der seine Knechte erwählet hat. Grüßet alle Heiligen. Es grüßen Euch, die mit Euch Verfolgung erleiden. Dem aber, der uns Alle durch seine Gnade und Gabe hineinbringen kann in sein himmlisches Reich, sei Ruhm, Ehre, Kraft und Herrlichkeit mit dem eingebornen Sohne und heil. Geiste von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

So lautet der Brief der Gemeinde in Gothien über das Martyrium des Saba, der zur weiteren Mittheilung in der cappadocischen Gemeinde am Jahrestage des Todes oder vielmehr des himmlischen Geburtstages des Märtyrers bestimmt war. Der Brief trägt nach Inhalt und Form ganz das Gepräge der Echtheit, die Zeit des Martyriums ist genau bestimmt: 12. April unter dem Consulat des Modestus und Arintheus, also im J. 372. Die feria V der Paschawoche, die als weitere Bestimmung angegeben ist, fiel nur einmal während der Regierung des Valens und Valentinian auf den 12. April, nämlich im J. 372. Diese Angabe stimmt genau mit den anderen Angaben über die Zeit der Verfolgung unter Athanarich, die im J. 370 ausbrach und längere Zeit andauerte.

Für die Echtheit des Sendschreibens liefern die Briefe des Basilius m., seit dem J. 370 Bischof von Neocaesarea in Cap-

Digitized by Google

padocien, einen Beitrag. In einem Briefe vom J. 373 wendet sich Basilius an Soranus, den Befehlshaber von Scythien, den er hoch verehrt und als gläubigen Christen anredet. Er versichert ihn seiner Fürbitte und schließt damit: „Wieviel Gutes Du aber thust, Du sammelst dir damit selbst Schätze und wieviel Erleichterung Du denen gewährst, welche um des Namens des Herrn willen verfolgt werden, soviel bereitest Du Dir selbst auf den Tag der Vergeltung. Du wirst aber gut thun, wenn Du auch die Ueberreste der Märtyrer dem Vaterlande, Cappadocien, zurücksendest, wenn nämlich, wie Du uns schriebst, die dortige Verfolgung auch jetzt Märtyrer dem Herrn zuführt.“ [1]) Diese Aufforderung des Basilius hatte die Uebersendung der Ueberreste des Saba nach Cappadocien zur Folge. Ein Schreiben des Bischofs Ascholius von Thessalonich, das sich auf die Verfolgung in Gothien und auf das Martyrium des Saba bezog, beantwortet Basilius in einem Briefe vom J. 374 [2]). Er dankt für einen Brief von so reichem Inhalt, der voll Liebe zum Herrn Bewundernswerthes über die Märtyrer enthalte. Basilius sieht sich in alte Zeiten versetzt, wo die Gemeinden Gottes blühten, eingewurzelt im Glauben, verbunden durch die Liebe, wie wenn die verschiedenen Glieder an einem Leibe zusammen athmen. Damals traten die Verfolger sowohl als die verfolgt wurden, offen auf und die Schaaren derer, die bekämpft wurden, nahmen an Zahl immer mehr zu; das Blut der Märtyrer wässerte die Gemeinden und erzog viele Kämpfer der Gottesfurcht, an deren Eifer sich die Späteren aufrichteten. Damals hatten die Christen Frieden unter sich, wovon jetzt keine Spur mehr übrig ist. Basilius wird an die alte Seligkeit erinnert, da die Briefe, die von Innigkeit der Liebe glühten, von fernher kamen, indem jetzt ein Märtyrer von den Barbaren jenseit der Donau in seine Heimath zurückkehrt, der durch sich selbst den Eifer des dort herrschenden Glaubens bezeugt. „Wer kann unsre Freude schildern —, als ich den Athleten sah, haben wir den, der ihn gesalbt hat, gepriesen. Er hat von dem gerechten Richter die Krone der Gerechtigkeit empfangen.“ Wenn Basilius die Erzählung des Ascholius betrachtet: Die Wettkämpfe, die Leiber, die für die Gottesfurcht zerrissen sind, die barbarische Wuth, die mancherlei Qualen

1) Basilii Opp. ed. Paris. 1730. Tom. III. ep. 155. 2) l. c. ep. 164.

Digitized by Google

der Verfolgten, die in Allem sich bewährende Ausdauer der Kämpfenden, das Holz, das Wasser, durch die der Märtyrer geendet hat — und blickt von da auf die Zustände seiner Gemeinden, da bricht er in die Worte aus: „Die Liebe ist erkaltet, die Lehre der Väter wird verstört, viele leiden Schiffbruch am Glauben, es schweigen die Gebete der Gottesfürchtigen, und das Volk, das aus den Gotteshäusern ausgetrieben wird, erhebt unter freiem Himmel seine Hände zu Gott. Schwer sind die Trübsale, aber nirgendwo Märtyrerthum, weil die, welche uns quälen, sich mit demselben Namen, wie wir, nennen. Für diese bitte zum Herrn, und alle wackern Kämpfer Christi fordre auf zur Fürbitte für die Gemeinden, damit, wenn noch eine Gnadenfrist für die Welt übrig ist und nicht vielmehr Alles zum Untergang hintreibt, Gott seinen Gemeinden versöhnt werde und den alten Frieden zurückführe."

Man hat aus dieser Antwort des Basilius an den Ascholius, Bischof von Thessalonich, schließen wollen, wie z. B. Tillemont es gethan hat, daß Ascholius jenen Brief der gothischen Gemeinde im Auftrage derselben verfaßt habe und dieser von Basilius beantwortet worden sei. Aber abgesehen davon, daß Ascholius nicht bloß das Martyrium des Saba, sondern die ganze Verfolgung, soweit er davon Nachricht empfangen hatte, dem Basilius geschildert hat, ist dieser außerdem durch die Erinnerung des Ascholius an Eutyches erquickt worden, der, aus Cappadocien stammend, unter den Gothen den Samen des Evangeliums eifrig auszustreuen bemüht war (siehe S. 223). Der Brief der gothischen Gemeinde nimmt aber auf Eutyches gar keinen Bezug.

Ein zweites Schreiben des Basilius an den Ascholius vom J. 374 ist zwar der Ueberschrift nach in allen Handschriften an diesen Bischof von Thessalonich gerichtet, in Wahrheit aber nach Inhalt und Form dem Soranus gewidmet [1]). Basilius erklärt zuerst mit großer Feinheit, welchen Werth er auf seine Briefe lege. „Das hat mich mit großer Freude erfüllt, nicht bloß, daß du so bist, wie das Zeugniß Aller aussagt, sondern daß deine herrlichen Eigenschaften unserem Vaterlande zur Zierde gereichen, denn wie ein grüner Zweig von der Wurzel abgetrennt wird, hast du mit geistigen Früchten ein anderes Volk beschenkt, sodaß

1) l. c. ep. 165.

Digitized by Google

billig unſer Vaterland ſich ſeines Sprößlings rühmt. Und da du die Kämpfe für den Glauben führſt, ſo preiſt es Gott, daß du das gute Erbe der Väter bewahrt haſt.“ Baſilius dankt dann für ſeine Gaben. „Mit dem Märtyrer, der neulich in eurer barbariſchen Nachbarſchaft den Kampfpreis davongetragen hat, haſt du dein Vaterland geehrt; wie ein dankbarer Landmann denen, welche ihm Samen überlaſſen haben, die Erſtlinge der Früchte ſchickt.“ Baſilius preiſt Gott, daß er unter allen Völkern das Evangelium Chriſti voll gemacht habe und bittet um die Fürbitte.

Baſilius, der den Soranus im Auftrage des Presbyteriums der Gemeinde (διὰ θελήματος τοῦ πρεσβυτερίου) um Ueberſendung der Ueberreſte der Märtyrer in Gothien nach Cappadocien gebeten hatte, dankt jetzt dafür, daß Soranus den Leib eines Märtyrers, und zwar, wie der Brief der gothiſchen Gemeinde meldet, den des Saba überſandt habe. Soranus war ein Cappadocier, Aſcholius aber in Achaia geboren [1]), ſodaß Baſilius an dieſen unmöglich ſo hätte ſchreiben können. Auch hatte Soranus, nicht Aſcholius, den Leib des Saba überſandt.

Die Acta SS. führen zum 24. April noch einen anderen gothiſchen Märtyrer mit Namen Saba auf, deſſen Exiſtenz jedoch ſehr zweifelhaft erſcheint. Die erſte Erwähnung deſſelben findet ſich im Menologium des Kaiſer Baſilius Porphyrogenitus im 10. Jahrh., wonach er ein Krieger unter Kaiſer Aurelian in einer römiſchen Stadt war, der Herkunft nach ein Gothe; als Chriſt ſuchte er die im Gefängniß befindlichen Gläubigen auf und pflegte ihnen zu dienen. Von den Beſeſſenen trieb er Teufel aus. Er wurde angeklagt und vor den Kaiſer geſtellt, vor dem er ſeine Degenkoppel ablegte und ſich freimüthig als Chriſt bekannte; deßhalb wurde er aufgehangen und mit Fackeln in den Seiten gebrannt. Aus dieſer Qual aber ging er wunderbarer Weiſe ganz unverletzt hervor und brachte dadurch 70 Männer zum Glauben an Chriſtum, die alle ſofort enthauptet wurden. Darauf wurde er in's Gefängniß gelegt, wo ihm der Herr Chriſtus erſchien und ihn ſtärkte. Als man ihn dann wieder herausführte, um ihn Chriſtum abſchwören und die Götzen anbeten zu laſſen, weigerte er ſich und wurde enthauptet. Nach einer

1) Ambrosii Opp. ed. Ven. 1781. Tom. VI. ep. XV.

Digitized by Google

andern Version der Legende, wie sie das Martyrologium romanum zum 24. April aufgenommen hat, war Saba zu Rom Militairtribun, er wurde nach denselben Vorgängen aufgehangen und gemartert, aber wunderbar erhalten. Nach dem zweiten Verhör wurde er in einen Fluß gestürzt.

Der Umstand, daß alle älteren Martyrologien von diesem Vorgang schweigen, und daß unter Aurelian eine solche Christenverfolgung nicht stattgefunden hat, macht die Legende sehr verdächtig. Wenn gleich die Einkleidung eine ganz abweichende ist, so lassen doch mehrere entsprechende Züge, wie Name, Herkunft, freimüthiges Bekenntniß vor dem Fürsten und die besondere Todesart, den Saba des 3. Jahrh. im April CCLXX et seq. als einen Doppelgänger unseres Saba des 4. Jahrh. (April CCCLXX et sq.) wiedererkennen.

Die Akten des Nicetas (zum 15ten Sept.), der in derselben Verfolgung unter Athanarich umgekommen ist, berichten zunächst über die Wohnsitze der Gothen an der Donau, über die Abstammung des Nicetas von gothischem Stamme. Das Christenthum veredelte ihn und schon in früher Jugend empfing er Unterricht in der Religion von Theophilus, der zu Nicaea anwesend war und mit Hand und Mund vor Allen die Dogmen der Rechtgläubigkeit bekräftigte. Nicht lange darauf brachen unter den Gothen die inneren Zwistigkeiten aus und sie theilten sich unter Frithigern und Athanarich, den Furchtbaren. Nach einem Siege dieses Fürsten suchte jener Hülfe bei den Römern. Damals regierte Kaiser Valens, der Feind Christi, der Frithigern Hülfe gewährte. Frithigern rückte mit den römischen Truppen nach Thracien und setzte mit seiner Mannschaft über die Donau. Er trug das Kreuz Christi vor seinen Truppen her, und als er mit seinem Gegner in einem Treffen zusammengerieth, überwand er ihn. Ein Theil der Feinde wurde getödtet, ein Theil gefangen genommen. Athanarich selbst entkam mit genauer Noth durch die Flucht. Dieses Ereigniß wurde die Ursache, warum viele unter den vornehmen Gothen das Christenthum annahmen. Der Bericht flicht hier die Wirksamkeit des Ulfila (Οὐρφίλας), ein. Er war, heißt es, Nachfolger des Theophilus im bischöflichen Amte (ἀρχιερατικῶν θεσμῶν), mit dem er früher zu Nicaea anwesend war, und ebenso wie dieser dachte; später lebte er mit denen in Gemeinschaft, die auf der zweiten allgemeinen Synode

Digitized by Google

(συνοδός οἰκουμένικη) zu Constantinopel versammelt waren. Er (Ulfila) war ein Mann, klug und verständig, der die Formen der Schrift und die Wortlaute der gothischen Stimme entsprechend erfand. Darauf übersetzte er die heilige von Gott eingegebene Schrift aus dem Griechischen in's Gothische und machte, daß seine Landsleute sie kennen lernen konnten. Dadurch wuchs bei den Barbaren die Gottesfurcht immer mehr.

Als Athanarich, so fährt der Bericht fort, sich von seiner Niederlage erholt hatte, bestrafte er in seiner Gottlosigkeit viele Christen unter den Gothen, vor Allen den edlen Nicetas, der durch sein Geschlecht und durch seine Frömmigkeit unter seinen Genossen hervorragte. Die Acta verlegen diese Verfolgung in die Regierungszeit des Gratian. Nicetas fuhr mitten in der Verfolgung unerschrocken fort zu predigen. Die Verfolger ergriffen ihn in ihrer Wuth, gerade als er das Wort der Wahrheit verkündigte, schleppten ihn davon und drangen in ihn, den Glauben abzuschwören. Aber Nicetas blieb standhaft und bekannte Christum freimüthig. Er gab Gott die Ehre und achtete die Angriffe für ein Kinderspiel. Jene aber zerschlugen zuerst seine Glieder und warfen ihn dann in's Feuer. Während der Heilige dies erduldete, hörte sein Mund nicht auf Gott durch Hymnen zu verherrlichen und mit dem Herzen auf ihn zu vertrauen. Bis an's Ende hielt er unerschütterlich fest am Bekenntniß und wurde mit vielen Andern der Märtyrerkrone gewürdigt, nachdem er seine Seele in Gottes Hände befohlen hatte. Marianus, ein Cilicier, von Mopsvestia, der zu jener Zeit an der Donau verweilte und mit dem Märtyrer durch Glauben und Sitten verbunden sowie ihm verwandt und befreundet war, holte die Ueberreste, von denen er sich auch nach dem Tode nicht trennen konnte, bei stürmischer Nacht aus Furcht vor Athanarich. Ein himmlisches Licht soll ihm geleuchtet haben, sodaß er den ganzen Körper fand, von dem, da er mächtiger gewesen als das Feuer, erkennbare Reste sich erhalten hatten. Diese Ueberreste brachte Marianus nach Cilicien in sein Vaterland. Daran reihen sich Erzählungen von den Wundern, die durch die Gebeine des Heiligen in Mopsvestia verrichtet wurden.

Diesen Akten mag immerhin ein älterer Bericht zum Grunde gelegen haben, der in einfacher Weise das Märtyrerthum des Nicetas erzählte, das sich durch keine besonders eigenthümlichen

Digitized by Google

Züge auszeichnet. Dieser Bericht wurde dann später überarbeitet in der Absicht, diesen Märtyrer der Gothen bestimmt als rechtgläubig erscheinen zu lassen, und nicht bloß diesen allein, sondern auch Ulfila und die Gothen überhaupt aus Arianern zu rechtgläubigen Christen zu machen.

Während es in den Actis des Saba nur gelegenlich heißt, daß er ὀρθὸς τῇ πίστει gewesen sei, so heißt es in den Actis des Nicetas gleich im Eingang, daß er schon in seiner Jugend von Theophilus, dem Manne der Orthodoxie, unterrichtet worden sei. Ganz unhistorisch läßt der Verfasser bald darauf die Spaltung unter den Gothen zwischen Frithigern und Athanarich noch vor der Verfolgung der gothischen Christen ausbrechen. Man sieht, daß der Verf. hier aus den griechischen Kirchenhistorikern das Material geschöpft hat, und mit Sozomenus, der die geschichtlichen Verhältnisse sehr verwirrt, Frithigern schon vor dem Andrang der Hunnen Wohnsitze in Thracien einnehmen läßt; denn dieser setzt über die Donau hinüber, um jenseits von den Römern unterstützt, gegen Athanarich zu kämpfen. Valens erhält den gehässigen Beinamen Misochristos. Der Verfasser läßt dann Frithigern dem Kampfe gegen Athanarich geradezu eine religiöse Richtung geben. Wie die Kirchenhistoriker bemerken, wird auch hier als eine Folge jener Hülfe von Seiten des Kaisers die Bekehrung der Gothen zum Christenthum angeknüpft; nur daß hier vom Arianismus keine Rede ist. Dabei wird ebenso wie bei den Kirchenhistorikern gerade hier Ulfila angezogen, der nicht bloß Nachfolger des orthodoxen Theophilus, sondern auch mit ihm im J. 325 zu Nicaea gewesen sein und wie dieser gedacht haben soll. Statt daß aber sein späterer Abfall hinzugefügt wird, wie es bei Socrates der Fall ist, läßt der Verf. an die Stelle der arianischen Synode zu Constantinopel im J. 360, an der sich Ulfila betheiligte, die zweite ökumenische Synode zu Constantinopel im J. 381 treten, und Ulfila an dieser Theil nehmen. — Auch die Zeitangabe des Märtyrerthums ist ungenau, nämlich die Regierungszeit des Gratian, der erst im J. 375 zur Regierung kam und im Occident regierte.

Aus allem dem erhellt, daß in den Akten des Nicetas nur ein kleiner Kern echt ist, während das Gewebe, in das derselbe

Digitized by Google

tendenzmäßig eingehüllt ist, als der Geschichte widersprechend und unecht erscheint.

Die Gothen hielten die Erinnerung an ihre Märtyrer lebendig, davon zeugt der leider nur in Fragmenten erhaltene gothische Kalender [1]). Maßmann ist der Ansicht, daß dieser in den mailänder Handschriften [2]) befindliche Kalender gar keine anderen Monate enthielt, als die, welche Märtyrer aufwiesen; denn der dem November (Naubaimbair. fruma jiuleis ·l·) vorhergehende Monat könne, weil er nur 30 Tage enthalte, nicht der October sein. Doch läßt sich diese Ansicht bei dem Wenigen, was als Fragment vorliegt, nicht begründen.

Das Fragment beginnt zum 23sten des dem November vorstehenden Monats mit dem Andenken an eine Menge Märtyrer im Gothenvolk: þize ana gutþiudei managaize (Cast. madagrize) jah friþareikeis (C. friþareikeikeis) d. i. (Tag) der bei dem Gothenvolk umgekommenen Menge von Märtyrern und des Friþareiks. Statt Friþareikeis ist wohl Friþagairneis zu lesen, da die gothischen beiden Worte sich decken.

Es ist damit nicht gesagt, daß Frithigern den Märtyrertod gestorben sei, sondern es war dem gothischen Fürsten, der den vor Athanarich fliehenden gothischen Christen Schutz gewährt und sich selbst zum Christenthum bekannt hatte, ein Tag der Erinnerung geweiht, wie dem Kaiser Constantin, der sich um das Christenthum der Gothen bemüht hatte.

Zum 29sten dieses Monats findet sich die Erinnerung an die während der Verfolgung des Athanarich in der Kirche verbrannten christlichen Gothen, die ihrem Bekenntniß nach Arianer waren (S. 371).

Zum 3ten des fruma jiuleis, d. i. des Julmonats, der durch den Beisatz Naubaimbair als der November bezeichnet wird (agls. aerra geola) wird der Tag des Kaiser Constantin: kustateinus þiudanis aufgeführt, mit dem die Gothen ein Bündniß auf längere Zeit abgeschlossen hatten, das sie auch so lange, als die Familie des Kaisers lebte, aufrecht erhielten. Der Kaiser Constantin hatte sich, wie schon bemerkt, um die Gründung der christ-

1) Ulfilae partium ined. spec. v. 1819. p. 27 sqq. und in der Ausg. des Ulfilas von Gabelentz und Löbe Vol. II. p. XVII.

2) Codex A; siehe p. 258.

Digitized by Google

lichen Kirche unter den Gothen eifrig bemüht, daher ein Tag seinem Andenken gewidmet wurde.

Zum 6ten Nov. ist ein Bischof Dorotheus notirt (dauriþaius aipiskaupus). Wir wissen von einem Dorotheus, der früher als Bischof von Tyrus durch seine Gelehrsamkeit und Schriften zu großem Ruhm gelangt war, daß er in einer Verfolgung nach Odyssopolis, einer Stadt in Thracien oder Moesien, geflohen und dort unter der Regierung des Julian den glorreichen Tod eines Bekenners gestorben ist [1]). Theophanes, auf den alle späteren Berichte über Dorotheus zurückzuführen sind, sagt, daß derselbe unter Diocletian die Folter und das Exil erduldet habe; er sei der griechischen und lateinischen Sprache in gleicher Weise mächtig gewesen und habe mehrere Schriften, wie über die Bischöfe von Byzanz u. a. Orten, verfaßt. Aus dem Exil zurückgekehrt, wohnte er später der Synode von Nicaea bei und wurde in seine Diöcese wiedereingesetzt, wo er zu Julian's Zeit, also in hohem Alter, noch am Leben war. Als er sich wieder nach Odyssopolis zurückzog, wo er wahrscheinlich im Exil gelebt hatte, wurden ihm von den Beamten des Julian viele Unbilde angethan und er unterlag der harten Behandlung im 107. Jahre seines Lebens (im J. 362). Dorotheus wurde zu Odyssopolis begraben und dort vorzüglich verehrt. Die Gothen, als sie später in Thracien Wohnsitze eingeräumt erhielten, nahmen seine Verehrung auf und vermerkten den Todestag zum 6ten November.

Zum 15. und 29. Nov. sind die Namen der beiden Apostel Philippus und Andreas vermerkt, goth. filippaus apaustaulus in jairupulai. (Hierapolis in Phrygien) [2]) und andriins apaustaulus, der als Apostel der nordischen Völker, der Scythen und Gothen in der Ueberlieferung bezeichnet wird.

Zum 19ten Nov. ist das Martyrium der 40 Jungfrauen von Beröa vermerkt: þize alþjane in bairaujai ·m· samana, d. i. (Tag) der verehrungswürdigen (goth. alþeis adj. alt, ehrwürdig), Jungfrauen zu Beröa, zusammen 40. In den Actis SS. zum 1. Sept. wird eine Schaar von 40 Jungfrauen aufgeführt, deren Vaterland Adrianopel in Macedonien war. Als Lehrer derselben in religiösen Dingen wird Ammonius, ein Diaconus, genannt. Wegen dieser Unterweisung wurden sie in's

1) Acta SS. zum 5. Juni. 2) Euseb. hist. eccl. III, 31. V, 24.

Digitized by Google

Gefängniß geworfen und erlitten mancherlei Strafen, da sie sich hartnäckig weigerten, den Götzen zu opfern. Als sie dann zu opfern gedrängt wurden, flehten sie zu Gott, und durch ihre Bitten wurde der Götzenpriester in die Luft gehoben und fiel wieder todt zur Erde nieder. Deßhalb wurde Ammonius ergriffen, an den Seiten geschunden und ihm ein glühender Helm auf's Haupt gesetzt. Darauf wurde er zugleich mit den Jungfrauen von Beroea nach Heraclea zu dem Präfekt Licinius geschickt und mit ihnen verurtheilt, durch verschiedenartige Marter zum Tode gebracht zu werden. Zehn wurden im Feuer verbrannt, acht mit ihrem Lehrer enthauptet, zehn andere erdolcht, sechs allmählich zerstükkelt und die übrigen mit einem glühenden Eisen, das ihnen in die Kehle gesteckt wurde, umgebracht.

Ueber diese Verfolgung unter Licinius giebt Eusebius Aufschluß, wenn er erzählt, daß dieser unter andern die Frauen betreffenden Gesetzesbestimmungen den Bischöfen untersagt habe, Frauen in den Vorschriften der göttlichen Religion zu unterweisen und die Anordnung getroffen habe, daß Weiber dazu auserwählt und den zu belehrenden Frauen vorgesetzt werden sollten [1]). Wenn in dem gothischen Calendarium Berôa genannt ist, so soll dies entweder den Ort des Martyriums bezeichnen, oder falls dieser Heraclea in Thracien gewesen ist, den Ort, wo die 40 standhaften Märtyrerinnen hoch verehrt wurden. Die Gothen aber nahmen, als sie nach Thracien kamen, die Verehrung dieser christlichen Heldinnen, wie die des Theodôrus, auf.

Aus dem Umstand, daß dieses älteste gothische Calendarium Märtyrer aufgenommen hat, die an der Donau den Tod erlitten haben, wie die unter Athanarich umgekommenen, insbesondere die in der Kirche verbrannten Gothen; daß Märtyrer, die in Thracien Verehrung genossen, wie Dorotheus von Odyssopolis und die 40 Jungfrauen von Beroea aufgenommen wurden, läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß es an der Donau und zwar in Thracien entstanden ist, seine Abfassung also in sehr frühe Zeit, nämlich noch in das 4. Jahrh. fällt.

1) Eusebius in vita Const. I, 53.

Digitized by Google

VIII. Die Nachfolger des Ulfila.

Als Nachfolger des Ulfila im Biſchofsamte ſeit dem J. 388 nennen die Kirchengeſchichtſchreiber [1]) Selenas oder Selinas, wie Sozomenus ſchreibt, ein Mann von gemiſchter Herkunft, deſſen Vater ein Gothe, die Mutter eine Phrygierin war; deßhalb konnte er in beiden Sprachen, der gothiſchen und griechiſchen, deren er in gleichem Grade mächtig war, die Gemeinden belehren. Selenas war der Schreiber des Ulfila geweſen, alſo derjenige, deſſen ſich dieſer ohne Zweifel beim Niederſchreiben der Bibelüberſetzung und anderer Schriften bedient hatte. Das große Anſehen, das Ulfila bei ſeinen Gothen genoſſen hatte, wurde auf den Nachfolger, der ihm ſo nahe zur Seite geſtanden hatte, übertragen und die Gothen folgten auch ihm in allen Stücken. Der Wirkungskreis, auf den Selenas zunächſt angewieſen war, waren die von Ulfila zuerſt über die Donau geführten gothiſchen Schaaren, die Gothi minores, die, während die Weſtgothen gegen Ende des 4. Jahrh. ihre Wohnſitze in Thracien verließen und unter Alarich nach Italien fortzogen, zurückblieben und noch zur Zeit des Jornandes im 6. Jahrh. als ein ſehr zahlreiches Volk, das ein mit Ackerbau verbundenes Hirtenleben führte, in Moeſien die Gegend von Nicopolis am Jatrus, das ſpätere Nicobi, bewohnten.

Nach Ulfila's Tode waren unter den Arianern von Conſtantinopel aus Streitigkeiten entſtanden in Betreff der Frage, ob nämlich, da in der Kirche geglaubt werde, daß Gott, der Vater des Sohnes, des Logos ſei, Gott auch, bevor der Sohn exiſtirte, der Vater genannt werden könne. Da die Arianer behaupteten, daß der Logos Gottes nicht aus dem Weſen des Vaters erzeugt worden, ſondern aus dem Nichts (ἐξ οὐκ ὄντων)

1) Socrates hist. eccl. V, 23. Sozomenus VII, 17. Nicepb. Call. XII, 30.

Digitized by Google

erſchaffen worden ſei, ſo geriethen ſie, weil ſie über das eigentliche Weſen der Frage nicht im Klaren waren, über die bloßen Namen in einen leeren Wortſtreit. Der Urheber der Anſicht, daß der Vater nicht ſein und nicht ſo genannt werden könne, wenn nicht auch der Sohn exiſtirte, war Dorotheus, den die arianiſche Parthei zu Conſtantinopel von Antiochien her als Biſchof berufen und dem früher aus Thracien berufenen Marinus zum Nachfolger gegeben hatte. Marinus, der ſich ärgerte, daß Dorotheus ihm vorgezogen wurde, trat gegen dieſen auf und behauptete, daß der Vater immer Vater ſei, wenn der Sohn auch nicht exiſtirte. Um dieſer Behauptungen willen entſtand eine Spaltung unter den Arianern. Die Anhänger des Dorotheus hielten ihre gottesdienſtlichen Zuſammenkünfte in ihren bisherigen Lokalen; ſie waren die zahlreichere Parthei. Die dem Marinus ſich angeſchloſſen hatten, hielten in beſonders dazu erbauten Bethäuſern ihre Verſammlungen. Die Anſicht des Marinus vertrat beſonders eifrig Theoktiſtus, ein Syrer von Geſchlecht (*Ποπάνου τοῦτο τὸ εἶδος* nach Sozomenus), ſeines Geſchäfts ein Kuchenbäcker (*Ψαθυροπώλης*); daher dieſe Parthei auch die Pſathyrianer genannt wurde.

Der letzteren Parthei ſchloß ſich auch Selenas, der Biſchof der Gothen an, daher die Pſathyrianer auch ſchlechtweg die Gothen genannt wurden. Die arianiſchen Gothen entſchieden ſich faſt alle, als die Spaltung unter den Arianern von Conſtantinopel in weiteren Kreiſen um ſich griff, mit dem Biſchof Selenas für die von Marinus vertretene Anſicht und ſie hielten mit den Pſathyrianern gemeinſame Verſammlungen.

Der Anſchluß der Gothen an Marinus liefert einen neuen Beitrag zur genaueren Kenntniß ihres ſtrengen Arianismus, der ſich ihrem Heidenthum conform geſtaltet hatte. Wenn Dorotheus die Meinung vortrug, daß Gott als der Vater nicht ſein und ſo genannt werden könne, wenn nicht auch der Sohn exiſtirte, ſo lag darin eine Milderung des Arianismus, die wie zu einer Vereinigung mit dem Nicänum angelegt zu ſein ſchien; denn Gott iſt demnach als der Vater nicht ohne den Sohn, beide ſind coexiſtent. In dem Moment, wo der Vater iſt, iſt auch der Sohn, ſodaß die Vaterſchaft nicht erſt als eine Folge der Zeugung oder des Hervortretens des Sohnes zu betrachten iſt. Dies konnte ſo gefaßt werden, daß Gott als der Vater zugleich

Digitized by Google

mit dem Sohne das Schöpfungswerk begonnen habe, der Sohn also nicht vorher vom Vater geschaffen, sondern aus dem Wesen des Vaters, also mit Nothwendigkeit und daher von Ewigkeit gezeugt sei. Wenn dagegen Selenas sich der Ansicht des Marinus anschloß, daß der Vater immer Vater sei, auch wenn der Sohn nicht existirte, so hing dies mit dem strengen Arianismus des Ulfila und der Gothen auf's Engste zusammen. Gott steht nämlich von Ewigkeit her als der einzige da (unus solus verus deus) in der Fülle seiner göttlichen Eigenschaften, zu der auch die schaffende Allmacht gehört, durch die er der höchste Urheber alles Seins (auctor altissimus) ist. Es würde etwas an der Vollkommenheit Gottes fehlen, wenn derselbe erst mit der Erschaffung des Sohnes, dem das Werk der Schöpfung übertragen ist, der Vater wäre; vielmehr ist der Sohn selbst vom Vater und nach dem Vater (a patre et post patrem) geschaffen und zeugt selbst für die ewige Vaterschaft und Urheberkraft des allein wahren Gottes.

Unter den Anhängern des Marinus trat später wieder eine Spaltung ein. Marinus hatte den Agapius zum Bischof von Ephesus für die arianische Parthei eingesetzt und gerieth mit ihm nicht über die Lehre, sondern wegen des Vorsitzes, in Streit. Die Gothen erklärten sich für Agapius, dessen Ansprüche sie vielleicht um seiner persönlichen Tüchtigkeit willen für berechtigter hielten. Viele indeß unter den gothischen Klerikern, die den aus Ehrgeiz entstandenen Streit der Vorsteher verabscheuten, sagten sich von ihnen los und wandten sich der katholischen Kirche zu (τῇ καθόλου ἐκκλησίᾳ κοινωνῆσαι) [1]). So hatte die innere Auflösung, die seit dem Ende des 4. Jahrh. unter den Arianern eintrat, den Abfall eines Theils der Gothen vom Arianismus zur Folge. Die Zeit, in welche dies Ereigniß fällt, läßt sich ohngefähr bestimmen. Die erste Spaltung zwischen Dorotheus und Marinus fällt in's Jahr 394, coss. Arcadius aug. 3 et Honor. 2; die zweite etwas später, also gegen Ende des 4. Jahrh. Die Spaltung unter den Arianern wurde nach Verlauf von 25 Jahren im Jahre 419 unter der Regierung des Theodosius jun. coss. Monaxius et Plintas wieder beigelegt. Der Consul Plintas selbst, der Oberbefehlshaber der Armee (magister

1) Socrates sagt, daß sie das ὁμοούσιον angenommen hätten.

Digitized by Google

utriusque militiae), der ebenfalls Arianer war, ſtellte die Eintracht wieder her. Man vereinigte ſich dahin, daß jene Frage, um derenwillen der Streit entſtanden ſei, gar nicht mehr zur Sprache gebracht werden ſollte. Zu Conſtantinopel gelang dies, aber in den anderen Städten blieben die Partheien getrennt. Auch die Gothi minores beharrten in der früher eingenommenen Stellung. Es werden uns weiter keine Namen ihrer Biſchöfe als Nachfolger des Ulfila genannt, aber ohne Zweifel ſtanden ſie noch zur Zeit des Jornandes unter biſchöflicher Leitung, bis ſie unter den neuen Völkerſtürmen, die über jene Gegenden an der Donau hereinbrachen, im 7. Jahrh. verſchwanden.

Digitized by Google

IX. Die Missionsthätigkeit des Chrysostomus unter den Gothen.

Zu der Zeit, als Chrysostomus zum Patriarchen von Constantinopel berufen wurde (im J. 398), war das oströmische Reich wieder ernstlich von den Gothen bedroht. Sie hatten sich nach dem Tode des Kaisers Theodosius im J. 395, der sie in Freundschaft zu erhalten gewußt hatte, wieder drohend erhoben, und kaum war die Gefahr, die Alarich dem Reiche bereitet, beseitigt, so erhob sich in der Hauptstadt selbst eine neue durch Gaïnas, den Führer der gothischen Hülfstruppen. Chrysostomus, der die von Seiten der Gothen drohende Gefahr erkannte, wandte ihnen bald seine Fürsorge zu. Er war eifrig bemüht, die arianisch Gesinnten mit der katholischen Kirche zu vereinigen, um dadurch ein festes Band der Gemeinschaft um sie zu schlingen. Der Abfall vieler gothischen Geistlichen von Marin s und Agapius und ihre Vereinigung mit der katholischen Kirche, die in diese Zeit (nach dem Jahr 394) fällt, mochte Chrysostomus Anlaß zu weiteren Bemühungen gegeben haben, oder vielleicht ist dies von den Kirchengeschichtsschreibern im Allgemeinen berührte Ereigniß eine Folge der Bemühungen des Chrysostomus. Er ordinirte einige der gothischen Sprache kundige Presbyter, Diakonen und Lektoren und räumte denselben eine Kirche ein. Er selbst predigte sehr oft in jener Kirche und bediente sich dabei eines Dollmetschers, der des Griechischen und Gothischen mächtig war. Auch andere, welche die Gabe der Rede besaßen, trieb er dazu an. Auf diese Weise setzte er das Werk in der Hauptstadt fort, und viele von denen, die zum Irrthum verführt waren, wurden zur Wahrheit des apostolischen Wortes zurückgeführt [1]). Schon im 1. oder 2. Jahre seines Patriarchats, zwischen dem ersten und zweiten Sonntag nach Ostern, konnte Chrysostomus

1) Theodoret. hist. eccl. V, 30.

Digitized by Google

die katholischen Gothen in einer der Hauptkirchen der Stadt, der Paulskirche, vor einer zahlreichen Versammlung der Griechen einen gothischen Gottesdienst abhalten lassen. Es wurden einige Stellen der Schriften, die in die gothische Sprache übersetzt waren, verlesen — und ohne Zweifel wurden in der Paulskirche Stellen aus den pauliniſchen Briefen verlesen — darauf predigte ein gothischer Presbyter. Chrysostomus trat dann selbst auf und hielt an die versammelten Griechen eine Rede, die mit allem Prunk seiner Rhetorik reich ausgestattet ist [1]). Er wünscht, daß viele Griechen als Zuhörer zugegen sein möchten, um zu erfahren, wie groß die Kraft des Kreuzes Christi sei. Die Lehren der Philosophen, sagt Chrysostomus, sind nicht einmal über die Grenzen hinausgekommen und widerlegt worden, die christlichen Lehren dagegen haben auch auswärts Eingang gefunden; während jene leichter als Spinnengewebe zerrissen sind, halten diese fester als Diamant. Die Lehren eines Pythagoras, Plato und der athenienſiſchen Philosophen sind wie verwischt, die Lehren der Fischer und Teppigmacher nicht bloß in Judäa verbreitet, sondern, wie Ihr heute gehört habt, erglänzen sie in der Zunge der Barbaren heller als die Sonne. Scythen und Thracier, Sarmaten und Mauren, Indier und die an den äußersten Enden der Erde lebenden Völker haben die göttlichen Aussprüche in ihre Sprache übersetzt und denken darüber nach. Der Redner führt dies weiter aus, wie das Christenthum seinen Siegeslauf auf Erden fortgesetzt habe und die Fischer selbst auf den Ocean hinausgefahren seien, um die barbariſchen Länder, die brittanniſchen Inseln, in ihren Netzen zu fangen. Wohin du kommst, wirst du den Namen der Fischer in aller Munde erschallen hören, nicht durch die Macht der Fischer, sondern durch die Kraft des Gekreuzigten, der ihnen überall den Weg gebahnt und die Idioten weiser als Philosophen, Ungelehrte, die stummer als Fische waren, beredter als Rhetoren und Sophisten gemacht habe. Niemand halte es für eine Schande, daß Barbaren mitten unter uns aufstehen und reden, vielmehr sei es eine Zierde und ein schöner Schmuck, eine Erweisung der Kraft des Glaubens; was die Propheten vorlängst verkündigt: Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre (Ps. 19, 4), oder: Wolf

1) Chrysostomi Opp. ed. Montf. Tom. XII hom. VIII.

Digitized by Google

und Lamm sollen weiden zugleich ꝛc. (Jes. 65, 25) — das hat sich erfüllt, daß der ungebändigte Sinn der Menschen durch die Weisheit der Predigt zu solcher Sanftmuth umgestimmt werde, daß sie sich mit den mildesten zu einer Gemeinde vereinigen. „Das seht ihr heute: die wildesten unter allen Menschen stehen zusammen mit den Schafen der Kirche, die mit ihnen an einer Weide und an einem Stalle Theil haben."

Der Redner hält dies Ereigniß, die Berufung der Barbaren zum Evangelium, den Juden und Hellenen recht zur Beschämung vor. Sie ist schon vorgebildet durch die Magier aus Morgenland, die als Barbaren die zuerst Berufenen waren, als der Heiland geboren wurde und die an der Knechtsgestalt und Niedrigkeit, in der er auf Erden erschienen war, um gleich den Stolz mit der Wurzel auszureißen, keinen Anstoß nahmen. In dieser Berufung sollte sich zeigen, daß des Teufels festestes Bollwerk, das Heidenthum, das aus dem Stolz des menschlichen Herzens hervorgegangen war, indem der Mensch sich Gott gleichstellen wollte, zerstört werden sollte und daß Niemand aus der Heidenwelt zu verzweifeln brauche. Die Juden aber, die widerstrebten, zu ihm zu kommen, sollten dadurch beschämt werden. „O, welche wunderbare Begebenheit! Der eingeborene Sohn Gottes wird zuerst in Judäa von barbarischer Zunge verkündigt, in Judäa, wo Patriarchen, Propheten und Gerechte, wo das Gesetz, die Bundeslade und der Tempel, Opfer und Gottesdienst daheim waren! Die Juden, die unter allem diesem erzogen waren, wollen sich nicht einmal von den Barbaren belehren lassen."

Die Rede ist eine Missionspredigt, die zur Beschämung der feingebildeten Griechen die Wirkungen des Christenthums bei den Völkern lebendig schildern sollte, die man für bildungsunfähige Barbaren hielt. Chrysostomus wollte dadurch das Interesse für sein Missionswerk unter den Gothen anregen und demselben die Unterstützung von Seiten der griechischen Christen zuwenden.

Die den katholischen Gothen zu Constantinopel eingeräumte Kirche wurde schon im J. 400 in dem Aufstand unter dem Gothen Gaïnas ein Raub der Flammen. In diesem Kampf trat Chrysostomus mit seiner ganzen Energie als Vertreter des rechtgläubigen Bekenntnisses den arianischen Gothen entgegen, deren Ansprüche auf Einräumung einer Kirche innerhalb der Stadt an der Festigkeit des Patriarchen scheiterten.

Digitized by Google

Eutropius, der Nachfolger des Rufinus, den Stilico durch den Oberbefehlshaber der gothischen Hülfstruppen, Gaïnas, hatte umbringen lassen, regierte bei der Schwäche des Kaisers Arcadius ebenso unumschränkt wie sein Vorgänger [1]). Während Alles unter dieser Herrschaft seufzte, verließ Tribigild, oder, wie Claudian richtiger schreibt, Targibil, ein Führer der in Phrygien stationirten gothischen Hülfstruppen, Constantinopel, mit dem Vorsatz, die Schwäche der Regierung zur Erhebung zu benutzen [2]). Er drang mit seinen Truppen ungehindert in Kleinasien vor und verbreitete überall den größten Schrecken. Eutropius, der ihn vergebens durch Geschenke zu gewinnen gesucht hatte, sandte die römischen Truppen unter Anführung eines seiner Günstlinge, Leo, gegen ihn und forderte Gaïnas auf, den Targibil anzugreifen. Leo war den Gothen nicht überlegen genug. Gaïnas, in geheimem Einverständniß mit Targibil, handelte in dessen Interesse. Er suchte den Kaiser durch übertriebene Schilderungen der drohenden Gefahren zu schrecken und stellte ihm vor, daß Targibil nicht eher sich zu einem Vergleich verstehen werde, bis Eutropius beseitigt sei. Die Gegner des Ministers, besonders die von ihm empfindlich verletzte rachsüchtige Eudoxia, bestimmten den Kaiser zu diesem Schritte und Eutropius wurde gestürzt. Er nahm das Asylrecht, das er während seiner Herrschaft durch ein Gesetz den Kirchen entrissen hatte, selbst in Anspruch und Chrysostomus konnte durch nichts, auch nicht durch Gewalt bewogen werden, den Flüchtling auszuliefern [3]). Erst als dieser sich durch die Vorspiegelungen seiner Feinde täuschen und bewegen ließ, die Kirche, in der er Schutz gefunden hatte, zu verlassen, wurde er nach Cypern exilirt und darauf hingerichtet.

Chrysostomus erkannte die dem Reiche und der Kirche drohende Gefahr, da Alles den Gothen preisgegeben war; allein er hoffte, daß, wenn die Barbaren auch äußerlich der Kirche im

---

1) Diese traurige Willkürherrschaft schildert Chrysostomus in der VII. Hom. zum Colosserbrief. Schon damals erinnert er den Eutropius an den Wechsel irdischen Glückes.

2) Claudian in Eutropium II, v. 144 sqq. Zosimus V, 13. Socr. hist. eccl. VI, 6. Sozomenus hist. eccl. VIII, 4. Die Kirchenhistoriker berichten, daß Gaïnas, der den Plan gefaßt hatte, sich der Herrschaft zu bemächtigen, den Targibil dazu veranlaßt habe.

3) Homil. in Eutropium Opp. Tom. III, p. 381.

Digitized by Google

römischen Reiche den Untergang bringen und die Mauern niederreißen würden, doch die Kirche, als ein göttliches Institut, sowie christliche Sitten und Gesetze bestehen bleiben und alle Umwälzungen und Erschütterungen der Zeit überdauern würden. Selten oder wohl nie hat er mit so ergreifender Gewalt die Vergänglichkeit menschlicher Herrschaft, die Nichtigkeit alles Irdischen geschildert und aufgefordert, den ewigen Gütern nachzutrachten. Daß die arianische Lehre keine Zukunft haben werde, ist ihm dashalb verbürgt, weil sie eine Irrlehre ist [1]).

Es zeigte sich bald, daß der Plan des Gaïnas weiter ging, als bloß den Eutropius zu stürzen. Er wollte Alle, von denen ein kräftiger Widerstand zu befürchten war, entfernt sehen, um sich der Oberherrschaft zu bemächtigen. Mit Targibil verbündet, bedrohte er im J. 401 Constantinopel und setzte die Stadt und den Hof in die größte Bestürzung. Der Kaiser, der keine Macht entgegenzustellen im Stande war, wollte alle Forderungen bewilligen. Gaïnas verlangte die Auslieferung dreier ausgezeichneter Staatsmänner, darunter der Consul Aurelian, ein Freund des Chrysostomus. Die drei Männer waren edel genug, sich für das Vaterland zu opfern und ließen sich in das gothische Lager nach Chalcedon abführen. Man fürchtete für ihr Leben. Da Niemand eine Gesandtschaft zu übernehmen wagte, wurde Chrysostomus aufgefordert, der es in diesem entscheidenden Augenblick wagte, vor den wilden Krieger zu treten. Obgleich Gaïnas als Gothe entschiedener Arianer war, soll doch die Erscheinung des heftigen Gegners des Arianismus ihn nicht aufgebracht, vielmehr auf das Gemüth des gothischen Feldherrn einen großen Eindruck gemacht haben. Theodoret erzählt, als Gaïnas von der Ankunft des Chrysostomus gehört und sich seiner Freimüthigkeit für die Religion erinnert habe, sei er ihm von Ferne entgegengegangen, habe die Rechte des Patriarchen auf seine Augen gelegt und seine Söhne zu den geheiligten Knieen des Mannes hingeführt, ein Beweis, wie der Glaubensmuth auch den Feinden Ehrfurcht und Schrecken einflößen müsse [2]). Gaïnas willfahrte den

1) l. c. p. 386.

2) Theodoret hist. eccl. lib. V, c. 31. 32. Theodoret hat diese Scene nach Thracien verlegt. Nach der Darstellung des Zosimus V, 13 war Gainas mit seinen Truppen nach Thracien geschickt, um den Feinden, wenn sie etwa von hier

Digitized by Google

Bitten des Chryſoſtomus inſoweit, daß jene Männer nur exilirt wurden [1]). Der Friede wurde darauf in einer Zuſammenkunft des Kaiſers mit Gaïnas in der Kapelle der Märtyrerin Euphemia abgeſchloſſen. Gaïnas wurde der Oberbefehl über das römiſche Heer übertragen.

Die der Kirche drohenden Gefahren traten, wie Chryſoſtomus gefürchtet hatte, bald nach der Rückkehr des Gaïnas in die Hauptſtadt, erſt recht ein. Gaïnas forderte, ſei es, daß er von den Vorſtehern der arianiſchen Parthei veranlaßt oder ſelbſt aus Ehrgeiz dazu getrieben worden war, daß der Kaiſer für ſeine Glaubensgenoſſen eine der Kirchen in der Stadt einräume. Es ſei ungerecht und unſchicklich, daß der Feldherr der Römer ſich außerhalb der Mauern zum Gebet begeben müſſe. Als der Kaiſer ſich bereit zeigte, dieſer Forderung zu willfahren, leiſtete Chryſoſtomus energiſchen Widerſtand. Er verſammelte die damals in der Hauptſtadt anweſenden Biſchöfe und zog zum kaiſerlichen Palaſt. Dort hielt er in Gegenwart des Kaiſers dem Gaïnas, der anweſend war, ſeinen Undank und ſein Unrecht vor. Durch des Kaiſers Vater ſei er unterhalten worden und habe geſchworen, den Römern freundlich geſinnt zu ſein, dem Theodoſius ſelbſt, ſeinen Söhnen und den Geſetzen, welche er jetzt außer Kraft zu ſetzen ſuche. Dabei berief ſich Chryſoſtomus auf das Geſetz des Theodoſius, das den Häretikern, alſo auch den Arianern, verboten hatte, innerhalb der Stadt Gottesdienſt abzuhalten. Und an den Kaiſer ſich wendend, forderte er ihn auf, das Geſetz aufrecht zu erhalten. Es ſei beſſer, der kaiſerlichen Würde zu entſagen, als durch einen Verrath am Hauſe Gottes gottlos zu handeln [2]).

---

angreifen würden, entgegenzutreten; darauf ſetzte Gaïnas mit ſeinen Truppen nach Aſien über (Zoſ. V, 15), um ſich mit Targibil zu vereinigen. Hier trat ſein Plan erſt offen hervor. Hier konnte alſo auch erſt die Geſandtſchaft des Chryſoſtomus erfolgen. Wenn dann Gaïnas ſpäter nochmals nach Thracien überſetzte (Zoſ. V, 18), ſo erfolgte dies, nachdem die ausgelieferten Staatsmänner ſchon exilirt, alſo die Geſandtſchaft des Chryſoſtomus ſchon ausgeführt war.

1) Chryſoſtomus hielt nach ſeiner Rückkehr eine Homilie, die ſeine Eindrücke wiedergiebt Opp. tom. III. p. 405.

2) Socrates hist. eccl. VI, 5. Sozomenus hist. eccl. VIII, 4 sqq. Theodoret V, 32. Theodoret hat wieder die hiſtoriſchen Verhältniſſe verwirrt und dieſen Widerſtand des Chryſoſtomus vor ſeine Geſandtſchaft an Gaïnas verſetzt. Er theilt ein Zwiegeſpräch des Chryſoſtomus und des Gaïnas mit, das indeß nicht recht glaubwürdig erſcheint.

Digitized by Google

Gaïnas ließ sich einstweilen abweisen, in der Zuversicht, bald, wenn er sich in den vollen Besitz der Gewalt gesetzt habe, sein Vorhaben durchsetzen zu können. Sein Versuch, sich der Staatsgelder zu bemächtigen, wurde zunächst durch den Widerstand der Beamten des öffentlichen Schatzes vereitelt und als er Gewalt anwenden wollte, durch Ereignisse wunderbarer Art zu nichte gemacht. Die Kirchenhistoriker erzählen, daß die gothischen Soldaten, die bei Nacht den Schatz holen sollten, durch ein Heer von Engeln in der Gestalt von Bewaffneten zurückgeschreckt seien. Und als Gaïnas in der nächsten Nacht abermals eine Anzahl Soldaten ausgesandt, hätten sie dasselbe erfahren. Darauf habe er sich selbst in der Nacht davon überzeugt, und in der Meinung, daß ein Theil des römischen Heeres, das von der Stadt entfernt war, herbeigezogen sei, um des Nachts die Stadt und den Palast zu bewachen, während es des Tages verborgen gehalten werde, faßte er den Plan, sich zu rächen [1]).

Wie wenn er sein Gebet verrichten wollte, begab er sich zu der von Theodosius vor der Stadt am siebenten Meilenstein erbauten Kirche Johannes des Täufers. Diese also war den gothischen Arianern zur Abhaltung ihres Gottesdienstes eingeräumt. Ein Theil der Gothen hatte ihn begleitet, ein Theil war in der Stadt zurückgeblieben, um nachzukommen. Als diese mit ihren verborgenen Waffen an den Thoren angehalten wurden, machten sie die Wächter nieder. Es entstand anfangs ein ungeheurer Tumult in der Stadt, als ob sie schon eingenommen wäre, aber bald wurden energische Maßregeln ergriffen und die Thore befestigt. Gaïnas wurde von Arcadius für einen Feind des Staates erklärt und der Befehl ertheilt, alle noch in der Stadt befindlichen Gothen, deren Zahl auf 7000 angegeben wird, niederzuhauen. Viele wurden von den Soldaten niedergemetzelt. Der Kampf entbrannte am heftigsten bei der Kirche der Gothen, die nahe an dem kaiserlichen Palaste lag; dort waren die noch in der Stadt befindlichen

1) Der platonische Philosoph Synesius, ein Zeitgenosse, hat diese Vorgänge in ein mythisches Gewand gekleidet in seiner Schrift: *Αἰγύπτιος ἢ περὶ προνοίας*. Auch er knüpft die Rettung der Stadt an die Fügungen der Vorsehung und läßt Gaïnas und die Gothen durch Bilder der Phantasie, die Waffenaufzüge und Tänze der Korybanten vorspiegelten, in furchtbaren Schrecken versetzt werden, *λογ. δευτερος ι.*

Digitized by Google

zusammengeströmt, um ein Asyl zu suchen. Um den Befehl des Kaisers auszuführen, wurde die Kirche, in die Niemand einzudringen wagte, angezündet und alle Gothen, die darin eine Rettung gesucht hatten, kamen in den Flammen um. Vielen Christen schien ein großer Frevel mitten in der Stadt begangen zu sein [1]). Gaïnas zog auf die Kunde von diesen Vorgängen nach Thracien ab. Bei der Ueberfahrt über den Hellespont nach Asien kam die Mehrzahl seiner Truppen um. Er selbst, der sich mit Wenigen gerettet hatte, fiel einem römischen Heere in die Hände und wurde getödtet. Ein andrer noch heidnischer Gothe, Fravita, der schon früher unter Theodosius zu denen gehörte, die das Bündniß mit den Römern aufrecht erhalten wissen wollten, leistete in diesem Kampfe dem Kaiser treue Dienste und wurde zum Lohne dafür zum Consul erhoben (Fravita et Vincentius a. 401).

Die Bemühungen des Chrysostomus beschränkten sich nicht bloß auf die arianischen Gothen der Hauptstadt, sondern dehnten sich auch weiterhin auf die Gothen aus. Wir haben nur zerstreute Nachrichten darüber erhalten. Theodoret berichtet von einer eigentlichen Missionsthätigkeit unter den Gothen an der Donau, die noch Heiden waren, oder wenn sie auch einige Kunde vom Christenthum erhalten hatten, doch der Prediger und Lehrer ermangelten. Als Chrysostomus erfuhr, daß sich bei ihnen ein Bedürfniß darnach regte, suchte er Männer aus, die sich dieser apostolischen Arbeit eifrig annähmen. Diese setzte er ihnen vor. Theodoret hat Briefe von ihm eingesehen an Leontius, Bischof von Ancyra in Galatien, worin Chrysostomus diesem von der Bekehrung der Gothen Bericht erstattet und Männer zu senden auffordert, die zur Leitung derselben geeignet wären [2]). Daß wir unter diesen Gothen Ostgothen anzunehmen

---

1) Zosimus V, 19 dient zur Ergänzung des Socrates und Sozomenus. Er erzählt, daß mehr als 7000 Barbaren die Kirche der Christen, die nahe dem Palast lag, besetzt hätten, da sie ein Asyl zu ihrer Rettung suchten. Den Befehl des Kaisers habe Niemand auszuführen gewagt. Darauf habe man das Dach demolirt und brennende Balken herabgestürzt, so daß Alle in der Kirche verbrannt seien. Vielen Christen schien ein großer Frevel mitten in der Stadt begangen zu sein.

2) Theodoret. histor. eccl. V, 31. Theodoret bedient sich nicht bloß hier, sondern auch c. 30, wo nur von den Gothen die Rede sein kann, des Namens Skythen. Auch den Gaïnas nennt er einen Skythen. Socrates und Sozomenus bedienen sich bestimmter des Namens Gothen.

Digitized by Google

haben, unterliegt wohl keinem Zweifel, da die Westgothen damals unter Alarich bereits aufgebrochen und in vollster Bewegung begriffen waren. Die Ostgothen hatten zwar im Ganzen das Christenthum in der Form des Arianismus schon angenommen, aber einzelne Schaaren mochten noch wenig oder gar nicht in christlicher Wahrheit unterwiesen und noch so gut wie Heiden sein. Wir finden auch unter den Ostgothen an der Donau katholisches Bekenntniß, wie z. B. bei der Mutter des Theoderich, Erelieva, das sich auf die Bemühungen des Chrysostomus zurückführen läßt.

Einige Zeit, bevor Chrysostomus in's Exil nach Cucusus geschickt wurde, hatte er einen Bischof Unila, der dem Namen nach ein Gothe war, nach Gothien geschickt, der dort viele und große Dinge ausrichtete[1]). Als Chrysostomus sich im Exil zu Cucusus befand, im J. 404, wurde ihm von gothischen Mönchen, die seine getreuen Anhänger waren, die Ankunft eines Diakonus, Moduarius von Gothien, gemeldet, der die Anzeige von dem Tode des Unila und Briefe des Königs der Gothen (τοῦ ῥηγός, reiks) überbracht hatte, worin dieser bittet, daß man ihnen einen Nachfolger senden möge. Chrysostomus, der befürchtete, daß sein Nachfolger, Arsacius, mit seiner Parthei einen arianischen Bischof nach Gothien schicken möchte, wandte sich in einem Briefe, worin er die Lage der Dinge darstellt, an die Olympias, und empfiehlt ihr eifrig, dazu mitzuwirken, daß diese Angelegenheit einen Aufschub erleide. Olympias war eine reiche Wittwe zu Constantinopel, die vom Bischof Nestorius zur Diakonissin eingesetzt worden und deren Haus, seitdem sie ihr Vermögen von Theodosius zurückerhalten hatte, Bischöfen, Mönchen, Presbytern und kirchlichen Männern, die nach der Hauptstadt kamen, gastlich geöffnet war[2]). Sie hatte auch wohl die gothischen Abgesandten in ihrem Hause aufgenommen. Chrysostomus legt es ihr als eine wichtige Angelegenheit dringend an's Herz, diese Männer wegen des Winters, da sie nicht in den Bosporus und in jene Gegenden kommen können, zurückzuhalten. Es würde ihn mit großem Schmerz erfüllen, wenn der Nachfolger des Unila von denen gewählt werde, die

1) Chrysostomi Epist. ad Olympiadem 14. Opp. III, p. 600.
2) Chrysost. opp. III, p. 525.

Digitized by Google

so viel Uebles angestiftet hätten; denn daß diese keinen rechtschaffenen Mann wählen würden, könne sich Olympias wohl denken; eine solche Wahl aber würde von den traurigsten Folgen sein. Chrysostomus wünscht, daß, wenn es möglich sei, Modnarius im Stillen zu ihm komme.

Ein wenig später wendet sich Chrysostomus in derselben Angelegenheit an einen Diakonus Theodulos [1]). Er solle, da die Gegner, welche den Gemeinden in Gothien schaden wollten, selbst bei der Strenge des Winters keine Mühe scheuten, auch seinerseits mit den Freunden sich eifrig bemühen, daß keine Verwirrung und Unruhe in Gothien entstehe; vor allen Dingen wünscht Chrysostomus, daß ein Aufschub eintrete, in der Hoffnung, die er stillschweigend hegte, bald, wenn er mit Hülfe des römischen Bischofs Innocenz und der occidentalischen Bischöfe nach Constantinopel zurückgekehrt sei, selbst diese Angelegenheit ordnen zu können. Der Wunsch des Chrysostomus wurde insoweit erfüllt, daß die Sendung eines Nachfolgers für Unila aufgeschoben wurde. Er dankt besonders den gothischen Mönchen, die ihm rechtzeitig die Vorgänge mitgetheilt hatten, für den Eifer, den sie gezeigt hatten, daß keine Verwirrung in der gothischen Kirche entstanden sei. Er tadelt nicht nur nicht, daß sie Niemanden schickten, sondern lobt das, weil dadurch die Einigkeit bewahrt werde. Es hätten nämlich die gothischen Mönche aus ihrer eignen Mitte einen Nachfolger senden können, um den Gegnern zuvorzukommen, aber auch dadurch hätte leicht Spaltung in der gothischen Kirche entstehen können. Chrysostomus fordert sie auf, zu bewirken, daß noch ein weiterer Aufschub in dieser Sache gewonnen werde. Die Verfolgungen, welche diese gothischen Mönche erlitten und um derentwillen er sie zu trösten sucht, waren ihnen von der arianischen Parthei und zwar von Arsacius selbst für ihre Anhänglichkeit an Chrysostomus bereitet [2]).

Die Gefahren, die Chrysostomus nach dem Tode des Unila den gothischen Gemeinden drohen sieht, lassen darauf schließen, daß dieselben, sei es, daß sie erst vom Heidenthum bekehrt oder vom Arianismus zum katholischen Bekenntniß übergeführt waren, noch wenig befestigt erschienen, so daß das, was Unila in kurzer

1) l. c. ep. 206.

2) l. c. ep. 207. cf. epist. 125 ad Cyriacum tom III, p. 667.

Digitized by Google

Zeit Großes unter ihnen gewirkt hatte, wieder in Frage gestellt war.

Wenn es sich fragt, wo die Wohnsitze dieser Gothen zu suchen sind, deren König sich wegen eines Bischof's nach Constantinopel wandte, so geben darüber die Briefe des Chrysostomus einigen Aufschluß; denn wir erfahren, daß die gothischen Abgesandten nicht bei der Winterzeit in den Bosporus und jene Gegenden, in die sie zurückkehren mußten, schiffen konnten. Wir werden damit an die Nordküste des schwarzen Meeres verwiesen, die man auf dem Landwege nicht wohl erreichen konnte. Dort an dem kimmerischen Bosporus saßen damals die Gothi Tetraxitae, die bei dem Andrang der Hunnen von den Ostgothen losgerissen in dieser abgelegenen Gegend zurückgeblieben waren, um hier ihre Unabhängigkeit zu behaupten [1]). Zuerst hatten sie die Halbinsel Krimm an der Westseite des kimmerischen Bosporus eingenommen, später als die uturgurischen Hunnen von Westen wieder zurückzogen, waren sie, nachdem sie energischen Widerstand geleistet hatten, in Folge eines Vertrags auf die gegenüberliegende Seite hinübergegangen. Procop, der Näheres über sie erzählt, sagt, daß ihrer zu seiner Zeit nicht mehr viele vorhanden waren. Er weiß nicht, ob diese Gothen ehemals, wie die andern gothischen Völker, Anhänger der Lehre des Arius waren, oder ob ihnen eine andre Lehre beigebracht worden sei, d. h. ob sie in der rechtgläubigen Lehre unterwiesen seien. Auch sie selbst wußten es nicht zu sagen. Sie hielten aber mit großer Einfalt und ohne sich in Streit einzulassen ihren Glauben in Ehren und auf die gesetzlichen Einrichtungen der Christen, die sie heilig achteten, verwandten sie große Sorgfalt. Zur Zeit des Justinian, im 21. J. seiner Regierung, als sie in Erfahrung gebracht, daß der Kaiser ihren Nachbarn, den Abasgern, einen Bischof gegeben habe, schickten sie vier Gesandte nach Byzanz — vielleicht nach der Vierzahl der Gemeinden oder Stämme, die sich als τετραξῖται vereinigt hatten — und baten, daß ihnen ein Bischof gegeben werde, weil derjenige, welcher bisher diese Stelle bei ihnen verwaltet hatte, gestorben war. Es scheint demnach, daß die von Chrysostomus eingeleitete Verbindung der Tetraxiten-Gothen

1) Procop. de bello goth. lib. IV, 4. 5.

Digitized by Google

mit Constantinopel damals wieder angeknüpft und deshalb eine Gesandtschaft an den Kaiser abgeordnet wurde. Justinian willfahrte gerne ihren Bitten und entließ sie. Procop fügt noch hinzu, daß die gothischen Gesandten aus Furcht vor den uturgurischen Hunnen, denen sie als Kampfgenossen verpflichtet, bei der öffentlichen Audienz, wo viele zugegen waren, dem Kaiser nur ihr Anliegen in Betreff des Bischofs vortrugen; in einer geheimen Zusammenkunft aber hätten sie Alles das auseinandergesetzt, was dem römischen Reiche zum Vortheil gereiche, wenn nämlich ihre Nachbarn, die Hunnen, untereinander verfeindet würden. Diesem Wink folgte bald darauf Justinian, der durch eine Gesandtschaft die uturgurischen Hunnen aufhetzen ließ, die mit 2000 Mann Tetraxiten gegen ihre Stammesgenossen, die Kuturguren, zogen und diese, die plündernd in's römische Gebiet eingefallen waren, zum großen Theil aufrieben [1]). Die Landschaft Gothien am kimmerischen Bosporus blieb seit Justinian's Zeit ein mit der byzantinischen Kirche in Verbindung stehendes Bisthum. Der Sitz des Bischofs oder Metropoliten war Capha, wo er noch bis in's 18. Jahrh. hinauf in Synodalakten den Beinamen ὁ Γοτθίας führt [2]). In der Reihe derselben ist ein Bischof Johannes im 8. Jahrh. ausgezeichnet, der von Parthenope am kimmerischen Bosporus stammte. Sein Vorgänger hatte unter Constantinus Copronimus mit den Ikonomachen gemeinsame Sache gemacht und dafür die Metropolis Heraclea in Thracien erhalten. Die Gothen wählten darauf Johannes, den sie indeß nicht nach Constantinopel, sondern nach Iberien schickten und von dem dortigen Katholikos weihen ließen. Er bewahrte die rechtgläubige Lehre rein und unverfälscht und sandte seinen Diakonus, Longinus, an den Patriarchen von Jerusalem, um ihn zur Berufung einer Synode zu veranlassen, die der Kirche in jener Zeit der Gefahr Hülfe bringen sollte. Der gothische Bischof Johannes wohnte der unter Constantinus und Irene im J. 787 versammelten allgemeinen Synode zu Nicäa bei, wo er eifrig die Häresie der Ikonomachen bekämpfte. Sein Name findet

1) a. a. O. lib. IV, 18.

2) Le Quien Oriens christianus I, p. 1240 sqq. In der notitia graecorum episcopatuum des Kaisers Leo ist der Bischof ὁ Γοτθίας der 34. in der Reihe der Erzbischöfe, die zu Constantinopel gehören.

Digitized by Google

ſich auch unter den Unterſchriften der 7. ökumeniſchen Synode. Seine Lebensbeſchreibung erzählt, wie er ſich mit ſeinem Volk der Herrſchaft der Chaſaren lange tapfer widerſetzt, endlich aber ſich nach Amaſtris geflüchtet habe, wo er bald darauf verſchied [1]).

Dieſe katholiſchen Gothen in der Krimm haben noch lange ihre Eigenthümlichkeit bewahrt. Während die Sage des Mittelalters, z. B. in der Kaiſerchronik, im Annolied Stammesgenoſſen im Oſten kennt und einzelne geſchichtliche Andeutungen auftauchen [2]), ſo berichtet zuerſt beſtimmt über ſie ein Minorit aus Brabant, Ruysbroeck oder Rubriquis, der im J. 1253 im Auftrag des Königs Ludwig IX. von Frankreich eine Reiſe zum mongoliſchen Chan unternehmen mußte. „Am Meere ſelbſt," ſo berichtet Ruysbroeck, „von Kerſona (d. i. dem alten Cherſon) bis zur Mündung des Tanais befinden ſich hohe Vorgebirge und zwiſchen Cherſon und Soldaja (Sudagh) liegen 40 Burgen, davon jede ihre Sprache hat. Unter ihren Bewohnern ſind viele Gothen, deren Sprache die deutſche iſt." Zu Anfang des 15. Jahrh. erneuern ſich die Berichte [3]). Augerius Gislenius von Busbeck in Flandern, der von Ferdinand und Maximilian II. nach Wien berufen, dort als Lehrer der kaiſerlichen Prinzen und als kaiſerlicher Bibliothekar angeſtellt war, lernte auf ſeiner Reiſe nach Aſien, die er im J. 1554 antrat, in Conſtantinopel zwei Männer dieſes gothiſchen Stammes kennen, die an den Sultan abgeſandt waren. Er unterhielt ſich mit ihnen und theilt das, was er von ihnen erfahren hat, mit; es finden ſich darunter auch Sprachproben, die Maßmann gründlich beſprochen hat [4]). Wenn auch manche Worte als zu jung oder neu befremden, oder auch gebrochene Sprachformen, nicht minder Wortbildungen und Biegungen, ferner die Miſchung oberdeutſcher Laute mit offenbar niederdeutſchen ſich finden, ſo überraſchen doch andrerſeits wieder die älteſten Sprachanklänge, ſowohl was das ſehr bezeichnende Fehlen oberdeutſcher Lautverſchiebung, als was

1) Acta SS. 26. Juni.

2) Schafarik, Slaviſche Alterthümer I. Bd. p. 426.

3) Sie ſind von Maßmann geſammelt und eingehend beleuchtet in Haupts Zeitſchrift I, p. 345 sqq. und in der Abhandlung: die Gothen in der Krimm. Monats-Berichte der Geſellſchaft für Erdkunde in Berlin. 1852. p. 14 sqq.

4) Haupts Zeitſchrift I, p. 357 sqq.

Digitized by Google

Flexionen, Bildungssilben und namentlich Wortwurzeln betrifft, die Busbeck aus seiner flämischen Mundart unmöglich hergenommen haben konnte, noch weniger von einer andern Seite. Als Busbeck im J. 1554 nach Constantinopel abreiste und dort verweilte, war von dem Codex argenteus der Abtei Werden, welcher die vier Evangelien der gothischen Uebersetzung enthält, noch keine Kunde ausgegangen. Erst im J. 1569, also sieben Jahre, nachdem Busbeck seinen (4ten) Reisebericht abgestattet hatte, war von Goropius Bekanus von Hilvarenbeck in Brabant das gothische Vaterunser als aus einem sehr alten Werdener Coder bekannt gemacht worden. Busbecks vier Reiseberichte erschienen erst im J. 1595, drei Jahre nach seinem Tode zusammen im Druck, aber erst im J. 1597 wurden durch Bonav. Vulkanius und im J. 1602 durch Janus Gruterus weitere Sprachproben aus jenem Codex arg. veröffentlicht, der im J. 1599 nach Prag gekommen, von wo ihn bei Erstürmung des Hradschin, kurz vor dem westphälischen Frieden, die Schweden mit wegführten. Erst im vorigen Jahrh. kamen zu den vier Evangelien Stücke des Römerbriefes hinzu, die sich zu Wolfenbüttel fanden und seit 1817 die übrigen in den mailänder Handschriften enthaltenen Stücke des N. T.[1]). Unter den von Busbeck mitgetheilten Sprachproben der Gothen in der Krimm kommen Worte vor, die in den seit 1817 veröffentlichten Theilen der gothischen Bibelübersetzung zuerst zu Tage getreten sind, z. B. hallus = petra (Röm. 9, 33); menus = caro (1 Cor. 8, 13); mekeis = gladius (Eph. 6, 17).

Schon zu Busbeck's Zeiten war der seit Jahrhunderten bedrohte Stamm am Erlöschen. Die weiteren Nachrichten hören seitdem auf und der aus den fruchtbaren Ebenen immer mehr auf die Berge hinaufgetriebene Stamm scheint russischer Cultur unterlegen zu sein, die namentlich seit 1784, als die Krimm entschieden russisch wurde, unter Potemkin alles Fremde absorbirte. —

1) Siehe S. 258.

Digitized by Google

X. Hieronymus und die Schriftforschung der Gothen.

Ein historisches Zeugniß, welches die Gemeinde der katholischen Gothen zu Constantinopel betrifft, liegt in einem Briefe vor, den Hieronymus als Antwort auf ein Schreiben an die beiden Gothen Sunnia und Fretela — (goth. sunja, Wahrheit, friþila, Friedlieb, ähnlich Sunjai-friþas in der neapolitanischen Urkunde) — gerichtet hat[1]). Diese Gothen hatten sich an den gelehrten Interpreten der heil. Schrift zu Bethlehem gewandt, da viele Stellen aus den Psalmen in den griechischen und lateinischen Exemplaren nicht übereinstimmend lauteten. Sie wünschten daher von ihm zu wissen, welches dem hebräischen Grundtext gemäß das Rechte sei.

Wenn Hieronymus ihrem Forschungseifer hohe Anerkennung zollt, so läßt der Ton, worin dies geschieht, sicher darauf schließen, daß er es nicht mit arianischen, sondern katholischen Gothen zu thun hatte. „In Wahrheit," schreibt Hieronymus, „ist an Euch das prophetische und apostolische Wort erfüllt, Ps. 19, 5: Ihr Schall geht aus in alle Lande und ihre Rede bis an der Welt Ende. Wer hätte das geglaubt, daß die barbarische Sprache der Gothen (Getarum) im Hebräischen die Wahrheit sucht, und während die Griechen schlafen und sich untereinander zanken, Germania die Aussprüche des heil. Geistes erforscht. Nun erfahre ich Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm (Akt. 10, 34 sqq.). Die harte Hand, die früher den Schwertgriff führte, und die Finger, welche den Pfeil geschickt zu lenken wußten, erweichen zum Stylus und zur

1) Hieron. ep. ad Sunniam et Fretelam Opp. III, p. 626 sqq. ed. Mart. Der gelehrte Herausgeber Martianay hat sich um die Herstellung des sehr corrumpirten Textes großes Verdienst erworben.

Digitized by Google

Rohrfeder. Die sonst so kriegerischen Gemüther werden jetzt zur Sanftmuth umgewandelt. Jetzt sehen wir die Weissagung des Jesaias (c. 2, 4 sqq.) in der That erfüllt: Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen ꝛc. (11, 6 sqq.): Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen ꝛc. Nicht daß die Einfalt zur Wildheit übergeht, sondern daß die Wildheit die Einfalt lerne."

Es ist aber in dem Briefe noch ein ganz bestimmtes Zeugniß vorhanden, daß Hieronymus es mit katholischen Gothen zu thun hatte. Zu Ps. 71, 18 lasen die Gothen: benedictus dominus deus, deus Israel, während im Griech. das zweite deus fehlte. Hieronymus bemerkt, daß dies in dem hebräischen Text und in der LXX sich allerdings finde und daß diese dreifache Anrufung des Namens Gottes auf's deutlichste das Geheimniß der Dreieinigkeit bezeuge. Hätte Hieronymus hier mit Arianern zu thun gehabt, so würde ihn diese Stelle zu weiteren Erörterungen veranlaßt haben. Aber weder hier, noch an irgend einer andern Stelle, nimmt Hieronymus Anlaß zur Polemik gegen den Arianismus.

Der Brief der Gothen ist, wie es in der Einleitung heißt, von dem Presbyter Firmus „frater noster," dem Hieronymus nach Palästina überbracht worden und während dieser die Antwort schrieb, war Firmus zugegen. Zu Ps. 73 ist bemerkt, daß dieser „huius operis (epistolae) exactor fuit." Da nun Firmus, der Presbyter, im J. 405 einen Brief des Hieronymus an Augustinus von Palästina nach Afrika überbrachte [1]), so muß der Brief des Hieronymus an Sunja und Fritila zur selben Zeit, im J. 404, spätestens im J. 405, verfaßt worden sein. Wahrscheinlich besorgte Firmus die Antwort an die Gothen, deren Schreiben er auch überbracht hatte. Wenn das J. 405 der Zeitpunkt der Abfassung gewesen ist, so bezieht sich die Bemerkung des Hieronymus: „während die Griechen sich unter einander zanken," speziell auf den Streit, den gerade damals die beiden Kirchenhäupter, Theophilus von Alexandrien und Chrysostomus, unter einander führten, und zugleich weist dies darauf hin, daß die katholischen Gothen Sunja und Fritila sich zu Constantinopel befanden. Während dort damals der Kampf

1) Augustin. epp. 81 (alias 18). cf. ep. 82 in fine.

Digitized by Google

unter den Griechen entbrannt war, forſchten die Gothen in dem göttlichen Wort. —

Hieronymus bemerkt, daß ſie etwas Schwieriges von ihm forderten und daß zu genügender Antwort große Gelehrſamkeit gehöre. Er ſetzt darauf das Verhältniß der beiden griechiſchen Ueberſetzungen auseinander. Die eine, die ſogenannte κοινή, i. e. communis oder vulgata, von den Meiſten λουκιανός genannt, ſei corrumpirt; die andre, die ſich in der Handſchrift der Hexapla finde und die von ihm ſelbſt getreu in's Lateiniſche überſetzt worden, ſei die alte unverfälſchte der 70 Ueberſetzer. Was von dieſer abweiche, das weiche auch vom hebräiſchen Grundtexte ab. Hieronymus giebt dann Antwort auf die verſchiedenen Fragen, die an ihn geſtellt worden waren und deren Zweck darauf gerichtet iſt, den eigentlichen Sinn des Urtextes auf's allergenaueſte feſtzuſtellen, ſo daß ſich die Gothen bei mündlicher Belehrung oder ſchriftlicher Bearbeitung daran halten, oder auch der Pſalmenſammlung zu liturgiſchen Zwecken für den Kirchengeſang ſich bedienen konnten. Darauf könnten die Bemerkungen des Hieronymus hindeuten, wenn er z. B. in der Einleitung davon ſpricht, daß die Pſalmen auch in der orientaliſchen Kirche nach der richtigeren LXX geſungen würden und zu Pſ. 73 bemerkt, daß ſo, wie er überſetzt habe, nämlich nach der LXX pſalmodirt werden müſſe. Die Fragen ſind oft der Art, daß Hieronymus ſich veranlaßt ſieht, davor zu warnen, nicht allzu ängſtlich am Buchſtaben zu klauben und ſich größerer Freiheit zu bedienen. Es gebe auch eine κακοζηλία interpretationis, wodurch alle Anmuth und der Wohlklang der Sprache verloren gehe. Es ſei die Aufgabe des Ueberſetzers, der Eigenthümlichkeit ſeiner Sprache Rechnung zu tragen, ohne daß der Sinn dadurch leide [1]).

Weitaus die meiſten Fragen betreffen die Pronominalverhältniſſe, die von den Gothen auf's genaueſte feſtgeſtellt und ausgedrückt werden.

Ob bei deus unter der Anrufung des Namens Gottes im Grundtext ſich meus finde, wodurch die perſönliche Beziehung eine um ſo innigere wird; z. B. Pſ. 17; 58; 60; 68; 70; 85. Bei Pſ. 76 hebt dies Hieronymus ſelbſt hervor: V. 25 ingres-

1) Ad psalm. 5; 28; 49; 83; 84; 100.

Digitized by Google

sus dei mei et regis mei, qui est in sancto, fehlte das zweite mei in einer der Handschriften. Dadurch, sagt Hieronymus, daß es im Grundtext steht, soll hervorgehoben werden, daß der Gott und König Aller zugleich mein Gott und mein König ist und ich sein Knecht bin, so daß also die persönliche Beziehung ausgedrückt wird. Dahin gehören die Fragen, ob me ausdrücklich im Grundtext steht, z. B. zu Ps. 65, 19 exaudivit me deus; ob tu als Anrede an Gott im Grundtext ausgedrückt sei, z. B. zu Ps. 58; 93; oder durch te die Beziehung auf Gott im Grundtext bestimmt ausgesprochen werde, z. B. zu Ps. 26; 85; 114.

Sehr häufig findet sich das Possessivum meus und tuus in den Handschriften verwechselt und der Wortsinn ist dadurch in Frage gestellt. Es ist den Gothen wichtig, zu wissen, ob es Ps. 5, 9 heißt: dirige in conspectu meo viam tuam oder nach der griechischen Uebersetzung viam meam; denn wenn es nach dem Grundtext tuam heißt, so soll der Weg Gottes, der an sich recht ist, auch für das betende Subjekt zugerichtet werden. Ferner, ob Ps. 7, 9 steht: judica me domine secundum justitiam meam oder nach dem griech. tuam; denn wenn im Grundtexte meam steht, so kann der Herr nach seiner Gerechtigkeit richten, die das Herz ansieht. Sodann daß es Ps. 16, 2 heißt: oculi tui videant aequitates, nicht nach dem griech. oculi mei; denn die Augen des Herrn sehen auf das Rechte, nicht auf das Gottlose; daß es Ps. 17, 36 heißt: et dedisti mihi protectionem salutis tuae, nicht nach dem griech. meae; denn das Heil des Menschen kommt von Gott allein. — Alle diese Fragen, deren viele gestellt sind, zu Ps. 118 allein fünf, zeigen, daß es den Gothen auf die Feinheiten des Sinnes ankam und ein reges Interesse am christlichen Heilswerke dabei betheiligt war. — Die Fragen nach dem sich zurückbeziehenden Demonstrativum übergehen wir; sie zielen alle auf ein klares Verständniß hin.

Andrer Art sind die Fragen nach Zusätzen oder Weglassungen, die sich bei Vergleichung des lateinischen und griechischen Textes herausstellten; die meisten betreffen den Zusatz dominus (κυριος) und deus. Nachdem Hieronymus schon oft darauf geantwortet hat, wird er deß müde und bemerkt bei Ps. 30 ein für allemal, daß sie der LXX folgen möchten; andre Zusätze sind Verstärkungen, wie z. B. nimis, vehementer, in aeternum, in saeculum saeculi, (in coelum) et in terra etc. Noch andrer Art die

Digitized by Google

Fragen, wenn Wörter verſchiedenen Sinnes im Lat. und Griech. ſtanden, z. B. Pſ. 58, 11 lat. voluntas, griech. τὸ ἔλεος; Pſ. 129, 4 propter legem tuam und propter nomen tuum etc. Die Wörter Pſ. 101, 8 δῶμα und tectum geben Hieronymus Anlaß, auseinanderzuſetzen, daß die orientaliſchen Häuſer flache Dächer hatten und daß man dort auf dem Dache verweilte; dadurch wurden Stellen, wie z. B. Jeſ. 22, 1; Matth. 10, 27; Akt 10, 9, erklärlich.

Die Fragen über ſchwierige Wörter, wie neomenia, Neumonde, beruhen auf Unbekanntſchaft mit jüdiſcher Sitte, über die Hieronymus den Gothen Aufſchluß giebt. Ulfila hat ſtatt Neumonde geradezu Vollmonde geſetzt, weil die Gothen darnach rechneten (S. 262).

Faſſen wir den Eindruck, den die Fragen der ſchriftforſchenden Männer Sunja und Fripila machen, zuſammen, ſo zeigt ſich in allen Punkten das regſte Beſtreben, den Wortſinn der heil. Schrift getreu feſtzuſtellen, nicht aus bloß kritiſchem Intereſſe, ſondern aus ſittlichem Bedürfniß, um ſelbſt immer mehr in das Verſtändniß der Quelle der Heilswahrheit einzudringen und es zugleich für die Gothen zu fördern. Es iſt derſelbe Zug, den Ulfila in ſeinem Volke erkannt hatte und der ihn zu der meiſterhaften Ueberſetzung der ganzen heiligen Schrift getrieben hatte.

Digitized by Google

XI. Die Züge der Gothen von der Donau nach Italien und Spanien.

Nach dem Tode des Theodosius, der durch Klugheit und Freigebigkeit sich die Freundschaft der Gothen und dadurch dem römischen Reiche die Ruhe nach außen zu erhalten gewußt hatte, brach unter der Regierung der beiden unmündigen Söhne, Honorius und Arcadius, die unter der Vormundschaft ehrgeiziger und herrschsüchtiger Männer standen, der Kampf auf's Neue aus. Die Gothen waren um so gefährlicher geworden, da sie unter der Regierung des Theodosius durch Aufnahme in das römische Heer oder als Verbündete der Römer unter eignen Führern mit römischer Kriegskunst und römischem Kriegsleben um so mehr bekannt und vertraut geworden waren. Bei den Zügen des Theodosius gegen die Usurpatoren, Maximus und Eugenius, hatten die Gothischen Hülfsheere den Ausschlag gegeben. Bei dem entscheidenden Zug gegen Eugenius standen unter andern tapfern Heerführern Gainas und Alarich an der Spitze der gothischen Kriegsschaaren und bildeten bei Aquileja das Vordertreffen [1]). Alarich, aus dem edlen gothischen Geschlechte der Balthen (von balþs adj. audax), das nach dem Geschlechte der Amaler den ersten Rang einnahm, hatte schon während den Lebzeiten des Theodosius zu denen gehört, die das freundschaftliche Verhältniß mit den Römern zu brechen geneigt waren, aber sich durch die Verträge gebunden erachteten. Als nun nach des Theodosius Tode den Gothen die gewöhnlichen Jahrgelder nicht mehr bezahlt wurden, da erhob sich Alarich an der Spitze der Gothen, die ihn zu ihrem Könige erwählt hatten und rückte von der Donau bis vor die Mauern von Constantinopel [2]). Ohne sich durch eine Belagerung unter den stark be-

1) Socrates hist. eccl. VII, 10. P. Orosius hist. lib. VII, c. 35.
2) Jorn. de reb. get. c. 29.

Digitized by Google

festigten Mauern der Hauptstadt länger aufhalten zu lassen, führte er seine Schaaren nach Macedonien, Thessalien und Illyrien, ja selbst nach Kleinasien ergossen sich die lange vom Kampfe zurückgehaltenen Gothen. Alles Land ward verwüstet und was von den Bewohnern nicht dem Schwerte verfiel, als Sclaven fortgeschleppt. Durch den Engpaß von Thermopylä, den kein römisches Herr den Gothen streitig machte, wälzte sich der Strom nach Griechenland. Der allgemeinen Verheerung, welche auch dieses Land, Böotien und Attika erlitt, entgingen unter den Städten nur Theben und Athen. Jenes wurde durch seine Befestigungen erhalten. Athen, das wegen des weiten Umfangs seiner Mauern sich nicht halten konnte, zumal da Alarich den Piräus besetzt und alle Zufuhr abgeschnitten hatte, unterwarf sich sogleich und entging dadurch der Zerstörung. Wir haben keinen Grund, diese Angabe des heidnischen Historikers Zosimus in Zweifel zu ziehen, da andre Berichte dem nicht widersprechen [1]). Alarich ließ den Bürgern der Stadt Frieden anbieten, und nachdem man sich gegenseitig Eide geleistet hatte, zog er nur mit Wenigen in die Stadt. Nachdem der Gothenführer ein Bad genommen und mit den vornehmsten Männern der Stadt getafelt hatte, zog er mit Geschenken versehen ab. — Statt die demüthige Gesinnung zu betonen, der die stolze, als Sitz der Wissenschaften und Künste hochberühmte Stadt ihre Rettung verdankte, berichtet Zosimus, daß, als Alarich mit seinem Heer sich der Stadt genähert habe, auf den Mauern die Minerva zum Angriff erschienen sei und vor den Mauern der Held Achilles, sowie Homer ihn darstellt, da er von Zorn entbrannt sich aufmacht den Mord des Patroclus zu rächen. Diesen Anblick habe Alarich nicht ertragen können. Daß Alarich und die Gothen als Christen sich aus Furcht vor den heidnischen Göttern der Griechen nicht abhalten ließen, Hand an ihre Tempel und Altäre zu legen, beweist

1) Zosim. hist. V, 5 sqq. Philostorgius sagt lib. XII, 2, daß Alarich Athen genommen habe; von Plünderung und Zerstörung der Stadt ist indeß keine Rede. Eunapius in vita Prisci (ed. Boissonado p. 67) berichtet, daß der heidnische Philosoph Hilarius damals von den Gothen unter Alarich umgebracht worden sei, da er sich außerhalb der Stadt befand: ἔξω μὲν εὑρεθεὶς τῶν Ἀθηνῶν (πλησίον γάρ που Κορίνθου διέτριβε), καταλοπεὶς δὲ παρὰ τῶν βαρβάρων ἅμα τοῖς οἰκέταις. Daraus geht hervor, daß die innerhalb der Stadt Befindlichen verschont blieben.

Digitized by Google

der weitere Zug durch Griechenland. Mit der Zerstörung von Eleusis durch die Barbaren hörten die alten Mysterien der Ceres auf. Eunapius, der heidnische Rhetor und Historiker, der darüber berichtet, bemerkt dabei, daß griechische Mönche als Führer dem gothischen Heere gedient hätten. Viele Priester und Philosophen, die das Heidenthum aufrechtzuerhalten bemüht waren, kamen um; theils starben sie aus Schmerz über den Untergang der alten Heiligthümer, die sie nicht überleben wollten, theils wurden sie von den Barbaren mit ihren Dienern niedergehauen. Unter diesen befand sich ein Proterius, Hilarius und wie es scheint auch Priscus, der bekannte Günstling des Julian [1]. Bei weitem fanatischer noch müssen die christlichen Gothen im 4. Jahrh. in Griechenland gehaust haben, als wie die heidnischen im 3. Jahrh., die das Heiligthum der großen Diana von Ephesus u. a. zerstörten. Was alle Gesetze der christlichen Kaiser bis dahin nicht vermocht hatten, wurde durch das Schwert der Gothen vollführt.

Ueber den Isthmus von Corinth setzten die Gothen, ohne irgend auf Widerstand zu stoßen, ihren Zug fort nach dem Peloponnes, wo Corinth, Argos, Sparta sich ihnen ergeben mußten. Erst als Stilico, der für Honorius die Regierung im Westen führte, wiederholt mit einem Heere in Griechenland erschien, mußte Alarich sich zurückziehen. Unterdessen war Rufinus, der die Regierung für Arcadius im Osten geführt hatte, auf Betrieb des Stilico, seines Gegners, durch den Gothen Gaïnas umgebracht und Eutropius an die Stelle gesetzt worden. Dieser verfolgte aber dieselben ehrgeizigen Pläne, wie sein Vorgänger und schloß mit Alarich einen Vertrag, wonach derselbe die Verwaltung von Illyrien erhielt, um das oströmische Reich gegen Stilico zu schützen. So stand Alarich drohend an der Grenze des Westreichs, während zu gleicher Zeit das Ostreich nach dem Sturze des Eutropius durch den Gothenführer Gaïnas gefährlich bedroht wurde [2]. Dem ersten Einfall Alarichs in Italien im J. 400 folgte bald darauf im J. 402 ein zweiter mit bedeutender Heeresmacht. Die Gothen lagerten bei Pollentia in Oberitalien, als Stilico, der von allen Seiten, aus Gallien, von der Rheingrenze, selbst aus Britannien, die Legionen zusammen-

1) Eunapius in vita Maximi p. 52 sqq. in vita Prisci p. 67. 2) S. 395.

Digitized by Google

gezogen hatte, von Norden heranrückte. Gerade am Osterfest im J. 403, das die Gothen andächtig feierten, begann Stilico die Schlacht, die, nach den sich widersprechenden Berichten zu schließen, unentschieden blieb [1]). Alarich zog nicht bloß ungehindert ab, sondern faßte sogar den Plan, nach Rom vorzugehen, aber es gelang Stilico durch seine Taktik, Alarich zum Rückzug nach Illyrien zu zwingen und durch einen Vertrag mit ihm den Frieden herzustellen.

Während Italien vor Alarich für eine Zeit lang gesichert war, machte bald darauf im J. 406 ein neuer, viel furchtbarerer Feind einen Einfall, nämlich Rhadagais, ein gothischer Heerführer, der schon an dem ersten Zuge Alarichs nach Italien Theil genommen, und darauf an der Donau außer den Gothen noch Schaaren andrer Stämme, als Vandalen, Sueven und Alanen an sich gezogen hatte, deren Zahl von Mehreren auf 200,000 Mann nebst Weib und Kind, von Zosimus auf das Doppelte geschätzt wird. Das Ziel war, die Welthauptstadt mit ihren Schätzen zu erobern, und als Heide hatte Rhadagais das Blut des römischen Volkes seinen Göttern zu opfern gelobt [2]). Stilico ließ die Schaaren bis tief nach Etrurien hinein vordringen, schloß sie dann in den Apennien, deren Pässe von hunnischen und gothischen Hülfstruppen unter Uldins und Sarus besetzt wurden, ein, und nachdem ein großer Theil mehr durch Hunger als durch das Schwert aufgerieben, Rhadagais selbst gefangen und getödtet worden war, zog der Rest wieder über die Alpen zurück und brach im J. 407 in das von den römischen Legionen entblößte Gallien ein.

Alarich hatte unterdeß seine Streitkräfte wieder gesammelt. Als die den Gothen von Stilico vertragsmäßig bewilligte Summe verweigert, ja diese Bewilligung von den heftigen Gegnern Sti-

1) Nach Claudian, der Stilico's Lobredner ist, sollen die Gothen gänzlich geschlagen sein, de bello get. v. 635 sqq.; de VI. consulatu Honorii v. 202 sqq. Die gothischen Geschichtsschreiber berichten das Gegentheil. Cassiodor. in Chron. coss. Arcadius V et Honorius V. Jorn. de reb. get. c. 30. Orosius stellt den Kampf als unentschieden dar. Als Grund des ungünstigen Ausgangs der Schlacht für die Römer giebt er an, daß man den Oberbefehl einem Barbaren und Heiden übertragen habe, dessen Unredlichkeit sich in der Schändung der heil. Feste kund gegeben habe. cf. Oros. VII, 37. cf. Aschbach, Geschichte der Westgothen p. 73 sqq. 2) Siehe oben S. 23. 39. 44.

Digitized by Google

lico's am Hofe zu Ravenna dazu benutzt wurde, ihn des Verraths zu beschuldigen und zu stürzen, da machte sich Alarich auf, um von Honorius die Erfüllung des Vertrages zu erzwingen. Als die billigen Forderungen des Gothenfürsten von der Hand gewiesen wurden, rückte Alarich nach Italien vor. Auf dem Zuge verstärkte er sein Heer bedeutend durch alle die römischen Truppen, die bisher dem Stilico ergeben gewesen und die, so weit sie aus Gothen oder andern Germanen bestanden, eigentlich durch Stilico's Ansehen im Dienste des römischen Reiches erhalten worden waren. Dazu kam, daß Olympius, der an Stilico's Stelle getreten war, durch strenge Gesetze gegen Heiden und Arianer, die im römischen Heere dienenden heidnischen und arianischen Gothen abstieß, die sich jetzt zu Alarich wandten. Anstatt bewährte Männer an die Spitze des römischen Heeres zu stellen, wie z. B. den durch seine Tapferkeit und Kriegserfahrung gefürchteten Gothen Sarus, der die im kaiserlichen Dienste stehenden gothischen Soldaten geführt hatte und zugleich mit Alarich in der bittersten Feindschaft lebte, übertrug Olympius die Leitung unfähigen Leuten. So rückte Alarich im J. 408 bis vor die Thore Roms, ohne Widerstand zu finden. In der Stadt brach bald eine furchtbare Hungersnoth aus, zu der sich pestartige Seuchen gesellten, die ganze Massen wegrafften. Da man die Leichname nicht außerhalb der Stadt bestatten konnte, weil der Feind alle Zugänge besetzt hielt, so glich die Stadt selbst einem großen Todtengrabe. Als die Noth immer höher stieg, knüpfte man mit Alarich Unterhandlungen an. Die Abgesandten erklärten, daß die Belagerten unter mäßigen Bedingungen Frieden zu schließen wünschten, wenn diese aber nicht zu erreichen seien, das Volk zum Kampfe bereit stehe. Der Gothenkönig erwiederte verächtlich: „Je dichter das Heu, desto leichter wird gemäht!" und indem er ein gellendes Gelächter anschlug, verhöhnte er die Gesandten. Alarich forderte, daß alles Gold und Silber in der Stadt, alles Hausgeräth und alle barbarischen Sclaven ausgeliefert werden sollten. Auf die Frage eines der Gesandten, was er denn den Römern lassen wolle, erwiederte er: Das Leben! — Nachdem alle menschliche Hülfe für die Stadt sich als unzureichend erwiesen hatte, nahm man seine Zuflucht zu den heidnischen Göttern, die, wie der Aberglaube, der in seiner ganzen Stärke hervorbrach, wähnte, sich für den

Digitized by Google

Abfall von ihren Altären rächen wollten. Auch dieser Versuch, den Zorn der Götter zu versöhnen und ihre Hülfe herabzuziehen, schlug fehl [1]). Man wandte sich zuletzt in demüthiger Weise an Alarich, der jetzt mäßigere Forderungen stellte, die man zu befriedigen suchte. Freilich mußte man, um die von Alarich geforderten Summen zu beschaffen, die silbernen und goldenen Statuen der Götter angreifen und einschmelzen. Unter diesen befand sich auch die Statue der virtus romana, deren Zerstörung Zosimus als Vorzeichen des Unterganges der Stadt bezeichnet [2]).

Der von Alarich mit dem römischen Senat geschlossene Friedensvertrag, der erst theilweise erfüllt war, bedurfte noch der Bestätigung des Honorius. Alarich zog mit seinem Heere, das durch die aus Rom entflohenen Sclaven sich noch bedeutend verstärkt hatte, nach Etrurien und wartete auf eine Entscheidung. Obgleich der Kaiser damals in Gallien sich im Kampfe mit dem Usurpator Constantinus befand und deshalb in Italien den Gothen keine Heeresmacht entgegenstellen konnte, so war er doch nicht geneigt an seinem sicheren und für die Feinde unzugänglichen Zufluchtsort Ravenna den Vertrag mit Alarich zu bestätigen. Der römische Senat versuchte wiederholt durch Abgesandte den Honorius zu bewegen, mit den Gothen Frieden zu schließen; bei der zweiten Gesandtschaft des Senats befand sich auch der damalige Bischof von Rom, Innocenz [3]). Aber Olympius, der den Kaiser ganz beherrschte, wollte thörichter Weise von keiner Nachgiebigkeit etwas wissen. Alarichs Stellung wurde indeß immer drohender. Er vereinigte mit seiner Macht ein neues gothisches Hülfsheer, das ihm sein Schwager Athaulf von Illyrien zuführte, ohne daß ein römisches Heer es hindern konnte. Da gab der Kaiser anderm Rath Gehör. Er ließ Olympius fallen, an dessen Stelle der Praefectus Praetorii Jovius trat, während Attalus zum Präfekten der Stadt Rom ernannt wurde. Jovius knüpfte alsbald Friedensunterhandlungen mit Alarich an. Die Forderungen Alarichs, daß man den Gothen feste Wohnsitze in den italischen Grenzländern anweisen möge

1) Siehe oben S. 23 sqq.

2) Zosimus schildert diese Vorgänge zusammenhängend lib. V, 35—42. Olympiodor Exc. ed. Bonnae p. 448 sqq. Sozom. IX, 6. Philostorgius XII, 3.

3) Sozomenus IX, 7. Zosimus V, 45.

Digitized by Google

und daß ihm der Oberbefehl über das römische Heer übertragen werde, wurden von Honorius entschieden abgewiesen. Die Unterhandlungen wurden darauf sofort abgebrochen und Alarich rückte zum zweitenmale nach Rom. Die Stadt, die sich von aller Zufuhr alsbald abgeschnitten und dadurch den Schrecknissen einer Hungersnoth wieder ausgesetzt sah, ergab sich ohne Widerstand. Alarich ernannte, um dem Honorius seine Macht zu zeigen, Attalus den Präfekten der Stadt zum Kaiser und verschaffte ihm die Anerkennung von Seiten des Senats. Dafür ließ sich Alarich zum obersten Feldherrn und seinen Schwager Athaulf zum Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache ernennen. Attalus, der aus Kleinasien stammte, war früher ein Heide gewesen. Seitdem er mit Alarich in Verbindung getreten und durch ihn zur kaiserlichen Würde erhoben worden war, hatte er sich taufen lassen. Sozomenus berichtet [1]), daß Sigesarius, der Bischof der Gothen, die Taufe vollzogen habe; man ersieht daraus, daß die Westgothen (Thervingen) bei'm Auszug aus den Donauländern, ebenso wie die zurückbleibenden Gothi minores, einen geordneten Episcopat besaßen und auf ihren Zügen nach Italien und Spanien von ihren Bischöfen begleitet wurden, die einen bedeutenden Einfluß auf alle Angelegenheiten ausübten. Wir finden Sigesarius einige Zeit später in Spanien wieder, wo er die Erziehung der Kinder Athaulfs leitete. Mit der von dem Gothenbischof ertheilten Taufe hatte sich Attalus zu dem Arianismus bekannt und sich dadurch dem Alarich und den Arianern beliebt gemacht. Daß es mit seinem christlichen Bekenntniß nicht ernster Art gewesen sein kann, erhellt daraus, daß die Heiden hofften, er werde als Kaiser sich offen für das Heidenthum erklären, die Tempel und Opfer der Väter und die heidnischen Feste öffentlich wiederherstellen. Die Arianer setzten ihrerseits die Hoffnung auf ihn, daß er sie wieder in den Besitz der Kirchengebäude, wie zu Constantins und Valens Zeit, setzen werde, wenn es ihm gelinge sich in der Herrschaft zu befestigen. Es sind keine Maßregeln aus der kurzen Regierungszeit des Attalus bekannt, aus denen man ersehen könnte, ob sich diese Hoffnungen der Arianer alsbald erfüllt haben; es sei denn, daß das Gesetz vom J. 410, wonach allen Sekten Freiheit des Cultus gewährt

1) Sozomen. IX, 9. cf. Philostorg. XII, 3.

Digitized by Google

wurde, von ihm ſtammt und nicht von Honorius, der es zu Gunſten der Donatiſten in Afrika erlaſſen haben ſoll [1]). Den Heiden waren ſchon die erſten Ernennungen überaus günſtig. Zu Präfekten des Prätoriums und der Stadt wurden eifrige Heiden, wie Lampadius und Marcianus, alte Freunde des Symmachus, und zum Conſul für das folgende Jahr Tertullus, der am 1. Januar des J. 410 ſein Amt mit den alten Ceremonien antrat und den Senat mit den Worten anredete: „Ehrwürdige Väter! ich rede zu Euch in der Eigenſchaft eines Conſuls und Pontifex; die erſte Würde beſitze ich ſchon und werde die andre bald damit verbinden" [2]). Das römiſche Volk gab ſich allgemein der Freude hin, ein Beweis, wie tief der alte heidniſche Sinn noch im Volksleben eingewurzelt war; nur eine Familie, bemerkt Zoſimus, trauerte in Rom, nämlich die der Anicier [3]). Der heidniſche Sinn des Attalus, der mit der Taufe keine Aenderung erfahren hatte, führte raſch ſeinen Sturz herbei. Während Alarich gegen Ravenna gezogen war, um Honorius zur Nachgiebigkeit und zur Anerkennung ſeiner Herrſchaft oder der des Attalus zu zwingen, ſollte dieſer Afrika erobern, deſſen Kornvorräthe, die für Rom unentbehrlich waren, durch den dem Kaiſer treu gebliebenen Statthalter Heraclian zurückgehalten wurden. Attalus verließ ſich auf die Wahrſager und Zeichendeuter, die ihn verſichert hatten, daß er die Hauptſtadt Carthago und die Provinz ohne allen Kampf einnehmen werde, und traf nicht die gehörigen Anſtalten. Zu gleicher Zeit folgte er dem Alarich nach Ravenna, und wies das Anerbieten des bedrängten Kaiſers Honorius, die Herrſchaft des Reiches zu theilen, hochmüthig ab. Er erklärte, daß er ihm nicht einmal den kaiſerlichen Namen zu tragen verſtatten, und ihn nicht mit heiler Haut davon kommen laſſen, ſondern mit verſtümmeltem Körper nach einer Inſel verbannen werde. Honorius befand ſich in der verzweifeltſten Lage; aber gerade damals kamen nicht bloß längſt und ſehnlichſt erwartete Hülfstruppen vom Orient im Hafen zu Ravenna an, ſondern auch die Nachricht, daß das Unternehmen des Attalus gegen Afrika geſcheitert ſei. Honorius faßte wieder neuen Muth. Zu Rom brach bald eine Hungersnoth aus.

---

1) Codex Theod. lib. XVI tit. V. l. 51. cf. Concilior. omn. gener. etc. ed. Paris. 1644. Tom. IV p. 100.

2) Paul. Oros. lib. VII, 42. 3) Zosim. lib. VI, 7.

Digitized by Google

Statt des Getreides verzehrte man wilde Kastanien, ja man suchte mit Menschenfleisch den Hunger zu stillen. Zu einem neuen Unternehmen gegen Heraclian mit Hülfe gothischer Truppen, worauf Alarich drang, war Attalus nicht zu bewegen. Da beschloß Alarich, der es deutlich erkannt hatte, „daß der Christengott der Herrschaft des Attalus widerstrebe," auch seinen Schutz ihm zu entziehen. Vor den Thoren von Rimini wurde Attalus öffentlich vor Aller Augen des Diadems beraubt, des Purpurmantels entkleidet und zur Rückkehr in's Privatleben verurtheilt [1].

Alarich hatte dem Honorius die Insignien des abgesetzten Kaisers übersandt, in der Hoffnung, dadurch den Frieden einzuleiten. Als aber keine Aussicht dazu vorhanden war, zog Alarich zum drittenmal nach Rom, um an der Stadt und damit auch an dem Kaiser seinen Zorn auszulassen. Die christlichen Apologeten, die als Zeitgenossen über diese Ereignisse berichten, betrachten sie von einem höheren Gesichtspunkt, indem sie den Gothenkönig für ein Werkzeug in Gottes Hand halten, um durch ihn das lange verhaltene Strafgericht an der sündigen und unbußfertigen christlichen Weltstadt zu vollziehen [2]. Alarich selbst fühlte es, daß eine höhere Macht ihn leitete; denn er erklärte einem Mönch, der auf dem Zuge nach Rom ihn ermahnte, doch nicht an dem Morde und Blutvergießen sein Ergötzen zu finden, daß er nicht freiwillig dorthin ziehe, sondern Jemand beständig ihn beunruhige und antreibe: mache dich auf und zerstöre die Stadt [3]. Aber Rom sollte nicht, wie Sodom, zu Grunde gerichtet werden, sondern die Züchtigung, die es von den Gothen erfuhr, sollte nach Gottes gnädigen Absichten dazu dienen, daß das römisch-christliche Volk zur Buße erweckt werde. Noch hatte der barmherzige Gott Gedanken des Friedens mit der Stadt; war doch Alarich zweimal mit Schonung wieder abgezogen und jedesmal ernstlich bemüht gewesen, den Frieden herzustellen. Die Gesandtschaft des Senats, die nach dem ersten Zuge der Gothen den Kaiser Honorius zur Nachgiebigkeit zu stimmen suchte und der sich der römische Bischof Innocenz angeschlossen hatte, erhielt von Alarich eine Bedeckung, damit sie auf der Reise vor feindlichen Angriffen geschützt sei. Nach dem zweiten Zuge vor Rom

1) Sozom. lib. IX, 8. cf. Socrates VII, 10. Zosimus lib. VI, 7—12.
2) Siehe oben S. 34 sqq. 44 sqq. 3) Siehe oben S. 61.

Digitized by Google

ließ Alarich, da ihn seine früheren Forderungen gereueten und er von dem Oberbefehl über die Armee abstehen wollte, durch die Bischöfe des römischen Sprengels, welche seine Gesandten begleiteten, dem Honorius auf's Eindringlichste vorstellen, nicht die Schuld auf sich zu laden, daß die Stadt, die mehr als tausend Jahre über einen großen Theil des Erdkreises geherrscht habe, den Barbaren zur Zerstörung überlassen und mit ihren Palästen ein Raub der Flammen werde, sondern unter mäßigen Bedingungen Frieden zu schließen [1]). Als dann Rom zum drittenmal in die Hände der Gothen fiel, da wurde das Asylrecht der christlichen Kirchen, insbesondre der Basiliken über den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus proklamirt, denen die christlichen Eroberer ihre Ehrfurcht bezeugen wollten, und die Masse derer, die dort Zuflucht suchten und in ihr ein Kern der Bevölkerung gerettet. Augustinus kommt in seiner großartigen Apologie de civitate dei immer wieder auf die Milde und Schonung zurück, welche die durch den Geist Christi überwältigten und besänftigten Gemüther der Barbaren dem Heiligen in Rom bewiesen und hält dies als das schlagendste Zeugniß seinen Gegnern vor, daß der christliche Name, den sie lästerten, nicht das Unglück der Stadt, sondern deren Rettung bewirkt habe. Selbst das, was zu den heiligen Stätten der Christen gehört habe, sei verschont worden [2]). Orosius hat den Zug aus der Geschichte der Einnahme der Stadt, auf den sich Augustin bezieht, erzählt. Als die Gothen plündernd durch die Stadt zogen, traf ein mächtiger christlicher Gothe in einem Kloster eine Gott geweihte Jungfrau an. Er forderte von ihr auf anständige Weise Silber und Gold, und sie gestand, daß sich große Schätze bei ihr vorfänden, die sie auch hervorholte. Der Barbar wurde durch die Größe, das Gewicht und die Schönheit derselben überrascht und als er nach dem Zweck derselben sich erkundigte, erwiederte ihm die Jungfrau: „das sind die heil. Gefäße des Apostels Petrus. Nimm sie hin, wenn du es wagst; die Folgen wirst du erfahren. Ich vermag sie nicht zu vertheidigen.“ Der Barbar, der durch

1) Zosim. hist. V, 45. 50.

2) Augustin. de civit. dei lib. I, c. 1. 2. 4. 7. 34. lib. III, c. 29. lib. V, 23. Siehe oben S. 35 sqq. cf. Sozomen. hist. eccl. IX, 9. Jorn. de reb. get. c. 30.

Digitized by Google

Gottesfurcht zur Ehrerbietung gegen die Religion gestimmt und durch den Glauben der Jungfrau in Erstaunen versetzt worden war, berichtete es durch einen Boten an Alarich, der die heil. Gefäße sofort, wie sie waren, zur Basilika des Apostels bringen ließ. Die Jungfrau selbst und alle Christen, die sich dem Zuge anschließen wollten, ließ er durch eine Bedeckung begleiten. Da das Haus der Jungfrau am andern Ende der Stadt lag, so bewegte sich der Zug durch die ganze Stadt. Im Vorderzug die goldenen und silbernen Gefäße, die von den Gothen einzeln auf den Schultern getragen wurden. Zu den Seiten die Schwerter derer, die zum Schutze mitzogen. Hymnen wurden zum Lobe Gottes laut und öffentlich angestimmt, indem die Römer und Barbaren zusammen sangen. „Mitten unter der Zerstörung der Stadt ertönten die Posaunen der Rettung, die allen, auch den im Verborgenen Befindlichen in die Ohren schallten und sie einluden." Von allen Seiten strömten die Schaaren zu den heil. Gefäßen hinzu, nicht bloß Christen, sondern auch Heiden, und je zahlreicher sich die Römer hinzuschaarten, um so eifriger schlossen sich die Gothen als Vertheidiger um den Zug herum [1]).

Nicht bloß die christlichen Apologeten, deren Darstellung durch ihre Tendenz vielfach beherrscht ist, bezeugen, daß unter der Verheerung der Stadt die Barmherzigkeit Gottes hindurchleuchtete, sondern auch Hieronymus, der in den düstersten Farben das Gemälde der Zerstörung vor unsern Augen entrollt hat, deutet darauf hin. Von der Wittwe Marcella erzählt er, daß die Sieger in ihr Haus eindrangen und da sie nichts fanden, durch Mißhandlung die Auslieferung der etwa versteckten Schätze erzwingen wollten. Christus aber erweichte die harten Herzen und unter den blutigen Schwertern fand die Frömmigkeit einen Ort. Die Barbaren führten die Marcella nebst ihrer Tochter Principia zur Basilika des Apostels Paulus, um sie zu retten [2]).

Ein Beispiel von dem Eindruck, den die Standhaftigkeit eines keuschen Weibes auf das Gemüth eines christlichen Gothen machte, liefert Sozomenus. Einer der Soldaten des Alarich

1) Paul Orosius hist. lib. VII, 39. Das Verdienst des Alarich bei dieser Begebenheit ist von Cassiodorus (Variar. lib. XII, 20) nur im Vergleich mit Theoderichs Liberalität bei der späteren Rückgabe der heil. Gefäße herabgesetzt.

2) Hieronym. ep. 96 ad Principiam vom J. 412. cf. ep. 97 ad Demetriadem. ep. 98 ad Gaudentium. Siehe oben S. 26 sqq.

Digitized by Google

wollte ein Weib, deſſen Schönheit ihn gefeſſelt hatte, ſchänden. Als aber das Weib mit aller Kraft Widerſtand leiſtete, um nichts Schändliches zu ertragen, drohte ihr jener mit dem Schwerte in der Hand den Tod. Und ſchon hatte er das Weib leicht am Halſe verwundet, da hielt es den von Blut ganz überfloſſenen Nacken hin, um lieber in Keuſchheit zu ſterben, als geſchändet am Leben zu bleiben. Der Barbar aber, da er noch ſchrecklicher auf das Weib eindrang und nichts erreichte, ward von Bewunderung vor ſeiner Keuſchheit ergriffen und führte es zur Baſilika des Apoſtels Petrus. Er übergab das Weib den Wächtern der Kirche und zugleich ſechs Goldſtücke für ſeinen Lebensunterhalt, damit es ſeinem Manne erhalten werde [1]).

Die chriſtlichen Apologeten können indeß ſelbſt nicht leugnen, daß bei der Zerſtörung der Stadt nicht auch den Chriſten, mit Ausnahme derer, welche in den Kirchen ein Aſyl gefunden hatten, viel Uebles widerfuhr, ebenſo wie den Heiden [2]). Wie ſollten auch die Gothen, da, wo ſie nicht durch Ehrfurcht vor dem Heiligen zurückgehalten wurden, einen beſondern Unterſchied, je nach dem religiöſen Bekenntniß gemacht haben, zumal, da ſie als Arianer katholiſchen Chriſten gegenüberſtanden, ein Unterſchied des Bekenntniſſes, den Sozomenus bei jener Erzählung von dem ſtandhaften Weibe ſcharf betont. Dazu kam, daß ſich eine Menge der aus Rom geflohenen barbariſchen Sclaven bei dem Heere Alarichs befand, die er nicht ſo, wie ſeine gothiſchen Soldaten, in Zucht zu halten im Stande wär. Daher denn, wie Auguſtin berichtet, bei der allgemeinen Plünderung der Stadt auch die Chriſten ihrer Schätze beraubt, ja durch Folter zur Herausgabe gezwungen wurden; daher auch viele Chriſten umkamen, deren Leiber unbeerdigt liegen blieben; daher viele Chriſten als Gefangene mit fortgeſchleppt wurden; daher Frauen und Jungfrauen, ſogar die Gottgeweihten, geſchändet wurden und diejenigen, welche ſich den Nachſtellungen der Feinde entzogen und in die Fluthen ſtürzten, dort ihren Tod fanden. — Aber Auguſtin hält dieſe Uebel, von denen die Chriſten betroffen wurden, für eine Züchtigung, die nach Gottes gnädigen Ab-

1) Sozomen. hist. eccl. IX, 10.

2) Augustin. l. c. lib. I, c. 9—16. 26. cf. Socrates hist. eccl. lib. VII c. 10. Procop. hist. vand. lib. I, 2. Marcellinus in dem Chron. ad a. 410.

Digitized by Google

ſichten ihnen zum Beſten gereichen ſollte. Inmitten der Zerſtörung hätten die Barbaren Chriſto die Ehre gegeben, da ſie die heiligen Stätten verſchonten, den Dämonen dagegen und den von ihnen ſtammenden gottloſen heidniſchen Gebräuchen hätten ſie den Krieg erklärt und ihn gegen dieſe weit heftiger, als gegen die Menſchen geführt [1]). Es läßt ſich ſchon aus dem früheren Auftreten Alarichs in Griechenland ſchließen, daß auch zu Rom die Gothen ihrem Fanatismus gegen das Heidenthum freien Lauf ließen. Socrates deutet darauf hin, daß viele bewunderungswerthe Baudenkmäler, darunter Tempel der Götter, den Flammen übergeben wurden, nachdem die noch darin vorhandenen Schätze, der Schmuck der Wände und Altäre, geraubt worden war [2]). Das Heidenthum erhielt in ſeinen bisherigen Stützen, in den durch ihren Reichthum noch mächtigen und einflußreichen römiſch-heidniſchen Adelsfamilien, mit der Zerſtörung Roms durch die Gothen einen empfindlicheren Stoß, als alle Geſetze und Maßregeln der chriſtlichen Kaiſer ihm bisher zu geben vermocht hatten [3]).

Alarich führte das mit den Schätzen Roms beladene Heer nach dem Süden Italiens. Campanien wurde verheert und Nola, wo der edle Biſchof Paulinus wirkte, ſoll gerettet worden ſein. Der Biſchof von Rom, Innocenz, war vor der Kataſtrophe nach Ravenna geflohen, oder, wie Oroſius es darſtellt, gleich dem gerechten Loth, von der ſündigen Stadt entfernt, damit er ihren Untergang nicht erlebe. Paulinus war an ſeinem Biſchofsſitz geblieben, und wenn die Stadt wirklich verſchont blieb, ſo muß ſeine Fürſprache es bewirkt haben [4]). Auguſtinus berichtet indeß, daß Nola verwüſtet und Paulinus von den Gothen ergriffen worden ſei. Da habe er, wie Auguſtin von ihm ſelbſt erfahren, gebetet: „O Herr, nicht wegen Gold und Silber werde ich gepeinigt, denn wo alles Meinige iſt, das weißt du!“ Er hatte aber, nachdem er ſein Vermögen den Armen gegeben,

---

1) Augustin. de civit. dei V, c. 23. Deinde ab his barbaris Roma caperetur, qui contra omnem consuetudinem bellorum ante gestorum ad loca sancta confugientes christianae religionis reverentia tuerentur, *ipsisque daemonibus atque impiorum sacrificiorum ritibus ... sic adversarentur pro nomine christiano, ut longe atrocius bellum cum eis quam cum hominibus gerere viderentur*: cf. Sermo 105 c. 10. 2) Socr. hist. eccl. VII, 10.

3) Beugnot hist. de la déstruction du paganisme en Occident. Tom. II, chap. 7. p. 107 sqq. 4) Vita Paulini c. 51.

Digitized by Google

alles Seinige dort, wo der war, der ihn gelehrt hatte, Schätze für den Himmel zu sammeln [1]).

Von Campanien zog Alarich nach Unteritalien bis an die Südspitze bei Rhegium. Sein Plan, von dort nach Sicilien und Afrika hinüberzusetzen, scheiterte an der Ungunst der Elemente. Eine heidnische Statue, von der man vorgab, daß sie töne, hatte den Uebergang versagt. Sie wurde dafür von den Gothen verstümmelt [2]).

Während Alarich noch bei sich überlegte, was zu thun sei, wurde er plötzlich in der Blüthe seines Lebens durch den Tod fortgerafft. Sein Volk, das ihn tief betrauerte, begrub ihn in der Weise, wie Decebalus, der König der Dacier, nach dem Untergang seiner Herrschaft seine Schätze verborgen hatte [3]). Es wurde nämlich mitten in dem Bette des Flusses Busento, dessen Wasser abgeleitet worden waren, ein Grab gegraben und Alarich mit vielen Schätzen daselbst bestattet. Darauf leitete man die Wasser wieder in ihr Bette zurück und damit von Niemand jemals der Ort gekannt werde, tödtete man die Gefangenen, welche die Arbeit verrichtet hatten [4]).

Nach Alarichs Tode übernahm sein Schwager Athaulf die Führung der Gothen, die ihn zu ihrem Könige wählten. Er knüpfte sofort Unterhandlungen mit Honorius an und übernahm es gegen Zusage fester Wohnplätze, die römische Herrschaft in Gallien und Spanien wieder herzustellen, die von den eingedrungenen germanischen Volksstämmen nicht weniger als von herrschsüchtigen Usurpatoren, wie Constantinus nebst seinem Sohne Constans, Maximus und Jovinus, bedroht war. Gerade damals drang Jovinus, der in Mainz von Goar, dem Führer der Alanen, im Verein mit dem Burgunderkönig Guntiar auf den Thron erhoben worden war, in Süd-Gallien weiter vor und der bisher siegreiche Befehlshaber des kaiserlichen Heeres, Constantius, mußte sich vor ihm zurückziehen. Athaulf näherte sich in Gallien anfangs dem Jovinus, anstatt ihn zu bekämpfen; als aber der Usurpator sich mit dem Gothen Sarus, dessen Todfeindschaft mit Alarich auch auf dessen Schwager Athaulf übergegangen war, verbinden wollte, da wandte sich der Gothen-

1) Augustin. de civit. dei lib. I, c. 10.
2) Olympiodor. l. c. p. 453.
3) Siehe S. 87. 4) Jorn. de reb. get. c. 30.

Digitized by Google

König von Jovinus entschieden ab. Er vernichtete den Todfeind Sarus und bot dem Kaiser seine Dienste an. Jovinus hatte unterdeß seinen Bruder Sebastian zum Mitregenten angenommen. Beide Brüder wurden in kurzer Zeit, im J. 413, von Athaulf überwunden, der als ein Zeichen seiner Dienstwilligkeit die Köpfe der Usurpatoren dem Honorius übersandte [1]).

Das friedliche Verhältniß zwischen Athaulf und dem Kaiser Honorius schien sich dadurch für die Zukunft zu befestigen; allein ein Uebelstand trat hindernd in den Weg. Es befand sich nämlich die Schwester des Kaisers, Galla Placidia, die auf dem zweiten Zuge Alarichs gegen Rom von den Gothen fortgeschleppt worden war, noch immer als Geißel in ihren Händen. Honorius hatte sie dem siegreichen Feldherrn Constantius verlobt und dieser, der den größten Einfluß auf den Kaiser am Hofe zu Ravenna übte, machte die Auslieferung der Placidia vor Allem zur Bedingung. Da aber Athaulf nicht dazu geneigt war, weil sein Herz von leidenschaftlicher Liebe zu der schönen Tochter des großen Theodosius gefesselt war, und er mit dem Gedanken umging, sie zur Königin der Gothen zu erheben, so mußte jeder Versuch, Frieden zu schließen, daran scheitern; denn gothischerseits wurden solche Bedingungen gestellt, von denen man voraussetzen konnte, daß die Römer nicht darauf eingehen würden. Erst als die edle Placidia sich entschloß, die Gemahlin Athaulfs zu werden, konnte man auf einen dauerhaften Frieden rechnen. Die feierliche Vermählung fand zu Narbonne statt, in dem Hause des Ingenius, eines der vornehmsten Männer der Stadt. Placidia saß in königlichem Anzuge erhaben in einem nach römischer Weise geschmückten Saal, ihr zur Seite saß Athaulf in prächtiger römischer Kleidung. Unter andern Hochzeitsgeschenken, die Athaulf machte, befanden sich auch fünfzig schöne Jünglinge in seidenen Kleidern, jeder von ihnen trug in seinen Händen zwei Schüsseln, von denen die eine mit Gold, die andre mit Edelsteinen und Kleinodien gefüllt war, welche die Gothen bei der Einnahme von Rom erbeutet hatten. Darauf wurden Hochzeitslieder gesungen, die Attalus zuerst anstimmte, dann Rusticius und Phöbadius. Die Hochzeit wurde von den Barbaren

1) Sozomen. IX, 11—15. Olympiodor l. c. p. 454 sqq. cf. Aschbach l. c. p. 99.

Digitized by Google

und den unter ihnen befindlichen Römern, die sich gemeinsam der Lust und Freude hingaben, festlich begangen [1]).

Athaulfs Gedanken waren jetzt darauf gerichtet, mit Honorius einen dauerhaften Frieden zu schließen und er wurde von seiner Gemahlin darin bestärkt. Orosius berichtet über Athaulfs Pläne, daß er früher den römischen Namen zu vernichten und das ganze römische Reich in ein Gothenreich umzugestalten die Absicht gehabt habe, so daß das, was Romania war, dann Gothia und Athaulf das, was Cäsar Augustus einst war, geworden wäre. Athaulf habe aber später einsehen gelernt, einmal, daß die Gothen wegen ihrer ungezügelten Wildheit den Gesetzen nicht gehorchen würden; sodann, daß die Gesetze nicht außer Kraft gesetzt werden dürften, denn ohne Gesetze würde der Staat nicht Staat sein. Nach solcher Erwägung habe sich Athaulf zur Aufgabe gemacht, den römischen Namen mit gothischen Kräften wieder herzustellen und zu stärken und bei den Nachkommen den Ruhm eines Wiederherstellers von Rom zu erlangen, da er es umzugestalten nicht im Stande gewesen sei [2]). Das, was Orosius hier über Athaulfs Pläne berichtet, hatte er zu Bethlehem in Palästina einen Bürger von Narbonne, der ein Vertrauter des Gothenkönigs war, dem Hieronymus berichten hören. Es scheint demnach, daß Athaulf seinen früheren Plan nach der Verbindung mit der Schwester des Kaisers zu Narbonne aufgab und seine Hoffnungen auf die Wiederherstellung des römischen Reiches baute.

Den Zeitgenossen, die auf die Zeichen der Zeit achteten, stellte sich die merkwürdige Verbindung des Gothenkönigs mit der römischen Kaiserstochter als eine Erfüllung des von dem Propheten Daniel geschauten vierten Monarchienbildes dar [3]), dessen Haupt von feinem Golde war, die Brust und Arme von Silber, der Bauch und die Lenden von Erz, dessen Schenkel Eisen waren, und die Füße eines Theils von Eisen, eines Theils von Thon. Das vierte Königreich, das kommen werde, sollte nach diesem Bilde wie Eisen hart sein und Alles zermalmen und zerschlagen, wie Eisen Alles zerbricht. Die Füße aber, die aus Thon und Eisen gemischt waren, sollten ein zer-

1) Olympiodor l. c. p. 457 sqq. 2) Siehe oben S. 45 sqq.
3) Philostorgius XII, 4.

Digitized by Google

theiltes Königreich ſein, doch von des Eiſens Pflanze darinnen bleiben, ſo wie Eiſen mit Thon vermenget war. Ebenſo die Zehen, die aus Eiſen und Thon gemiſcht waren, ſollten zum Theil ein ſchwaches, zum Theil ein ſtarkes Reich ſein (Dan. 2, 32 sqq. v. 40 sqq.). Der Knabe, den die Placidia in Barcellona bald darauf gebar, hatte den verheißungsreichen Namen ſeines Großvaters Theodoſius erhalten. Als er aber ſchon früh ſtarb, da glaubte man abermals die Worte des Propheten erfüllt zu ſehen: „Und das du geſehen haſt Eiſen mit Thon vermenget, werden ſie ſich wohl nach Menſchengeblüt unter einander mengen, aber ſie werden doch nicht aneinander halten; gleichwie ſich Eiſen mit Thon nicht mengen läßt“ [1]).

Conſtantius, der Gegner Athaulfs, der darauf vertraut haben ſoll, daß die Verbindung nicht von Dauer ſein werde, war nur noch eifriger bemüht, den Frieden mit den Gothen zu hintertreiben und die Feindſeligkeiten begannen auf's Neue. Athaulf hatte, bevor er mit einem Theil des Heeres nach Spanien gezogen war, um das Land zu erobern, den Attalus zum zweitenmal auf den Thron erhoben. Er hatte nicht erwartet, daß Conſtantius ſobald den Angriff wagen werde. Als dieſer aber plötzlich mit einem Heere vor Narbonne erſchien, zog ſich der noch übrige Theil des gothiſchen Heeres vor ihm zurück und folgte dem Könige nach Spanien. Attalus, der ſich auf einem Schiffe nach Spanien flüchten wollte, wurde ergriffen und zu Rom im Thriumph aufgeführt. Er wurde ſo behandelt, wie er es früher dem Honorius gedroht hatte; nachdem man ihm zwei Finger ſeiner rechten Hand abgehauen hatte, wurde er nach der Inſel Lipari verwieſen. Athaulf, der unterdeß in Spanien erobernd vorgedrungen war, fiel bald darauf als ein Opfer alter Blutrache. Sterbend trug er ſeinem Bruder auf, die Placidia dem Honorius zurückzugeben, damit, wenn es irgend möglich ſei, Eintracht und Friede zwiſchen den Römern und ſeinem

1) Philostorg. l. c. Die zwiefache Erfüllung der Danieliſchen Weiſſagung, von der hier die Rede iſt, läßt ſich nicht anders faſſen, als in Beziehung auf die eheliche Verbindung und den Tod des Kindes. Idatius in Chronicon: Athaulfus apud Narbonam Placidiam duxit uxorem: in quo prophetia Danielis putatur impleta, qui ait filiam regis Austri sociandam regi Aquilonis: *nullo tamen eius ex ea semine subsistente.*

Digitized by Google

Volke hergestellt werde. Indeß riß Sigerich, der Bruder des Sarus, die Herrschaft gewaltsam an sich. Er ließ die Kinder Athaulfs von der ersten Frau mit Gewalt aus den Händen des gothischen Bischofs Sigesarius reißen und ermorden. Die Placidia wurde auf's schimpflichste behandelt. Nach einer kurzen Herrschaft von sieben Tagen wurde Sigerich selbst umgebracht und Wallia zum Führer der Gothen gewählt. Er führte den letzten Willen Athaulfs aus, schickte gleich einen Abgesandten an Honorius, um mit ihm wegen eines Bündnisses zu unterhandeln und die Placidia dem Bruder zurückzubringen. Der Kaiser ging auf die Anträge ein und schickte als Zeichen seiner Bereitwilligkeit große Getreidevorräthe nach Spanien. Die Schwester gab er jetzt dem Constantius zur Gemahlin. Die von Athaulf begonnene Eroberung Spaniens setzte Wallia im Auftrage des Kaisers fort und beschränkte die dort eingedrungenen Stämme auf den nordwestlichen Theil des Landes. Als Belohnung für diese Dienstleistung wurden den Gothen unter Wallia in Gallien, wohin sie zurückgerufen waren, feste Wohnsitze überlassen. Es wurde ihnen das Land an der Garonne bis zum Meere, also die Provinz Aquitania secunda, mit sechs Städtegebieten und außerdem Toulouse angewiesen, daher der Name Septimania für das von den Gothen in Gallien besetzte Gebiet entstand. Hier ruhten die Westgothen von ihren Wanderzügen aus und gründeten auf den Trümmern des alten römischen Reiches ein neues Gothenreich, dessen Hauptstadt Toulouse wurde.

Druck von Carl Georgi in Bonn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kirchengeschichte der Schweiz

Von

Dr. E. F. Gelpke,

Professor der Theologie an der Hochschule Bern.

Erster Theil.

Bern,

Verlag der J. Dalp'schen Buchhandlung.

1856.

Digitized by Google

Kirchengeschichte der Schweiz

unter der

Römer-, Burgunder- und Allemannenherrschaft.

Von

Dr. E. F. Gelpke,

Professor der Theologie an der Hochschule Bern.

Bern,

Verlag der J. Dalp'schen Buchhandlung.

1856.

Digitized by Google

Haller'sche Buchdruckerei (B. F. Haller) in Bern.

Digitized by Google

Der Verfasser glaubt kein entschuldigendes Wort in Bezug auf die Erscheinung dieses Werkes demselben vorausschicken zu müssen; sie beruht auf einem längst gefühlten, durch Wort und Schrift vielfach bezeugten Bedürfnisse. Wir besitzen auch nicht eine brauchbare Kirchengeschichte der Schweiz in Bezug auf die ältere Zeit; die neuere Zeit seit der Reformation konnte bei dem grossen Forscherfleisse der Schweizer grade auf dem historischen Gebiete und grade wiederum dem glanzvollsten der Schweizergeschichte in geistiger Beziehung nicht unberücksichtigt bleiben. Es ist hier manche früher nicht bekannte Urkunde an's Tageslicht gebracht, manche schärfer und gründlicher benutzt, manche Persönlichkeit besser gewürdigt, mancher Zeitraum heller beleuchtet worden; eine zusammenfassende Bearbeitung des Gewonnenen bei noch umfassenderem Quellenstudium möchte aber selbst in Bezug auf diese Zeit eine höchst willkommene Erscheinung sein. Jakob Hottingers Werk: „Helvetische Kirchengeschichten, vorstellende der Helveteren ehemaliges Heidenthum und durch die Gnade Gottes gefolgetes Christenthum, Zürich 1698", läuft zwar bis auf die älteste Zeit zurück, ja es behandelt diese selbst mit besonderer Vorliebe und Gründlichkeit; das sehr gelehrte und für die damalige Zeit höchst verdienst- und bedeutungsvolle Buch dürfte aber jetzt weder in materieller noch in formeller Beziehung auch nur den

Digitized by Google

bescheidensten Ansprüchen genügen. Es ist keine einzige Untersuchung, die nicht nach neu entdeckten oder nach schärfer gewürdigten älteren Quellen auf's Neue vorgenommen, keine einzige, bei welcher nicht die etwa auch schon von ihm erkannten historischen Irrthümer und Fehlgriffe gründlicher beseitigt, oder die im richtigen Takte erfasste historische Wahrheit fester unterbaut werden müsste. Dann müssen auch „die nothwendigen Anmerkungen von der Lehre, Gebräuchen und der Regierung der Helvetischen Kirche", die Hottinger nach dem Titelblatte geben wollte, in eine Kirchengeschichte umgewandelt, also die nothwendigen Ergänzungen zur Füllung der vorhandenen Lücken gegeben, die gegebenen Notizen mit einander verbunden, die vielen Geschichten in eine Geschichte geeint, kurz es muss in einer über blosses Notizenaggregat hinausgehenden pragmatischen Geschichtschreibung darnach gerungen werden, ein Gesammtbild von den älteren kirchlichen Zuständen, so weit das ohne Willkühr geschehen kann, aufzustellen. Abgesehen hiervon ist es aber noch Eines, was das Buch für uns gänzlich ungeniessbar macht. Hottinger bezeichnet diess selbst auf folgende Weise in der Zuschrift: „Es sei 1692 zu Einsiedlen ein grosses Werk an's Licht „kommen, in welchem man sich unterfanget zu beweisen, „dass bis auf die Zeiten Zwinglis in Helvetia keine andre „Lehre und Gottesdienst bekannt gewesen, als die heutige „Römische und fürnehmlich sucht, dass die ganze löbliche „Nation in solcher Lehre und Religion wiederum vereinigt „werde (Lang, Historisch-theologischer Grundriss). Ob „nun die Römische Religion von solchem Buch mehr „Schimpf als Glimpf habe, wolle er doch dessen Ungrund

Digitized by Google

„noch mehr an den Tag legen und durch Vorstellung „voriger Zeiten weltkundig machen, dass unsere in Gott „ruhende Voreltern allein darum von der Römischen „Kirche sich gesondert, weilen diese in vielen Dingen „dem heidnischen Rom sich genähert, hingegen von der apo- „stolischen Kirche abgetreten sei und wohlgedachte unsre „Voreltern, indem sie von der Römischen Kirche ausge- „gangen, sich mit der apostolischen wieder vereinigt „und zu ihren Vätern sich bekehret.“ Ueber den hier- mit zugleich charakterisirten altväterischen Styl könnte man sich nun wohl noch bei einem recht starken Wissens- durste hinwegsetzen; diese angekündigte und gewissenhaft beibehaltene fortlaufende polemische Tendenz, welche an sich eine ruhig verlaufende historische Untersuchung aufhebt, macht es aber in der Gegenwart bei der ge- ringeren Spannung der confessionellen Gegensätze, der gänzlichen Beseitigung der älteren engherzigen Polemik, dem gewonnenen sicherern Bewusstsein über den frag- lichen Gegenstand zu einer wahren Herkulesarbeit, auch nur das erste Buch ohne Aus- und Weglassung, ohne Ermattung und Ueberdruss bis an's Ende zu lesen.

Etwas hat diesen Uebelständen Ludwig Wirz, Pfar- rer zu Mönchaltorf, mit seiner Schrift „Helvetische Kir- chengeschichte, Zürich 1808“ abgeholfen. Er meinte nämlich, wenn der damals entstandene Wunsch, Hottin- gers Kirchengeschichte neu herauszugeben, so erfüllt werden solle, dass das Werk den Forderungen, die man jetzt an einen Geschichtschreiber mache, einiger- massen entspräche, dass dann vor Allem aus die vier dicken Quartbände durch Weglassung alles Unhistorischen zusammengezogen und überdiess hier und da Einiges, das

Digitized by Google

gelegentlich aus der Kirchengeschichte anderer Länder ohne Noth beigebracht worden, weggelassen werden müsse. Aber auch die Form des Werkes könne nicht unverändert bleiben. Es sei nur ein chronologisches Verzeichniss aller Thatsachen. Aus diesen zerstückelten Angaben könne man den Geist, der zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden des Landes herrschte, nicht beurtheilen und also auch nicht sehen, was dieselben dazu beigetragen haben, durch Lehre und Beispiel religiöse Aufklärung und sittliche Cultur zu befördern oder zu verhindern. Wirz hat nun in der That den Stoff zusammengezogen und zwar, je weiter zurück, desto mehr in einer Weise, bei welcher derselbe auf das magerste Gerippe zusammengeschrumpft ist. Mehr als Hottinger und Müller in seiner unterdess erschienenen Schweizergeschichte geben, hat er nach eigenem Geständnisse in Bezug auf die älteste Zeit nicht gegeben, überhaupt aber die Forschung in Bezug auf die Zeit vor der Reformation in materieller Hinsicht keinen Schritt vorwärts gebracht.

Noch ist ein freilich sehr unbekannt gebliebener „Versuch einer Geschichte der Kirche Jesu Christi in der Schweiz von J. L. Blum, Kapellan und Pfarrhelfer zu Hochdorf (Erster Theil 1822)“ zu erwähnen. Es behandelt dieser Theil die älteste Geschichte, ganz den gleichen Zeitraum, auf den sich die Forschung dieses ersten Theiles bezieht; der Verfasser hat sich aber eine besondre Aufgabe gestellt. Von dem apostolischen Generalvikar Göldlin, Probst zu Beromünster, zu der Arbeit aufgemuntert, hat derselbe sein Buch vom streng katholischen Standpunkte aus im Interesse der grossen Mutterkirche, die in jeder

Digitized by Google

Diöcese sich auf's Vollkommenste in ihrer Mannigfaltigkeit und Einheit wieder abspiegele und der Priesterschaft, als der Trägerin des göttlichen Lebens, aller Wissenschaft und Bildung, geschrieben. Es ist somit eine durch und durch im kirchlichen Parteiinteresse abgefasste Schrift, ein polemisches Werk im modernen Style, in welchem Rom mit den Päbsten als die Centralsonne des grossen Kirchenkörpers möglichst verherrlicht wird. Das ist nun aber auch das einzig Neue und Eigenthümliche an der Arbeit; eine neue historische Forschung, eine unbefangene Würdigung, ja nur organische Verbindung des Stoffes wird man vergeblich in ihr suchen. Was der Verfasser etwa mehr gibt, als seine Vorgänger, hat er aus den unterdess erschienenen Schriften eines Besson, De Rivaz, Eichhorn etc. entlehnt. Das in seiner Art geistvoll geschriebene Buch ist nicht fortgesetzt worden.

So muss die Hand wohl an ein ganz neues Werk gelegt und unter Benutzung aller bis jetzt gewonnenen Hülfsmittel und Berathung der zugänglicher gewordenen Bibliotheken eine Geschichte des Christenthums in der Schweiz gegeben werden, die dasselbe von seinem ersten Werden an in umfassendster und treuester Weise verfolgt. Der Verfasser schwankte lange, ob er nur ein die Resultate umfassendes oder ein ausführliches, die Untersuchungen selbst vornehmendes und abschliessendes Buch schreiben sollte; er hat sich für das Letztere, als das Verdienstvollere, entschieden. Eben deshalb musste aber die Behandlung der ältesten Zeit vorzugsweise einen critischen Charakter annehmen; es handelte sich hier um die Sicherlegung der Fundamente, die sich, je weiter im Alterthume zurückliegend, desto weniger dem

Digitized by Google

ungeschärften Auge blosslegen. Einzelne Begründungen mögen bei mangelnden entscheidenden historischen Zeugnissen angegriffen, einzelne das Gesammtresultat noch befestigende Notizen vorzüglich an der Hand der täglich Neues an's Tageslicht fördernden Alterthumsforschung noch gewonnen werden; das wohlbezeugte Gesammtresultat wird aber seinem Kerne nach unerschütterlich dasselbe bleiben und grade in Bezug auf die allerälteste Zeit wenig Additionen und Subtractionen zulassen.

Das zunächst beabsichtigte Werk wird aus drei Theilen bestehen. Der erste wird die Geschichte der Schweizerischen Kirche in der Römer-, Burgunder- und Allemannenzeit behandeln und so viel Geschichtliches aus einem auf der Grenzscheide zwischen Thatsache und Dichtung liegenden Gebiete zu gewinnen suchen, als diess bei einer echt historischen Methode möglich ist. Es mussten schon in dieser Zeit die Bausteine aufgesucht werden, auf denen, wenn sie auch theilweise wieder aus einander geworfen worden sind, doch der Bau der Folgezeit aufgerichtet worden ist. Zwei andere Theile werden dann den Ausbau dieser Kirche unter der fränkischen und neuburgundischen Herrschaft, der Kaiser- und Selbstständigkeitszeit erzählen. Von Zeit und Umständen, Gesundheit und Kraft wird es abhängen, ob der Verfasser bis zur Reformationszeit und über dieselbe bis zur neuesten Zeit fortschreiten wird. In den einzelnen Theilen wird zuerst darüber Bericht erstattet werden, wann und wie die christliche Religion zu einem Raumbesitze in der Schweiz kam, die Gründungs- und Verbreitungsgeschichte des Christenthums somit jeder andern Darstellung voraus-

Digitized by Google

geschickt werden. Die christliche Religion trat aber nicht unter den gleichen Verhältnissen an den verschiedenen Raumpunkten und in den verschiedenen Zeiten in's Dasein; je nach denselben, der Beschaffenheit der Länder und Völker, zu denen sie kam, je nach den äussern politischen und innern Culturverhältnissen musste sie selbst eine verschiedene äussere und innere Gestaltung gewinnen. Das Christenthum hat sich allerdings die Volks- und Zeitgeister unterworfen; es hat sich aber bei seinem nur allmälig umbildenden Einflusse auch nicht den Einwirkungen der vorgefundenen Lebensverhältnisse entziehen können. Unter ihrer Berücksichtigung werden wir so der Verbreitungsgeschichte eine zweite und dritte folgen lassen, nämlich erstlich die der Kirchenverfassung oder äussern Lebensform, die sich grade hier das christliche Princip unter den mitwirkenden äussern Faktoren gab, und dann zweitens alles Desjenigen, was dasselbe in dieser bestimmten äussern Lebensform in Betreff des ganzen innern Lebens umwandelnd gewirkt hat. Ohne solche Lebensform, ohne solches durch das innerste Leben der Kirche, aber auch durch die vorgefundenen äussern Lebensverhältnisse bedingte äussere Trieb- und Räderwerk ist keine Verwirklichung der idealen Zwecke derselben, kein einheitsvolles, kräftiges Zusammenwirken möglich. Die Geschichte derselben wird somit den zweiten Platz füllen, die Geschichte des jeweiligen Glaubens, des Cultus oder der gemeinsamen, das innere religiöse Leben abspiegelnden frommen Uebungen, der gemeinsamen Lebenszucht und des unter ihrer Mithülfe gewonnenen Höhegrades sittlicher Bildung das Ganze abschliessen. Diess die einfache Sacheintheilung, die, mit der bezeichneten Zeiteintheilung ver-

Digitized by Google

bunden, es ermöglichen wird, den umfassenden Stoff in übersichtlicher Weise vorzulegen.

Schliesslich sagt der Verfasser noch allen denjenigen Dank, die ihm, wie Georg Wyss in Zürich, Pater Sigmund Furrer und De Rivaz in Wallis, Dr. Scherer in Solothurn, Dr. Wiener und Morlot in Lausanne, durch Mittheilung einzelner Schriften und Notizen zur Ausarbeitung dieses ersten Theiles freundlichst behülflich waren. Was die Bibliotheken an ältern Hülfsmitteln an die Hand gaben, ist Alles benutzt worden; Schade, dass die hiesige nicht im Besitze der vollständigen Literatur in Betreff des Gegenstandes ist, z. B. die zuletzt erschienenen Bände der „Acta Sanctorum" vermisst werden. Der Verfasser hat sich jedoch durch Inhaltsangaben überzeugt, dass er auch im Falle einer möglichen Benutzung kaum etwas benutzt haben würde.

Digitized by Google

Inhaltsanzeige.

Seite.

Geschichte der Gründung des Christenthums in der Schweiz unter der Römer-, Burgunder- und Allemannenherrschaft.

Allgemeine Einleitung 3

Gründung des Christenthums in Genf.

A. Unter der Römerherrschaft 5

Paracodus und Dionysius 7

Nazarius und Celsus 16

Domnellus, Hyginus, Fronto, Telesphorus, Tiburnus . 18

Diogenus 19

Dominius, Salvian, Cassian 22

Eleutherius . . . . . Bischöfe in Genf . 26

Frater Hormisdas, Pallascus 28

Theophilus, Isaac 31

Christliche Alterthümer zu Genf 32

B. Unter der Burgunderherrschaft.

Einleitende Bemerkungen über die Einwanderung und Schicksale der Burgunder 33

Volle Christianisirung Genfs bei ihrer Ankunft . . 41

Maximilian, Domitian I, Maximus 44

Gründung des Christenthums in Wallis.

Angebliche durch Petrus 48

Die Thebäer, Recensionen der Thebäerlegende . . 50

Zeugen für die Thatsache 56

Spätere Geschichte der Legende 61

Historische Würdigung derselben 70

Christliche Inschrift zu Sitten 86

Ogerius Hypogrenensis 88

Sulpicius und Sempronius 89

Protasius, Bischof von Mailand 90

Digitized by Google

Seite.

Theodorus I 94
Elias 96
Florentinus 101
Mauritius . . . Bischöfe in Wallis . . 104
Sylvius 105
Leontius 107
Protasius I 108
Severinus, Abt zu Agaunum 110
Die alte Klosterregel 114
Die Agaunensische Versammlung 116
Concil zu Epaona 125
Constantius, Bischof in Wallis 133
Hymnemondus, Ambrosius, Achivus, Tranquillus, Venerandus, Aebte 134

Gründung des Christenthums in Helvetien.

I. In Aventikum und Lousonnium 137
Erich, angeblicher erster Bischof 138
Die 22 alten Bischöfe Aventikums 139
Salutaris, Bischof daselbst 142
Die Kirche des heil. Thyrsus — Protasius . . 143
Das Kloster Balma 145
Chilmegisilus 151
Angebliche Bischöfe von Nyon und Yverdun . . 155
Christliche Alterthümer in der Waadt (cfr. S. 7) . 155
II. In Solothurn 162
Ursus und Viktor 163
Verbreitung des Christenthums durch Legionssoldaten . 171
Die heil. Verena 176
Christliche Alterthümer in Solothurn . . . 188
III. In Vindonissa 194
Paternus und Laudo 195
Bubulcus und Grammatius 196
Opthardus, Pictavius und Severus 197
IV. In Zürich (Turicum).
Felix und Regula 197
Recensionen der Legende 198
Beurtheilung derselben 204
Exuperantius 208

Digitized by Google

Seite.

Zürich zur Allemannenzeit 211
Die Urkunde Wighards und Ruperts . . 214 u. 242
V. In Bern und den Waldstätten.
Der heil. Beatus 219
Der heil. Justus 232
Die Einigensage 233
Angebliche Bekehrung Unterwaldens . . . 238
Gründung des Christenthums in Rhætien.
Bekehrung der Rhætia secunda 243
Lucius und Emerita 245
Valentin 253
Gaudentius 255
Asimo 257
Pruritius, Claudian, Ursicinus 259
Antonius Lirinensis 260
Sidonius und Eddo 261
Valentinian 262
Gründung des Christenthums in Raurachien.
Maternus, Valerius und Eucharius 265
Ferreolus und Ferrutio 267
Sage von den 11,000 Jungfrauen 268
Justinus 282
Justinianus 283
Adelphius 287
Christliche Alterthümer in Raurachien . . . 288
Der heil. Fridolin 291
Geschichte der Kirchenverfassung.
I. Politische Zustände der alten Schweiz.
A. Unter der Römerherrschaft 307
B. Unter der Burgunderherrschaft 317
II. Das Priesterwesen der alten Schweiz 320
III. Die christliche Kirchenverfassung.
A. Unter der Römerherrschaft 326
B. Unter der Burgunderherrschaft 327
a. Verhältnisse des Clerus zur Staatsmacht . . 328
b. Verhältnisse des Clerus in sich 334
c. Diöcesanverhältnisse.
Genf 337

Digitized by Google

Seite.

Wallis 338
Helvetien 339
Rhætien 342

Geschichte der innern Kirchenverhältnisse.

A. Allgemeine Culturzustände 344
B. Die innern religiösen Verhältnisse.
1. Die christliche Lehre unter der Reaction der heidnischen Götterlehre.
Heidnische Götterlehre.
Merkurius (Theutates) 354
Apollo (Belenus) 358
Mars (Hesus — Camulus) 363
Hercules und der „deus invictus“ (Mithras) . . 364
Jupiter (Taranus — Penninus) 366
Minerva (Belisana) 368
Diana — Isis (Arduinna) 369
Cisa 372
Die Muttergöttinnen 374
Epona (Hippona) 375
Naria und Artio 377
Silvan, die Gottheiten der Wege, Bachus Cocliensis 378
Genii 380
Aventia — Numina Augustorum . . . 381
Christliche Vorstellungs- und Lehrweise . . . 383
2. Der christliche Cultus unter der Reaction des heidnischen.
Der heidnische 389
Der christliche 391
3. Das christliche Leben und die kirchliche Disciplin.
Unter der Römerherrschaft 397
Unter der Burgunder-, Allemannen- u. Gothenherrschaft.
Lichtseiten 401
Schattenseiten 407

Digitized by Google

ABHANDLUNGEN.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte
der
Gründung des Christenthums in der Schweiz
unter der
Römer-, Burgunder- und Allemannenherrschaft.

Von
D. E. F. GELPKE, Prof. der Theologie
an der Hochschule Bern.

Unter den grossen Strassen der alten Welt, den Handel und Verkehr fortleitenden Flüssen, war es auch eine, der Rhodanus, welche das Christenthum frühzeitig in die Alpenwelt einführte. Das alte Gallien war durch das an Macht und Grösse herrlich aufblühende Massilien, durch seine aus Griechenland eingepilgerten Einwohner mit dem alten Hellas in innige Verbindung getreten. Von dorther erhielt es seine erste Cultur und den Träger derselben, die Schriftsprache. Zwar sah es nicht ohne Eifersucht auf die sich siegreich immer weiter ausdehnende und neue Colonien in dem eroberten Gebiete begründende Colonie; es kam den benachbarten Ligurern die Fabel von der trächtigen Hündin in den Sinn, die zuletzt mit ihren Jungen den anfangs um eine Geburtsstätte flehentlich angesprochenen Hirten aus seinem Besitzthume verdrängt hatte; allein alle Versuche gegen die stets wachsame und wohlgerüstete Stadt scheiterten. Zum letzten Mal zogen die benachbarten Völkerstämme mit vereinter Kraft unter der Anführung des Königs Catumandus herbei, um die Alle bedrohende Macht zu brechen; es erkannte aber der einsichtsvolle Führer die geistig überlegene Macht und unterzog sich dem Gebote der ihn im Traume erscheinenden und von der Belagerung abmahnenden Göttin, welche er auf den gestatteten Eintritt in die Stadt in

Digitized by Google

der Minerva wieder erkannte. Er brachte ihr oder der griechischen Kriegskunst und Bildung überhaupt seine volle Huldigung, den Massiliensern aber Friede und Freundschaft entgegen (Justin. lib. XLIII, c. 4 u. 5).

Seit dieser Zeit und der Zeit der Römerherrschaft in Gallien, welche die rohe Freiheit der Eingebornen zu zügeln wussten, drang die Bildung aus den geöffneten Thoren der Stadt in so erfolgreicher Weise in das Herz des Landes, dass nach dem vielsagenden Worte Justins Griechenland nicht nach Gallien eingewandert, sondern Gallien nach Griechenland versetzt zu sein schien. Massilien blieb aber in fortdauernder Verbindung mit dem Mutterlande, als seinem geistigen Stütz- und Schwerpunkte. Dorthin wandte sich die wissbegierige Jugend zurück, um eine höhere Bildung zu suchen, dort berieth man fortdauernd die Orakel mit ihren selbst das Dunkel der Zukunft lichtenden Weisheitssprüchen; von dorther zogen immer von neuem wissenschaftlich gebildete Männer in das Tochterland ein, das ihren Werth zu schätzen wusste.

Frühzeitig musste desshalb auch das Christenthum von dorther hier einwandern. Das Maass religiöser Begeisterung ist auch das eigentliche Maass für die Verbreitung desselben in räumlicher Beziehung; die Begeisterung war aber gerade in diesen von einem Paulus gestifteten Gemeinden die höchste. So finden wir denn nun auch schon in der Mitte des zweiten Jahrhunderts christliche Gemeinden zu Vienna, der Hauptstadt des Allobrogerlandes und noch weiter hinauf zu Lugdunum und diese auch in der innigsten Verbindung mit dem Mutterlande und den ersten Pflanzstätten des Christenthums. Wir lernen gerade unter den Christen dieser gallischen Gemeinden mehrere aus dem Mutterlande hierher gezogene, von ächt apostolischem Geiste beseelte Männer kennen, so den Attalus aus Pergamus, eine feste Säule der jungen Kirche, den freimüthigen Glaubensprediger Alexander aus Phrygien, der eben so freimüthig sein Christenthum in der unter Markus Aurelius über diese Gemeinden verhängten Verfolgung (177) aussprach, vorzüglich aber den Stolz und den Ruhm dieser Kirchen, den berühmten Schüler des Polycarpus,

Digitized by Google

den besonders griechisch-theologische Bildung ins Abendland verpflanzenden Irenäus; wir lesen ein von diesen Gemeinden an die Brüder in Asien und Phrygien erlassenes Schreiben über die schweren oben erwähnten Verfolgungen, das für ein der Pflanzstätten des Christenthums würdiges Leben voll Glaubenstreue und Liebe, Hoffnung und Geduld Zeugniss ablegt; wir hören endlich selbst von Briefen, welche die einzelnen gefangen gesetzten Christen in den Fesseln an die fernen Brüder schrieben, um sie noch im Angesichte des Todes mit ächt christlichem Liebes- und Friedenseifer zur Einigkeit bei den gerade um diese Zeit in Phrygien ausbrechenden, eben desshalb auch ihr besonderes Interesse in Anspruch nehmenden montanistischen Streitigkeiten zu mahnen (Euseb. V, 1—4).

Geschichte der Gründung des Christenthums in Genf unter der Römer- und Burgunderherrschaft.

A) Unter der Römerherrschaft.

Bei solcher Lebendigkeit des christlichen Geistes, bei solcher hohen, den schwersten Martern entgegengehenden Begeisterung musste aber wohl bald das Christenthum von hier aus weiter der Rhone entlang bis in das Land an seiner Quelle vorwärts dringen. Das durch seine Lage hochbegünstigte, den Lemanersee beherrschende Genf, in einem fast allseitig eingeschlossenen weiten, gesegneten Thale, an dem Ausflusse der jetzt mächtiger und ruhiger dahinströmenden Rhone aus dem grossen Landsee, bot sich von selbst zu einer der nächsten Stationen dar, zu der es von jenen Städten aus fortgetragen wurde. Bis hierher erstreckte sich das Allobrogerland; bis hierher war auch schon vor, vorzüglich aber auf den es befestigenden und romanisirenden Cæsar die für die Aufnahme des Christenthums nöthige Vorbildung fortgeschritten. Die Helvetier waren keineswegs mehr ein ganz rohes Volk, als sie mit diesem grossen Feldherrn in Kampf geriethen, sie hatten schon feste Wohnsitze, trieben Handel, Ackerbau und Viehzucht, hatten Gesetze und Gerichte und kannten griechische Buchstaben; das

Digitized by Google

weithin berühmte Massilien war, wie für Gallien, auch für Helvetien eine Bildungsschule geworden. Es beruhte ja im Grunde dieser ganze Streif- und Eroberungszug der in ihren Bergen sich zu eingeengt fühlenden auf einer genauern Kenntniss des zu höherer Cultur gekommenen Landes. Was aber schon jetzt begonnen, vollendete die mit den Römern zugleich Eingang findende Bildung, die hier bald zu einer solchen Höhe emporstieg, dass, um mit Justin zu reden, auch Helvetien nach Latium und Griechenland versetzt zu sein schien. Wenn uns desshalb Irenäus erzählt, dass das Christenthum zu seiner Zeit bis nach Germanien, bis zu den Barbaren einen Weg gefunden, die ohne Papier und Dinte das Heil in ihre Herzen eingeschrieben trügen (advers. hæres. III, 4), dass es ἐν ταις γερμανιαις, d. h. in den beiden Römischen, auch Helvetien umspannenden Rheinprovinzen dieses Namens Gemeinden gäbe (adv. hær. I, 10); wenn uns Gregorius von Tours in Betreff dieses Mannes sagt, dass er, ein hervorleuchtendes Tugendmuster, in einem mässigen Zeitraume fast das ganze Land mit seiner Predigt bekehrt habe (Gregor. Tur. I, 27), wenn uns derselbe Verfasser die Bischöfe in den Hauptstädten Galliens unter Decius Herrschaft aufzählt, die den christlichen Glauben überallhin verbreitet haben sollen (Gregor. Tur. I, 28); wenn eine alte Notiz berichtet, dass durch Irenäus, wie abwärts nach Valence, so aufwärts nach Besançon Glaubensboten gesandt wurden (vgl. die ältern Martyrologien zum 23. April und 16. Juni); so möchte es an und für sich nicht unwahrscheinlich sein, dass es um diese Zeit auch in dem Lyon und Vienne mit am nächsten liegenden und mit diesen Städten im lebendigsten Verkehre stehenden Genf ankam.

Wir haben aber hierfür noch bestimmtere geschichtliche Angaben. Schon die bei Genf und in der Waadt auf Gürtelschnallen aufgefundenen Danielsbilder (vgl. Troyon de bracelets et agraffes antiques in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich 1842), wenn solche auch nur in der Burgunderzeit vorkommen, führen uns einen Schritt weiter. Man musste an diesen bis in die erste Zeit des Christen-

Digitized by Google

thums zurücklaufenden Gebilden vorzüglich da ein Interesse nehmen, wo Verfolgungen wütheten und die Christen, gleich Daniel, den wilden Thieren vorgeworfen wurden, wie z. B. zu Rom, wo wir eine solcheDarstellung in den Katakomben über den Gräbern der ersten Christen sehen. Das passt denn nun auch trefflich auf Lyon und Vienne, wo nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des oben erwähnten Briefes dieser Gemeinden an die kleinasiatischen Brüder die Christen in der sie betreffenden schweren Verfolgung den wilden Thieren vorgeworfen, aber, wie die Blandina, durch himmlische Fügung unverletzt erhalten wurden. Der Verfasser des genannten interessanten Aufsatzes ist darin mit uns einverstanden, dass dieser Gegenstand der künstlerischen Darstellung nicht zufällig gewählt sein dürfte, gibt ihm aber eine allgemeinere Beziehung auf den Triumph des Christenthums über alle seine Feinde. Die Wahl der Sinnbilder würde sich aber so nicht hinreichend erklären, weder die des Daniel für die von den Menschen verkannte und verlassene, von Gott aber in Schutz genommene Religion, noch die der seine Füsse leckenden Löwen für die bekehrten Feinde des Christenthums. Bei der obigen specielleren Beziehung braucht es keine solche künstliche Erklärung; die versinnbildende Darstellung tritt von selbst in ihr volles Licht. Man ehrte durch solche Darstellungen das Andenken der Glaubenshelden jener Städte, die den Kampf für Christus unter höherer Hülfe glorreich bestanden hatten und stellte sich mit ihnen unter den gleichen höhern mächtigen Schutz. Es darf übrigens nicht übersehen werden, dass die Umschriften dieser Bilder mit grancisirenden Schriftzügen (D wie Δ) und Wortbildungen (Daniel mit Eta, Danieil oder Danilil) auf eine griechischer Bildung nicht ganz fremde Gegend als die eigentliche Geburtsstätte derselben hindeuten.

Noch weiter führen uns aber die zum Schlusse einer alten, auf Pergament geschriebenen, in Genf aufbewahrten lateinischen Bibel sich findenden Worte: Genevensis ecclesia a discipulis apostolorum Parocado ac Dionysio fundata, Viennensibus episcopis. Es ist diess die älteste Urkunde, die wir in Bezug auf diesen Gegenstand berathen können, eine auch ihrer kritischen

Digitized by Google

Bedeutung, künstlerischen Ausstattung und historischen Randbemerkungen halber höchst interessante Urkunde. Es ist auch nicht eine vorhanden, die ihr an die Seite gesetzt werden könnte; die bewährten Chronisten Genfs haben sich desshalb nur an sie gehalten und glücklicher Weise wörtlich ausgeschrieben. Leider ist nämlich die obige Notiz mit einem historischen Zusatze und dem auf sie folgenden alten Bischofsverzeichnisse jetzt daraus verschwunden; jedoch kennen wir Beides aus den zuverlässigen Angaben und Copieen des besten Genfer Chronisten Bonnivard. Ueber ihre bei unserer Untersuchung am meisten in Betracht kommende Abfassungszeit gibt nun diese uralte Quelle selbst folgenden Aufschluss. Es stehen auf dem noch jetzt vorhandenen Schlussblatte des Manuscriptes vor einigen Namen folgende, in den bezeichneten Worten kaum mehr lesbaren Verse:

Hos mense Christi constat *libamine* pasci in templo domini,
Prisca de lege notati, vascula ferre dei *proprio* de sanguine *facti*.

Die nicht ohne Grund eine neue Zeile beginnenden Worte »prisca de lege notati« sind nachlässig zu dem früheren »hos constat« konstruirt, wie das bei einer Beziehung auf »dominus« sinnlose »prisca de lege« beweist, und sollen offenbar die darauf in 3 Colonnen neben einander gestellten Personen als die bezeichnen, welche gerade damals, als die darauf folgende Bischofsliste beigefügt wurde, zu Genf fungirten. An ihrer Spitze steht ein Domnus episcopus. Da kein Genfer Bischof dieses Namens um jene Zeit bekannt ist, so wird man das »domnus« als ehrendes Epitheton des nicht genannten fassen müssen. Dagegen wird zunächst der Presbyter Aimo Justiaci namhaft gemacht. Dieser ist, da die Presbyter gewöhnlich in die Stelle der Bischöfe einrückten, kaum ein anderer, als der im 10. Jahrhundert fungirende Bischof dieses Namens. Sicher schenkte diese alte Bibel der Peterskirche in Genf im 11. Jahrhundert der Bischof Fridericus Januensis (Genevensis) mit noch einigen andern Büchern, unter denen zur Zeitbestimmung der

Digitized by Google

Abfassung vorzüglich die Chronik Aimoins und das Martyrologium Ado's hervorgehoben werden können. Alles diess kann man noch jetzt ohne Schwierigkeit auf dem Schlussblatte lesen.

Noch näheren Aufschluss über die Abfassungszeit gibt aber die genannte Bischofsliste selbst. So wie sie in dem Manuscripte vorlag, war sie nicht von der gleichen Hand abgefasst; nur die zuerst genannten 31 Bischöfe wurden von der ersten Hand aufgezeichnet. Sie laufen bis Boso im 9. Jahrhundert. Dann folgte ein »insequenter«, welches somit ausdrücklich eine spätere Fortsetzung des früher niedergeschriebenen Kataloges ankündigt und eine neue Hand. Wir werden also auch von dieser Seite her auf die nämliche Zeit geführt.

Endlich bemerkt Bonnivard sowohl in der gedruckten grössern als ungedruckten kürzern Recension seiner Chronik, dass das Latein der einleitenden Bemerkung über die ältesten Zustände dieser Kirche ihm nur unter Zuratheziehung der gelehrtesten Männer Genfs verständlich geworden und weder ein ciceronianisches noch das ganz barbarische Gepräge seiner Zeit trage. Es scheine das Machwerk eines gallischen Christen oder ein latinisirtes Gaulois aus der Zeit zu sein, wo das Land noch unter der Römerherrschaft stand, die barbarischen Nationen aber das Reich zu überschwemmen begannen, einer Zeit, welcher der Verfasser selbst in seiner Notiz gedenke. Es möchte dieses schon gemischte und verdorbene Latein aus irgend einer verloren gegangenen Geschichte entlehnt worden sein, wie sie in Zeiten der Verfolgung und auf sie durch Notare aufgezeichnet wurde. Die Bemerkung ist der Hauptsache nach richtig und wahr; wichtig übrigens nicht bloss für diese historische Notiz, sondern für die ganze Liste, die hierdurch an historischem Werthe gewinnt. Es ist richtig, was Bonnivard in der kürzern Ausgabe bemerkt, der Katalog »a esté commencé du temps, que les Romains tenoient encores Genève, comme le reste des Allobroges, sous la déclination toute-fois de leur empire, auquel ont adiousté les posthumes de l'auteur, chacun selon son temps«. In Bezug auf die späteren Zusätze macht übrigens Bonnivard noch die wichtige Bemerkung: Item j'ai vu a S. Victor un ca-

Digitized by Google

talogue de plusieurs evesques mentionnes en cestuyci, qui estoyent ensévelis en ce temple. Item en plusieurs instrumens et chartres publiques de Genève se trouve mention de plusieurs evesques illic nommes et de la date du temps, que ce catalogue les dit avoir vescu.

So hätten wir denn in der That ein uraltes, wohl bezeugtes Dokument vor uns, dem wir mit Zuversicht folgen können und es um so mehr thun werden, je mehr alle neueren Forschungen und Entdeckungen auf diesem Gebiete die Angaben desselben als treue nachweisen. Nichts desto weniger werden wir dasselbe nicht überschätzen; wir dürfen von demselben, so weit wir es auch in der Zeit zurückverlegen, durchaus keine andere Geschichtsauffassung erwarten, als sie den Schriftstellern jener Zeit, z. B. einem Gregor v. Tours, eigen ist. So nennt die Bischofsliste gleich von vorn herein die zwei Bischöfe der alten Hauptstadt des Allobrogerlandes »discipuli apostolorum«. Es würde nun die gewöhnliche Annahme eine ganz unrichtige sein, dass der Verfasser des Manuscriptes sie nur als mittelbare Schüler der Apostel bezeichnen wollte; er war vielmehr der damals gangbaren Ansicht, dass Paracodus und Dionysius unmittelbare Schüler der Apostel gewesen seien und setzte sie in eine möglichst frühe Zeit zurück. Können wir nun auch dieser falschen pragmatisirenden Bestimmung des Verfs. nicht beistimmen, so doch unbedingt der von ihr unabhängigen Namens- und Ortsangabe.

Wohl war eine schwere Verfolgung über die Gemeinden zu Lyon und Vienne hereingebrochen, weil sie eben so wie die asiatischen Muttergemeinden gerade durch ihren hervorstechenden christlichen Eifer Hass und Verfolgung gegen sich ins Leben riefen; das Christenthum daselbst konnte aber, wenn auch momentan in extensiver Beziehung etwas zurückgedrängt, in intensiver durch das die tiefsten Lebenskräfte aufregende Märtyrerthum, wie überall, nur gewinnen. Im apostolischen Geiste wirkte zugleich ein Irenäus an der Spitze der Gemeinde. So hat die Missionsthätigkeit dieser Männer von hier aus gerade um das Ende des zweiten Jahrhunderts ihren guten Grund in den Lebensverhältnissen dieser Gemeinden. In ihrer Annahme stimmen

Digitized by Google

nun alle andern alten Notizen überein. Bei allem Fabelhaften und pragmatisch Falschen in denselben bleibt es die constante Angabe; Paracodus und Dionysius waren die Stifter der Gemeinde zu Genf. Man liest diese Notiz bald vereinzelt (es ist diess durch den Druck weiter unten bemerkbar gemacht worden), bald aber mit den religiösen Traditionen Galliens überhaupt verwebt, in verschiedenen alten Manuscripten, welche die Chronik Savoyens enthalten; vollständig lautet sie so: Saturninus et Paracodus, primi discipuli Johannis baptistæ, qui ab eo missi ad Christum interrogaverunt, tu es, qui venturus est etc. et audito responso Christi et visis miraculis per eum coram iis factis et mortuis suscitatis adhæserunt Christo et fuerunt duo ex septuaginta discipulis. Mortuo Christo post ascensionem et missionem Spir. S. et apostolis dimissis per mundum, ut in omnem terram exiret sonus eorum, scilicet prædicationis, ut dixit iis Christus Marci ultimo: »Euntes in mundum universum prædicate evangelium,« tunc Paulus cum multis discipulis sequentibus, quamquam nullam sortem patriæ assumsit, quia prædicator universalis, tamen venit Lugdunum et ibi sanctum Irenæum episcopum dimisit, qui glorioso martyrio vitam finivit. Deinde Viennam veniens ecclesiam in honorem s. Mariæ viventis ædificavit et dedicavit et ibi dimisit episcopum Clementem, deinde Valentiam et ibi dimisit Rufum, filium Simeonis, quem anguriaverunt, ut tolleret crucem et inde sanctum Restitutum, qui fuerat cæcus a nativitate, misit Marcelliam. Narbone vero transeundo misit Paulum, discipulum ejus, Tolosæ s. Saturninum episcopum consecravit, deinde Hispaniam transiit. Item Paulus e Lugduno Arvernensibus Astremonium discipulum misit, Augustodunoque, modo Aedua vocatur, s. Andochium in leproso, unum de decem leprosis, qui curatus a Christo ad eundem rediit gratias agens, Bilunis S. Ursinum, qui Nathanael dictus est, Cenomanensibus S. Julianum, qui Simon leprosus dictus est, Turonensibus Gratianum, Lemovicensibus Martialem, de quo Christus in evangelio: Nisi efficiamini, sicut parvulus iste etc. *Gebennis vero Paracodum et Dionysium cum eo Parisios emittens ecclesiam S. Petri ædificarunt et dicaverunt et remanente Paracado Gebenn,*

Digitized by Google

quæ aliter dicta est Gebenna, Dionysius cum Rustico et Eleutherio Parisios accedentes ipse Dionysius cum suis glorioso martyrio vitam finierunt. Ueber den Werth dieser hiermit von ihren groben Entstellungen gereinigten Notiz gibt St. Julien, Dekan von Chalons, den besten Aufschluss. Er sagt in seiner Schrift de l'origine des Bourgnignons Paris. 1581: J'ai eu autresfois longement un fort vieil livre en parchemin escrit à la main, et qui auroit esté preservé du degast fait en l'eglise et monastere de sainct Irigny (Irenæus) de Lyon és troubles de l'an mil cinq cent soixante deux. Du quel livre (combien qu'il contienne choses non seulement differentes mais aussi repugnantes à la commune opinion) j'ai prins, sans rien changer de la substance, ce que s'ensuyt: Saturninus et Paradocus disciples de sainct Jean baptiste sont ceux, qui envoyez par luy vers Jesus Christ l'interrogerent, tu es celuy, qui doibs venir, ou etc. et ouye la reponse et veuz les miracles faits en leur presence suyuirent Jesus Christ et furent deux de ses septante deux disciples. Or apres la passion et ascension de nostre Seigneur, apres aussi la mission du sainct Esprit et les apostres divisez par le monde, afin que le son de leur prædication fust entendu par tout la terre; Lors sainct Paul avec grosse suite de disciples (combien, qu'il n'eust aucune charge de province en particulier, d'autant qu'il estoit predicateur universel) vint a Lyon et la laissa sainct Irenee Evesque, qui termina sa vie par glorieux martyre. Puis venant à Vienne il y bastit et dedia une eglise en l'honneur de la vierge Marie vivante et ordonna Clement Evesque de Vienne. Descendant à Valence il y laissa Ruffus fils de Simon Cyreneien, qui fut contrainct par les Juifs d'ayder a Jesus Christ à porter sa croix. Puis sainct Restitutus, qui avoit esté aveugle dés sa naissance, fut par sainct Paul envoyé à Marseille. Passant par Narbonne il envoya aussi en Arles sainct Trophime et consecra sainct Saturnin Evesque de Tolose. Et avant qu'entrer en Espagnes, donna demission aux principaux de la suitte d'aller à savoir, à Astronomius disciple en Auvergne, aux Heduois, nommez à present Audunois Andoche. De son ordonnance sainct Ursin, qui aussi est nommé Nathanael, alla en Berry:

Digitized by Google

sainct Julien, qu'on croit estre Simon le lepreux, alla au Mans, sainct Gratian a Tours, sainct Martial, du quel mis par nostre Seigneur au milieu de ces apostres, il fut dit, si vous n'estes faits comme ce bien petit enfant etc. alla en Lymosin; sainct Paracodus à Geneve et SS. Denys, Rustic et Eleuthere à Paris.« St. Julien fand somit diese fast wörtlich mit der obigen lateinischen zusammentreffende Notiz vor dem Jahr 1581 in einem sehr alten Manuscripte zu Lyon; sie gewinnt somit eine hohe Bedeutung für uns sowohl der Zeit als auch dem Orte nach. Denn neben Genf werden wir uns grade in Lyon und Vienne nach Notizen in Betreff dieser Kirche umzusehen haben. Sie stimmt übrigens so genau mit den Angaben Gregorus v. Tours über die ältesten Bischöfe Galliens bei aller Selbstständigkeit zusammen (Gregor I, 28), dass wir ihr nicht einen geringern Werth, als dieser beilegen werden. So finden wir uns denn von verschiedenen Seiten aus auf diese Männer als Stifter der Kirche in Genf hingewiesen und es würde nur weiter zu bestimmen sein, um die Entstehungszeit dieser ersten schweizerischen Kirche festzustellen, welcher Zeit diese Männer angehören.

Beide waren Vorsteher der Kirche zu Vienne nach dem Tode des Desiderius. Dieser Desiderius selbst war ein Zeitgenosse des zu Lyon wirkenden Irenäus. An ihn soll Victor von Rom einen Brief in Betreff der Osterfeier um das Jahr 194 geschrieben haben. Bei der innigen Verbindung dieser gallischen Gemeinden mit den kleinasiatischen mussten sie den innigsten Antheil an dieser ihre alten Gebräuche berührenden Streitfrage nehmen. Wie Irenäus, der auf dem rechten verinnerten Standpunkt die Zeitfrage beurtheilte (Fragm. III. ed. Pfaff.), konnten sie mit dem stürmischen Eifer und der anmasslichen Exkommunikation Victors nicht zufrieden sein. Irenäus wandte sich an ihn in ihrem Namen, ein abmahnendes Wort zu sprechen (Euseb. V, 24); Victor hatte also guten Grund, sich brieflich hierher zu wenden. Auch Paracodus soll wie Desiderius noch mit einem Schreiben über den Gegenstand (198) von ihm beehrt worden sein. Durch beide suchte man die übrigen Presbyter Galliens

Digitized by Google

für die römische Ansicht zu gewinnen (per tuam fraternitatem presbyteris Galliæ literæ mittantur). Wir haben keinen Grund, diese mit der Zeitgeschichte bestens harmonirenden Angaben in Zweifel zu ziehen. Die auf dieses Gebiet verpflanzte Frage musste die Gemüther noch lange hin beschäftigen. Ob die noch vorhandenen Briefe ächt oder unächt sind, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls sind die in den epistolis Romanorum pontificum studio et labore Petri Coustant Tom. I, appendix 21 u. 22 für die Unächtheit angezogenen Gründe keineswegs entscheidend. In Bezug auf unsern Gegenstand liefern die Briefe auch im Falle der Unächtheit den sichern Beweis, dass man von Alters her die Vorsteherschaft jener Männer in die Zeit Victors verlegte. Auch Gregor von Tours, der unter den um Decius Zeit nach Gallien gesandten Bischöfen unsern Dionysius Bischof der Gemeinde zu Paris nennt, versetzt ihn somit ohngefähr in die gleiche Zeit; ganz scharf chronologisch darf übrigens seine zusammenfassende Notiz nicht genommen werden. Es ist eine von ihm aus der historia passionis sancti martyris Saturnini entlehnte, die eben desshalb vorzugsweise nur in Bezug auf ihn bemerkt, dass er unter dem Consulat des Decius und Gratus, »sicut fideli recordatione retinetur,« in sein Amt zu Toulouse eingetreten sei. Es ist diess längst anerkannt; so gewährt uns auch das hohe Alter dieser Notiz einen sichern Anhaltspunkt für die Annahme, dass Paracodus und Dionysius zu Anfange des dritten Jahrhunderts gelebt und gewirkt haben.

Abweichend von dieser Annahme hat man wohl behauptet, wie z. B. Spon in seiner Geschichte von Genf, der berühmte Genfer Gelehrte Abauzit in seinem handschriftlichen, auf der Bibliothek daselbst befindlichen Nachlasse etc., dass beide erst gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Genf gekommen seien, also erst um diese Zeit das Christenthum hierher verpflanzt worden. Es ist das nach dem über die Christianisirung von Vienne und Lyon Bekannten an sich eben so unwahrscheinlich, als die frühere Zeitbestimmung wahrscheinlich; der geschichtliche Grund hierfür hat aber, scharf gewürdigt, durchaus keine Beweiskraft. Es lässt nämlich Ado Viennensis Dio-

Digitized by Google

nysius und Paracodus einen Verus und Justus vorausgehen und einen Florentinus auf sie folgen. Dieser Verus soll sich nun auf dem Concil zu Arles 314, Florentinus auf dem zu Valence 374 unterschrieben haben. Es findet sich nun auch in der That ein Verus episcopus de civitate Viennensi und ein Florentinus dort erwähnt. Paracodus und Dionysius, die sie in die Mitte nehmen, würden also zwischen den Jahren 314—374 gewirkt haben. Es würde dieser Schluss nun ganz richtig sein, wenn die genannten Bischöfe Verus und Florentinus mit den beiden auf den Concilien zu Arles und Valence gegenwärtigen identificirt werden müssten. Dem ist aber nicht so. Sie werden ausdrücklich von ihnen geschieden. Ado sagt von Verus und Justus, dass sie unter Trajan, Hadrian und Antonin gelebt haben cfr. Adonis Chronicon zum Jahr 101—119 »Verus Viennensis episcopus, qui unus suit de discipulis et auditoribus apostolorum, Trajani etc.« und zum Jahr 141—161 »Viennensium episcopus Justus adhuc clarus habetur«, und dass Florentinus auf sie unter Gallienus und Volusianus gewirkt und gelitten habe cfr. Adonis Chronic. zu den Jahren 241—247. »Florentinus mansit ad Gallieni et Volusiani imperium exiliatusque martyrium complevit,« von den zwischen sie hineingesetzten aber ausdrücklich zum Jahr 194: »Aelii atque Juliani, Severi temporibus Dionysius Viennensis episcopus floruit« und gleich darauf: »Et Paracodus Viennensis episcopus mansit in episcopatu usque ad Maximini tempora.« Die auf den Concilien zu Arles und Valence gegenwärtigen Bischöfe gleichen Namens werden weiter unten genannt. Wir würden also zwei Männer des gleichen Namens im zweiten und vierten Jahrhundert gewinnen. Wollte man aber auch sagen, dass die im Geschmacke der Zeit bis auf die Apostelzeit zurück verfolgte Liste mit Namen aus späterer Zeit ausgefüllt worden, und eine unhistorische Verdoppelung des einen Verus und Florentinus eingetreten sei, so würde sich doch hieraus nicht das Geringste für eine Translokation des Dionysius und Paracodus in eine spätere Zeit folgern lassen. Diess wäre nur dann möglich, wenn wir mit den beiden andern Namen die des Dionysius und Paracodus verdoppelt finden und auch ihnen in einer frühern und

Digitized by Google

spätern Zeit begegnen würden. Es ist diese Angabe Ado's übrigens um so wichtiger, als derselbe einer von den früher über diese Männer gegebenen Notizen ganz unabhängigen Tradition folgt, trotz aller Abweichung aber gerade in Bezug auf die Zeit der Wirksamkeit dieser beiden Männer mit den obigen Angaben zusammentrifft. So wird denn das alte Manuscript in Genf Recht behalten und das Christenthum durch jene Männer und zwar gegen das Jahr 200 in der allerdings sich hierzu am meisten eignenden Zeit nach Genf verpflanzt worden sein. Der geschätzte Chronist Hafner im Solothurner Schauplatz 1666 bemerkt bestimmter zum Jahre 201: »Paracodus, ein sehr heiliger Mann, wird der erste Bischof von Genf benamset.« Die Gründe für diese Annahme hat er nicht angegeben. Da wir ihn noch zu Ende des Jahrhunderts in Vienna treffen, glaubte er ihn wohl an die Schwelle des neuen Jahrhunderts als Begründer einer neuen Aera stellen zu müssen. Vielleicht folgte er aber auch einer alten herkömmlichen Tradition. Genug, Paracodus war mit Dionysius bei der Begründung des Christenthums in Genf betheiligt und im weitern Sinne des Bischofnamens ein fortwährender Leiter der neugestifteten Kirche daselbst.

Es ist uns zwar bekannt, dass schon vor ihrer Zeit Männer genannt werden, welche das Christenthum hierher gebracht haben sollen; der Katalog, in dem sie aufgezeichnet sind, hat aber keine Bewährtheit. Jede Kirche wollte nun einmal eine alte apostolische sein, Konjekturen, zufällige Namens- und Ortsähnlichkeiten etc. wurden so die trüben Quellen, aus denen man schöpfte. So soll schon ein Schüler des grossen Apostels Petrus, ein Freund des h. Ninus, Namens Nazarius, hierher gekommen sein und einen jungen Mann, Celsus genannt, mit seiner Mutter Marianilla bekehrt haben, der späterhin mit ihm zu Mailand unter Nero als Märtyrer umgekommen sei cfr. Levrier chronologie historique des comtes de Genevois, Spon Geschichte Genfs etc. Allerdings wird dieser Nazarius und Celsus in den alten Martyrologieen, z. B. dem Rom. parvum zum 12. Juni (Mediolani Nazarii et Celsi, quorum inventio II idus

Digitized by Google

Junii, martyrium V Cal. Augusti) erwähnt; von seinem Aufenthalte in Genf wissen sie aber noch nichts. Nur Ado hat noch die Notiz, dass ihre Festfeier »in die Sanctorum Gervasii et Protasii« von den Gläubigen begangen wurde. Ambrosius, dem das Glück zu Theil wurde, die Leiber dieser beiden Heiligen zu entdecken, soll auch ihre Leiber, ganz frisch und wohlbehalten, mit Haut, Kopf- und Barthaaren aufgefunden haben. Ausserdem erwähnt Ado noch einen Nazarius und Celsus, die »apud Ebredunensem urbem« nach alter Sage gelitten haben sollen. So kommt denn noch ein zweiter Nazarius und Celsus oder der gleiche Nazarius und Celsus zum Vorschein, die, einmal nach Gallien verschleppt, leicht nach Genf gebracht werden konnten. Denn hier gab es eine dem heiligen Gervasius geweihte Kirche und eine rue des corps saints; die mit dem heiligen Gervasius schon in Verbindung gebrachten konnten somit leicht aus der Nachbarschaft auch hier einziehen. Es gab aber zu dieser Einwanderung noch ein anderer Umstand die Veranlassung, nämlich der, dass die spätere Gestaltung ihrer Leidensgeschichte sie geradezu, wenn auch nicht nach unserm, doch nach einem Genf führte. Nazarius ward durch seine ihm nächtlich erscheinende Mutter bewogen, nach Gallien zur Predigt des Evangeliums sich zu wenden. Er gehorcht und kommt zuerst nach einer Stadt Galliens, Namens Gemellus, frühere Metropole der alpes maritimæ, wo ihn die Marianilla, eine der vornehmsten Frauen, ihren Sohn Celsus fussfällig zur Taufe übergeben haben soll. Dieser Name wurde übrigens wohl aus einer andern Legende entlehnt, nach welcher eine Martionilla ihren Sohn Celsus im Gefängnisse zum Abfalle von Christus bewegen soll, umgekehrt aber durch ihn zur treuesten Anhängerin desselben umgewandelt wird (cfr. Adonis martyrol.). Beide ziehen nun als Prediger des Evangeliums herum und wirken mit Erfolg; beide werden desshalb auch von Nero verdammt, im Meere ersäuft zu werden. Die storia delle alpe marittime di Pietro Gioffredo in den monumentis patriæ Tom. II, aus der wir diese Bestimmungen entlehnt haben, erzählt dann weiter, dass diess von den damit Beauftragten nicht geschehen sei;

Digitized by Google

»deposuerunt S. Nazarium in loco a Genuensi urbe sexcentos fere passus, ubi pro ipsorum meritis et orationibus vota solvuntur et vocatur locus ad sanctos Peregrinos; deinde ingressi sunt civitatem Genuensem.« Von hier sollen sie dann auf die Glaubenspredigt wieder nach Mailand zurückgekehrt und von ihrem Verhängniss ereilt worden sein. Es liegt hiernach handgreiflich vor, wie diese beiden Heiligen nach Genf kamen. Möglicher Weise wurden auch mit den Gebeinen des einen Märtyrers dergleichen von den andern hierher gebracht; von einem persönlichen Hiersein beider Märtyrer wissen die alten bewährten Urkunden nichts.

Auf Nazarius und Celsus hatte man aber noch eine grosse Lücke bis auf Paracodus und Dionysius zu füllen. Man schob so, je nachdem man sie früher oder später wirken liess, vor oder nach ihnen noch einen Domnellus, einen Hyginus, den der Pabst Sixtus I. hierher gesandt haben soll, einen Fronzus oder Fronto, frühern Priester des Apollo, den der heilige Pellegrinus auf der Durchreise bekehrt habe, einen Telesphorus und Tiburnus, dessen Wahl durch den Papst Zephyrinus bestätigt worden sei, als Lückenbüsser ein. Die Namen lagen nicht zu ferne. Was den Domnellus oder Domnolus anbelangt, so lesen wir in den Martyrologieen zum 16. Juni: »Apud Viennam sancti Domnoli episcopi et confessoris;« man liess also, wie Paracodus und Dionysius, auch diesen Heiligen von Vienna nach Genf sich wenden. Zum 25. Juni wird noch ein Domnolus oder Domnolenus erwähnt, der ebenfalls in einer Stadt Gemeliaco gewirkt und sein Lebensende gefunden haben soll. An Anknüpfungs- und Mischungselementen in Betreff seiner fehlte es somit nicht. Die andern Namen gewann man fast alle zu Rom, dessen erste Bischöfe man gerne auch zu den ersten Glaubenspredigern machte. Wie Petrus und Linus, musste so auch Hyginus eine Bekehrungsreise nach Gallien unternehmen. Sixtus, der ihn hierher sandte, soll aber auch die nämliche Reise angetreten und bald zu Rheims, bald anderwärts gewirkt haben. Hatte man so Domnellus für die Zeit Hadrians (bis 138) gewonnen, so Hyginus für die Zeit Antonins des Frommen.

Digitized by Google

Noch wird aber zwischen beiden Bischöfen zu Rom ein Telesphorus erwähnt: auch er ward konsequent aufgeboten, um die immer noch bedeutende Lücke auszufüllen. Ueber den genannten Pellegrinus oder Peregrinus erhalten wir in den auctariis zum Martyrologium Usuards und anderwärts zum 16. Mai den Aufschluss: »Apud Autisiodorum beat. Peregrini martyris, »primi civitatis ipsius episcopi, qui a beato Sixto Romæ epis»copo ordinatus ad prædicandum gentibus in Galliam missus »est.« Selbst schon anderwärts als Bischof untergebracht, konnte er freilich nicht gut als solcher zu Genf wirken; von Sixtus nach Gallien geschickt, bekehrt er also nur auf der Durchreise den Fronto oder Fronzus, welchen wir auch selbst wieder unter den Aposteln der Gallier finden (die Martyrologieen zum 25. u. 26. Oktober). Jedoch soll dieser letztere Fronto selbst von Petrus zum Bischof ordinirt worden sein, auch wird er nicht als ein früherer Priester des Apollo eingeführt; es könnte desshalb bei unserm, wie bei Tiburnus, eine geschichtliche Reminiscenz zu Grunde liegen; auf einem sichern historischen Boden stehen wir aber nicht.

Auf Paracodus und Dionysius nennt der alte Genfer Katalog zunächst einen Diogenus. Diesen Namen lesen wir unter den auf dem Concil zu Aquileja (381) unterzeichneten. Diogenus heisst zweideutig episcopus Genvensis; man konnte dabei an einen Genfer oder Genuesischen Bischof denken. Genf und Genua kommen unter dem Namen Genva vor. Man glaubte aber doch eher an einen Genfer, als einen Genuenser denken zu sollen. Und wirklich konnte der Genfer ebenso wie der ebenfalls unterzeichnete Walliser Bischof sich gedrängt fühlen, grade diesem halb ökumenischen Concile beizuwohnen. Auf ihm sollte ja die auch in Genf mit leidenschaftlicher Hitze behandelte arianische Streitfrage im Interesse der Orthodoxie für das Abendland zum Abschluss gebracht werden; der Genfer Bischof hatte also dringliche Veranlassung, zur Verstärkung seiner Partei herbeizukommen. Waren doch selbst zwei Gallische Bischöfe, die sich dadurch den besondern Dank der Versammlung verdienten, zugegen; gerade aber vor ihren Namen findet

Digitized by Google

talogue de plusieurs evesques mentionnes en cestuyci, qui estoyent ensévelis en ce temple. Item en plusieurs instrumens et chartres publiques de Genève se trouve mention de plusieurs evesques illic nommes et de la date du temps, que ce catalogue les dit avoir vescu.

So hätten wir denn in der That ein uraltes, wohl bezeugtes Dokument vor uns, dem wir mit Zuversicht folgen können und es um so mehr thun werden, je mehr alle neueren Forschungen und Entdeckungen auf diesem Gebiete die Angaben desselben als treue nachweisen. Nichts desto weniger werden wir dasselbe nicht überschätzen; wir dürfen von demselben, so weit wir es auch in der Zeit zurückverlegen, durchaus keine andere Geschichtsauffassung erwarten, als sie den Schriftstellern jener Zeit, z. B. einem Gregor v. Tours, eigen ist. So nennt die Bischofsliste gleich von vorn herein die zwei Bischöfe der alten Hauptstadt des Allobrogerlandes »discipuli apostolorum«. Es würde nun die gewöhnliche Annahme eine ganz unrichtige sein, dass der Verfasser des Manuscriptes sie nur als mittelbare Schüler der Apostel bezeichnen wollte; er war vielmehr der damals gangbaren Ansicht, dass Paracodus und Dionysius unmittelbare Schüler der Apostel gewesen seien und setzte sie in eine möglichst frühe Zeit zurück. Können wir nun auch dieser falschen pragmatisirenden Bestimmung des Verfs. nicht beistimmen, so doch unbedingt der von ihr unabhängigen Namens- und Ortsangabe.

Wohl war eine schwere Verfolgung über die Gemeinden zu Lyon und Vienne hereingebrochen, weil sie eben so wie die asiatischen Muttergemeinden gerade durch ihren hervorstechenden christlichen Eifer Hass und Verfolgung gegen sich ins Leben riefen; das Christenthum daselbst konnte aber, wenn auch momentan in extensiver Beziehung etwas zurückgedrängt, in intensiver durch das die tiefsten Lebenskräfte aufregende Märtyrerthum, wie überall, nur gewinnen. Im apostolischen Geiste wirkte zugleich ein Irenäus an der Spitze der Gemeinde. So hat die Missionsthätigkeit dieser Männer von hier aus gerade um das Ende des zweiten Jahrhunderts ihren guten Grund in den Lebensverhältnissen dieser Gemeinden. In ihrer Annahme stimmen

Digitized by Google

nun alle andern alten Notizen überein. Bei allem Fabelhaften und pragmatisch Falschen in denselben bleibt es die constante Angabe; Paracodus und Dionysius waren die Stifter der Gemeinde zu Genf. Man liest diese Notiz bald vereinzelt (es ist diess durch den Druck weiter unten bemerkbar gemacht worden), bald aber mit den religiösen Traditionen Galliens überhaupt verwebt, in verschiedenen alten Manuscripten, welche die Chronik Savoyens enthalten; vollständig lautet sie so: Saturninus et Paracodus, primi discipuli Johannis baptistæ, qui ab eo missi ad Christum interrogaverunt, tu es, qui venturus est etc. et audito responso Christi et visis miraculis per eum coram iis factis et mortuis suscitatis adhæserunt Christo et fuerunt duo ex septuaginta discipulis. Mortuo Christo post ascensionem et missionem Spir. S. et apostolis dimissis per mundum, ut in omnem terram exiret sonus eorum, scilicet prædicationis, ut dixit iis Christus Marci ultimo: »Euntes in mundum universum prædicate evangelium,« tunc Paulus cum multis discipulis sequentibus, quamquam nullam sortem patriæ assumsit, quia prædicator universalis, tamen venit Lugdunum et ibi sanctum Irenæum episcopum dimisit, qui glorioso martyrio vitam finivit. Deinde Viennam veniens ecclesiam in honorem s. Mariæ viventis ædificavit et dedicavit et ibi dimisit episcopum Clementem, deinde Valentiam et ibi dimisit Rufum, filium Simeonis, quem anguriaverunt, ut tolleret crucem et inde sanctum Restitutum, qui fuerat cæcus a nativitate, misit Marcelliam. Narbone vero transeundo misit Paulum, discipulum ejus, Tolosæ s. Saturninum episcopum consecravit, deinde Hispaniam transiit. Item Paulus e Lugduno Arvernensibus Astremonium discipulum misit, Augustodunoque, modo Aedua vocatur, s. Andochium in leproso, unum de decem leprosis, qui curatus a Christo ad eundem rediit gratias agens, Bilunis S. Ursinum, qui Nathanael dictus est, Cenomanensibus S. Julianum, qui Simon leprosus dictus est, Turonensibus Gratianum, Lemovicensibus Martialem, de quo Christus in evangelio: Nisi efficiamini, sicut parvulus iste etc. *Gebennis vero Paracodum et Dionysium cum eo Parisios emittens ecclesiam S. Petri ædificarunt et dicaverunt et remanente Paracado Gebenn,*

Digitized by Google

quæ aliter dicta est Gebenna, Dionysius cum Rustico et Eleutherio Parisios accedentes ipse Dionysius cum suis glorioso martyrio vitam finierunt. Ueber den Werth dieser hiermit von ihren groben Entstellungen gereinigten Notiz gibt St. Julien, Dekan von Chalons, den besten Aufschluss. Er sagt in seiner Schrift de l'origine des Bourgnignons Paris. 1581: J'ai eu autresfois longement un fort vieil livre en parchemin escrit à la main, et qui auroit esté preservé du degast fait en l'eglise et monastere de sainct Irigny (Irenæus) de Lyon és troubles de l'an mil cinq cent soixante deux. Du quel livre (combien qu'il contienne choses non seulement differentes mais aussi repugnantes à la commune opinion) j'ai prins, sans rien changer de la substance, ce que s'ensuyt: Saturninus et Paradocus disciples de sainct Jean baptiste sont ceux, qui envoyez par luy vers Jesus Christ l'interrogerent, tu es celuy, qui doibs venir, ou etc. et ouye la reponse et veuz les miracles faits en leur presence suyuirent Jesus Christ et furent deux de ses septante deux disciples. Or apres la passion et ascension de nostre Seigneur, apres aussi la mission du sainct Esprit et les apostres divisez par le monde, afin que le son de leur prædication fust entendu par tout la terre; Lors sainct Paul avec grosse suite de disciples (combien, qu'il n'eust aucune charge de province en particulier, d'autant qu'il estoit predicateur universel) vint a Lyon et la laissa sainct Irenee Evesque, qui termina sa vie par glorieux martyre. Puis venant à Vienne il y bastit et dedia une eglise en l'honneur de la vierge Marie vivante et ordonna Clement Evesque de Vienne. Descendant à Valence il y laissa Ruffus fils de Simon Cyreneien, qui fut contrainct par les Juifs d'ayder a Jesus Christ à porter sa croix. Puis sainct Restitutus, qui avoit esté aveugle dés sa naissance, fut par sainct Paul envoyé à Marseille. Passant par Narbonne il envoya aussi en Arles sainct Trophime et consecra sainct Saturnin Evesque de Tolose. Et avant qu'entrer en Espagnes, donna demission aux principaux de la suitte d'aller à savoir, à Astronomius disciple en Auvergne, aux Heduois, nommez à present Audunois Andoche. De son ordonnance sainct Ursin, qui aussi est nommé Nathanael, alla en Berry:

Digitized by Google

sainct Julien, qu'on croit estre Simon le lepreux, alla au Mans, sainct Gratian a Tours, sainct Martial, du quel mis par nostre Seigneur au milieu de ces apostres, il fut dit, si vous n'estes faits comme ce bien petit enfant etc. alla en Lymosin; sainct Paracodus à Geneve et SS. Denys, Rustic et Eleuthere à Paris.« St. Julien fand somit diese fast wörtlich mit der obigen lateinischen zusammentreffende Notiz vor dem Jahr 1581 in einem sehr alten Manuscripte zu Lyon; sie gewinnt somit eine hohe Bedeutung für uns sowohl der Zeit als auch dem Orte nach. Denn neben Genf werden wir uns grade in Lyon und Vienne nach Notizen in Betreff dieser Kirche umzusehen haben. Sie stimmt übrigens so genau mit den Angaben Gregorus v. Tours über die ältesten Bischöfe Galliens bei aller Selbstständigkeit zusammen (Gregor I, 28), dass wir ihr nicht einen geringern Werth, als dieser beilegen werden. So finden wir uns denn von verschiedenen Seiten aus auf diese Männer als Stifter der Kirche in Genf hingewiesen und es würde nur weiter zu bestimmen sein, um die Entstehungszeit dieser ersten schweizerischen Kirche festzustellen, welcher Zeit diese Männer angehören.

Beide waren Vorsteher der Kirche zu Vienne nach dem Tode des Desiderius. Dieser Desiderius selbst war ein Zeitgenosse des zu Lyon wirkenden Irenäus. An ihn soll Victor von Rom einen Brief in Betreff der Osterfeier um das Jahr 194 geschrieben haben. Bei der innigen Verbindung dieser gallischen Gemeinden mit den kleinasiatischen mussten sie den innigsten Antheil an dieser ihre alten Gebräuche berührenden Streitfrage nehmen. Wie Irenäus, der auf dem rechten verinnerten Standpunkt die Zeitfrage beurtheilte (Fragm. III. ed. Pfaff.), konnten sie mit dem stürmischen Eifer und der anmasslichen Exkommunikation Victors nicht zufrieden sein. Irenäus wandte sich an ihn in ihrem Namen, ein abmahnendes Wort zu sprechen (Euseb. V, 24); Victor hatte also guten Grund, sich brieflich hierher zu wenden. Auch Paracodus soll wie Desiderius noch mit einem Schreiben über den Gegenstand (198) von ihm beehrt worden sein. Durch beide suchte man die übrigen Presbyter Galliens

Digitized by Google

für die römische Ansicht zu gewinnen (per tuam fraternitatem presbyteris Galliæ literæ mittantur). Wir haben keinen Grund, diese mit der Zeitgeschichte bestens harmonirenden Angaben in Zweifel zu ziehen. Die auf dieses Gebiet verpflanzte Frage musste die Gemüther noch lange hin beschäftigen. Ob die noch vorhandenen Briefe ächt oder unächt sind, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls sind die in den epistolis Romanorum pontificum studio et labore Petri Coustant Tom. I, appendix 21 u. 22 für die Unächtheit angezogenen Gründe keineswegs entscheidend. In Bezug auf unsern Gegenstand liefern die Briefe auch im Falle der Unächtheit den sichern Beweis, dass man von Alters her die Vorsteherschaft jener Männer in die Zeit Victors verlegte. Auch Gregor von Tours, der unter den um Decius Zeit nach Gallien gesandten Bischöfen unsern Dionysius Bischof der Gemeinde zu Paris nennt, versetzt ihn somit ohngefähr in die gleiche Zeit; ganz scharf chronologisch darf übrigens seine zusammenfassende Notiz nicht genommen werden. Es ist eine von ihm aus der historia passionis sancti martyris Saturnini entlehnte, die eben desshalb vorzugsweise nur in Bezug auf ihn bemerkt, dass er unter dem Consulat des Decius und Gratus, »sicut fideli recordatione retinetur,« in sein Amt zu Toulouse eingetreten sei. Es ist diess längst anerkannt; so gewährt uns auch das hohe Alter dieser Notiz einen sichern Anhaltspunkt für die Annahme, dass Paracodus und Dionysius zu Anfange des dritten Jahrhunderts gelebt und gewirkt haben.

Abweichend von dieser Annahme hat man wohl behauptet, wie z. B. Spon in seiner Geschichte von Genf, der berühmte Genfer Gelehrte Abauzit in seinem handschriftlichen, auf der Bibliothek daselbst befindlichen Nachlasse etc., dass beide erst gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Genf gekommen seien, also erst um diese Zeit das Christenthum hierher verpflanzt worden. Es ist das nach dem über die Christianisirung von Vienne und Lyon Bekannten an sich eben so unwahrscheinlich, als die frühere Zeitbestimmung wahrscheinlich; der geschichtliche Grund hierfür hat aber, scharf gewürdigt, durchaus keine Beweiskraft. Es lässt nämlich Ado Viennensis Dio-

Digitized by Google

nysius und Paracodus einen Verus und Justus vorausgehen und einen Florentinus auf sie folgen. Dieser Verus soll sich nun auf dem Concil zu Arles 314, Florentinus auf dem zu Valence 374 unterschrieben haben. Es findet sich nun auch in der That ein Verus episcopus de civitate Viennensi und ein Florentinus dort erwähnt. Paracodus und Dionysius, die sie in die Mitte nehmen, würden also zwischen den Jahren 314—374 gewirkt haben. Es würde dieser Schluss nun ganz richtig sein, wenn die genannten Bischöfe Verus und Florentinus mit den beiden auf den Concilien zu Arles und Valence gegenwärtigen identificirt werden müssten. Dem ist aber nicht so. Sie werden ausdrücklich von ihnen geschieden. Ado sagt von Verus und Justus, dass sie unter Trajan, Hadrian und Antonin gelebt haben cfr. Adonis Chronicon zum Jahr 101—119 »Verus Viennensis episcopus, qui unus suit de discipulis et auditoribus apostolorum, Trajani etc.« und zum Jahr 141—161 »Viennensium episcopus Justus adhuc clarus habetur«, und dass Florentinus auf sie unter Gallienus und Volusianus gewirkt und gelitten habe cfr. Adonis Chronic. zu den Jahren 241—247. »Florentinus mansit ad Gallieni et Volusiani imperium exiliatusque martyrium complevit,« von den zwischen sie hineingesetzten aber ausdrücklich zum Jahr 194: »Aelii atque Juliani, Severi temporibus Dionysius Viennensis episcopus floruit« und gleich darauf: »Et Paracodus Viennensis episcopus mansit in episcopatu usque ad Maximini tempora.« Die auf den Concilien zu Arles und Valence gegenwärtigen Bischöfe gleichen Namens werden weiter unten genannt. Wir würden also zwei Männer des gleichen Namens im zweiten und vierten Jahrhundert gewinnen. Wollte man aber auch sagen, dass die im Geschmacke der Zeit bis auf die Apostelzeit zurück verfolgte Liste mit Namen aus späterer Zeit ausgefüllt worden, und eine unhistorische Verdoppelung des einen Verus und Florentinus eingetreten sei, so würde sich doch hieraus nicht das Geringste für eine Translokation des Dionysius und Paracodus in eine spätere Zeit folgern lassen. Diess wäre nur dann möglich, wenn wir mit den beiden andern Namen die des Dionysius und Paracodus verdoppelt finden und auch ihnen in einer frühern und

Digitized by Google

spätern Zeit begegnen würden. Es ist diese Angabe Ado's übrigens um so wichtiger, als derselbe einer von den früher über diese Männer gegebenen Notizen ganz unabhängigen Tradition folgt, trotz aller Abweichung aber gerade in Bezug auf die Zeit der Wirksamkeit dieser beiden Männer mit den obigen Angaben zusammentrifft. So wird denn das alte Manuscript in Genf Recht behalten und das Christenthum durch jene Männer und zwar gegen das Jahr 200 in der allerdings sich hierzu am meisten eignenden Zeit nach Genf verpflanzt worden sein. Der geschätzte Chronist Hafner im Solothurner Schauplatz 1666 bemerkt bestimmter zum Jahre 201: »Paracodus, ein sehr heiliger Mann, wird der erste Bischof von Genf benamset.« Die Gründe für diese Annahme hat er nicht angegeben. Da wir ihn noch zu Ende des Jahrhunderts in Vienna treffen, glaubte er ihn wohl an die Schwelle des neuen Jahrhunderts als Begründer einer neuen Aera stellen zu müssen. Vielleicht folgte er aber auch einer alten herkömmlichen Tradition. Genug, Paracodus war mit Dionysius bei der Begründung des Christenthums in Genf betheiligt und im weitern Sinne des Bischofnamens ein fortwährender Leiter der neugestifteten Kirche daselbst.

Es ist uns zwar bekannt, dass schon vor ihrer Zeit Männer genannt werden, welche das Christenthum hierher gebracht haben sollen; der Katalog, in dem sie aufgezeichnet sind, hat aber keine Bewährtheit. Jede Kirche wollte nun einmal eine alte apostolische sein, Konjekturen, zufällige Namens- und Ortsähnlichkeiten etc. wurden so die trüben Quellen, aus denen man schöpfte. So soll schon ein Schüler des grossen Apostels Petrus, ein Freund des h. Ninus, Namens Nazarius, hierher gekommen sein und einen jungen Mann, Celsus genannt, mit seiner Mutter Marianilla bekehrt haben, der späterhin mit ihm zu Mailand unter Nero als Märtyrer umgekommen sei cfr. Levrier chronologie historique des comtes de Genevois, Spon Geschichte Genfs etc. Allerdings wird dieser Nazarius und Celsus in den alten Martyrologieen, z. B. dem Rom. parvum zum 12. Juni (Mediolani Nazarii et Celsi, quorum inventio II idus

Digitized by Google

Junii, martyrium V Cal. Augusti) erwähnt; von seinem Aufenthalte in Genf wissen sie aber noch nichts. Nur Ado hat noch die Notiz, dass ihre Festfeier »in die Sanctorum Gervasii et Protasii« von den Gläubigen begangen wurde. Ambrosius, dem das Glück zu Theil wurde, die Leiber dieser beiden Heiligen zu entdecken, soll auch ihre Leiber, ganz frisch und wohlbehalten, mit Haut, Kopf- und Barthaaren aufgefunden haben. Ausserdem erwähnt Ado noch einen Nazarius und Celsus, die »apud Ebredunensem urbem« nach alter Sage gelitten haben sollen. So kommt denn noch ein zweiter Nazarius und Celsus oder der gleiche Nazarius und Celsus zum Vorschein, die, einmal nach Gallien verschleppt, leicht nach Genf gebracht werden konnten. Denn hier gab es eine dem heiligen Gervasius geweihte Kirche und eine rue des corps saints; die mit dem heiligen Gervasius schon in Verbindung gebrachten konnten somit leicht aus der Nachbarschaft auch hier einziehen. Es gab aber zu dieser Einwanderung noch ein anderer Umstand die Veranlassung, nämlich der, dass die spätere Gestaltung ihrer Leidensgeschichte sie geradezu, wenn auch nicht nach unserm, doch nach einem Genf führte. Nazarius ward durch seine ihm nächtlich erscheinende Mutter bewogen, nach Gallien zur Predigt des Evangeliums sich zu wenden. Er gehorcht und kommt zuerst nach einer Stadt Galliens, Namens Gemellus, frühere Metropole der alpes maritimæ, wo ihn die Marianilla, eine der vornehmsten Frauen, ihren Sohn Celsus fussfällig zur Taufe übergeben haben soll. Dieser Name wurde übrigens wohl aus einer andern Legende entlehnt, nach welcher eine Martionilla ihren Sohn Celsus im Gefängnisse zum Abfalle von Christus bewegen soll, umgekehrt aber durch ihn zur treuesten Anhängerin desselben umgewandelt wird (cfr. Adonis martyrol.). Beide ziehen nun als Prediger des Evangeliums herum und wirken mit Erfolg; beide werden desshalb auch von Nero verdammt, im Meere ersäuft zu werden. Die storia delle alpe marittime di Pietro Gioffredo in den monumentis patriæ Tom. II, aus der wir diese Bestimmungen entlehnt haben, erzählt dann weiter, dass diess von den damit Beauftragten nicht geschehen sei;

Digitized by Google

»deposuerunt S. Nazarium in loco a Genuensi urbe sexcentos fere passus, ubi pro ipsorum meritis et orationibus vota solvuntur et vocatur locus ad sanctos Peregrinos; deinde ingressi sunt civitatem Genuensem.« Von hier sollen sie dann auf die Glaubenspredigt wieder nach Mailand zurückgekehrt und von ihrem Verhängniss ereilt worden sein. Es liegt hiernach handgreiflich vor, wie diese beiden Heiligen nach Genf kamen. Möglicher Weise wurden auch mit den Gebeinen des einen Märtyrers dergleichen von den andern hierher gebracht; von einem persönlichen Hiersein beider Märtyrer wissen die alten bewährten Urkunden nichts.

Auf Nazarius und Celsus hatte man aber noch eine grosse Lücke bis auf Paracodus und Dionysius zu füllen. Man schob so, je nachdem man sie früher oder später wirken liess, vor oder nach ihnen noch einen Domnellus, einen Hyginus, den der Pabst Sixtus I. hierher gesandt haben soll, einen Fronzus oder Fronto, frühern Priester des Apollo, den der heilige Pellegrinus auf der Durchreise bekehrt habe, einen Telesphorus und Tiburnus, dessen Wahl durch den Papst Zephyrinus bestätigt worden sei, als Lückenbüsser ein. Die Namen lagen nicht zu ferne. Was den Domnellus oder Domnolus anbelangt, so lesen wir in den Martyrologieen zum 16. Juni: »Apud Viennam sancti Domnoli episcopi et confessoris;« man liess also, wie Paracodus und Dionysius, auch diesen Heiligen von Vienna nach Genf sich wenden. Zum 25. Juni wird noch ein Domnolus oder Domnolenus erwähnt, der ebenfalls in einer Stadt Gemeliaco gewirkt und sein Lebensende gefunden haben soll. An Anknüpfungs- und Mischungselementen in Betreff seiner fehlte es somit nicht. Die andern Namen gewann man fast alle zu Rom, dessen erste Bischöfe man gerne auch zu den ersten Glaubenspredigern machte. Wie Petrus und Linus, musste so auch Hyginus eine Bekehrungsreise nach Gallien unternehmen. Sixtus, der ihn hierher sandte, soll aber auch die nämliche Reise angetreten und bald zu Rheims, bald anderwärts gewirkt haben. Hatte man so Domnellus für die Zeit Hadrians (bis 138) gewonnen, so Hyginus für die Zeit Antonins des Frommen.

Digitized by Google

Noch wird aber zwischen beiden Bischöfen zu Rom ein Telesphorus erwähnt; auch er ward konsequent aufgeboten, um die immer noch bedeutende Lücke auszufüllen. Ueber den genannten Pellegrinus oder Peregrinus erhalten wir in den auctariis zum Martyrologium Usuards und anderwärts zum 16. Mai den Aufschluss: »Apud Autisiodorum beat. Peregrini martyris, »primi civitatis ipsius episcopi, qui a beato Sixto Romæ epis»copo ordinatus ad prædicandum gentibus in Galliam missus »est.« Selbst schon anderwärts als Bischof untergebracht, konnte er freilich nicht gut als solcher zu Genf wirken; von Sixtus nach Gallien geschickt, bekehrt er also nur auf der Durchreise den Fronto oder Fronzus, welchen wir auch selbst wieder unter den Aposteln der Gallier finden (die Martyrologieen zum 25. u. 26. Oktober). Jedoch soll dieser letztere Fronto selbst von Petrus zum Bischof ordinirt worden sein, auch wird er nicht als ein früherer Priester des Apollo eingeführt; es könnte desshalb bei unserm, wie bei Tiburnus, eine geschichtliche Reminiscenz zu Grunde liegen; auf einem sichern historischen Boden stehen wir aber nicht.

Auf Paracodus und Dionysius nennt der alte Genfer Katalog zunächst einen Diogenus. Diesen Namen lesen wir unter den auf dem Concil zu Aquileja (381) unterzeichneten. Diogenus heisst zweideutig episcopus Genvensis; man konnte dabei an einen Genfer oder Genuesischen Bischof denken. Genf und Genua kommen unter dem Namen Genva vor. Man glaubte aber doch eher an einen Genfer, als einen Genuenser denken zu sollen. Und wirklich konnte der Genfer ebenso wie der ebenfalls unterzeichnete Walliser Bischof sich gedrängt fühlen, grade diesem halb ökumenischen Concile beizuwohnen. Auf ihm sollte ja die auch in Genf mit leidenschaftlicher Hitze behandelte arianische Streitfrage im Interesse der Orthodoxie für das Abendland zum Abschluss gebracht werden; der Genfer Bischof hatte also dringliche Veranlassung, zur Verstärkung seiner Partei herbeizukommen. Waren doch selbst zwei Gallische Bischöfe, die sich dadurch den besondern Dank der Versammlung verdienten, zugegen; gerade aber vor ihren Namen findet

Digitized by Google

sich in den Unterschriften der seinige. Freilich würden wir auf eine ziemlich grosse Lücke stossen, wenn wir auf die ersten Begründer der Genfer Kirche unmittelbar diesen Diogenus folgen liessen; allein wir wissen, dass es die alten Listen mit der chronologischen Aufeinanderfolge nicht so genau nahmen. Nur die wichtigsten Namen der alten Zeit errangen sich in der Tradition eine bleibende Stätte, die übrigen gingen allmälig verloren.

So gewänne diese Annahme einen grossen Schein, der die Forscher der Neuzeit wohl blenden konnte (man vergleiche den in den memoires und documents de la société d'histoire et d'archéologie de Genève, Band VII, gegebenen neuen Katalog); bei genauerer Vornahme der Untersuchung löst sich aber derselbe gänzlich auf. Vor Allem lässt sich nicht erweisen, dass der Katalog die Namen unkritisch unter einander wirft; eine fast über 200 Jahre sich erstreckende Lücke würde aber doch eine zu grosse sein und das Bekehrungswerk der Gründer sehr in Schatten stellen. Wir werden sie nur nothgedrungen annehmen. Dann steht der Name des Diogenus allerdings in den Unterschriften vor den Namen der Gallischen Bischöfe, aber auch gleich auf die Namen der Bischöfe Oberitaliens und Südfrankreichs, mit denen er als Genuensischer eben so gut in Verbindung gebracht werden könnte. Sein Votum gibt er unmittelbar auf Proculus, Bischof von Massilien, ab. Ferner wird den Gallischen Bischöfen ausdrücklich für ihre Vertretung durch zwei Abgesandte der Dank der Versammlung ausgesprochen (agimus gratias sanctæ unanimitati vestræ, quod in dominis et fratribus nostris Constantio et Proculo *omnium* nobis vestram præsentiam contulistis); Genf, was, wenn man es von Gallien trennen könnte, gleiche Ansprüche hatte, geht dabei leer aus; endlich werden, was das Entscheidende ist, die Bischöfe Galliens bestimmter als die »dilectissimi episcopi provinciæ Viennensium et Narbonensium primæ et secundæ«, Constantius und Proculus aber als ihre Vertreter, schärfer als »*legati Gallorum*« bezeichnet. Genf gehörte zur provincia Viennensis; Genf war also sicher durch die Vertreter dieser Provinz schon mit vertreten. Es werden nun

Digitized by Google

zwar auch ein Dominius, episcopus Gratiano politanus (Grenoble), Constantius, episcopus Arausicus (Orange), Proculus, episcopus Massiliensis, Amantius, episcopus Nitiensis, also mehrere Bischöfe Galliens ausser jenen beiden Legaten genannt; es scheint also neben ihnen auch noch recht gut ein Bischof von Genf Platz finden zu können, der im eigenen Auftrage dahin gewandert sein würde. Es wäre diess aber nur ein Schein. Bekanntlich theilt Cæsar ganz Gallien in 3 Provinzen ein, in Aquitanien, das Celtische und Belgische Gallien; ein Theil Galliens, die Gallia braccata oder die Gallia Narbonensis, nach der Hauptstadt so genannt, gehörte schon längst zum Römerreiche und wurde so nicht mitgezählt. Noch auf einer Münze Galba's werden nur die drei Gallien erwähnt. Von den profanen Schriftstellern pflanzte sich diese Eintheilung aber auch in die kirchlichen fort. Desshalb findet man auf dem schon erwähnten Concil von Arles (314) die Bischöfe von Arles, Orange, Marseille, Vaison etc. unter den Italienischen; eben desshalb werden auch hier noch die Bischöfe von Orange, Marseille etc. von den eigentlich Gallischen oder von den durch die beiden legati vertretenen getrennt. Es bleibt also bei scharfer historischer Würdigung kein Platz für einen Genfer Bischof neben den gallischen Gesandten offen.

Abgesehen hiervon finden wir um die Zeit des Concils keinen Raum für einen Diogenus auf dem schon besetzten Bischofsstuhl in Genf, wohl aber einen solchen auf dem unbesetzten zu Genua. Den Beweis für das Letztere kann der Leser bei Ughelli »Italia sacra« nachlesen; den Beweis für das Erstere werden wir weiter unten zu der betreffenden Zeit geben. Das Resultat ist somit das: der Diogenus des Genfer Katalogs ist nicht der auf dem Concil zu Aquileja gegenwärtige, ja noch mehr, der Verfasser unsers Katalogs hat ihn auch nicht irriger Weise dorther entlehnt. Denn dann würde er ihn nicht mit an die Spitze seiner Liste gestellt und ihm seinen Platz unmittelbar auf die so von ihm genannten Apostelschüler angewiesen haben, die er hiernach in eine möglichst frühe Zeit zurückversetzen musste.

Digitized by Google

Der vierte auf unserer alten Liste aufgezeichnete Name ist der des Dominius oder Simon-Domnus. Der Katalog bemerkt über ihn und die folgenden Bischöfe nichts; es sind jedoch über sie einige traditionelle Notizen vorhanden, die vorzüglich Besson in seinen »memoires pour l'histoire ecclesiastique des diocéses de Genève, Tarantaise, Aoste et Maurienne et du décanat de Savoye 1769« und dann auch die Geschichtschreiber Genfs gesammelt haben. Wir werden sie mittheilen, ohne für sie die gleiche historische Sicherheit, wie für die Liste selbst, in Anspruch zu nehmen. So soll Dominius vom Kaiser Constantius I. die Erlaubniss erhalten haben, die zerstörte Kirche von Genf wieder herzustellen. Dieser Fürst soll sich desshalb an Servius, seinen Präfekten in Genf, gewendet haben. Die grosse Christenverfolgung unter Diocletian und Maximian fand auch hier ihren Nachhall, wenn auch einen ziemlich schwachen: dem ausdrücklichen kaiserlichen Befehle gemäss wurden auch hier einige Kirchen zerstört. Constantius Chlorus, der die Verfolgung wenig energisch betrieb, war aber gern geneigt, das den Christen zugefügte Unrecht wieder gut zu machen, als er auf die Abdankung der beiden Kaiser sich als Augustus freier bewegen konnte. War es ihm doch überhaupt auf seinen Sieg über die Allemannen eine Herzenssache, das arg verwüstete Helvetien wieder zu einer neuen Blüthe zu erheben und Städte und Festungen wieder herstellen zu lassen. So wurde auch zu Genf die zerstörte Kirche wieder aufgebaut; dieser Neubau und diese Neubegründung des Christenthums musste aber gerade unserm Dominius ein dankbares Angedenken sichern.

Nur vorübergehend berührte somit der grosse Verfolgungssturm die Genfer Kirche; bald aber sollten auf seinen Tod, den man in's Jahr 307 d. h. in die gleiche Zeit mit dem des Constantius setzte, innere Stürme dieselbe mächtiger bedrohen. Die Genfer Gemeinde gerieth bei Ausübung des alten Wahlrechtes in Spaltungen. Der eine Theil der Kirche entschied sich für einen Salvian, der andere für einen Cassian als Nachfolger des Dominius. Man wollte den Bischof zu Rom Melchiades (311—314) bei der fortdauernden Spaltung zu Rathe ziehen.

Digitized by Google

Sein Tod verhinderte aber eine sofortige Hebung des Zwiespaltes; erst der die beiden Gewählten nach Rom citirende Sylvester (314—335) erklärte ihre Wahl für nichtig und wählte umsichtig einen Ausländer Eleutherius, einen Engländer von Geburt, zum Bischofe. Er soll Constantin dem Grossen nach Rom gefolgt und schon Priester gewesen sein, als ihn der Papst wählte. Die Achtung gegen den Römischen Bischof und die Rücksicht auf den hinter ihm und dem Gewählten stehenden, noch höher geachteten Kaiser beseitigten glücklich die eingetretene Spaltung. Er wurde gut aufgenommen; der Präfect der Stadt Emilius liess sich mit vielen Heiden durch ihn taufen. Die Gemeinde wuchs unter dem einflussreichen Leiter ungemein, die Opfer auf dem Steine Niton oder Neiton zu Ehren des gallischen Neith oder des Römischen Neptun am Eingange zum See hörten auf, und der Tempel des in Genf besonders hochverehrten Apollo ward in eine Peterskirche umgewandelt.

Die alte Liste nennt Beide, den Salvian und Cassian. Beide waren jedenfalls nach dem Gesagten gewählt und gehören somit mit Recht auf sie. Die beiden Namen sind übrigens keine unbekannten; wir kennen den Presbyter Salvian zu Massilien und den Klosterbegründer Cassian ebendaselbst. Beide wirkten im 5. Jahrhundert, der letztere früher, als der erstere, Cassian bis gegen 430, Salvian bis gegen das Ende des Jahrhunderts. Es liegt kein geschichtlicher Grund für die Annahme vor, dass einer oder der andere von Massilien aus sich hierher gewendet hätte; ebenso wäre es eine gänzlich haltungslose Vermuthung, dass beide in der Zeit auseinanderliegende Namen von dorther in unsere Liste aufgenommen worden sein könnten. Iedenfalls hätte dann Salvian dem Cassian folgen, und nicht ihr historisches Verhältniss verkehrt werden sollen. Wir sehen nur, dass diese Namen damals übliche und verbreitete waren. Eher liesse sich desshalb annehmen, dass die vielbekannten auf die Namen der Genfer Bischöfe einen gewissen umgestaltenden Einfluss ausgeübt haben könnten. So hat man denn nun auch für Salvian Salonius lesen wollen; in den erwähnten memoires und documents wird derselbe geradezu an die Stelle des Salvian gesetzt.

Digitized by Google

Es habe sich dieser auf dem Concil zu Orange (441) unterschrieben und sei nach dem Martyrologium Ado's den 28. Septbr. zu Genf gestorben (Genua civitate depositio Salonii episcopi); also müsse ihm auf der Liste Platz gemacht werden. Es liesse sich diese Ansicht noch weiter so begründen. Der Sohn des Eucherius, Salonius, von Salvian zu Massilien unterrichtet, war sicher Bischof. Gennadius, Presbyter zu Massilien, Zeitgenosse Salvians, nennt denselben »magister episcoporum sanctorum Salonii et Veranii« (des jüngern Bruders) und ertheilt ihm ein Buch »ad Salonium episcopum«; auch Eucherius soll »ad personam filiorum postea episcoporum« eine Schrift gerichtet haben. Es wird aber nicht gesagt, wo er als Bischof fungirte. Jedenfalls in Gallien, und so erscheint er denn auch auf dem Concil zu Orange 441, wo sein Name in den Unterschriften gleich auf den des Bischofs von Vienne folgt und dann noch einmal auf dem dritten Concil zu Arles (453), wo eine das Kloster Lirinum betreffende Angelegenheit verhandelt wurde, die ihn, den Zögling des Klosters, besonders interessiren musste. Wir finden ihn also in Gallien und zwar in der Nähe von Genf; die alten Martyrologieen sagen geradezu »Genua in Gallia«. Die einzige geschichtliche Notiz über den Aufenthaltsort des Salonius scheint uns also auf Genf zu führen und wir hätten wohl Ursache, durch eine kleine Korrektur den Namen Salvianus, dem wir unter denen der ältesten Bischöfe allein begegnen, in den des Salonius umzuwandeln.

Leider erscheint aber etwas weiter in der Zeit herauf noch ein zweiter Salonius auf der Liste, der das ganze bisher gewonnene Resultat in Frage stellt. Es könnte nämlich auch auf ihn die Notiz der Martyrologieen bezogen werden. Somit verlieren wir den einzigen historischen Anhaltungspunkt, auf den hin man den Sohn des Eucherius dieses Namens zum Bischof von Genf machen könnte. Freilich ist der später Erwähnte nicht gerade als ein Heiliger bekannt; es war aber damals jeder Bischof ein Heiliger. Auch konnte man ihn mit dem Sohne des Eucherius leicht verwechseln und ihn, wie diesen, zu einem Heiligen erheben. Sicher wird man eher diesen Mangel er-

Digitized by Google

gänzen, als einen Namen gewaltsam abändern wollen. Gewaltsam müsste es aber geschehen; wo einmal der Name sich richtig geschrieben vorfindet, würde es auch das andere Mal geschehen sein, wenn eben der Verfasser nicht einen ganz andern im Sinne gehabt hätte. Hierzu kommt noch ausserdem, dass Salonius, Sohn des Eucherius, schon anderwärts, in der Liste der Bischöfe von Lyon, sein Unterkommen gefunden. Aus ihr wird man ihn um so weniger verdrängen dürfen, als der ältere Sohn sich wohl am besten zum Nachfolger des Vaters eignete. Sidonius Apollinaris richtet einen Brief an ihn (VII, 14), in welchem er bedauert, ihn nebst seinem Bruder nicht in Vienne bei einem Aufenthalte daselbst gefunden zu haben, weil ihn die kaum erhaltene Besitzung zu lang aufhalte (quia te diu possidet vix recepta possessio). Es kann das nur unmittelbar auf den Tod des Vaters der beiden Brüder geschehen sein; Sidonius sieht aber schon seine Wahl zum Bischof und seine spätere erweiterte Thätigkeit auf dem kirchlichen Gebiete voraus. »Tunc propriam terram fœcundabitis, si ecclesiam quam plurimum colitis; plus colatis.« Wir lassen somit den uns nicht weiter bekannten Salvian und Cassian an ihrer Stelle, in die der von Sylvester hierher gesandte Eleutherius einrückte.

An der Notiz in Betreff der vermittelnden Thätigkeit des Römischen Bischofes könnte man insofern Anstoss nehmen, als demselben ein Einfluss ertheilt zu werden scheint, wie er ihn damals noch nicht hatte. Jedoch ist es sicher, dass des Irenäus Wort von der »potior principalitas« Roms und seines Bischofs gerade in diesen Gegenden seinen Nachhall gefunden, dass man gerade hier auf den Verkehr mit demselben Gewicht legte, die Bischöfe von ihrer Wahl und dem Eintritte in ihre Funktionen dem Römischen Anzeige machten und bei etwa eintretenden Streitigkeiten und Spaltungen sich nach seiner Entscheidung umsahen. So wandte sich der Bischof von Lyon mit den übrigen Bischöfen der Provinz in der Sache Marcians, Bischofs von Arles, eines entschiedenen Anhängers des Novatian, bei der gegen ihn nöthig werdenden Excommunikation an den damaligen Bischof von Rom als höchste Kirchenautorität, wie an den in

Digitized by Google

Würde und Wissenschaft so hoch stehenden Cyprian um Beistand und Unterstützung. Cyprian war auch sogleich zur Hand und drängte den etwas zaudernden Stephanus, die Christen in Gallien zur Absetzung des Marcian aufzufordern und einen andern Bischof an seine Stelle einzusetzen (Cypr. ep. 67). So sandte ferner die Synode von Arles (314) in der donatistischen Angelegenheit ein Schreiben gerade auch an unsern Sylvester (gloriosissimus papa), um die Sache seinem Urtheile und seiner Entscheidung vorzulegen. Auch sie behandelte übrigens nicht bloss die donatistischen, sondern auch die kirchlichen Angelegenheiten Galliens, sucht drohenden Uneinigkeiten zu begegnen und deutet damit an, wie Zündstoff genug zum Hader, eben so wie zu Genf, auch anderwärts in jenen Zeiten vorlag. Dieses Concil hat übrigens insofern noch eine besondere Bedeutung für unsere Untersuchung, als seine Unterschriften unser bisher gewonnenes Resultat in Betreff der Bekehrungszeit Genfs mittelbar bestätigen und keinen Zweifel darüber zurücklassen, dass Genf damals bekehrt sein musste. Es werden hier »Marinus episcopus, Salamas presbyter, Nicasius, Afer, Ursinus et Petrus diacones de civitate Arelatensium, Verus episcopus, Bedas exorcista de civitate Viennensi, Daphnis episcopus, Victor exorcista de civitate Vasensi, Faustus presbyter de provincia Arausicorum« aus der Nachbarschaft Genfs als gegenwärtige aufgezählt.

Es möchte somit Roms Eingreifen und Eleutherius Auftreten nichts den Zeitverhältnissen Widersprechendes an sich tragen. Noch fand man aber in seiner Persönlichkeit eine zu starke Reminiscenz an einen etwas spätern Eleutherius, Bischof von Tournay (Abauzit). Es war diess ein hochgefeierter Mann, um den sich ein grosser Sagenkreis geschlungen hat. Aus diesem treten nun ebenfalls seine Verdienste um die Beseitigung eingetretener kirchlicher Spaltungen, die Bekehrung des dortigen tribunus und seiner zuerst gewonnenen Tochter, wie dann auch der ganzen noch übrigen heidnischen Bevölkerung hervor (cfr. Bolland. acta martyrum zum 20. Febr.). Die Spaltungen und Streitigkeiten betrafen die Person Christi, die Naturen in ihr

Digitized by Google

und die mit ihrer Vermischung verbundene Leugnung der wahren Gottheit und Menschheit Christi. Eleutherius bekämpft nun die Gegner, wendet sich nach Rom, unter dessen Autorität er in sein Amt eingetreten war, zur Hülfe zurück und wird mit ihm der Bewegungen Meister. Zeit und Ort sind nun allerdings verschieden, auch die Verhältnisse nicht ganz die gleichen. Der ähnlichste Zug ist wohl der, dass auch Eleutherius zu Tournay eine Peterskirche erbaut haben soll; aber selbst dieser sehr ähnliche Zug hat seine Unähnlichkeit. Die aus der Stadt durch den noch nicht bekehrten Tribun verjagten Christen sind es, die hier die Hand an's Werk legen. Es kann desshalb die Sage Einiges mit einander vermischt und von dem einen Eleutherius auf den andern übergetragen haben; zu viel wird man aber dabei nicht zugestehen dürfen.

Das Schisma war somit durch Eleutherius gehoben; bei der leicht entzündlichen und einmal entbrannten Population fand aber das Parteiwesen an der grossen Lebensfrage jener Zeit, der in die Gesammtkirche geworfenen, überall die Gemüther spaltenden Arianischen einen tieferen Haltungspunkt. Eleutherius starb angeblich 334; man scheint seinen Tod mit dem des Sylvester in eine Zeit verlegt zu haben. Sein Nachfolger war nicht der erst später zu nennende Gregorius, der sich in der authentischen Kopie der alten Liste durch Bonnivard nicht findet (manuscrit des archives), sondern Theolastus. Dieser trat mitten in diese die Kirche zerreissenden Kämpfe hinein. Er soll, seine Kirche möglichst gegen das Eindringen der Ketzerei schützend, gegen das Jahr 347 gestorben sein; eine Angabe, die mit der andern zusammenhängt, dass sein Nachfolger in diesem Jahr ein Concil zu Mailand besucht habe. Sonderbar lautet die mit grosser Entschiedenheit in den erwähnten memoires und documents über diesen Bischof gegebene Bestimmung: »ce prélat vivait en 475, époque ou l'hérésie arienne commençait à s'introduire dans l'église de Genève.« Diese Bestimmung stützt sich auf den Brief des seine prädestinatianischen Irrthümer zurücknehmenden Presbyter Lucidus an die Bischöfe Galliens, unter denen ein Theoplastus ohne weitere Ortsangabe erwähnt wird.

Digitized by Google

Dieser Brief fällt in dieses Jahr. Damals drang aber nicht erst die Arianische Ketzerei in die Genfer Kirche; das über unsern Theolastus von der Tradition Bemerkte lässt sich also nicht mit dieser Zeitbestimmung in Eins zusammenfügen. Dann heisst auch der im Briefe Genannte Theoplastus, nicht Theolastus; ein zwingender Grund, beide zu identificiren, liegt aber keineswegs vor.

Sein Nachfolger Frater, der mit dem ebenfalls von der Tradition genannten Hormisdas sehr wohl eine Person sein kann, soll auf einem Concil zu Mailand 347, also auf dem, wo die abendländischen Bischöfe sich weigerten, das sogenannte lange Bekenntniss zu unterschreiben und eine neue, das alte nicarnische bestätigende und die Sache des Athanasius neu untersuchende Synode verlangten, gegenwärtig gewesen sein. Die Akten der Synode fehlen; auf sie mag sich diese traditionelle Bestimmung stützen. Bald auf das Concil wurde übrigens Constantius alleiniger Herr des Reiches (350); der Arianismus gelangte unter dem Glaubensdespoten durch die Synode zu Mailand (355) zur Herrschaft auch im Abendlande. Die seinem Kommandoworte Widerstand Leistenden traf schwerer Zorn; auch unser Frater wurde aus seinem Wirkungskreise mit so vielen andern Bischöfen vertrieben. Er wurde zwar wieder in sein Amt eingesetzt, musste aber fortdauernd von der unter kaiserlichem Schutze übermüthigen arianischen Partei viel leiden. Er soll den nämlichen Tag gestorben sein, an welchem Julian zum Kaiser in Genf proklamirt wurde (361).

Pallaskus, der ihm folgte, hatte kein besseres Schicksal. Sein Wirken fiel unter die Herrschaft des berühmten Abtrünnigen; die religiösen Angelegenheiten Genfs blieben nicht ohne Rückwirkung auf die politischen. Die jetzt vollkommen christianisirte Stadt, vorzüglich aber die es mit Constantius haltende arianische Partei konnte Julian nicht günstig sein. Sie blieb so lange mit der Anerkennung der Julian vom Heere zugesprochenen kaiserlichen Würde zurück, bis sie nicht länger zu verweigern war. Bekanntlich befand sich Julian bei seinem glorreichen Feldzuge gegen die Allemannen in der Nähe der Stadt; verletzt

Digitized by Google

ernannte er einen Ungar, Namens Agesilaus, zum Präfekten derselben mit dem ausdrücklichen Befehle, sie seinen Zorn fühlen zu lassen. Der Ungar kam dem Befehle mit aller Pünktlichkeit nach; die heidnischen Statthalter kannten die schwache Seite ihres Herrn und griffen gern zu den härtesten Massregeln, härter, als sie seine Gerechtigkeitsliebe und seine Befehle, nicht aber seine Sympathieen zuliessen. Agesilaus jagte desshalb den Bischof sammt der Geistlichkeit aus der Stadt, liess die christlichen Altäre abbrechen und befahl den heidnischen Gottheiten bei Lebensstrafe und andern harten Bussen zu opfern. Diese Gewaltthat steht nicht ohne Analogieen unter Julians Herrschaft da. Die Genfer Christen, deren Glaubens- und Liebesleben durch die innern Spaltungen und Zänkereien verloren haben musste, bewährten sich dabei nicht mehr so, wie die Christen zu Lyon und Vienne. Viele wankten und strauchelten, Viele bezahlten aber auch die grossen Bussen, Viele endlich ergriffen die Flucht. Auf den baldigen Tod des Kaisers kehrten zwar die Exilirten und Flüchtigen wieder zurück, die Spaltungen dauerten aber fort. Es mussten diese Kirche noch härtere Schläge und Prüfungen treffen.

Das Christenthum war unterdess von hier aus über die Mauern der Stadt auch in die ihr zugehörigen Ortschaften weithin gedrungen. Ein gewisser Kirchenverband bildete sich, wie überall, auch hier zwischen den Mütter- und den Töchter-, den Stadt- und Landgemeinden. Mit den fortdauernden innern Zerwürfnissen und den immer kühnern Streifzügen der andringenden Barbaren mag sich aber dieser Kirchenverband gelockert, und jede Kirche in der allgemeinen Verwirrung nur an sich gedacht zu haben. Von dieser Zeit spricht nun die oben erwähnte gallolatinisirende Notiz unsers alten codex. Sie lautet so: Genevensis ecclesia ab apostolis, discipulis apostolorum Paracodo ac Dionysio fundata suo tempore gloriosissime effulsit. Deinde præcedentibus temporibus dignitas illa, ablata sacerdotali gratia, in contemtum ceperunt eam indisciplinati populi habere, sed in concilio Taurinensi res melius deducta, licet non antiquiori gratia, tamen majori, quam superiori tempore, dignitate

Digitized by Google

restituta est. Quæ cum sit in jugis Viennensibus provincia sita, ad eandem tandem pertinebant omnia oppida, quæ ex una parte per Alpes Gothicas (Cotticas) usque ad Alpes (Grajas) pertendunt, quæ cum barbarica vastatione populata suissent et episcopis suis destituta, vagantes populi partes occasione accepta recreatis episcopis (für recrearunt episcopos) coepit deleri prædicta ecclesia, ut sub jure alterius provinciæ quædam ex his fierent. Unde etiam episcopus Alpium Grajarum Clariacensis (Tarentasiensis) aliquid potuit; quæ provincia sine dubio Alpina in provincia Viennensi concluditur, que caput est septem provinciarum. Oppidum enim Clariacensis (Tarentasiensis) ubsque ulla dubietate episcopum suum a sancto Clarente, Viennensi episcopo (wohl für Crescente, der nach der falsch verstandenen Stelle 2 Tim. 4, 10 mit Parakodus zur Verkündigung des Evangeliums nach Gallien gekommen sein soll, oder besser Clemente S. 11) accepit, qui primus supra dicta juga ad fidem Christi convertit.« Nach dieser Notiz hätten somit zu der Genfer Kirche alle Städte gehört, welche auf der einen Seite den Cottischen Alpen entlang bis zu den Grajischen oder dem kleinen Bernhard liegen. Es hätte sich also dieselbe auf der savoyischen Seite bis nach Tarentasia zwischen dem mons Cinesii (Montenis), der zu den Cottischen Alpen gehört, und zwischen den Alpibus Penninis (dem grossen Bernhard) ausgedehnt. Um die in der Notiz näher bezeichnete Zeit riss sich aber Tarentasia als selbstständiges Bisthum von Genf los; es wird auch in der That um sie Jakobus', Schüler des heiligen Honoratus von Lirinum, als erster Bischof der Stadt genannt. Etwas günstiger gestalteten sich dagegen die Kirchenverhältnisse Genfs zur Zeit des Concils zu Turin (395 oder 397). Dieses Concil, das die streitig gewordenen Kirchenverhältnisse Galliens überhaupt ordnete, die alten Metropolitenrechte anerkannte und sie sicher stellte, konnte nicht ohne Einfluss auf die Genfer Kirche bleiben. Wir brauchen keineswegs nicht erwähnte Partikularbeschlüsse in die canones jenes Concils einzuschieben, um die alte Notiz begreiflich zu machen; sie klärt sich vollkommen auf, wenn wir an eine mittelbare Einwirkung dieses für die Wiederherstellung der alten

Digitized by Google

Kirchenverhältnisse Galliens so wichtigen Concils denken. Noch kömmt uns übrigens hierbei die andere Notiz zu Hülfe, dass Theophilus, früher Schatzmeister des Kaisers Gratianus, später Bischof von Genf, auf dieser Synode die Verwüstung der blühenden Stadt unter dem rebellischen Arbogastus (392—94) so lebendig dargestellt haben soll, dass ihm die Sammlung einer milden Beisteuer für die zu Grunde gerichtete gestattet wurde. So hob sich Genf unter materieller und geistiger Mithülfe von jener Zeit an aufs Neue. Unsere alte Liste nennt diesen Theophilus nicht, weil er in der Zeit der Verwirrung lebend eben so wenig den früheren Bischöfen an Glanz und Ansehen gleich stand, als die jetzige Genfer Kirche der frühern. Er soll 415 gestorben sein.

Dasselbe gilt von dem Bischof Isaak, den aber die fast gleichzeitigen, also durchaus zuverlässigen, weiter unten zu erwähnenden Acta des Eucherius nennen. Er wird hier als ein Zeitgenosse des Walliser Bischofs Theodorus, unmittelbar nach ihm oder noch mit ihm wirkend, bezeichnet; er muss desshalb, da Theodorus sicher bis 390 thätig war, gegen 400 den Bischofsstuhl zu Genf eingenommen haben. Er würde desshalb zwischen Pallaskus und Theophilus eingeschoben oder zum unmittelbaren Nachfolger des letztern gemacht werden müssen. Mit der Verwirrung der Zeiten verwirrt sich übrigens die Geschichte immer mehr; auch der nächstbeste Genfer Chronist Roset hat in seinem handschriftlich vorhandenen Werke nur die Bemerkung: Il se trouve à Genève une vieille bible, escripte à la main, au derriere de laquelle est escript en latin, que l'eglise de Genève a esté fondée par les apostres et disciples des apostres et qu'elle estant grandement florissante a esté meprisée par les peuples mal conditionnés jusqu'es au concile du Turin etc. Er weiss also nichts Neues zu sagen; auch in der histoire de la republique de Genève (auch annales de Genève) par Jean Savion (Auszug aus den besten Autoren und Manuscripten bis 1562) fand ich nur das Gleiche wiederholt. Andere früher auf der Bibliothek zu Genf vorhandene, die alte Geschichte Genfs be-

Digitized by Google

treffende Schriften sind verloren gegangen; auf neue zusätzliche Bestimmungen ist somit hier nicht zu hoffen.

Das Wesentliche wäre aber mit dem Früheren sicher erwiesen, das Bestehen der Genfer Kirche schon unter der Römerherrschaft, bis auf welche die Abfassung des ältesten historischen Denkmales hinabreicht. Dieses Resultat lässt sich aber auch noch von einer ganz andern Seite her, nämlich von Seite neuentdeckter Alterthümer und Kunstdenkmäler, sicher stellen. Wir besitzen einen bei der Peterskirche in Genf vorgefundenen Stein mit dem christlichen Monogramme in der geschobenen Kreuzesform $A \overset{P}{X} \Omega$, der anfänglichsten und natürlichsten. Er wurde 1840 bei der Abtragung der bourg de four gefunden, zu deren Aufbau man im 5. Jahrhunderte die Trümmer der ersten zerfallenden christlichen Kirche nahm. Er ist somit einer der ältesten Zeugen für das Vorhandensein des Christenthums in Genf und der Schweiz. Er gehört in die Zeit, wo sich hier der Arianismus geltend zu machen anfing, aber noch nicht zur Herrschaft gelangt war, würde also sehr gut in die Zeit der unter Eleutherius errichteten Peterskirche passen. Gerade in einer solchen war die Hervorhebung der hohen Würde des Stifters der christlichen Religion, des Alpha's und Omega's, des in der Zeit von ihrem Anfangspunkte bis zu ihrem Endpunkte hin Seienden oder des in seiner Gottwesenheit Ewigen am Platze. Unter dem Monogramm sind übrigens zur rechten Hand noch zwei Buchstaben eingegraben, von denen aber der zweite nicht ganz sicher gelesen werden kann; sie möchten aber nicht sowohl *XP* als *XI*, *Χριστος Ἰησους*, was bestimmt ausgeprägt erscheint, lauten. Das *P* wird öfters durch ein *I* vertreten. Die Sache bleibt übrigens die nämliche; die Buchstaben wurden beigefügt, um den Sinn des Monogrammes leichter erkenntlich zu machen. Noch verdient hier eine neuerdings zu Genf aufgefundene Lampe insofern Erwähnung, als auch sie das Monogramm in der aufrecht stehenden, ebenfalls vom 4. Jahrhundert an vorkommenden Form darbietet und in die Römerzeit zurückweist. Es ist mit Weintrauben und Blättern, die an den Abendmahlskelch erinnern, und mit griechischen Kreuzen und Vier-

Digitized by Google

ecken voll Rosen, die sich auf die Leiden und Wunder Christi beziehen, verziert und mit 4 Herzen und 8 Triangeln umgeben, die auf das Apostelkollegium anspielen (cfr. Blavignac histoire de l'architecture sacrée 1853). Die schöne Arbeit, die griechischen Kreuze, die sinnreiche Zusammenstellung und Gruppirung führen uns auf eine Zeit der Entstehung hin, wo das griechisch-römische Kunstelement noch der allmälig eintretenden Verkümmerung gegenüber sich zu halten wusste.

B) Unter der Burgunderherrschaft.

Die Burgunder waren dem Rheine entlang der Schweiz zugezogen. Sie gehörten, ein halbes Hirtenvolk, nicht zu den ganz rohen germanischen Stämmen, als sie hier ankamen; die ungebändigte Freiheits-, Kriegs- und Eroberungslust war schon einem Verlangen nach einer ruhigern Lebensexistenz gewichen. Bei einer tiefern religiösen Empfänglichkeit und der schon errungenen Civilisation wurden sie auf ihre Verpflanzung in die Nähe schon christianisirter Völker auch selbst bald Christen. Orosius erzählt, dass diess im Jahr 417 geschehen sei, und sie die Gallier wie christliche Brüder behandelt hätten (Oros. hist. lib. 7, 32). Sokrates bestimmt zwar die Zeit der Bekehrung nicht genau, stellt sie aber neben eine andere Thatsache unter Valentin. III. (425—455), die ins Jahr 431 fällt. Nach ihm sollen sie, von den Hunnen gedrängt, ihre Zuflucht zu dem Christen- oder Römergotte genommen haben, dessen Hülfe sie aber ebenso äusserlich, wie die meisten damals bekehrten Völker, fassten. Sie wandten sich desshalb an einen gallischen Bischof und begehrten die Taufe. Dieser liess sie eine Woche fasten, unterrichtete die so ernster und empfänglicher Werdenden im Glauben, taufte sie dann und entliess sie im Frieden. Mit den neuen geistigen Waffen hielten sie sich jetzt für unüberwindlich. Ihre Hoffnung täuschte sie auch nicht; der neue Glaube gab ihnen neue Kraft. Nur 3000 an der Zahl schlugen sie ein 10,000 Mann starkes Hunnenheer, das ihres an Ueberladung gestorbenen Anführers beraubt worden war. Es ist nun hier offenbar nicht von der ganzen Nation, sondern nur einem Theile derselben die Rede, der

Digitized by Google

wohl einen solchen Vortheil über die Hunnen errungen haben kann. Beide Notizen lassen sich somit mit einander ausgleichen; eben hieraus erklärt sich aber auch, wie die Burgunder trotz der Taufe dieses katholischen Bischofs dem Arianismus huldigen konnten, der sich von den Gothen aus zu den verwandten germanischen Stämmen fortpflanzte.

Von den Allemannen gedrängt, die an den Ufern des Rheines keine andern Völkerstämme neben sich duldeten, zogen sie sich immer weiter aufwärts. Die Römer brauchten eine Vormauer gegen die immer gewaltiger andringenden barbarischen Völkerstämme; sie fanden sie in den schon etwas civilisirten Burgundern, die ihrerseits geschwächt und von verschiedenen Seiten bedrängt eben so gern an die römische Macht sich anlehnten und als »milites romani, auxiliarii« in ihren Dienst traten. Constantius, der Feldherr des Honorius (395—423) war der erste, der ihnen bei seinen Kämpfen mit den Westgothen einen Theil Galliens (413) eingeräumt hatte; Aëtius, der grosse Feldherr Valentinians III., der die früher von ihm auf rebellische Bewegungen Gedemüthigten zu seinem grossen Bunde gegen Attila nöthig hatte, versetzte sie vorsichtig weiter in's Innere des Landes und wies ihnen im frühern Allobrogerlande oder in Savoyen Ländereien an. Es geschah das im Jahre 443. (cfr. Tiron. Chronic. zu diesem Jahre. »Sabaudia Burgundionum reliquiis datur cum indigenis dividenda.«) Im Jahre 456, nachdem Valentinian den grossen Feldherrn seinem Argwohn geopfert und mit eigener Hand niedergestossen hatte, erweiterten sie in der Verwirrung ihr Gebiet und erhielten in einem Vergleiche mit den Römischen Unterthanen nebst andern Ländereien in Gallien auch solche in der Schweiz (Marii Chronic. zum Jahre 456. »Eodem anno Burgundiones partem Galliæ occupaverunt terramque cum gallicis senatoribus diviserunt«). So gleicht sich die zweite Bestimmung mit der ersten bestimmt gefassten ohne Schwierigkeit aus. Man vergleiche auch Gregor v. Tours, der in Betreff ihrer Wohnungsplätze in der ältesten Zeit, in der des Aëtius sagt: »habitabant trans Rhodanum, qui adjacet civitati Lugdunensi;« dagegen in Betreff der Zeit Gundo-

Digitized by Google

balds ausdrücklich zu bemerken für nöthig hält: »tunc regnum circa Rhodanu maut Ararim cum Massiliensi provincia retinebant,« also auf die jetzt nach allen Seiten hin erweiterten Besitzungen derselben hinweist, cfr. II, 9 und 32.

Unter den schon zur erblichen Macht gekommenen Königen der Burgunder gewinnen hiernach zuerst die vier Söhne Gundiochs, unter welche nach der Mitte des 5. Jahrhunderts das Reich getheilt wurde, für uns ein Interesse. Von ihnen hatte Hilperich seinen Sitz zu Genf, Godegisel zu Besançon, Godomar zu Vienne und Gundebald zu Lyon. Eine solche Tetrarchie konnte aber damals ebenso wenig auf die Länge bestehen, als die Herrschaft der Franken und Allemannen in unmittelbarer Nähe neben einander. Der älteste und einsichtsvollste unter ihnen, Gundebald, dem eben so wenig, wie den andern, die Zerstückelung des wachsenden Reiches gefiel, verband sich mit dem jüngsten zur Austreibung der andern, die ihrerseits umgekehrt die seinige beabsichtigten. Gundebald unterlag anfangs in der blutigen Schlacht bei Autün und verbarg sich im sichern Schlupfwinkel bei guten Freunden. Schon glaubte man, er sei in der Schlacht gefallen, da kehrte er gerade zu der Zeit auf den Kampfplatz zurück, als die Sieger ihre Hülfstruppen (Allemannen) entlassen hatten und in Sorglosigkeit zu Vienne schwelgten. Der in die Hände des siegreich Eindringenden fallende Chilperich wurde nebst Frau und Söhnen in barbarischer Fürsorge umgebracht, und nur seinen, wie es schien, weniger gefährlichen Töchtern das Leben geschenkt; der sich verzweifelnd wehrende Godomar aber in einem Thurme verbrannt. Am einfachsten berichtet Gregor von Tours über den Ausgang des Streites II, XXVIII »Igitur Gundobaldus Chilpericum fratrem suum interfecit gladio uxoremque ejus, ligato ad collum lapide, aquis immersit. Hujus duas filias exilio condemnavit, quarum senior mutata veste Mucuruna (Corona, Chrona), junior Chrothildis vocabatur«. Schon der Gregor vielfach ergänzende, alle alten Quellen treu berathende Sachwalter Fredegarius gibt uns aber in seiner bis 641 fortlaufenden Chronik die nicht unwichtige zusätzliche Bestimmung, dass Gundebald nebst der Gattin

Digitized by Google

Chilperichs auch seine Söhne tödtete; über die Töchter bemerkt er das Gleiche.

Gerade eine von diesen sollte nun die schwersten Stürme über das burgundische Reich heraufbeschwören und die Nemesis für den mit Brudermord befleckten Sieg, den freilich Gundebald für ein Zeichen seiner gerechten Sache hielt, übernehmen. Es war diess die Chrothildis, auch Chlothildis genannt; es geschah diess vermittelst ihrer Vermählung mit Chlodwig, dem König der Franken. Die alten Chronikschreiber behandeln diese für das fränkische, wie burgundische Reich so wichtige, an sich selbst aber auch interessante Begebenheit mit grosser Vorliebe; einer übertrifft den andern in sorgfältig ausmalender Darstellung. Am einfachsten erzählt uns auch hier Gregor v. Tours, dass sie eben so schön als verständig die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, Chlodwig durch seine Gesandten von ihr gehört und um ihre Hand geworben, Gundebald aber nicht gewagt habe, sie dem mächtigen Frankenkönig vorzuenthalten, wiewohl er nicht ganz ruhig einwilligte, das Kommende ahnend. Die Furcht des Augenblicks überwog die der Zukunft. Fredegar gibt hierzu folgenden Kommentar, der dann noch weiter kommentirt worden ist. Chlodwig, der die Verhältnisse am Burgundischen Hofe kannte, wandte sich heimlich durch den schlauen, in einen Bettler verkleideten Aurelian an die Prinzessin; diese nahm die Brautwerbung freundlich an und beschenkte den Gesandten reichlich. Die Zurückkunft des weisen königlichen Rathes Aredius, der sich in Konstantinopel aufhielt, fürchtend, liess sie Chlodwig schleunigstes Handeln in der Angelegenheit empfehlen. Chlodwig hielt auch sogleich bei Gundebald um sie an, der in Furcht und Hoffnung zugleich zusagte. Verlobung und Hochzeit wurden gefeiert; da kam auf die Hiobspost Aredius eiligst von Massilien zu seinem Herrn zurück. Das erste Wort des weithin sehenden und die Clothildis durchschauenden Mannes gegen den sich des neuen Freundschaftsbundes rühmenden Gundebald war das: »non est hic amicitiæ cultus, sed initium discordiæ perpetuæ. Gundebald hätte sich des Geschehenen erinnern sollen; die jetzt stark gewordene würde Blutrache zu nehmen suchen.« Auf seinen

Digitized by Google

Rath wurden ihr Truppen nachgeschickt; sie kamen aber zu spät und brachten nur den Brautschatz zurück. Chrothildis begann aber schon jetzt das Rachewerk, liess an den Grenzen das burgundische Land zwölf Meilen im Umkreis verwüsten und verbrennen und raubte sich den zurückgehaltenen Brautschatz zusammen. Ihr für die Zukunft des burgundischen Reiches so bedeutungsvolles Abschiedswort war das Dankgebet zu Gott: »gratias tibi ago, quod initium vindictæ de genitoribus et fratribus meis video.« Andere Darstellungen, wie die der »gesta regum Francorum« nach einer ebenfalls alten Quelle und des ihnen meist folgenden Mönches Aimoin aus dem Kloster Fleury gegen das Ende des 10. Jahrhunderts scheiden sich vorzüglich dadurch von der vorigen, dass sie im Geiste der Zeit neben den genannten auch die religiösen Interessen eine Rolle bei der Entscheidung der Chlothildis spielen lassen. Wir lassen das bei Seite; einen unmittelbaren Einfluss auf die Gestaltung der gegenseitigen Verhältnisse beider Völker haben die letztern jedenfalls nicht ausgeübt.

So hatte Gundebald einen furchtbaren Feind gewonnen; der Kampf konnte nicht lange ausbleiben. Nach Gregor wandte sich Godegisel, dem Gundebald so wenig als möglich, nämlich Genf mit der zu Burgund gehörigen Schweiz abgetreten hatte, heimlich um Beistand gegen den länder- und herrschsüchtigen Bruder an Chlodwig, dem er einen jährlichen, von ihm selbst zu bestimmenden Zins im Falle der Zusage versprach. Dieser bot ihm, von seiner Gemahlin gestachelt, gern die Hand. Die Franken rückten sogleich ins Land (499). Gundebald bat den verrätherischen Bruder um Hülfe gegen die eroberungslustigen Franken; Godegisel führte auch demselben zu sicherem Verderben seine Truppen zu, ging aber, als es bei Dijon zum Entscheidungskampfe kam, zum Feinde über. Der verrathene Gundebald floh nach der Feste Avignon, wo ihn Chlodwig belagerte. Der oben genannte weise Rath wusste aber auch jetzt klugen Rath. Er begab sich wie ein Ueberläufer in's feindliche Lager, verstand bald das Vertrauen des Königs zu gewinnen und durch die Vorspiegelung einer langwierigen fruchtlosen Belagerung die

Digitized by Google

Sache so zu wenden, dass der seine Zeit brauchende Chlodwig sich mit gegebenem und für die Zukunft versprochenem Tribut für jetzt zufrieden stellen liess. So hatte ihm Aredius eingeredet, werde er über den Tribut Bezahlenden und sein Land zugleich herrschen, das sonst nur fruchtlos verwüstet werden würde.

Kaum dass aber Chlodwig abgezogen war, und Gundebald wieder freier athmen konnte, vergass der letztere alle seine Versprechungen und zog vor Allem gegen den verrätherischen Godegisel. Er belagerte Vienne, wo sich dieser zu zeitig Ruhe gegönnt hatte. Hungersnoth brach in der bedrängten Stadt aus. Godegisel musste alle überflüssigen Kostgänger aus der Stadt entfernen. Ein mit entfernter Brunnenmeister eilte aus Zorn darüber in's feindliche Lager und eröffnete Gundebald einen Weg in sie durch verfallene Brunnenleitungen. Die Vertheidiger sahen sich von vorn und im Rücken zugleich angegriffen; die Stadt wurde genommen und Godegisel in einer Kirche erschlagen (Marius Aventicensis zum Jahr 500: Eo anno Gundobagundus resumptis viribus Viennam cum exercitu circumdedit captaque civitate fratrem suum interfecit regnumque, quod perdiderat, cum eo, quod Godegesilus habuerat, receptum usque in diem mortis suæ feliciter gubernavit). So ward also Gundebald einziger Besitzer des Landes; der anderwärts beschäftigte Chlodwig hielt es aber nicht für rathsam, den wortbrüchigen, mit den Westgothen verbündeten von Neuem anzugreifen.

Gundebald benutzte jetzt die ihm endlich gewordene Ruhe, um durch eine weise Gesetzgebung sein Volk inniger unter sich zu verbinden und überhaupt auf eine höhere Stufe der Kultur zu erheben. Waren bis jetzt die Burgunder durch die Gesetze vor den alten einheimischen Unterthanen bevorzugt worden, so suchte er diese Ungleichheiten nicht ohne Kampf mit den über sein selbstherrliches Walten und seine sich vergrössernde Macht bedenklicher werdenden Grossen abzuschaffen. Zugleich bemühte er sich die Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen, wieder zu heilen und baute so auch das im Kriege mit dem Bruder zerstörte Genf wieder auf; kurz, er erwies sich als ein Fürst,

Digitized by Google

der seine Aufgabe erkannt hatte und seine Grösse nicht bloss im Morden und Niederreissen suchte. In religiöser Hinsicht kannte er hohe Duldsamkeit; im gleichen religiösen, wie politischen Einigungsstreben hatte er selbst den bekehrungslustigen fränkischen, wie den eigenen katholischen Bischöfen eine Unterredung mit seinen arianischen Bischöfen gestattet, der er selbst beiwohnte. Man kam aber nicht zum erwünschten Ziele. Die Worte des beredten katholischen Bischofs Avitus scheinen jedoch auf ihn grossen Eindruck gemacht zu haben; er trat mit ihm in einen innigen Verkehr, befragte ihn über einzelne Schriftstellen und Lehren und soll ihn selbst heimlich um's Chrisma gebeten haben (Greg. Tur. II, 34). Oeffentlich überzutreten, konnte er aber nicht bewogen werden; dazu fehlten ihm entschieden drängende Gründe. Auch wollte er nicht Bewegungen unter seinem burgundischen Volke veranlassen und sich der mächtigen Hülfe der arianisch gesinnten Nachbarvölker berauben. Erst sein minder umsichtiger aber kirchlich frömmerer Sohn, der 515 an die Regierung kam, that noch bei Lebzeiten des Vaters diesen Schritt, den Avitus durch eine glänzende Rede verherrlichte.

Noch immer hatte aber Chrothildis die ihren Eltern zugefügte Schmach nicht vergessen; die blutige That sollte noch spät ihre blutigen Früchte tragen. Sigmund, der gegen 500 sich mit der Tochter des die Burgunder so klug gewinnenden Theodorich vermählt hatte, verheirathete sich auf ihren Tod mit einer Dienerin derselben, die sich an einem Festtage nicht wenig in den Prunkkleidern ihrer früheren Herrin brüstete. Es verletzte das den Sohn der Tochter Theodorichs, den in seinem Thun etwas vorschnellen Sigerich. Er konnte sich nicht des Wortes enthalten: »sie sei es nicht werth, dass diese Kleider ihrer Herrin, seiner Mutter, ihren Rücken deckten.« Dieses bittere Wort vermochte die Ehrgeizige nicht zu verschmerzen; im giftigen Hasse verleumdete sie den Prinzen, als wenn er, der Enkel Theodorichs, voll hochfahrender und hochverrätherischer Pläne nach Reich und Krone trachte. Der nicht sehr besonnene Sigmund liess sich bethören und den Verleumdeten im Schlaf erdrosseln

Digitized by Google

(522 nach Marius). Die Reue folgte der Unthat auf dem Fusse; der über den entseelten Körper des Sohnes sich werfende, bitter weinende Vater konnte ihn aber nicht wieder beleben. Der Mord des Enkels brachte natürlich den greisen Theodorich in Feuer und Flammen; zugleich benutzte ihn aber die rachedurstige Chrothildis, um ihre Pläne endlich zur Ausführung zu bringen. Sie reizte ihre jetzt herrschenden Söhne zum Vertilgungskriege gegen Sigmund auf, »sie sollten sie es nicht bereuen lassen, sie liebevoll aufgezogen zu haben; jetzt sei die »Zeit da, den Tod ihrer Eltern zu rächen.« Chlodemir übernahm die Blutrache; Sigmund hatte sich unterdess als Büssender in das Kloster Agaunum zurückgezogen. Er ermannte sich zwar trotz des bösen, seine Sache richtenden Gewissens und zog dem heranrückenden entgegen; den die Unthat ihres Königs verabscheuenden Burgundern fehlte aber zum Kampfe die rechte Freudigkeit und Kraft. Sigmund kehrte bald flüchtig nach seinem Kloster zurück, wurde aber von Chlodemir mit Frau und Kindern gefangen genommen und nach Orleans abgeführt. Trotz der Warnung eines hochgeachteten Abtes (Avitus) liess ihn hier der Sieger, der sich nicht im Rücken einen Feind lassen wollte, mit Frau und Söhnen umbringen und ihre Körper in der Nähe von Orleans zu Columna in einen Brunnen werfen. So erzählt es Gregor. Tur. III, 6; die alte, aber fälschlich dem Marius von Aventikum zugeschriebene vita Sigismundi (cfr. Bolland. zum 1. Mai) fügt noch bei, dass er, der die Seinigen beim Nahen der Franken verlassen und sich als Einsiedler auf den Berg Versallis oder Verisalis bei Lyon zurückgezogen habe, auch von den Seinigen verlassen und verrätherisch zu Agaunum den sich nahenden Fränkischen Heereshaufen überliefert worden sei. Marius sagt nur zum Jahre 523: »Sigismundus, rex Burgundionum a Burgundionibus Francis traditus est.« Die dem Chlodemir angedrohte Nemesis blieb übrigens nicht aus; Godomar, Sigmunds Bruder, nach Marius 524 zum Burgunderkönig erwählt, vergalt, den Krieg fortführend, dem von ihm Gefangenen, wie er es verdiente. Die Macht der Franken war aber zu gross; die letzte Stunde Burgunds hatte geschlagen. Trotz der 10jährigen tapfern

Digitized by Google

Gegenwehr ging seine Herrschaft 534 zu Grunde (cfr. Marius zu diesem Jahre); die Ostgothen, mit denen sich Godomar gütlich abgefunden, um mit geeinter Kraft die Franken abzuwehren, konnten sich übrigens auch nicht lange des an sie abgetretenen Gebietes erfreuen. Von den siegesfreudigen Franken und dem eroberungslustigen Kaiser Justinian in die Mitte genommen, mussten sie schon 536 den Franken Platz machen.

Was nun die Genfer Kirche unter dieser neuen Herrschaft anbelangt, die sich nicht in gewaltthätiger Weise eindrängte, so wurde sie weder in Bezug auf ihre Existenz, noch auf ihre räumliche Ausdehnung irgendwie durch dieselbe bedroht; sie gewann vielmehr am Raumgebiete und bei dem religiösen Sinne der neuen Ankömmlinge auch an Einfluss, wenn auch der Arianismus gerade jetzt hier seine Gönner fand. Wir haben in Bezug auf die Uebergangszeit aus der alten in die neue Herrschaft eine Notiz in der Lebensbeschreibung des heiligen Romanus, Lupicinus und Eugendus oder der Gründungsgeschichte des jurassischen Klosters Condat durch einen Anonymus, der seine Notizen von Eugendus selbst erhielt, also einer alten, in Bezug auf alle dogmatisch unverfänglichen Bestimmungen zuverlässigen Urkunde. Wir ersehen aus derselben, dass Romanus und Lupicinus, um den Anfang des 5. Jahrhunderts geboren, sich gegen die Mitte desselben in die Einsamkeit zurückgezogen und im Jura niedergelassen haben. Bei dem sich immer weiter verbreitenden Rufe der beiden Brüder soll dann der Erzbischof Hilarius von Arles den h. Romanus zu einer Zusammenkunft mit sich in der Nähe von Besançon veranlasst haben, um ihn als geweihten Priester in sein Kloster zurückzusenden. Es geschah das, als Hilarius in zu weit gehender Anmassung den Bischof von Besançon, Celedonius, ohne hinreichende Ursache von seinem Platze entfernt hatte, eben desshalb aber derselbe vom Papst Leo wieder in seine Stelle eingesetzt worden war (vita Romani cap. 6). Der ausdrücklich erwähnte Restitutionsbrief des Römischen Bischofs fällt nun in das Jahr 445; noch vor diesem Jahre wurde also Romanus zum Presbyter geweiht. Er wirkte desshalb noch vor der bis hierher vorgedrungenen Bur-

Digitized by Google

gunderherrschaft, der auch noch an keiner Stelle in seinen Acten gedacht wird. Erst der jüngere Bruder desselben, Lupicinus, trat mit der gleichen Entschiedenheit, wie unter den Mönchen, so vor den Grossen der Erde zum Schutze der bedrückten Population unter dieser Herrschaft auf. Er that diess unter dem oben genannten patricius Hilperich, dem Bruder Gundebalds, der zu Genf seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Hilperich freute sich über den kühnen Wahrheitsprediger, erkannte in seinem Kommen ein Gottesurtheil, schritt gegen die Bedrücker ein und sandte ihn nicht ohne Gaben für sein Kloster in dasselbe zurück. Lupicinus that diess als Greis; es wird desshalb diese Thatsache einige Zeit nach dem Jahre 456, dem Jahre der burgundischen Einwanderung, verlegt werden müssen. Hierauf führt auch die gleich darauf folgende Erzählung von einem Streite zwischen den beiden comites Galliens, Agrippinus und Aegidius, in welchem Lupicinus, der gerade gegenwärtige, als »fidejussor« betheiligt wurde. Diesen Streit erwähnt auch Idatius in seinem Chronikon; er fiel ins Jahr 463.

In diesem Leben wird nun im 7. Kapitel erzählt, dass Romanus auf seiner Reise nach Aganuum bei Genf zwei Aussätzige in einer Höhle traf, die sich nicht wenig über den unerwarteten Gast verwunderten. Romanus begrüsst sie in der Weise des h. Martin mit Kuss und Segnung, isst und schläft mit ihnen, und siehe da, die gleiche Wirkung wie bei dem erwähnten Heiligen, die Aussätzigen werden rein. Voll Preis und Dank laufen sie gleich auf Entfernung des Wunderthäters nach Genf und verkünden die Wunderthat dem Bischof, Clerus und Volke (pontifici et clero, popularibus maximisque). Männer werden nach ihm ausgesandt, die ihn auch finden, etwas unterwegs hinhalten und zur Stadt geleiten, wo ihm Bischof und Volk nebst den Gereinigten entgegenkommt, und er im Triumphe eingeholt wird. Es heisst ausdrücklich: »Ducitur ergo, immo rapitur Christi servus, primitus a sancto pontifice, deinde a clero omni et civibus, a popularibus quoque utriusque sexus enormitate permixta.« Wir wollen nicht untersuchen, inwieweit die Wunderheilung Glaubwürdigkeit verdient, ja nicht einmal,

Digitized by Google

ob Romanus wirklich damals in dieser ehrenden Weise eingeholt wurde; so viel bleibt jedenfalls sicher, dass der kurze Zeit darauf lebende Verfasser sich Genf um jene Zeit vollkommen christianisirt und kirchlich organisirt dachte.

Bischöfe Genfs kennen wir aus dieser Zeit nur drei. Der erste ist Maximilian, den unsere Liste desshalb nicht nennt, weil von ihm, wie seiner ganzen Zeit, einer Zeit der Entwicklung und Gestaltung neuer Verhältnisse, eben nichts bekannt ist. Sowie sich diese aber mit der befestigenden Burgunderherrschaft selbst fester abschlossen, tauchen auch gleich Namen auf, welche, wie die burgundische Kirche überhaupt, neuer Glanz umgibt. Es ist diess der des Domitian oder Donatian I. Er genoss grosses Ansehen bei Godegisel, war sein Rath und bewog die Königin oder königliche Prinzessin Sedeleuba, die auch so genannte Schwester der Chrothildis, ganz dem Gegenstande gemäss, welcher vorzüglich die Verehrung der Burgunder auf sich zog, nämlich dem Märtyrer- und zwar speziell dem Thebäerkultus (siehe weiter unten), eine Kirche zu Ehren des heil. Viktor zu errichten. Er soll auf den Fundamenten eines dem Jupiter, Mars und Merkur geweihten Tempels unter Anrufung der drei Märtyrer, des Viktor, Vincentius und Ursus begründet worden sein. Gerade an der Stelle der alten heidnischen Tempel errichtete man gern die christlichen Kirchen. Die Gebeine des heil. Viktor wurden übrigens aus dem diesen Heiligen ursprünglich besitzenden Solothurn hierher gebracht. Die Burgunder hatten östlich ihre Herrschaft bis zur Reuss hin ausgedehnt; Solothurn stand unter Genf. Hierfür haben wir ein sicheres historisches Zeugniss. Als nämlich im Jahr 1534 die Kirche eingerissen wurde, fand man auf einer alten Marmortafel die Inschrift: »Acta hæc sunt regnante Domitiano, episcopo Gene»vensi, quo tempore etiam castrum Solodurense episcopatui »Genevensi subditum erat.« Fragen wir aber, wenn sich die kirchliche Herrschaft Genfs so weit ausdehnen konnte, so war das nur in der Zeit möglich, wo Genf Sitz eines kleineren burgundischen Regenten war. Bei dem grossen Einflusse, den die Bischöfe auf das Volk ausübten, konnte der hier residirende

Digitized by Google

Fürst nicht zugeben, dass Genf von einem fremden Metropoliten abhängig blieb. Genf wurde selbst Metropolitensitz und Solothurn von ihm abhängig gemacht. Es muss das also vor der Alleinherrschaft Gundebalds unter Godegisel geschehen sein. Da nun dieser im Jahr 500 unterlag, auch Sedeleuba auf seinen Tod Genf verliess, welche Fredegarius in seinem chronicon ausdrücklich Erbauerin dieser Kirche nennt (cfr. cap. XXII »ecclesia, quam Sedeleuba regina in suburbano Genavensi construxerat), so muss auch Domitian um diese Zeit gewirkt und Solothurn um sein theuerstes Kleinod gebracht haben. Sehr gern hätte man übrigens auch den von Fredegarius erwähnten silbernen Reliquienkasten (arcam argenteam) aufgefunden; man fand aber nur 1721 einen bleiernen mit einigen Knochen und den Zahlen VIIII, XXX (d. h. 30. November, Todestag des Märtyrers), und 1735 am nämlichen Orte noch einen steinernen Sarg und eine viereckige bleierne Büchse mit calcinirten Knochen und zwei Phiolen, die in einer Beziehung zu den Thebäischen Märtyrern gestanden haben mögen. Domitian trug übrigens auch noch auf eine andere Weise zur Hebung dieses Heiligen- und Märtyrerkultus bei, um den sich das ganze religiöse Leben des vor Kurzem bekehrten, noch halb heidnischen und polytheistisch gesinnten Volkes drehte. Er war in Wallis bei der Versetzung der Gebeine des heil. Innocentius, die bei einer Ueberschwemmung der Rhone zum Vorschein gekommen waren, gegenwärtig und erhöhte so den Glanz der Feierlichkeit, die mit ein Moment in dem sich hier steigernden Märtyrerkultus bildet.

Als Gundebald Herr und Meister des ganzen Landes wurde, löste sich natürlich dieses Metropolitanverhältniss wieder auf; Genf kam wieder unter den alten Metropoliten. Unter Sigmund weiht darum Avitus die neuerbaute, unter Gundebald schon in Arbeit genommene, unter Sigmund vollendete Peterskirche ein, die mit der Stadt zugleich zerstört worden war (516—17). Er bemerkt übrigens ausdrücklich in der damals gehaltenen Homilie nach seiner etwas geschraubten Ausdrucksweise, dass diese Kirche, sowie ihr Patron, nach bestandener grosser Gefahr zu noch höherer Festigkeit und Kräftigkeit gekommen sei. Maximus war

Digitized by Google

damals Bischof zu Genf, wie diess die Acta der Versammlungen zu Agaunum und Epaona und die von einem Zeitgenossen herrührende »historia abbatum Agaunensium« bezeugen. Nach dieser ein heiliger und eifriger Mann, »omni sanctitate et puritate conspicuus cunctæque industriæ strenuitate egregius,« arbeitete er Avitus kräftigst in die Hände. Er war es, der den für den Märtyrerkultus begeisterten Sigmund, in religiöser Hinsicht so recht einen Repräsentanten seines Volkes, veranlasste, der Stätte, welcher die Thebäischen Märtyrer durch ihren Tod Glanz verliehen, einen neuen, volleren zu geben (»ut illi loco, cui splendor vitæ per passionis atrocitatem fuerat acquisitus, nitor habitantium remearet), um unter ihrem Patronate sicher und glücklich zu regieren. Er gewann ihn für einen neuen, prächtigen Aufbau und eine neue Organisation des Klosters Agaunum, des Mittelpunktes dieses Cultus, und für die Abhaltung einer diese Neugestaltung allseitig berathenden Versammlung der Grossen des Reiches. Dieser Maximus war überhaupt ein Mann, der sich der kirchlichen Angelegenheiten mit regem Eifer und organisatorischem Talente annahm. Wir finden ihn auch noch auf dem im gleichen Jahr mit dem Concil zu Epaona in Lyon abgehaltenen Concile (517), das sich mit der Sache eines des »incestus« angeklagten Stephanus beschäftigte und in eine schwierige Stellung dem Könige gegenüber gerieth, der diesem Stephanus besonders wohl wollte. Ein Maximus wird ferner auch auf dem vierten Concil zu Arles 524, dann ferner auf dem zu Orange 529 und dem zu Vaison im gleichen Jahre genannt. Das erste wurde bei Einweihung einer Kirche zu Ehren der heil. Jungfrau mit Erlaubniss Theodorichs unter Cäsarius, Erzbischof daselbst, veranstaltet; es beantwortete bei der sich mehrenden Anzahl der Kirchen die Frage, wer eigentlich der Ordination würdig sei? Es waren hier 5 auch zu Epaona gegenwärtige Bischöfe zugegen, Florentius von Orange, Prætextatus von Apt, Julian von Carpentras, Florentius von Trois-Chateaux (civitatis Tricastinæ episcopus), Philagrius von Cavaillon, von denen wir die letzteren mit Maximus auch in Lyon treffen. Das zweite berühmte zu Orange wurde in Betreff der Gnadenwahl

Digitized by Google

unter dem Patricius Liberius, præfectus prætorio ebenfalls auf Veranlassung einer von ihm erbauten und einzuweihenden Kirche, das dritte endlich unter dem gleichen Liberius und Caesarius im Interesse der Kultusangelegenheiten abgehalten. Es waren diess bestimmte Landesconcile; es sind ostgothische Bischöfe, die sich hier zusammenfinden. Hiernach müsste denn auch Genf frühzeitig unter die ins Burgunderreich eingefallenen und im Alpenland mit Glück vorgedrungenen Ostgothen gekommen sein. So wird es denn auch meist angenommen (cfr. Gautier zu Spons Geschichte Genfs); ich habe dafür kein sicheres Zeugniss in den bewährten Quellen, einem Jornandes oder Marius etc. auffinden können. Etwas zu vorschnell wäre es aber, auf diese Namensunterschrift allein ohne weitere Angabe des Bischofsitzes fest zu bauen. Es könnte ja vielleicht auch ein anderer Maximus gemeint sein. Wirklich finden wir aber einen Maximus, »Aquensis civitatis episcopus,« auf dem vierten Concil zu Orleans 541. An diesen liesse sich nun wohl auch denken; er macht bald einem andern Platz, kann also schon eine Zeitlang den Bischofsitz in dem hier gemeinten Aquæ Sextiæ inne gehabt haben.

Die Liste der Genfer Bischöfe unter der Römer- und Burgunderherrschaft würde hiernach folgende sein:

1) Parakodus und Dionysius, Gründer und Leiter der Gemeinde, Anfang des 3. Jahrhunderts;
2) Diogenus, Mitte desselben;
3) Dominius, Ende desselben bis in den Anfang des 4.;
4) Salvian und Cassian;
5) Eleutherius, Anfang des 4.;
6) Theolastus bis gegen die Mitte desselben;
7) Hormisdas bis auf Julian;
8) Pallascus bis gegen das Ende des Jahrhunderts;
9) Theophilus, Anfang des 5. Jahrhunderts;
10) Isaak.

Lücke bis nach Begründung der Burgunderherrschaft;

11) Maximilian gegen das Ende des Jahrhunderts;

Digitized by Google

12) Domitian I., Ende und Anfang des 6.;
13) Maximus bis zum Sturze der Burgunderherrschaft.

Geschichte der Gründung des Christenthums in Wallis unter der Römer- und Burgunderherrschaft.

Von Genf aus öffneten sich dem Christenthum zwei Wege, der eine südlich abschwenkend nach Wallis, der andere östlich in das Innere der Schweiz führend, dem sich von Genf an, einer schützenden Mauer gleich, weithin ziehenden Juragebirge entlang. Der Lemanersee mit seinen schon in der Römerzeit wohlbepflanzten Ufern und das in ihn ausmündende Rhonethal mit italienischen Lüften hatte die Römer frühzeitig unter Mitwirkung militärischer und merkantilischer Interessen zu dem engen Bergthale und in ihm aufwärts geführt, welches Wallis seinen Namen gegeben. Nachdem die Römer bis zum Rheine vorgedrungen waren, musste man eine nähere Kommunikationslinie, als die durch die Grajischen Alpen zu gewinnen suchen; eine Strasse durch Wallis und über die Penninischen Alpen war somit ein lebendig gefühltes Bedürfniss. Der Handel, der sich von Italien aus einen freilich äusserst beschwerlichen und gefährlichen Weg hierher eröffnet hatte, machte dieses Bedürfniss noch dringlicher. Der »summus Penninus« wurde somit ein für Römische Herrsch- und Gewinnsucht gleich wichtiger Platz. Vorzüglich war es desshalb ein Ort, wo sie ihren Sitz aufzuschlagen hatten. Es war diess derjenige, wo der wilde, das obere Wallis westwärts durchströmende Bergstrom an der entgegenstehenden Bergkette eine undurchdringliche Felsenmauer fand und desshalb nordwestlich sich wendend in ganz gleicher gerader Linie, wie früher westwärts, dem Lemanersee zueilte. Dieser in dem sich so bildenden Winkel wohlgelegene Platz beherrschte ebenso den nächsten Bergpass nach Italien, als die beiden grossen Thalweiten mit ihren Nebenthälern. Schon von Cæsar ward desshalb Sergius Galba mit der 12. Legion und einem Theile der Reiterei hierher gesandt, um festen Fuss zu fassen. Den dort liegenden »vicus« theilte er

Digitized by Google

zwischen die Eingebornen und Seinigen; er konnte sich aber hier noch nicht halten. Die Bergbewohner waren gegen ihn in zu grossem Vortheil; man muss sie noch jetzt im Geiste sich von den Höhen auf ihre Zwingherrn herabstürzen sehen. Trotz eines Sieges der Verzweiflung über die ihn plötzlich einschliessenden Bergvölker verbrannte er die wichtige Lagerstätte und zog sich zu den Allobrogern zurück. Das verbrannte Octodurum (Martigny) erhob sich aber bald wieder aus der Asche und wurde ein von den fein berechnenden Römern hochbegünstigter Platz. Mit dem »jus Latii« beschenkt, heisst er jetzt auch »forum Claudii Vallensium« (zum Unterschiede vom »forum Claudii Centronum«) und ward die erste Stadt der Schweiz im Römischen Sinne. Das Walliserland ward so ein bald romanisirtes; bei dem lebendigen Verkehre von Italien aus über die unter Augustus erbaute Augusta prætoria nach Genf und Gallien hin und von Genf aus nach Wallis hin musste so auch das Christenthum, einmal in der Schweiz angekommen, bald hierher kommen und von der einen, wie andern Seite her neue Lebenskräfte gewinnen.

Wann und woher es zuerst hier eingewandert, lässt sich übrigens historisch nicht sicher bestimmen; haltlose Conjecturen, um die Lücke zu füllen, gibt es auch hier genug. Man findet sie in der »Vallesia christiana« von Sebastian Briguet 1744 weitläufig aufgezeichnet. Er schrieb zu einer Zeit, wo es die historische Kritik noch nicht so genau nahm, und hatte als canonicus zu Sitten nicht gerade Veranlassung, unbefangen zu verfahren. Eigene und fremde beliebige Einfälle, unzuverlässige Zeugen des Mittelalters, minder oder mehr befangene Historiographen der neuern Zeit, bunt durch einander geworfen, sind seine Quellen. Der von Paulus abgesandte Barnabas soll nach einer Mailänder Tradition und der einstimmigen Versicherung eines Baronius und Murer etc., deren gute Katholicität man kennt, das Christenthum Anno 46 nach Mailand und die Umgegend, also auch nach Wallis gebracht haben. Barnabas war aber doch nicht der grosse Apostel selbst. Der mit Recht sogenannte Simeon Metaphrastes lässt ihn aber auch selbst nach Gallien ziehen und das Christenthum daselbst begründen. So lag es nahe, ihn

Digitized by Google

seinen Weg über den grossen Bernhard und durch das Walliser Thal nehmen zu lassen, wiewohl er dann einen andern Weg einzuschlagen hatte. Das nimmt denn auch Briguet an; die beiden gleich befangenen Schriftsteller, der Pater Sigismund in der »vita Sigismundi« und »Guillimannus de rebus Helvetiorum« sind die schlechten Autoritäten, auf die er sich stützt. Sein historisches Gewissen drängt ihn jedoch, sich noch nach einer andern historischen Begründung umzusehen. Er entdeckt sie auch glücklich in dem alten Namen des Hospitales auf dem grossen St. Bernhard, Petersburg; es soll diesen Namen desshalb erhalten haben, weil der Apostelfürst dort auf Zurücklegung des Bergpasses eine Ruhestätte gefunden. Leider lehrt aber die von ihm selbst beigebrachte, aber falsch gedeutete Inschrift:

Ismaelita cohors Rhodani cum sparsa per agros
Igne, fame et ferro sæviret tempore longo,
Vertit in hanc vallem Poeninam messio falcem;
Hug', præsul Genevæ, Christi postductus amore
Struxerat hoc templum Petri sub honore dicatum,

dass wir die Errichtung, nicht Wiedererneuerung dieser Burg auf den Einfall der Saracenen in das Thal unter Hugo II. † 944 anzusetzen haben. Somit würde auch dieser Name eine morsche Stütze sein; allein Briguet hat noch eine andere, den Gebrauch der Bürger von Tarnada, ihre heidnischen Waffen mit der Inschrift: »Christiana sum (sc. burgesia) ab anno 58« zu zieren. Diese hat aber keinen grösseren geschichtlichen Werth, als die Angabe jeder andern Kirche über ihren alten Ursprung; es fragt sich eben, wann diese Inschrift auf jene Waffen gekommen? Umgekehrt beweisen sichere Inschriften aus jener Zeit, dass Tarnada damals noch in tiefer heidnischer Finsterniss lag. Noch nach 222 konnte ein Soldat zu Tarnada dem »genius stationis« ein Denkmal errichten. Auf die bestimmte Zahl 58 ist kein Gewicht zu legen. Die Genesis derselben erklärt sich leicht. In diesem Jahre, gerade 10 Jahre vor seinem Märtyrertod, soll Petrus seine Bekehrungsreise in's Abendland angetreten und den Erdkreis bis nach Britannien durchwandert haben. Es ist hieran nur das wahr, was Guillim. IV, 3 sagt:

Digitized by Google

»Mature per quotidianos Alpium transitus Christum agnovere.« Es war natürlich, dass, als Oberitalien christianisirt worden war, ebenso, wie von Genf, von Italien aus Glaubensprediger hierher kamen.

Halten wir uns an die alten Notizen, so begegnen wir auf diesem Wege zuerst einer alten ehrwürdigen Legende, der ehrwürdigsten, die wir kennen, derjenigen, an welche sich der ganze alte Sagenkreis der Schweiz anknüpft. Sagen sind nun zwar keine Geschichte; allein sie haben eine geschichtliche Bedeutung, wenn sie, bald im Buchstaben fixirt, der wuchernden Bildungskraft der Phantasie entzogen und mit ächt historischem Gehalt minder oder mehr verschlungen der Zukunft überliefert wurden; sie haben eine solche, wenn sie einen Beitrag zur Charakteristik einer bestimmten Zeit geben. In der That gibt nun unsere Legende, abgesehen von ihrem geschichtlichen Inhalte, einen höchst werthvollen Beitrag zu einem Lebensbilde des alten Helvetiens und zur Beleuchtung seiner tiefern geistigen Entwicklung, die auf ihr, wie auf einer selbstgeschaffnen Basis, bis auf die Zeit beruht, wo sich an die Freiheitsapostel und Heroen der Neuzeit ein neues Bewustsein anknüpfte. Fromme Sagen waren ja die Dogmatik und Moral des Mittelalters. Es ist diess die Sage von der Thebäischen Legion, die hier den Märtyrertod erlitten haben und besonders in verschiedene Theile der Schweiz versprengt worden sein soll.

Wir besitzen von der Legende eine doppelte Recension. Die eine hat uns zuerst der Jesuit Franziskus Chifflet, ein sehr fleissiger Alterthumsforscher, in seinen Erläuterungen zu dem Leben des h. Paulinus, Dijon 1662, nach einem alten Martyrologium der jurassischen Abtei S. Claude, früher Abtei de Condat oder S. Oyan (Eugendus), bekannt gemacht. Diese Abtei stand als die nächste mit der zu S. Moritz in innigster Verbindung; der dort gemachte Fund zu einer Zeit, wo man auf den Verlust dieser ältern Akten aufmerksam wurde, hat somit nichts Befremdendes. Der Benediktiner Ruinart hat sie dann in seinen Act. Sinc. Martyr. Ver. 1731 nach mehreren Manuscripten der Abteien S. Germain-de-Prés, Fleuri, S. Benoit sur Loire,

Digitized by Google

S. Maur de Fossés und der königlichen Bibliothek zu Paris abdrucken lassen.

Als Verfasser dieser Acta bezeichnet sich Eucherius. Er gibt sich zugleich in dem Prologe unverkennbar als den bekannten Bischof von Lyon zu erkennen; der genaue Tillemont hätte aber doch gar zu gern eine direkte Angabe gehabt, dass gerade dieser Bischof von Lyon sie verfasst habe. Auch diese sollte nicht fehlen; in einem Manuscripte der königlichen Bibliothek no. 5293 standen die Worte: »Incipit prologus B. Eucherii Lugdunensis episcopi in passione SS. Martyrum Thebæorum.« Nach diesem Prologe schrieb er die Acta in einer ganz seiner Zeit entsprechenden religiösen Fürsorge für die treue Fortpflanzung des ruhmvollen Martyriums. Durch sorgfältige Nachfrage bei tauglichen Zeugen hatte er sich in den Besitz des nöthigen Wissens versetzt. Er, der früher in einer glänzenden Stellung zu Lyon sich noch bei voller Körper- und Geisteskraft 409 mit Frau und zwei noch nicht erwachsenen Söhnen in das berühmte Inselkloster Lerinum und dann noch weiter auf die noch einsamere Nachbarinsel Lero zurückgezogen hatte, dann aber wegen seiner angestaunten Frömmigkeit und für jene Zeit hohen Wissenschaft zur Annahme der Bischofswürde von Lyon gedrängt worden war, musste sich durch seinen religiösen Eifer jetzt bald veranlasst fühlen, zu dem damals schon so berühmt gewordenen Wallfahrtsorte, dem heiligsten Boden seiner Diöcese, zu wandern. Er beschreibt ihn offenbar nach eigener Anschauung in seiner Erzählung. Gerade auf dieser Reise gelang es ihm aber, eine treue Relation über die jetzt seine ganze Seele füllende Thatsache zu gewinnen.

Diesen Gewinn theilte er nun sogleich dem Bischofe von Wallis, Salvius oder Silvius, der ein gleich lebendiges Interesse an der Thatsache nehmen musste, mit. Dieser hatte ihm früher Schriften von sich zur Prüfung und Billigung vorgelegt, wie wir aus einem noch vorhandenen Fragmente einer Schrift desselben vom Jahr 448 (Posthumiano et Zenone, viris clarissimis coss. adnotavi) sehen; ebenso sandte ihm, der in dieser Angelegenheit als Diöcesanbischof ein Wort mitzusprechen hatte, Eucherius

Digitized by Google

die von ihm aufgesetzte Märtyrergeschichte zu, um, im Fall sie seinen Beifall erhielte, den hochverehrten Heiligen auch eine Liebesgabe, besser als das schon damals reichlich hierher gebrachte Gold und Silber, darzubringen. Er verdankte seine Notizen übrigens nach der ausdrücklichen Angabe Isaak, Bischof von Genf, oder besser denen, die sie von ihm gehört hatten und dann noch weiter zurück dem Bischof Theodor, einem Mann einer noch früheren Zeit (viro anterioris temporis), von dem sie nach seinem Dafürhalten (credo) Isaak erhalten hatte. Wir finden hiernach allerdings solche Quellen genannt, auf die hin Eucherius mit Recht selbst dem jetzt fungirenden Diöcesanbischofe seine Liebesgabe einhändigen konnte, nämlich einen Bischof des benachbarten Genfs und noch weiter zurück einen von Wallis, die, wenn irgend Jemand, etwas Näheres und Sicheres über die Thatsache wissen mussten.

Von Isaak wissen wir ausser dem schon oben Bemerkten Nichts; seine Wirksamkeit fällt in die Zeit des aufblühenden Heiligenkultus nach 400. Der in der Dedikation an Silvius genannte »Beatissimus episcopus Theodorus« ist der auf dem Concil zu Aquileja (381) und noch später auf einem zu Mailand (390) gegenwärtige. Er entdeckte nach der Erzählung des Eucherius die Körper der Agaunensischen Märtyrer, errichtete zu ihrer Ehre eine Kirche, nahm also das lebendigste Interesse an der Angelegenheit und lebte noch gegen das Ende des gleichen Jahrhunderts, in welches wir die Thatsache zu versetzen haben. Sicher wusste es nun freilich Eucherius nicht, ob Isaak seine Erzählung aus dieser guten Quelle erhalten hatte; sein »credo« führt nur auf eine muthmassliche, auf irgend einen geschichtlichen Vorgang oder irgend eine traditionelle Bestimmung sich stützende Annahme. Ein altes »officium ecclesiasticum« zu Sitten, welches eine kurze Lebensbeschreibung dieses Theodorus gibt, meldet nun allerdings unter Anderm, dass derselbe dem Genfer Bischof Isaak diese Märtyrergeschichte zugesendet habe, damit er sie den andern Gallischen Bischöfen mittheile (Briguet Vallesia Christiana, p. 48); es muss aber dahin gestellt bleiben, ob nicht diese Notiz erst auf Eucherius Angabe hin in

Digitized by Google

das »officium« gewandert ist. Um so sicherer können wir uns aber an Isaak halten, an einen noch ziemlich nahen Zeugen, der, da ihn Eucherius nicht mehr persönlich berathen konnte, etwa in der Zeit von 400—430, wo auch das von Italien getrennte Wallis in eine nähere Beziehung zu Genf und Lyon trat, gewirkt haben muss. Eucherius selbst († 450) schrieb nämlich seine Legende um die Jahre 430—40 nieder. Hilarius, Bischof v. Arles, bezeichnet ihn gleich auf den Eintritt in diese seine Würde 429 mit dem damals üblichen Bischofstitel »papa beatissimus«; späterhin 441 finden wir seine Unterschrift unter den Acten der ersten Synode zu Orange mit dem ganz der Zuschrift an Sylvius entsprechenden bescheidenen Zusatze: »Eucherius episcopus sacerdotum comprovincialium exspectaturus assensum.« Sicher hatte er aber schon vor dieser Synode seine Wallfahrt nach Agaunum angetreten und die nöthigen Notizen über die heiligen Märtyrer gesammelt. Die Quintessenz derselben ist die. Auf eine geschichtliche Bemerkung über die Christenverfolgung unter Maximian fährt Eucherius fort: »Erat eodem tempore in exercitu legio militum, qui Thebæi appellabantur; legio autem vocabatur, quæ tunc mille ac sexcentos viros in armis habebat. Hi in auxilium Maximiano ab Orientis partibus acciti venerant. Cum hi, sicut cæteri militum, ad pertrahendam Christianorum multitudinem destinarentur, soli crudelitatis ministerium detrectare ausi sunt atque hujusmodi præceptis se obtemperaturos negant. Maximianus non longe aberat; nam se circa Octodurum itinere fessus tenebat. Cognito Thebæorum responso, præcipiti ira fervidus ob neglecta imperia decimum quemque ex eadem legione gladio feriri jubet, redintegratisque mandatis edicit, ut reliqui in persecutionem Christianorum cogantur.« Es erfolgt darauf dieselbe Weigerung, also auch dieselbe Strafe, und endlich, da auch diese nichts verfängt, die Niedermetzelung der ganzen Legion durch die übrige Armee.

Die zweite gewöhnlich zu liturgischen Zwecken benutzte Recension hat der Karthäuser Surius in seine Lebensbeschreibungen der Heiligen zum 22. Septbr. aufgenommen (1569). Sie findet sich in den Martyrologieen seit dem 8. Jahrhunderte. Aus

Digitized by Google

ihnen hat sie auch schon der seine Sammlung urkundlicher Heiligenleben ohne alle Umstellungen veranstaltende Mombritius 1474 aufgenommen. Surius schrieb sie, nur sie kennend, in einem nahe liegenden Irrthume ebenfalls dem Eucherius zu. Der Brief des Eucherius an Sylvius war nämlich auch dieser Recension, eigentlich nur einer Ueberarbeitung der erstern, vorausgestellt worden. Schon Baronius, der sie in seine Annalen aufnahm, stiess sich aber an den erwähnten, 80 Jahre nach Eucherius lebenden Burgunderkönig Sigmund; die Annahme einer Interpolation half ihm aus der Verlegenheit. Bei einer immer umsichtigeren Kritik wurden aber der Anstösse immer mehrere. Denn es ist nicht nur von der durch diesen König angeordneten fortdauernden Psalmodie als einer schon hinter dem Verfasser liegenden Thatsache, es ist auch von der Translokation der Reliquien des heil. Innocentius, der zu dieser Feierlichkeit die Bischöfe Domitian von Genf und Grat von Aosta einlud, und von der Erweiterung des Klosters zu Agaunum unter dem zu des Verfassers Zeit fungirenden Abt Ambrosius die Rede (nunc jubente præclaro meritis Ambrosio, loci illius abbate). Der Verfasser scheidet sich also bestimmt von dem Bischof Eucherius und mag eben bei der Gelegenheit im Jahre 523 die alte, für die stärkere Reize bedürfende neue Zeit ungeniessbar gewordene Legende mundrechter gemacht haben. Er war selbst Mönch des Klosters, dessen Umgebung und neue Gestalt er genau kennt, vermuthlich der gleiche, der, früher Mönch zu Condat, die schon erwähnten Lebensgeschichten der Begründer dieses Klosters niederschrieb. Der Styl ist der nämliche schwülstige und geschraubte, wo sich der Verfasser nicht an die Worte des Eucherius anschliesst; auch die Bemerkung, dass Acaunus in gallischer Sprache einen Fels bedeute (saxum), findet sich hier und dort. Der Kern der Erzählung bleibt übrigens ganz der nämliche; nur wird derselben eine historische Einleitung vorausgeschickt, welche einestheils hervorhebt, dass Herkules Maximianus mit Rücksicht auf den Aufstand der Bagauden in Gallien zum Cäsar erwählt wurde, anderntheils das Martyrium der Legion mit dem Zuge gegen sie in Verbindung setzt.

Digitized by Google

Wollen wir noch näheren Aufschluss über diesen Anonymus, so möchte sich dieser aus einer alten Handschrift zu Basel entlehnen lassen, welche neben der kurz berührten Legende von der Thebäischen Legion besonders die vom heil. Felix und der Regula enthält. Hier heist es: »hæc passio antiquaria manu scripta sancto Florentino monacho fuerat revelata.« Diese Bemerkung spricht also erstens von einer alterthümlichen Hand, welche diese Leidensgeschichte niedergeschrieben habe, dann aber noch zweitens von dem ersten Zeugen und Berichterstatter, dem sie geoffenbart worden sein soll. Dieser Florentinus schien ein Mann sein zu müssen, der in der Nähe des geweihten Ortes lebte und besondres Interesse an der Thatsache nahm. Man dachte desshalb an den weiter unten zu nennenden Florentinus, Bischof von Sitten, der zugleich mit seinem Diakonus Hilarius beim Einfalle der Vandalen den Märtyrertod erlitten haben soll (407). Wir würden so neben dem von Eucherius genannten Theodorus noch einen zweiten gewichtigen Zeugen aus der Kirche von Wallis für die Thatsache erhalten. Es würde dann aber schon auffallen, dass dieser Florentinus, wenn er auch früher vor seinem Bischofsamte Mönch war, nicht mit seinem gerade hier wichtigen Bischofsnamen eingeführt wird. Beherzigen wir zugleich, dass die Erzählung sich durchweg als eine mit einigen historischen und theologisch-rhetorisirenden Zusätzen ausgestattete Umarbeitung der zweiten oben besprochenen Recension unserer Legende charakterisirt, so wird diese Bemerkung sicherer auf den ungenannten Mönch von Agaunum bezogen werden. Hierzu kommt noch, um keinen Zweifel zurückzulassen, dass in einer noch ältern, zu Zürich aufgefundenen Recension der gleichen Legende dieser Bearbeiter nicht Florentinus, sondern Florentius heisst und ausdrücklich bemerkt wird, dass ihm »in sancto agone ipso«, auf der heiligen Wahlstätte selbst, diese Offenbarung zu Theil geworden. Ganz gleich, wie die des Anonymus, lautet zwar diese spätere Erzählung nicht, aber die schon interpolirte ward aufs Neue interpolirt, um sie den Lesern späterer Zeit schmackhaft zu machen. Die Bearbeitung im Basler Codex

Digitized by Google

erklärt selbst sehr naiv, dass das von Florentius Erzählte »paullo lepidiús« erzählt worden sei.

Dieses die somit sehr alten Ausprägungen der Legende, die nicht ohne ein kritisches Bewusstsein abgefasst wurden; an alten Zeugen für die Thatsache fehlt es übrigens auch nicht. Der älteste und wichtigste Zeuge ist der h. Ambrosius, † 397, den wir als den Metropoliten kennen lernen werden, unter dem auch der Walliser Bischof stand. In einer Rede zu Ehren des h. Nazarius, eines Soldaten, sagt er, dass jede Stadt sich rühme, wenn sie einen Märtyrer den ihrigen nenne; Mailand dürfe sich desshalb vielmehr mit Recht rühmen, dass es eine ganze Armee himmlischer Soldaten die seinige nenne. Es liegt nun sehr nahe, diese Worte auf die Thebäische Legion zu beziehen. So haben es denn nun auch die alten Kirchenschriftsteller gethan. Eucherius nimmt gleich von vorn herein in seiner »passio« den hierher passenden Satz des Ambrosius auf: »si pro martyribus singulis loca singula, quæ eos possident, vel singulæ urbes insignes habentur, quanta excolendus est reverentia sacer ille Acaunensium locus etc.,« und nennt die »legio« eine »angelica«, die jetzt mit den Engellegionen Gott preise. Der schon erwähnte Avitus spricht in seiner bei der Einweihung des Klosters gehaltenen Homilie von der »felix exercitus«, die zu Agaunum das Martyrium bestanden; sie erkennen somit die Beziehung der Stelle des Ambrosius auf unsere Märtyrer an. Es ist daher auch nicht unglaublich, wenn der sonst nicht sehr glaubhafte Erzbischof von Genua, Jacobus de Voragine, in seiner »legenda aurea« ihm eine Rede zu Ehren des h. Moritz ertheilt und daraus folgende Stelle mittheilt: »Caterva fidelium, divino lustrata numine, ab externis terræ finibus veniens, tibi domine fideliter supplicavit et tam corporeis bellatorum legio mucronibus circumsepta, quamque spiritualibus etiam armis vallata, ad martyrium vigili constantia properavit. Quos pestifer tyrannus, ut eos metu perterreret, ad internecionem supplicii gladio decimavit atque postmodum constanter eos perdurantes in fide universos pariter capite plecti præcepit. Sed hi tanto caritatis ardore fervebant, ut ejectis armis flexo poplite passim geniculantes (gratulantes) spiculatorum tela hilari

Digitized by Google

corde susciperent. Inter quos beatus Mauritius, tuæ fidei amore succensus, decertando martyrii est coronam adeptus.« In Ambrosius Werken findet sich die Stelle nicht, allein seine meisten Reden sind verloren gegangen. Als blosser Referent verdient aber Jacobus de Voragine wohl Glauben; wenigstens ist die Idee einer mit geistigen Waffen ausgerüsteten Armee eine ambrosianische.

Ein zweites Zeugniss findet sich in dem schon oben erwähnten Leben des h. Romanus von dem Mönch seines Klosters, der nebenbei, wo er auf seine Wunder und die Heilung eines Paralytischen in Gegenwart seines treuen Begleiters Palladius zu sprechen kömmt, auch noch eines andern in seiner Gegenwart vollbrachten auf einer Reise nach Agaunum gedenkt: »Basilicam Sanctorum, immo, ut ita dicam, castra martyrum in Agaunensium locum, sicut passionis ipsorum relatio digesta testatur, quæ sex millia sexcentos non dicam ambire corpore in fabricis, sed nec ipso, ut reor, campo illic potuit consepire, fidei ardore succensus deliberavit expetere. Cumque digressus Genavam etc. Romanus starb gegen 460; Eugendus, dem unser Verfasser nacherzählt, folgte ihm bald als Abt. Das Zeugniss läuft also in eine frühe Zeit zurück; wir haben übrigens hier nicht nur ein Zeugniss mit einer bestimmten Zahl, sondern auch eine Berufung auf die schon vorhandene Passionsgeschichte vor uns. Hiermit ist noch die »præfatio« des Verfassers zu vergleichen, in welcher er von einem der Mönche, denen er seine Schrift weiht, rühmt, dass er sich dem Dienste des h. Moritz, »legionis Thebæorum martyrum caput,« treu geweiht habe.

Ein drittes Zeugniss ist das des genannten Avitus, von dessen bei der Einweihung des Klosters gehaltener Homilie noch ein Bruchstück vorhanden ist, das so recht den damaligen Zeitgeschmack, den schwülstig und geschraubt gewordenen rhetorischen Ausdruck charakterisirt. »Præconium felicis exercitus, in cujus congregatione beatissima nemo periit, dum nullus evasit, cum injustam sanctorum martyrum mortem quasi sortis justitia judicaret, qua bis super aciem dispersa mansuetam centuplex decimatis fructus accresceret et odio in prosperum suffragante

Digitized by Google

eatenus eligerentur singuli, donec simul eligerentur electi; ex consuetudinis debito series lectæ passionis explicuit.« Der Verfasser spricht hiernach die Idee aus, dass die untergegangene doch nicht untergegangen sei, und das Loos eigentlich die beseligte, die es ungerecht zum Tode verdammte; er kennt den Hergang der Sache sehr genau und beruft sich ebenfalls auf Acta, die nach altem Herkommen abgelesen wurden. Da von einer doppelten Decimirung, endlicher Tödtung und Beseitigung Aller die Rede ist, müssen sie ihrem wesentlichen Inhalte nach mit den Acten des Eucherius übereinstimmend gewesen sein.

Ein viertes Zeugniss bietet die Lebensbeschreibung des h. Viktor von Marseille, die nach der einfach würdevollen, beredten und gebildeten, der des Eucherius sehr verwandten Darstellung ohngefähr in gleiche Zeit gehört. Hier heisst es: »Maximianus enim cum pro sanctorum sanguine, quem per totum orbem crudelius aliis maximeque per totas Gallias recentius fuderat, præcipueque pro famosissima illa Thebæorum apud Agaunum cæde, nostrorum plurimis nimium terribilis Massiliam advenisset, ut secundum scripturam impius adhuc impie ageret etc.«

Dieses wären die ältesten schriftlichen Zeugen; neben ihnen haben wir auch noch andere nicht sprechende. Unter diesen stummen Zeugen ist der älteste die diesen Märtyrern zu Ehren errichtete Kirche zu Agaunum. Ihr Bau fällt unter den schon oben genannten Theodorus. Dieser Bau, ein älterer Zeuge als die Passionsgeschichte des Eucherius, der sie nur mittelbar von Theodorus entlehnte, steht zwar nicht mehr vor uns; es sprechen aber für seine frühe Existenz sichere geschichtliche data. Hierher zogen frühzeitig bedeutende Kirchenlehrer; er wurde einer der berühmtesten Wallfahrtsorte. Prolog und Schluss der Acta des Eucherius bezeugen diess. Der h. Romanus ging in tiefer Sehnsucht mit seinem Palladius hierher, um den klassischen Boden selbst zu betreten; eben so soll der Bischof Polycarpus von Sens um diese Zeit hierher gewandert und auch hier gestorben sein (vita Maturini in den Actis SS. zum 11. Febr.). Von hieraus wurden eben desshalb in urgrauer Zeit die köstlichsten Kleinodien weithin in das Abendland fortgetragen. Es

Digitized by Google

nahm schon gegen das Ende des 4. Jahrhunderts der mailändische Priester Cario zwei Phiolen des geheiligten Blutes von hier für den heil. Victricius, Bischof von Rouen, und den heil. Martin von Tours mit. Ambrosius hatte auf seiner Reise zum Maximus in Trier (387) ihre Bekanntschaft gemacht und sandte ihnen durch den Genannten die herrlichste Gabe, Reliquien von den entdeckten Leibern des h. Protasius und Gervasius, die ihm in seinem Kampfe gegen den Arianismus nicht unwesentliche Dienste geleistet hatten. Eustachius von Augusta Salassiorum und Theodorus von Octodurum fügten unterwegs der frommen Gabe ähnliche bei. Victricius dankt dem letztern in einer noch vorhandenen, durch den Abt Le Boeuf nach einer St. Gallischen Handschrift des 7. Jahrhunderts abgedruckten Schrift »de laudibus sanctorum (390); die dem heil. Martin von Tours übersandten Reliquien, die derselbe nach einem alten Martyrologium der Stadt in der dortigen Kathedralkirche aufbewahrt haben soll, fand in der That Gregor von Tours in einem silbernen Reliquienkasten wieder (inveni capsulam argenteam, in qua non modo beatæ legionis testium, verum etiam multorum sanctorum reliquiæ tenebantur X, 31). Die Thatsache ist somit constatirt; sie läuft ganz mit dem oben mitgetheilten Zeugnisse des Ambrosius parallel, der hiernach von diesen Märtyrern Kunde haben musste.

Der h. Martin, selbst ein Rittersmann oder Streiter zu Gottes Ehre aus einem Kriegsmanne geworden, war übrigens so ganz eine Persönlichkeit, bei welcher der Kultus dieser Märtyrer Anklang finden musste. Er, der stets an seinem Halse eine mit ihrem Blute gefüllte Phiole trug, weihte dem h. Mauritius eben so seine Kirche als nach dem genannten Martyrologium auch die in Angers. Ihm folgte bald darauf der früherhin ebenfalls etwas weltlich gesinnte, dann aber gänzlich umgewandelte Bischof von Auxerre, Germanus. Um 420 erhob sich durch ihn eine herrlich dotirte Kirche zu Ehren der Thebäer. Die Dotationsurkunde scheinen die zwei Benediktiner Rainegala und Alagus, welche eine Geschichte dieser Kirche im 9. Jahrhunderte verfassten, noch vor sich gehabt zu haben. Diesen zunächst auf

Digitized by Google

die zu Agaunum entstandenen Kirchen folgten bald andere an den verschiedensten Orten; wir brauchen sie nicht in ermüdender Langweiligkeit aufzuzählen. Auch nach diesen Zeugen war also dieser Märtyrerkultus schon um das Jahr 400 im vollen Schwunge.

Ein noch hierher gehöriger, sehr interessanter, vielleicht der älteste Zeuge, den wir besitzen, ist ein Kunstdenkmal anderer Art, ein 1721 in dem Bette der Arve bei Genf aufgefundener, jetzt in dem dortigen Museum aufbewahrter silberner Schild. In der Mitte steht eine Person, umstrahlt vom Heiligenscheine, in den das Chrisma verwebt ist; in der Rechten trägt sie eine Siegeskugel, in der Linken das Labarum; zur Seite richten 6 vollkommen Bewaffnete ihren Blick auf die Hauptfigur; im Vordergrunde liegen am Boden Schilde, Helme und Degen. Die Unterschrift lautet: Largitas D. N. Valentiniani Augusti. Die Hauptfigur kann nun wegen des Heiligenscheines und des in ihn verwebten Monogrammes nicht der Kaiser Valentinian, sondern nur Christus sein, der den 6 Bewaffneten die höhere Siegesfahne vorträgt und sie den auf der Erde liegenden Waffen gemäss von dem irdischen gewaltsam abgebrochenen Kriegsdienste zu einem höhern abruft. Fragen wir nun, wer diese 6 Krieger sein dürften, so wohl keine andern, als die in den ältesten Acten genannten Thebäer, Mauritius, Candidus, Exuperius, Ursus und die beiden Viktore. Das Denkmal könnte übrigens der Freigebigkeit Valentinians I. (364—375), was bei der fehlenden Zahl am nächsten liegt, oder auch der Valentinians II. (375—392) seinen Ursprung verdanken. Valentinian I. brachte den ihn um Hülfe gegen die Allemannen anflehenden Galliern dieselbe, zog selbst hierher, hob die taugliche Mannschaft aus, errichtete Festungen und Schanzen und begünstigte den zur alten Tapferkeit angeflammten Soldatenstand, aber wohlgemerkt den christlichen. Er konnte sich ja nicht enthalten, den heidnischen Priester mit der Faust zu schlagen, der ihn unter Julian mit dem Weihwasser besprengte. Valentinian II. hielt sich auch in Gallien und zwar in Vienne auf; er war ebenfalls religiös eifrig; auch er könnte somit bei der gerade damals wachsenden Verehrung dieser Märtyrer und den zu ihrer Ehre entstehenden

Digitized by Google

Kirchen dieses Kunstwerk zu einem Weih- oder auch zu einem Dankgeschenke bestimmt haben.

Das Mittelalter, das sonst auf diesem Gebiete gern arbeitete, hatte bei unserer schon ziemlich vollständig ausgeprägten Legende wenig mehr zu thun; es hatte nur das Gegebene auf Treue und Glauben anzunehmen und weiter fortzupflanzen. Das ist denn nun auch geschehen. Wir finden unsere Märtyrer schon in den ältesten Märtyrologieen, in den Quellen der andern und dann auch in den aus ihnen abgeleiteten erwähnt. Das »Romanum parvum« sagt am einfachsten zum 22. Septbr.: (»Natalis) Mauritii cum sociis, qui Thebæi fuisse referuntur, sub Maximiano passi;« das hieronymianische nennt schon diese socii: »In Gallia, civitate Sedunis, natalis sanctorum Mauricii, Exuperii, Candidi, Victoris, Innocentii, Vitalis cum sociis suis sexies mille et octoginta quinque.« Man glaubte so die Legionszahl nach gewöhnlicher historischer Angabe bestimmen zu sollen. Der unverfälschte Beda, die dritte Hauptquelle der spätern Martyrologieen hat im Anschluss an Eucherius »natalis Mauritii Exuperii, Candidi,« vielleicht auch noch »Victoris cum sociis« gelesen; so wenigstens der ihm meist folgende Rabanus Maurus. Der Interpolator des Beda, der ihn bereichernde Florus, ging einen Schritt weiter, als seine Vorgänger; er machte die Zahl runder und verwandelte selbst die 6600 in 6666.

Von Ado an († 875) beginnen die ausführlichen Darstellungen. Er hatte als Bischof von Vienne Gelegenheit, die Acta des Eucherius und auch die des Anonymus (Florentius) zu benutzen und nahm als Bischof von Vienne zu grosses Interesse an dieser Legende, um sie nicht in ausführlicher Weise mitzutheilen. Im richtigen Takte folgt er grösstentheils Eucherius; vorzüglich schrieb er die von ihm mitgetheilten Reden fast wörtlich ab. Das Ganze schliesst er mit der Notiz: »Sed et post longum temporis tractum beati Innocentii martyris membra Rhodanus revelavit, quæ non ideo a sinu terræ protulit, ut in gurgitis sui procellam demergeret, sed ut ceteris martyribus sepultura venerabiliter sociaretur.« Der Verfasser nimmt somit auch auf eine Thatsache Rücksicht, die Eucherius nicht kennt, wohl

Digitized by Google

aber der anonyme Verfasser der zweiten Legende. Er kannte also auch diese; Usuard, Mönch und Priester zu S. Germain, der im Auftrage von Karl dem Kahlen sein Martyrologium aus den schon vorhandenen, vorzüglich aus Ado zusammentrug, entlehnte bei der ihm eigenen gedrängten Kürze nur die Anfangsworte aus seiner Quelle; dagegen schreiben die späteren Martyrologen bald die eine, bald die andere Darstellung aus, wie Jacobus de Voragine, † 1298, der vorzüglich Ado benutzte, der schon genannte Boninus Mombritius, der sich an die Acta des ungenannten Mönches hielt (in seinem legendarium 1474) etc.

Ebenso gedenken auch die Profanscribenten dieser Zeit unserer Heiligen. Sie thun es vorzüglich an der Stelle, wo das Kloster als Zufluchtsort des Königs Sigmund in der Profangeschichte zur Sprache kommen musste; Gregor von Tours erzählt III, 5, dass Sigmund sich »ad sanctos Agaunenses« begeben, um dort in Weinen und Fasten mehrere Tage zuzubringen, nachdem er schon im gleichen Kapitel des prächtigen Klosterbaues durch ihn gedacht; Fredegarius cap. XXXIV rühmt den wunderbaren Klosterbau (monasterium sanctorum Agaunensium miri operis); die »gesta regum Francorum« bezeichnen die Heiligen des Klosters als den heil. Mauritius mit seinen 6600 Genossen (s. Mauritium cum sociis suis 6600 cap. XX), und Aimoin spricht noch von der reichen Dotation zu ihrer Verherrlichung und dem ihnen geweihten besondern Kultus (lib. II, c. 4). Auch sie halten sich somit an das Gangbare.

In der Zeit unmittelbar auf die Reformation blieb man von vorn herein ganz beim Alten und frischte die alte Legende nur immer wieder mit neuen Farben in Prosa und Poesie auf; allmälig fing man aber an, das zu Abentheuerliche in den Legenden immer mehr auszusondern und auf die zuverlässigen Urkunden und wahren Geschichten der Heiligen immer entschiedener hinzuweisen. Schon der selbstständige, wieder Katholik gewordene Wicelius trat wie gegen Luther, so auch gegen das Fabelwerk der Kirche, gegen einen Jacobus de Voragine in seinem hagiologium und gegen alle Geistlichen auf, die solches auf der Kanzel auskramten, † 1573. Er drang aber

Digitized by Google

noch nicht gleich durch; ausser dem besonnenern Surius, der sich, abgesehen von einigen Wortumstellungen, ganz an die Acta des Anonymus hielt, arbeiteten im frühern Geschmacke der berühmte Jesuit Petrus Canisius in aller Breite und Weite (wahrhaft christliche Historie von S. Moritzen etc., Freiburg 1594) und der Dominikaner Guilelmus Baldesanus (historia S. Mauritii, archeducis Thebææ legionis, die 1596 ins Spanische, 1604 wegen seines Aufenthaltes in Turin auch ins Italienische übersetzt worden) etc. fort. Es mussten noch die protestantischen Schriftsteller zu der gefährlichsten Waffe gegen die katholische Kirche, zu der Geschichte, greifen, und wie gegen die Märtyrer- und Heiligenverehrung, den Wunderglauben überhaupt, so auch gegen unsere Legende im Besondern zu Felde ziehen. Die Magdeburger Centurienschreiber gingen schon so weit, dass sie den Schutzpatron ihrer Stadt, den heil. Mauritius, zum furchtbaren Aergerniss der Katholiken einen Götzen und Abgott nennen konnten. Zuerst war es aber Jean Armand Dubourdieu, französisch-reformirter Prediger zu London, der den Angriff mit Scharfsinn und Geschichtskenntniss in einer eigenen Schrift unternahm und im Bewusstsein der mit starker Hand geführten Schläge sich rühmen konnte, die katholische Kirche zu ihrem Heil um 6666 Märtyrer ärmer gemacht zu haben. Er befand sich im Gefolge des durch Turin reisenden Mylords v. Schomberg (1691), als man hier öffentliche Processionen und Danksagungen für einen Sieg über die Franzosen in der den Thebäern geweihten Stadtkirche hielt, die aufs Kostbarste gefassten Heiligthümer derselben zu öffentlicher Verehrung ausstellte und sie als die Erlöser aus der tiefen Noth pries. Es dünkte ihm ein wahrer Greuel, dass man die Gott allein gebührende Anbetung verfaulten Soldatenkörpern darbringe und fasste desshalb den ernsten Vorsatz, dieser Abgötterei den Todesstreich zu versetzen. Er schrieb auch sogleich auf seine Zurückkunft nach England seine Dissertation über das Märtyrerthum der thebäischen Legion, die er anfänglich in englischer Sprache (1696), dann aber zur grössern Verbreitung auf Antrieb des ihm natürlich beipflichtenden Sceptikers Bayle auch in lateinischer und

Digitized by Google

französischer Sprache (1705) herausgab. Er weist zuerst nach, dass die von Surius mitgetheilte Legende Eucherius nicht zum Verfasser haben könne, was übrigens auch schon vor ihm der Römischen Kirche klar geworden, greift dann auch die von Chifflet bekannt gemachte nach ihrem Inhalte, nach ihren sachlichen und persönlichen Notizen, ihrem dem Eucherius nicht würdigen Style an und sucht endlich vermittelst einer historischen Gesammtanschauung die unter die bezeichneten Orts- und Zeitverhältnisse sich nicht fügende, nirgends anderswo erzählte, an sich widersinnige grossartige Schlachterei einer ganzen christlichen Legion ins Reich der Fabel zu verweisen. Diese mit Keckheit und grosser Zuversichtlichkeit auftretende Kritik fand unter den protestantischen Theologen ungetheilten Beifall; man hielt die Sache für abgemacht. Die katholische Kirche, etwas betroffen, suchte vorläufig den schweren Schlag etwas zu entkräften; der Pater Sollier, der die Riesenarbeit des Bollandus fortsetzte, versprach unter dem 22. Septbr., dem Tage des heil. Moritz, den Sophismen des kühnen Kritikers allseitig zu begegnen. Ein baldiger Tod hinderte ihn, sein Wort zu lösen. Unter der Zeit hatten die dazumal nicht sehr wissenschaftlichen Mönche der Abtei S. Moriz in aller Ruhe und Unbefangenheit, ohne nur von dem Angriffe etwas zu hören, ihren Kultus fortgesetzt; um's Jahr 1730 erstlich vernahmen sie die Hiobspost. Sie fühlten nun wohl, dass vor Allem ihnen die Vertheidigung ihrer Heiligen vorliege; allein es fehlte dazu die Kraft. So ersuchten sie den Benediktinerabt von St. Leopold zu Nancy, de l'Isle, früher Leiter des Novizenunterrichtes in S. Moriz, die Arbeit zu übernehmen. Bei dem persönlichen Interesse an der Sache kam er gern dem Gesuche nach und arbeitete den Bollandisten vor, die noch einen langen Weg bis zum .22. Septbr. zurückzulegen hatten. Die Mönche thaten von ihrer Seite, was sie konnten; der um das Kloster wohlverdiente Abt Claret gab ihm manchen guten Beitrag und hat sich auch offen gegen ein Mährchen und über einige historische Fehlgriffe in Hallers Schweizerbibliothek ausgesprochen, die sich gegen sein Wissen und Wollen in die Schrift eingeschlichen hatten. Der Titel des

Digitized by Google

Buches: Joseph de l'Isle défense de la verité du Martyre de la legion Thebéenne autrement de S. Maurice et de ses compagnons, pour servir de réponse à la dissertation critique du Ministre Dubourdieu 1737« charakterisirt dasselbe vollkommen; es ist rein negativ ausgefallen und widerlegt eigentlich Dubourdieu nur von Punkt zu Punkt. Vorzüglich gelang es ihm dabei, das hohe Alter der Legende durch Verweisung auf mehrere von Dubourdieu unberücksichtigt gelassene alte Zeugnisse, z. B. die Acta des heil. Victor von Marseille und des heil. Romanus sicher zu stellen. Dagegen hat er es noch nicht versucht, die Erzählung durch eine umfassende historische Anschauung in den Rahmen der Zeitgeschichte einzuspannen.

Die Forschung warf sich desshalb von nun an vorzüglich auf diesen noch nicht gehörig beleuchteten, für eine historische Kritik wichtigsten Gegenstand. Es leiteten dieselben die drei Briefe »sur le Martyre de la legion Thebéenne« im Journal helvetique 1746 ein, wohl von dem Genfer Bibliothekar Baulacre, der sich auch schon früher in einem Briefe über den Gegenstand ausgesprochen und die ganze Geschichte für eine reine Fabel erklärt hatte. Er gibt in denselben eine Geschichte der Thebäischen Legion und die Resultate der Forschung über sie und gelangt durch diese zu dem Resultate, dass die Thatsache in eine andere Zeit und an einen andern Ort, nämlich aus Wallis nach Phönizien oder Syrien, wo wir einer in den Namen und der Sache ähnlichen Begebenheit begegnen, versetzt werden müsse. Weiter ging der berühmte de Bochat in seinen »memoires critiques« zur Aufhellung der ältesten Schweizergeschichte 1747, der das Gewicht der äussern Gründe für die Erzählung unbefangen anerkannte und de l'Isle das Zeugniss ausstellte, alles Erforderliche und Wünschbare geleistet zu haben, wenn es bei Erzeugung eines historischen Glaubens einzig auf die Vorführung einer Menge von Zeugen ankomme, dagegen aber wegen des Mangels an innerer Wahrscheinlichkeit und Harmonie mit der Zeitgeschichte dieselbe entschieden unter die frommen Betrügereien versetzte. Vorzüglich nimmt er der Tendenz seines Werkes gemäss Rücksicht auf die damaligen historisch-geogra-

Digitized by Google

phischen Verhältnisse der Schweiz und verwirft mit Rücksicht auf sie alle Nebenzweige der Sage, hiermit aber im Grunde auch sie selbst. Um eine volle Märtyrergeschichte mit Verhör, Kerker und Martern zu gewinnen, schienen sie ihm einen dazu nöthigen Römischen Präfekten in Solothurn und Zürich einzuführen, dessen Existenz sich weder hier noch dort geschichtlich nachweisen lasse. Jetzt suchte Pierre Joseph de Rivaz aus Wallis, der Stand und Würden hingab, um der Wissenschaft zu leben, und bei liebevoller Beschäftigung mit allen Wissenschaften, vorzüglich der Mechanik, Hydraulik, Dioptrik, Physik etc., auch die Geschichte als Erholungssache mit gleichem Forschergeiste betrieb, die bis jetzt noch nicht gelungene Aussöhnung der Thatsache mit der Zeitgeschichte zu Stande zu bringen. Er erfasste in der Liebe zu seinem Vaterlande und der Väterreligion den Gegenstand mit allem Eifer und versuchte mit einer unbefangenen, strengen und redlichen Kritik das noch über den damaligen Zeitverhältnissen liegende Chaos möglichst zu lichten. Sein Werk erschien zuerst in einem unvollkommenen, besonders gegen den Genfer Gelehrten gerichteten Auszuge Journ. helv. 1746 u. 49. Der Widerlegte schwieg aber nicht still; zugleich trat auch noch der Prof. Spreng in seinen Abhandlungen von dem Ursprunge und Alterthum der raurachischen und baselischen Kirche 1556 mit scharfer Sprache gegen die Legende S. 50 auf. »Ihre Abwährer hätten das gehörige Alter nicht und seien entweder selbst erdichtet oder doch überwiesene Fabelkrämer und Träumer; die ihnen glaubten, könnten sich nicht einmal über die Zeit vergleichen, wenn sich die grosse Begebenheit solle zugetragen haben. Die Früheren suchten sie zwischen 286 u. 297, die spätern zwischen 306 u. 312; und doch kämen die erstern darin überein, dass Maximian so viele Tausend Marterkronen in Wallis ausgetheilt habe, als er eben auf dem Feldzuge wider die Bagauden begriffen gewesen. Damit begängen sie aber einen merklichen Verstoss in ihrer Zeitrechnung, indem gewiss sei, dass derselbe gleich nach dem Antritte seiner Regierung den bagaudischen Krieg vorgenommen habe, und die Meutmacher schon 285 gedämpfet waren. Ferners solle ihre Zeitrechnung

Digitized by Google

auch mit dem Zeitpunkte der Verfolgung eintreffen und da verschössen sie sich ebenfalls um 5, ja um 17 Jahre, weil Diocletian vor 303 kein Bluturtheil wider die Christen gefällt hätte. In eine spätere Zeit könne die Thatsache aber auch nicht verlegt werden, weil dann der den Christen günstige Constantius und sein Sohn in Gallien geherrscht habe.« Er polemisirt dann gegen die Legende des Anonymus, die er mit der des Eucherius identificirt, vorzüglich gegen die Bestimmung, dass die Legion gegen die Bagauden berufen worden, die des christlichen Namens willen gelitten hätten, und schliesst mit dem Resultate, dass die agaunische Rotte selbst leibhaftige Bagauden gewesen sein dürften, die ein Legendenkünstler des 6. Jahrhunderts in Märtyrer verwandelt habe.

Die verletzende Weise, mit welcher Prof. Spreng die hochverehrten Märtyrer behandelt, ja sie zu Aufrührern gemacht hatte, die hier die Engpässe mit ihrem Kernvolke besetzten, brachte die katholische Kirche der Schweiz so in Harnisch, dass die löblichen Orte sich auf der Tagsatzung schriftlich und mündlich bitter über die Lästerschrift beschwerten und nebst Unterdrückung derselben die Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens gegen den Verfasser durchsetzten. Damit war aber der Geschichtsforscher nicht widerlegt; Joseph Anton Felix von Balthasar aus Luzern sprach sich offen gegen solches verkehrte, zweckwidrige Verfahren aus und schrieb, besser zum Ziele treffend, im gleichen patriotischen Geiste, wie De Rivaz, seine »Schutzschrift für die Thebäische Legion oder den heil. Mauritius und seine Gesellschaft gegen den Hrn. Prof. Sprengen Luzern 1760«. Er begnügte sich, die Gründe Sprengens zu widerlegen, vor Allem die Aechtheit der Acta des Eucherius nachzuweisen und ohne weiter auf die einzelnen Umstände und Angaben einzugehen, das Jahr 286 als das zu bezeichnen, auf welches Eucherius die Thatsache verlege. So war freilich die Hauptaufgabe noch nicht gelöst. Ein Recensent in den freimüthigen Nachrichten (1761) war desshalb eben so wenig, wie mit Sprengen, so mit ihm zufrieden, und warf, noch weiter zurückgreifend, vor Allem die Vorfrage auf, ob denn dazumal

Digitized by Google

überhaupt eine solche Legion existirt habe? Balthasar antwortete gleich wieder mit einem »Zusatze zu seiner Schutzschrift« in denselben Blättern und suchte vorzüglich durch Hinweisung auf die Abhandlung des gelehrten Pancirol über die Römischen Legionen und die ihr zu Grunde liegende »notitia imperii« aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts diese Frage zu beantworten. Im Grunde hatte dieselbe zuerst Conrad Füsslin, Kammerer des Winterthurer Kapitels und Pfarrer zu Veltheim, aufgeworfen; es erschien desshalb jetzt von ihm die Schrift: »der Christe, ein Soldat unter den heidnischen Kaisern, in der Geschichte des Kriegsobersten Moriz und der Thebäischen Legion beleuchtet und von allen Seiten aus kritischen Gründen in 25 Briefen aufgekläret von Phileleutherio 1765.« Die Schrift ist eigentlich eine ungemessene Negation; vor Allem leugnet sie, dass man das Märtyrerthum der Legion auf das Jahr 286 verlegen könne, leugnet aber noch weiter in umfassenderer historischer Anschauung, was den Titel der Schrift erklärt, dass überhaupt eine solche christliche Legion damals existirt habe, dass das sich mit den Ansichten der ersten Christen über den Militärstand und mit ihrem Abscheu vor dem zu leistenden Fahneneide in keiner Weise reime, ja noch weiter, dass irgend etwas Wahres an den Märtyrerlegenden von Militärpersonen in den ersten Jahrhunderten sei; sie leugnet zum Ueberfluss die Beweiskräftigkeit der von dem Jesuiten Chifflet bekannt gemachten Acta wegen der Unsicherheit in Betreff ihres Verfassers, den man früher gern verdoppelte, ja endlich auch noch die Geschichtlichkeit der in ihnen und den Agaunensischen Akten sich findenden einzelnen historischen Züge. Jetzt nun erschien das früher nur im Auszuge veröffentlichte Werk des oben genannten Joseph de Rivaz, † 1772, der dem Kampfe mit reger Theilnahme gefolgt und in erneuerter Forschung zu noch sicheren Resultaten gelangt war. Seine Söhne gaben es nach seinem Tode 1779 heraus. Es ist diess ohne Zweifel das gründlichste, das den verwickelten Gegenstand behandelt, ein Werk, das überhaupt treffliche Untersuchungen und Winke über die älteste Kirchengeschichte der Schweiz enthält. Rivaz hat vorzüglich das Verdienst, die Ge-

Digitized by Google

schichte jener Zeit auf eine Weise gelichtet zu haben, bei welcher kein recht haltbarer Grund mehr gegen die Einreihung der Thatsache in das Jahr 302 erhoben werden kann. Mit grosser Genauigkeit und fast erschöpfender Vollständigkeit hat er zugleich die Beweise für das hohe Alter dieser Märtyrergeschichte und ihres damit zusammenhängenden Kultus gesammelt und in der That bewiesen, dass derselbe bis ziemlich nahe hin an die angebliche Zeit des Märtyrerthums, ungefähr bis auf das Jahr 360 zurückläuft. In dieser Beziehung vorzüglich ergänzte noch diese Schrift die unterdess erschienene, schon lange versprochene Arbeit der Bollandisten (Acta SS. zum 22. Septbr.). Abgesehen von der ziemlich leidenschaftlichen Widerlegung der Schrift Dubourdieu's, dem auch De Rivaz in einem besondern Abschnitte, jedoch mit ungleich mehr Ruhe und Mässigung Schritt vor Schritt folgt, findet sich in ihr der mit einer massenhaften Gelehrsamkeit geführte Beweis, dass die ganze occidentalische Kirche seit dem 5. Jahrhundert die berühmten Agaunensischen Heiligen verehrte; es dürfte ihnen keine Kirche Galliens, Deutschlands und Italiens entgangen sein, in der dieser Kultus Eingang gefunden. Sonst sind sie über die Einordnung der Thatsache noch unsicher, nähern sich aber der Annahme von Rivaz, für die sie jedoch die Gründe desselben noch nicht kennen, blosse Konjekturen aber nicht geben wollen. Wohl kennt sie dagegen die Gallia Christiana Tom. XII S. 770, die sich schlechthin an sie anschliesst.

So weit ist die Forschung über den Gegenstand fortgeführt worden. Werthlose Schriften haben wir übergangen. So haben wir noch eine sehr ausführliche Schrift über die Thebäische Märtyrerlegende von Ignatius Dominikus Schmid, Beneficiat in St. Morizens Pfarrkirch, Universitätskapellan und Bibliothekdirektor zu Ingolstadt 1760, den, wie er sagt, ein fast übernatürlicher Eifer anspornte, dem h. Mauritio zu Ehren eine vollständige Geschichte abzufassen. Der Verfasser des Werkes bekennt aber selbst: »die Materie dieses Werkes habe ich von andern mühsam entlehnt, die Form oder die Gestalt desselben ist meine eigene Arbeit.« Er legte nämlich seiner Arbeit die wenig bekannt gewordene lateinische Dissertation des Professors und Stadtpfarrers zu St. Morizen in Ingolstadt, Petrus Servat-

Digitized by Google

tius: »Divus Mauritius, Thebeæ legionis dux et signifer A. 1617« zu Grunde und durchschoss sie so reichlich mit Zusätzen vorzüglich aus den Bollandisten, dass er trotz der Aufnahme des wesentlichen Inhaltes derselben doch sein Werk ohne Schmeichelei für ein ganz anderes und neues glaubte ansehen zu dürfen. Man kann ihm das zugestehen; die erste Abtheilung des Buches enthält aber nur eine unkritische, langgedehnte Geschichte der Thebäer; die zweite voll sogenannter historisch-kritischer Beurtheilungen und Anmerkungen bei der grossen Befangenheit des Verfassers nichts eigenthümlich Neues, die Forschung weiter Bringendes; die dritte allein mit rein geschichtlichen Beiträgen zur Geschichte unserer Märtyrer, mit Angaben und Bezeichnungen der ihnen geweihten Orte und Kirchen etc., und zum Schlusse beigefügten authentisirten Beilagen oder Aktenstücken lässt sich gebrauchen.

Aus dieser übersichtlichen Darstellung der im Laufe der Zeit fortschreitenden Forschungen über den Gegenstand möchte sich nun sicher ergeben, dass bis in's 4. Jahrhundert hinauf gute Zeugen für diese Märtyrergeschichte sprechen; immerhin bleibt aber dabei im günstigsten Falle ein Zeitraum von wenigstens 60 Jahren zwischen der Thatsache und ihrer ersten Bezeugung zurück. Während desselben war aber in einer wunder- und märtyrersüchtigen Zeit der Phantasie ein weiter Spielraum eröffnet. Die innere Kritik behält desshalb ihre Berechtigung; die Fragen, widerspricht die Erzählung nicht sich selbst, widerspricht sie nicht der Zeitgeschichte, müssen desshalb nichts desto weniger aufgeworfen werden. Ist nun auch das Resultat der letzten Verhandlungen der Erzählung nicht ungünstig, sind mehrere der früheren Aussetzungen und Bedenken glücklich beseitigt worden, so ist doch die Forschung auf diesem Gebiete bei den mannigfachen in Betracht kommenden feinen Untersuchungen noch nicht zu einem gleich sichern Resultate gekommen, als in äusserer Beziehung. Die wesentlichen Fragepunkte, auf deren Beantwortung es hierbei ankommt, sind aber folgende, erstlich, lässt sich überhaupt die Existenz einer Thebäischen christlichen Legion zu Maximians und Diocletians Zeit nachweisen?

Digitized by Google

Die Geschichte bejaht diese erste Frage. Diokletian hatte bei dem Beginn seiner Regierung (284) einen schweren Stand. Aufruhr bedrohte im Osten und Westen die in ihrer eigenen Grösse zusammenstürzende Macht. Nur eine erkünstelte Einheit konnte den aus einander fallenden Staat noch halten, eine Zweieinheits- (285) und dann auf immer heftigere Stürme eine Viereinheitsregierung (292). Vorzüglich wogte der Aufruhr auf in dem damals politisch und religiös mächtig bewegten Aegypten. Es gelang nun zwar endlich Diokletian und Maximian, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, aber nur nach schweren Kämpfen und unter harten Maassnahmen. Es wurden die schon zum zweiten Male sich empörenden Aegypter empfindlich bestraft, die Hauptstädte Busiris und Koptos geschleift, die junge Mannschaft aber ausgehoben und nach einer schon seit Langem befolgten Regierungsmaxime in andere Gegenden verlegt, um ähnlichen Bewegungen vorzubeugen und ihnen ihre Kraft zu nehmen. So entstanden die Thebäischen Legionen, eine Schöpfung der die Armee ohnediess verstärkenden oder eigentlich vier Armeen bildenden und brauchenden Regenten. Wir lernen sie ausdrücklich unter dem Namen »Prima Maximiana Thebæorum« und »tertia Diocletiana Thebæorum« als »legiones comitatenses« in der »notitia imperii orientalis« kennen und finden auch unter den »palatinis«, d. h. unter denen, die in Friedenszeiten den kaiserlichen Palast bewachten, was Dubourdieu ganz übersehen hatte, eine »legio« unter dem Namen »Thebæi« in der »notitia imperii Occidentalis«, die nach den Emblemen ihrer Fahne ebenfalls unter der Viereinheitsregierung entstand (cfr. Pancirol in seinen Anmerkungen zur notitia). Halten wir uns nun streng an die Worte des Eucherius, so ist gerade diese gemeint. Vor dem Beginne der Viereinheitsregierung (292) kann sie somit nicht existirt haben; nach diesem Jahre, wo auch der Aufruhr in Aegypten gedämpft wurde, hat ihr Vorkommen keine Schwierigkeit. Nennen sie Gregor. Turon. lib. de glor. mart. c. 75 »legio felix« und Venant. Fortun. 8, 4, den die Sage zum Dichter begeisterte, »exercitum felicem,« so glaubten sie gerade dieser Legion das sich auch in der »notitia Or.« findende

Digitized by Google

ehrenvolle Epitheton »felix« vorzugsweise ertheilen zu sollen. Sie, der nach Fortunatus vergönnt war, für Christus zu sterben, erschien in ihrer Anschauung als die »felicissima«. Ob sie später wieder auftritt oder nicht, kömmt vorläufig nicht weiter in Betracht; es frägt sich nur, ob damals eine solche Legion existirte.

Diese Legion muss aber in der That grösstentheils aus Christen zusammengesetzt gewesen sein, und zwar aus Christen mit wahrer Begeisterung für ihre Religion. Nirgends traf sie in der grossen Diokletianischen Verfolgung ein härteres Loos, als gerade in Aegypten und zwar hier wieder speciell in Thebais; nirgends zeigten aber auch die Christen eine grössere Glaubensfestigkeit und Standhaftigkeit, als in dieser mit dem Blute der edelsten Märtyrer getränkten Gegend (cfr. Euseb. h. e. 8, 9 etc.). Eusebius spricht von einer fast unendlichen Anzahl von Männern, Weibern und Kindern, die dort den Märtyrertod erlitten, und erwähnt eine ungeheure Anzahl von Confessoren, die sich an nur einem, nicht gerade besonders bedeutenden Orte der Thebais, Namens Porphyrites, befunden haben sollen (c. 18). Jedoch spricht er auch von den sich noch dort befindenden Heiden, die theilweise das grausame Verfahren gegen die Christen gemissbilligt, theilweise aber auch, voll fanatischen Hasses, in nicht geringer Zahl dasselbe unterstützt und das Begräbniss der Leichname, welche von den Bestien zerfleischt werden sollten, gehindert hätten. Die Mehrzahl der dortigen Population huldigte also entschieden dem Christenthum; die Thebäischen Legionen bestanden desshalb auch vorzugsweise aus christlichen Soldaten. Von vorn herein hatten die Christen allerdings keine grosse Lust zum Militärstande und wollten nicht aus dem Lager des Lichtes in das der Finsterniss überwandern; die strengern dachten hierin, wie Tertull. de cor. milit. c. 9. Die Schrift dieses grossen Feindes des Soldatenstandes setzt aber doch voraus, dass es christliche Soldaten gab, und verlangt von ihnen nur, dass sie alles den Glauben Verletzende meiden und zur Bewährung ächter Treue jedes Leiden erdulden sollten, wie es der den Lorbeerkranz verschmähende Soldat gethan. Je mehr übrigens auf Tertullians Zeit Bekehrungen auch unter den Sol-

Digitized by Google

daten stattfanden, je mehr der Christen überhaupt wurden, je weniger sie die einzelnen Kaiser in ihrer Religion beeinträchtigten, desto weniger konnte diese Abneigung auf die Länge bestehen. Diokletian selbst begünstigte von vorn herein die Christen und vertraute gerade ihnen die wichtigsten Stellen im Civil- wie im Militärdienste; die früheren Verhältnisse gewannen so eine totale Umgestaltung. Es war das aber nur insofern möglich, als man, wie wir aus bestimmten Thatsachen wissen, den Christen bei dem Eintritte in die Armeen alle möglichen Zugeständnisse in Betreff ihres Glaubens machte oder die nöthige schonende Rücksicht nahm. Liv. lib. XXII, 38 berichtet, dass die Soldaten sich einstimmig freiwillig unter einander durch den Eid verpflichtet hätten, nicht die Reihen in schimpflicher Flucht zu verlassen, und dass späterhin, was anfangs freiwillig geschehen, Zwang geworden. Ohne diesen Soldateneid war Niemand befugt, gegen den Feind zu fechten (Cic. de offic. 1, 11); sein wesentlicher Inhalt blieb aber der nämliche, sowie es auch die Acta des Eucherius andeuten, nämlich das Gelübde des Gehorsams und der Treue bis in den Tod (cfr. Veget. de re militari II, 5. »Jurant autem milites, omnia se strenue facturos, quæ præceperit imperator, numquam desertoros militiam nec mortem recusaturos pro Romana militia). Diesen Eid nun verlangte man allein von den Christen und diesen konnten sie ohne Bedenken leisten. So konnten sie aber auch ohne Bedenken ins Heer eintreten, wenn es überhaupt damals noch im Belieben des Einzelnen gestanden hätte, Kriegsdienste zu thun oder nicht (codex Theodos. de tiron. tit. XIII). Jedenfalls finden wir unter Diokletian, was alles weitere Hin- und Herreden über den Gegenstand unnöthig macht, nach einem unverwerfbaren Zeugen eine Menge Christen im Heere (Euseb. h. e. 8, 4), und zwar eine solche, die ihn beim Beginne der Verfolgung mit möglichster Schonung und Umsicht zu verfahren rieth. Hiermit wäre der erste Fragepunkt erledigt.

Ein zweiter schwierigerer betrifft die Zeit- und Ortsverhältnisse, unter denen die Thatsache vor sich gegangen sein soll. Es fragt sich mit andern Worten: befand sich die Thebäische

Digitized by Google

Legion in der bezeichneten Zeit an dem angegebenen Orte des Märtyrerthums, oder, wenn das nicht erweisbar wäre, konnte sie sich damals dort befinden? Eucherius sagt nämlich ausdrücklich, dass die Thatsache in die Zeit der über die Christen offen ausbrechenden Verfolgung (die Thebäer sollen »ad pertrahendam Christianorum multitudinem« bestimmt gewesen sein) verlegt werden müsse. Die vier Herrscher hatten, wie schon bemerkt worden, in dem von aussen und innen bedrohten Weltreiche volle Arbeit; vorzüglich hatte Constantius Chlorus mit dem Usurpator Carausius und auf seinen Mord mit seinem Mörder Allectus in Britannien vollauf zu thun. Maximian schützte unter der Zeit des schwierigen und langwierigen Krieges die Grenzen des Reiches am Rheine gegen die immer kühner das Reich bedrohenden und angreifenden barbarischen Völkerstämme. Eben als Constantius Chlorus nach Britannien zog, um den Krieg zu endigen und die noch aufgeregte Population durch seine persönliche Erscheinung zu beschwichtigen, ersuchte er von Neuem den weithin gefürchteten, charakteristisch »Herculius« genannten Maximian, den wichtigen alten Wachposten zu beziehen. Er folgte dem Rufe, konnte es aber nur mit einem geringen Heere thun, dem sein Name die fehlende Kraft verleihen musste. Man brauchte gerade damals die Truppen anderwärts, nämlich im Oriente im blutigen Entscheidungskampfe mit den im Siegesrausche übermüthig gewordenen Persern. Eumenius in seinem Panegyrikus, den er auf Wiedergewinn Britanniens zur Ehre des Constantius hielt, hat die für uns bedeutungsvolle Notiz in Betreff dieses Feldzuges: »Primo omnium, in quo præcipue consulendum fuit, ne quid barbaræ nationes, converso illuc (sc. nach Britannien) nomine tuo, novare tentarent, invocata patris tui majestate provisum est. Tu enim ipse, tu domine Maximiane, novo itineris compendio adventum divinitatis tuæ accelerare dignatus repente Rheno institisti omnemque illum limitem non equestribus, neque pedestribus copiis, sed præsentiæ tuæ terrore tutatus es.«

Es fragt sich nun weiter, wann fand dieser Wiedergewinn Britanniens statt, wann stand Maximian mit dem Schrecken

Digitized by Google

seines Namens als Schutzwehr am Rhein? Constantius Chlorus wurde von den beiden Kaisern im Jahre 292 vorzüglich aus Rücksicht auf den kriegserfahrnen Carausius zum Cäsar ernannt. Er reiste auch sogleich nach Britannien ab, konnte ihm aber aus Mangel an Schiffen nichts anhaben. Er musste, um gegen die in's Reich einfallenden Barbaren ziehen zu können, eine friedliche Uebereinkunft mit ihm treffen; Carausius erhielt den Titel Augustus und die Herrschaft über die Insel und blieb sechs volle Jahre in ihrem ungestörten Besitz. Im siebenten oder gleich auf dieses Jahr tödtete ihn der verrätherische Allectus. Dieser herrschte darauf selbst 3 Jahre, bis ihn die Nemesis für seinen Verrath traf. Im 10. Jahre, nach dem Verluste desselben, wurde somit Britannien wieder gewonnen; Constantius Chlorus war also im Jahre 302 zur völligen Pacifikation des Landes in Britannien. So erzählen es Eutrop. hist. Rom. lib. IX und Aurelius Victor de Cæsaribus cap. 39, der erste am bestimmtesten; Maximian würde hiernach im Jahre 302, wo Constantius nach Britannien ging, die Rheinufer bewacht haben. In der That finden wir ihn nun auch in diesem Jahre zu Cöln, wo er am 5. August das Gesetz »Si inter« unterzeichnete, bald aber darauf, weil ihn ein Aufstand nach Afrika rief, zu Brundusium, dem italischen Einschiffungsplatze dahin, wo er den 1. Novbr. das Gesetz »Si te« unterzeichnete. Als Eumenius seinen Panegyrikus den 1. März 303 hielt, erwartete man täglich die Siegesnachrichten von dort (Eumen. panegr. c. 3). Sein Weg, der kürzeste, den er nehmen konnte und er nahm ihn, wie Eumenius ausdrücklich bemerkt, führte ihn über den »summus Penninus«; er berührte somit in der That das helvetische Gebiet und das Walliser Thal, durch welches sich die nächste Verbindungsstrasse zog und kann den 22. Sept., den angeblichen Tag des Märtyriums, hier gewesen sein.

Ueber die Truppen, die er bei sich hatte, erfahren wir nichts Näheres. Eucherius sagt einfachhin, dass sie zu seiner Hülfe vom Oriente herbeigerufen worden seien. Wirklich hatte der Occident dringlich Truppen nöthig; es müssen solche um diese Zeit in den ganz entblössten Occident aus dem Orient, wo man sie zum Kampfe gegen die Perser concentrirt

Digitized by Google

hatte, vor oder nach dem Siege über sie herbeigekommen sein. Eine Spur hiervon finden wir bei Ammian. Marcell. l. 29. Er gedenkt, in der Zeit zurückgreifend, eines Ueberfalles Aquileja's und Opiturgiums durch die früher furchtbaren Quaden und Markomannen auf einen Einbruch über die Julischen Alpen »vix resistente perruptis Alpibus primicerio, quem ante docuimus, Marico.« Dieser Einfall fand unter Diocletian statt; die Panegyriker gedenken seiner und des über die eingefallenen Horden errungenen Sieges. Er wird nach dem grossen Siege des Galerius über die Perser (302) versetzt (cfr. Eutrop. lib. IX und Idacius in fastis, der nur, historisch weniger zuverlässig, diesen letztern Sieg mit dem erstern verwechselt und ins Jahr 297 verlegt) oder in die gleiche Zeit, wo Constantius an einer andern Seite des Weltreiches wieder Meister von Britannien wurde (Aurelius Victor c. 39, § 43). So stossen wir allerdings auf eine in der Nähe zu dieser Zeit sich findende Legion und zwar eine »palatina«, wie der Titel ihres Führers »primicerius« voraussetzt, die wir nämlich bloss in diesen Legionen finden. Diese Primicerii waren der sich ausbildenden Büreaukratie gemäss die auf der verhängnissvollen Tafel oder die in der Rangliste obenan Stehenden; es konnten also solche eigentlich in den verschiedensten Beamtungen geben und es gab deren auch solche. Die »Notitia imperii« kennt sie, eben so wie »Secundo« und »Tertiocerii« in den verschiedensten »scriniis«. So gab es deren auch in den Haustruppen zu Pferd und Fuss. Sie hatten den obersten Rang in der Legion, waren die »primi ordinis ductores« oder die »primi centuriones, centuriones primipili«, die als solche die Anwartschaft auf den tribunatus und ducatus, d. h. das Unterfeldherrnamt, unmittelbar aber unter sich den ducenarius hatten, der nicht wie der primicerius vier Centurien in der ersten Schlachtordnung, sondern nur zwei in der zweiten führte (codex Theodos., der 4 ihnen günstige Gesetze enthält und cod. Justin.). Sind nun diese nähern Bestimmungen auch aus einer spätern Zeit entlehnt, so wissen wir doch aus Ammian. Marcell., dass dergleichen »primicerii« schon zu Diocletians Zeiten existirten und dass eine Legion mit einem solchen

Digitized by Google

primicerius an der Spitze in der Nähe des Maximian sich befand, die, wenn nicht zu seinem persönlichen Schutze zurückgelassen, aus dem Orient herbeigerufen worden war. Ja, es könnte der genannte primicerius Maricus an den in unserer Märtyrergeschichte die Hauptrolle spielenden primicerius Mauritius, vermuthlich eine Deminutivform von Maurus mit verschiedenen Umbiegungen, erinnern. Jedenfalls finden wir also um das Jahr 302 eine Legion in der Nähe, die wir mit der unsrigen identificiren könnten; andere müssen aber ebenfalls in der Nähe und auf dem Wege gewesen sein, denn ohne sie hätte Maximian nicht den stärkere Kräfte erfordernden Feldzug nach Afrika unternehmen können.

Es bleibt jetzt nur ein dritter oder letzter Fragepunkt zurück, nämlich der: hat aber das von der thebäischen Legion ausgesagte Martyrium, auch wenn sich ihre Existenz und die Möglichkeit ihrer Gegenwart nicht verneinen lässt, nicht an sich etwas Unwahrscheinliches. Es möchte hier nun vor Allem die Veranlassung zu berücksichtigen sein, welche den Sturm der Diocletianischen Verfolgung gegen die Christen heraufbeschwor. Es waren diess die Perserkriege. Nach der anfänglichen furchtbaren Niederlage des Galerius durch die Perser ergriff, wie Alle, so auch den seinen eignen Schwiegersohn wegen der schmählichen Niederlage schmachvoll behandelnden Diocletian grosse Besorgniss. Die Augures wurden befragt; sie sollten Muth und Siegesgewissheit dem gebeugten Heere zusprechen. Das konnten sie aber unter den traurigen Verhältnissen nicht; einer von ihnen, Namens Tagis, half den Verlegenen aus der bedenklichen Lage durch den Vorwand, dass die Gegenwart der Profanen, der auf der Stirn bekreuzten Christen und die dadurch bedingte Abwesenheit der verletzten Götter die Geheimnissschrift in den Eingeweiden unleserlich mache (Lactant. de mortibus persecut. c. 9). Diocletian schritt sogleich ein; die Anwesenden und alle Hofbediente überhaupt wurden zu den Opfern gezwungen und den Anführern ein ähnliches Verfahren befohlen. Narses wurde nun zwar mit den in ganz Moesien und Illyrien schnell zusammengezogenen Truppen glor-

Digitized by Google

reich besiegt; die einmal eingeleitete Verfolgung dauerte aber bei dem geweckten Fanatismus fort. Der die Christen hassende, durch seinen Sieg einflussreicher gewordene Galerius spornte den zaudernden Diocletian fortwährend zu einem weitern Einschreiten gegen die staatsgefährlichen Opferfeinde. Den ganzen Winter dauerten die geheimen Verhandlungen fort. Diocletian gab endlich dem ihn fortwährend Bedrängenden, den mit Galerius im Grunde sympathesirenden Räthen und den geweihten Orakelsprüchen des dem Christengotte nicht günstigen Milesischen Apollo nach. Es erschien bekanntlich das erste allgemeine Edikt im Anfang des Jahres 303 den 23. Februar; im Heere begann aber die Verfolgung schon früher. Eusebius erzählt, dass ein Feldherr die christlichen Soldaten von den übrigen getrennt und ihnen die Wahl gelassen habe, zu opfern und in Amt und Würde zu bleiben oder das Heer schimpflich zu verlassen. Befehle zu einem ähnlichen Verfahren hatten aber auch die andern Heerführer erhalten und der harte, den Christen nie günstige Maximian wird sicher nicht unterlassen haben, ihnen in gewohnter militärischer Strenge nachzukommen. Es war diess übrigens ein Befehl, der sich zunächst auf die Armee bezog; er hatte ihm also an jedem Orte Folge zu leisten. Wir wissen aber noch durch Strabo, Plinius etc., durch eine Inschrift in Octodurum, welche eines »Campanus, præfectus Maximiani viri consulis, omnibus honoribus in urbe sacra functus« gedenkt, eines Mannes, der hiernach »præfectus prætorio« von Italien war, und durch andere die folgenden Herrscher Italiens verherrlichende Inschriften (cfr. Haller, Helvetien unter den Römern I, 278 u. f.), dass Wallis zu Italien und zu seiner Provinz gehörte. Es wurde mit Eröffnung des Bergpasses, als das Thor zu demselben, zu Italien geschlagen; erst später, als derselbe für das isolirte Italien die frühere Bedeutung verlor, folgte man wieder der natürlichen Eintheilung und schlug es zu dem Lande diesseits der Alpen, oder, wie es Ammian. Marcellinus lib. XXV bestimmt sagt, zu Gallien. Ohne Befremden würden wir desshalb bei Eucherius auch die Worte lesen, dass die Thebäische Legion »ad pertrahendam christia-

Digitized by Google

norum multitudinem« bestimmt und somit nicht nur innerhalb, sondern auch ausserhalb der Armee gegen die Christen eingeschritten worden sei, wenn nur damals schon die allgemeine grosse Verfolgung ihren Anfang genommen hätte. Dem ist aber nicht so. Rivaz meint, Maximian habe sich vor Allem seiner Haustruppen versichern wollen, um dann gegen die christlichen Soldaten der italischen Armee einzuschreiten. Es ist das aber eine sehr künstliche, gegen den schlichten Wortsinn verstossende Ausflucht. Eher würden wir die Thatsache auf die Zurückkunft des Maximian verlegen (303), wo wir ihn wieder in Marseille finden. Jedoch kam er dazumal hierher, nicht um mit einer Armee gegen den Feind zu ziehen, sondern um mit Constantius Chlorus zusammenzutreffen und mit ihm zugleich nach Rom zum 20jährigen Jubiläum des dort sich befindenden Diocletian und zum grossen Triumphzuge über alle seither besiegten Völker zu eilen. Ausdrücklich erwähnen noch dazu die sehr alten oben angezogenen Acta des h. Victor (um 400), der damals auf Befehl des Fürsten umkam, die Thatsache des Martyriums der Thebäer als eine schon in der Zeit zurückliegende, wenn auch noch im frischen Andenken fortlebende. So bleibt nur die einfache Annahme zurück: Eucherius hat in proleptischer Weise eine nicht ganz unrichtige, aber doch nicht ganz scharfe historische Bestimmung gegeben. Bei dem baldigen Eintritte der früher schon im Heere ausgebrochenen und sicher auch schon über dieses ausgedehnten Verfolgung lag dieser Fehlgriff sehr nahe. Noch leuchtet aber neben dieser irrigen Annahme die wirklich historische durch die ganze Darstellung hindurch, dass die christlichen Soldaten zunächst zur Theilnahme an den üblichen Opfern und heidnischen Gebräuchen gedrängt wurden, eine Annahme, die auch in das alte officium der Kirche von Sitten (Ribadeneira Tom. I zum 22. Septbr.) Eingang gefunden hat.

So erklärt sich die Veranlassung zu dem damaligen Einschreiten des Maximian in einfacher Weise; immerhin kann man aber noch fragen, trägt nicht die über die ungehorsame Legion verhängte Strafe, dieses barbarische Wüthen gegen eine ganze Legion seinen Widerspruch in sich? Die Decimirung war keine

Digitized by Google

ungewöhnliche Strafe bei den Römern; man strafte so Subordinationsfehler und Feigheit (Cic. pro Cluentio 46, »ut metus ad omnes, poena ad pancos perveniret«). Augustus, der sonst Vieles im Kriegswesen änderte, blieb in diesem Punkte bei dem alten Herkommen (Sueton. Aug. 24), das sich somit ins Kaiserreich fortpflanzte. Maximian, dessen Gesicht schon Schrecken einflösste, war aber wahrlich nicht der Mann, der hierin aus Humanität etwas hätte ändern sollen. Es hätte somit diese Decimirung vorzüglich bei einer Legion, bei welcher auf die früheren Vorgänge in Aegypten jedes disciplinwidrige Verhalten doppelt streng zu ahnden war, nichts Auffallendes. Anders verhält es sich mit der Vertilgung einer ganzen Legion unter den damaligen Zeitverhältnissen, wo man sie auch auf den Perserkrieg nöthig hatte. Diese behält ihre Schwierigkeit und Undenkbarkeit, wie man auch die Sache wendet und dreht und sie als die Maassregel eines in leidenschaftlichen Zorn ganz verblendeten Tyrannen anzusehen sucht. Man wird desshalb wohl in Bezug auf diese grossartige Metzelei der multiplicirenden Einbildungskraft Zugeständnisse machen müssen. Es that der gern steigernden wohl, recht Viele in der Hingebung für Christus ihr Blut vergiessen zu sehen. Zu diesen Zugeständnissen führen aber die vorkommenden Zahlengrössen selbst. Die Zahlengrösse des Eucherius (6600) hätte zwar an sich nichts Entschiedenes gegen sich; die Zahl der Legionssoldaten wechselte in verschiedenen Zeiten. Eine Legion bestand anfangs aus 3000 (je 1000 aus den 3 Tribus), dann aus 4200, später 6200 oder Einigen über 6000, nach Vegetius endlich aus 6826 Mann; Diocletian liess aber wieder eine kleine Reduktion eintreten. Die Zahl könnte somit eine sachgetreue Bestimmung sein, doch klingt sie sehr rund und die 6666 des Agaunensischen Mönches wie die konsequente volle Abrundung der schon runden. Wir wollen das aber nicht zu hoch anschlagen; wichtiger ist uns noch diess, dass die Vorstellungen von einer ganz christlichen Legion neben einer ihr gegenüberstehenden ganz nichtchristlichen oder nicht christlich gesinnten Armee (circumfusa militum agmina), von der gänzlichen Vertilgung der einen durch die andere, von der hier bewiesenen unwandelbaren

Digitized by Google

Treue Aller, einem bloss passiven Widerstande ohne alle Rettungs- und Fluchtversuche und der dort hervortretenden Blut- und Raubbegierde zu sehr als blosse Abstraktionen und Phantasiegebilde ohne kernvollen Lebensinhalt aussehen, als dass man ihnen ohne Bedenken Vertrauen schenken dürfte. Hierzu kommt endlich auch noch diess, dass die Sage mit sich selbst in Widerspruch uns überall flüchtige Thebäer, nicht bloss Einzelne, sondern ganze Haufen derselben vorführt, also diese ihre Angabe selbst wieder aufhebt.

Eucherius weiss übrigens nur 4 Namen zu nennen: Mauritius, Exuperius, Candidus, Victor; selbst von Victor und Ursus, den Schutzheiligen Solothurns, heisst es nur, dass die Sage auch sie zu Thebäern mache. Das alte oben erwähnte Bild stellt uns bedeutungsvoll ebenfalls nur diese Sechse vor Augen. Erst in späterer Zeit werden immer mehrere genannt und bekannt. Offenbar hat hier die Sage in Zahlen- und Namenbestimmungen gearbeitet. Vom rein historischen Standpunkte aus lässt sich jedoch nicht nachweisen, wie von vorn herein die Multiplikation zu Stande gekommen ist. Die Legende liegt hierzu in einer gleich zu ausgeprägten Gestalt vor; die Genesis der einzelnen Bestimmungen lässt sich so nicht verfolgen. Das Einzige, was nicht übersehen werden darf, ist diess, dass die Sage selbst der Körper dieser Märtyrer gedenkt, die erst viele Jahre nach der passio dem heil. Theodorus vermittelst einer Offenbarung angezeigt worden. Seine Zahlengrösse richtete sich offenbar nach der Zahl der hier aufgefundenen Gebeine. Diese mag aber eine ziemlich grosse gewesen sein. Denn der stille abgelegene Ort wurde in der Römerzeit zu einem Begräbnissplatze (nach Inschriften) selbst für solche benutzt, die anderwärts gestorben waren. Aehnlich wie die Ursulasage durch eine reiche Ausbeute von Knochen auf einem römischen Lagerplatze recht in Umschwung gerieth, mag auch die unsere durch eine solche zu ihren schönen Summen gekommen sein. Eben diese Ursulasage mit ihren XI M. und dann auch die vom heil. Ursus und Victor mit den sich allmälig zu ihnen gesellenden 66 Genossen geben dann noch weiter unverkennbare Fingerzeige, wie solche Zahlen-

Digitized by Google

grössen entstanden. Wir werden uns desshalb auch, ohne der Geschichte eine neue Aushebung als Nothbehelf aufzudrängen, die Fortexistenz der angeblich ganz aufgeriebenen Legion erklären können und nicht weiter an das Stillschweigen eines nur den Orient berücksichtigenden Lactantius und Eusebius etc. über die Thatsache, mit dem sich De Rivaz viele unnöthige Mühe macht, stossen.

Das Gesammtresultat bleibt somit diess, dass der Erzählung nicht schlechthin der Glauben aufgekündigt werden darf, weil dieselbe hierzu zu gut historisch bezeugt ist, dass aber sehr bedeutende Subtraktionen in Bezug auf die vorliegenden Zahlengrössen vorgenommen werden müssen. Bestimmte religiöse Anschauungen haben hier kein Wort; die historischen Zeugen entscheiden. Die Recension des agaunensischen Mönches bedarf keiner besondern kritischen Würdigung. Was er Neues bietet, ist nur ein auf die ursprünglichen Akta hin nach eigenem Gutdünken Beigefügtes. Man kann desshalb nur fragen, mit welchem Rechte hat der Erzähler die Erzählung ergänzt und umgeformt? So glaubte er zuvörderst die Thatsache in einen bestimmteren Zusammenhang mit der Zeitgeschichte bringen zu sollen. Hier war ihm nun das spätere Auftreten des Maximian in Gallien unbekannt, das allerdings eine feinere historische Kenntniss voraussetzt; er musste desshalb wohl die Thatsache in die erste Zeit seiner Regierung verlegen, in welcher er bekanntermaassen einen Aufruhr in Gallien zu beschwichtigen hatte. Die hier unter dem Drucke des habsüchtigen Tyrannen Carinus seufzenden Gallier wurden bei der auf seinen Mord entstandenen Verwirrung unruhig; das Landvolk, besonders in der Umgebung des Jura und der Vogesen, erhob sich zur Vertheidigung der in der Erinnerung noch fortlebenden alten Freiheit unter Pomponius Aelianus und Salonius Amandus. Sie nannten sich Bakauden oder Vakauden. Gerade dieser partielle Aufstand bewog den einen allgemeinern fürchtenden Diocletian, dem kriegerischen Maximian zunächst die Cäsarwürde zu ertheilen (285). Die Augustuswürde folgte; wie er sie erhalten, reiste er nach Gallien ab und wurde bald der Bewegung Meister. Auf diesem bekannten Feldzuge nun, glaubt der Interpelator, müsse ihn die Thebäische

Digitized by Google

Legion begleitet haben. Hiernach würde ihr Martyrium ins Jahr 286 fallen, wie diess wohl auch vielfältig angenommen worden.

Zu dem für den Christenglauben mit aller Freudigkeit erduldeten Märtyrertode schien aber eine besondere Glaubensstärkung nöthig. Diese war bei dem schon hoch gestiegenen Ansehen Roms besonders hier zu gewinnen. Dem Papst Marcellinus soll desshalb die Legion, gleichsam das Kommende voraussehend, gelobt haben, eher durch's Schwert umzukommen, als den Christusglauben zu verleugnen. Man sieht aber offenbar, wie der Erzähler selbst in Voraussicht des Kommenden diesen Zusatz machte. Nach späterer Umgestaltung liess man auch wohl noch die aus dem Orient kommende Legion in dem geweihten, ebenfalls immer mehr verehrten Jerusalem die Taufe empfangen. Leider griff aber der in der Geschichte nicht ganz einheimische Verfasser in seinen Kombinationen auch hier fehl. Marcellinus war um diese Zeit nicht Bischof zu Rom; er wurde es erst 10 Jahre später. Wohl war es aber derjenige, der unter Maximian die längste Zeit wirkte, vielfach zur Glaubenstreue mahnte, selbst, momentan Schmeichelworten und Drohungen nachgebend, Christus verleugnete, bald aber sich wieder ermannte, seine tiefste Reue vor einer Versammlung der Bischöfe aussprach und im achten Jahre seiner Amtsführung (304) den Märtyrertod gleich den Thebäern erlitt. Er war also nicht übel erwählt. Ebenso griff der Anonymus darin fehl, dass er die Bagauden zu Christen zu machen geneigt ist; ein gewisses historisches Bewusstsein hielt ihn aber noch zurück. Die Christen sollen bei den den Daimonen geweihten Altären schwören: »aequalibus sibi animis contra Bagaudarum turbas esse pugnandum christianosque velut inimicos diis suis ab omnibus esse persequendos;« Bagauden und Christen werden also in eine nahe Beziehung zu einander gebracht. Da sich übrigens der Verfasser den Zug als einen gegen die Bagauden gerichteten denkt, so musste er wohl bestimmter als Eucherius die Thebäische Legion um sich der drohenden Beeidigung zu entziehen, vorausziehen, Maximian aber sie nach Oktodurum zurückrufen lassen, um das subordinationswidrig Versäumte nachzuholen. Die Legion weigert

Digitized by Google

sich nun, zu diesem Verrathe den anbefohlenen Rückzug anzutreten. Nicht bloss Mauritius, sondern auch Exuperius sucht dann die immer aufs Neue bedrängte Legion durch eine christliche Zusprache zu stärken. Der erste spricht als Führer der Schaar, der zweite als Fahnenträger; er will die irdischen Fahnen mit den Waffen hinwerfen, um den himmlischen zu folgen. Leider hat aber der nicht sehr geschichtskundige Interpolator den »campiductor« des Eucherius, wohl auch »campidoctor« genannt, also den jetzt sogenannten Instruktor in einen »signifer« umgewandelt.

Diejenigen, welche die Erzählung schlechthin ins Reich der Dichtung verwarfen, fühlten übrigens wohl, dass sie noch über die Negation fortzuschreiten und zur Rechtfertigung derselben nachzuweisen hätten, wie das angebliche Mährchen eigentlich entstanden sein könne. Es hat aber Niemand bis jetzt eine hinreichende Erklärung dieser Genesis geben können. Das Einzige, was man seit den Magdeburger Centurienschreibern immer aufs Neue geltend gemacht hat, ist die Aehnlichkeit unserer Erzählung mit einer bei dem sogenannten »Simeon Metaphrastes« in seinen »vitis sanctorum«. Auch hier ist nämlich von einem Mauritius die Rede, der unter dem gleichen Kaiser mit 70 Soldaten, dem Photinus, Theodorus, Philippus und 67 andern zu Apamea in Syrien den Märtyrertod erlitten haben soll. Wir könnten diese alte Hinweisung noch durch die Bemerkung schärfen, dass das in der Nähe von Agaunum 517 gehaltene Concil, »concilium Epaonense« wohl auch »concilium Apamiense« genannt wird, also ein Verschleppen der Thatsache aus dem Syrischen »Apamea« gerade hierher durch die Aehnlichkeit der Ortsnamen veranlasst worden sein könne. Es hat dieser Erklärungsversuch beim ersten Anblick etwas Bestechendes; bei genauerer Betrachtung finden wir aber nur einen ähnlichen Ortsnamen, der aber nicht einmal der Name des Ortes (Agaunum) ist, wohin die Sage das Martyrium verlegt, und den gleichen Namen des Hauptheldeu, der aber damals, ein sehr gebräuchlicher, noch ein paar Mal unter den Märtyrern zum Vorschein kommt, mit einer ebenfalls nicht ganz unbedeutenden Anzahl von Leidensgenossen. Sonst lauten alle Bestimmungen verschieden, man müsste denn

Digitized by Google

noch darin eine Aehnlichkeit finden wollen, dass auch diesen Soldaten zweimal vor ihrem Leiden eine Mahnung zu Theil wird. Diese ist aber hier eine vom Kaiser, dem sie umgekehrt ihren Glauben, d. h. in orientalischer Weise den Glauben an das Mysterium der h. Dreieinigkeit, in seiner ganzen hohen Bedeutung und Wahrheit klar zu machen suchen, persönlich ertheilte. So reducirt sich denn diese Aehnlichkeit darauf, dass hier und dort mit Rücksicht auf das disciplinarische »decorum« ein doppelt milderes Verfahren dem strengeren vorausgeht. Von einer Decimirung ist nicht die Rede; die andern Namen ausser dem des Mauritius sind durchweg verschiedene, der Verlauf der Martergeschichte selbst ein anderer. In Apamea geben die mit Honig bestrichenen und von Bienen und Mücken zerstochenen nach 10 Tagen den Geist auf; in Agaunum trägt dieselbe einen ächt römisch militärischen Charakter, als habe sie eben auf diesem Gebiete ihre Ausprägung erhalten. So werden wir wohl diesen Erklärungsversuch bei Seite legen müssen; auf keinen Fall lässt sich die Originalität der griechischen Erzählung mit noch henkersmässiger Grausamkeit aus der Nennung *eines* Mauritius bei Theodoret. (græcar. affect. curat. disp. VIII) und einer Zusammenstellung desselben sogar mit apostolischen Männern erweisen.

Gesetzt aber auch, dass die ganze Erzählung ins Reich der Fabel verwiesen werden müsste, so läge in ihr doch eine Andeutung, dass das Christenthum schon in der Römerzeit, eben so, wie in Genf, in Wallis Eingang gefunden hatte und Römische Legionssoldaten die vorzüglichsten Glaubensprediger des Evangeliums in der Schweiz waren. Wir werden das weiter unten sicher nachweisen können. Hier machen wir nur noch darauf aufmerksam, dass in der Legende ausdrücklich eines Christen (Victor) gedacht wird, der, ein Veteran, weder der Thebäischen, noch einer andern Legion angehörend, in dieser Gegend verweilt haben soll. Es ist diess einer der Züge der Erzählung, der vor Allem mit Anspruch auf Treu und Glauben macht. Sicher musste aber um jene Zeit das Christenthum hier einpilgern; es musste bei der schon eingetretenen Christianisirung Oberitaliens und des südlichen Frankreichs (cfr. die Acta

Digitized by Google

des Concils von Arles), bei der von Constantin angestrebten Christianisirung des ganzen Reiches damals vor Allem hierher gelangen, wenn es nicht schon hierher gekommen war.

Diese Annahme gewinnt eine willkommene historische Bestätigung durch die so wichtige, im Rathhause zu Sitten links am Eingange eingemauerte Inschrift, die älteste öffentliche christliche, die wir besitzen, ein Denkmal, das in seinem geschichtlichen Werthe nicht hoch genug angeschlagen werden kann und eben so rückwärts für das über Genf Gesagte als für das Folgende eine unzerstörbare Basis legt. Sie wurde nach der allein etwas unleserlich gewordenen Unterschrift »Gratiano Augusto IIII et Mer. css. 377, wo Gratianus zum viertenmal das Consulat bekleidete) verfasst und lautet nicht etwa »Religione,« sondern unverkennbar

DEVOTIONE VIGENS AUGUSTAS PONTIUS AEDES ☧Ω
RESTITUIT PRAETOR LONGE PRAESTANTIUS ILLIS
QUAE PRISCAE STETERANT. TALIS, RESPUBLICA, QUERE.

Nach altem Sprachgebrauche heissen »augustæ ædes« heilige, vom Priester eingeweihte Gebäude (†). So glauben wir es auch

†) Es hat sich neuerdings noch eine andere Deutung dieser Inschrift geltend gemacht. Ein Anonymus fragte zu Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst, ob man sie nicht auf ein öffentliches Gebäude zu deuten habe. Kardinal Mai stellte sie geradezu im 6. Bande seiner „scriptores“ unter die Klasse der Inschriften, die sich auf öffentliche Gebäude nicht kirchlicher Art beziehen. Der bekannte Geschichtsforscher Georg Wyss hat aber das Verdienst, diese abweichende Fassung in mehreren Gelegenheitsreden seit 1850 durch triftige Gründe unterbaut zu haben. Er stützt sich auf andere zahlreiche christliche Inschriften und den Sprachgebrauch, den diese für die damalige Zeit zeigen, auf die Anfangsworte „devotione vigens“, den technischen Ausdruck für das bürgerliche Abhängigkeitsverhältniss, und die erwähnten „augustæ ædes“ als officielle Bezeichnung staatlicher Gebäude. So bezieht er die Inschrift auf das „prætorium“ von Sitten, wo das Denkmal auch jetzt noch stehe. Im Grunde ändert diese neue Fassung nicht viel an der Sache. Der umsichtige Gelehrte bemerkt selbst: „Eine Stadt, wo im kaiserlichen Prätorium dem Statthalter des Kaisers, wenn der prætor als solcher aufzufassen ist, eine christliche Inschrift gesetzt wird, muss selbst dem

Digitized by Google

hier fassen zu müssen. Das Monogramm zwischen dem α u. ω bezeichnet diese Gebäude näher als christliche; es ist also von einer Wiederherstellung christlicher Kirchen die Rede, die schon lange gestanden haben sollen. Das αX^ω hat nicht etwa wegen seiner Verbindung mit »ædes« eine Beziehung auf ihre Gesammtzahl, sondern dem Monogramme gemäss, noch dazu mit dem meist übersehenen Bauche an dem mittleren senkrechten Striche, auf die hohe Würde des in seiner Gottheit ewigen Stifters der christlichen Kirche. Wir kennen schon von Genf her diese mystische Bezeichnung der Sache, die sich übrigens in guten Einklang mit der gerade damals auch hier lebendig behandelten

---

christlichen Bekenntniss angehörend gedacht werden.“ Allein ganz schlagend sind die obigen Gründe für diese modificirte Fassung nicht. Das Christenthum war damals Staatsreligion geworden, die Kaiser beförderten ihre Verbreitung in stürmischer Weise; die „devotio“ oder tiefe Ergebenheit an den Kaiser sprach sich desshalb gerade in solchen Werken wie dem Wiederaufbau niedergerissener Kirchen auf. Dann heisst „devotio“ aber auch geradezu im Kirchenstyle jener Zeit (Lactant.) die Hingebung im religiösen Sinne. Das Wort „augustus“ hat einen weiten Umfang. Bekannt ist das Ovidische:

Sancta vocant augusta patres: augusta vocantur
Templa sacerdotum rite dicata manu.

So aber, sagt man, findet es sich eben bei dem Dichter; allein der Dichter bemerkt ja ausdrücklich, dass das der Sprachgebrauch der Väter sei, und Dio lib. 53 sagt: „Augusta ea, quæ honore dignissima ac sanctissima sunt, dicuntur.“ In diesem Sinne kommt es nun auch mit „locus, augurium“ vor und tritt auf Inschriften nicht selten vor die Götternamen. Was aber hier den Ausschlag gibt, ist diess, dass das Monogramm sich gerade bei dem Worte „ædes“, nicht bei dem Worte „prætor“ findet; wir lassen es desshalb auch bei diesem, das im plur. gern von Tempeln vorkömmt. Auch das folgende „priscæ steterant“ führt uns in eine etwas weiter zurückliegende Vergangenheit zurück; es ist vom Wiederaufbau längst zerstörter Gebäude die Rede. Jetzt befindet sich die Inschrift allerdings im Rathhaus zu Sitten beim Eingange zur Linken in der Seitenmauer; man sieht aber bei dem ersten Anblick, dass es eben nur als eines der schönsten und wichtigsten Denkmäler des Thales hier Platz gefunden hat, ebenso wie ein Gleiches zu Solothurn und anderwärts geschehen.

Digitized by Google

Frage über die Gottheit Christi setzt. Es wurden also sicher im Jahre 377 durch den Prätor Asclepiodotus mehrere niedergerissene Kirchen, die schon lange gestanden, wieder hergestellt. Es ist nun freilich nicht gesagt, wann sie niedergerissen worden; das beigefügte »quæ priscæ steterant« weist uns aber ziemlich weit in der Zeit zurück. Vergleichen wir das hier Gesagte mit der schon oben beigebrachten Notiz über Genf, dass Constantius I. dem damaligen Bischofe die Erlaubniss ertheilte, die zerstörte Kirche wieder herzustellen, so möchten wir so ziemlich sicher annehmen können, dass diess, wie dort, auch hier unter Diokletian geschah. Es würde das gut mit den Actis in Betreff der Thebäischen Legion und den Bestimmungen über die Begründung der Nachbarkirche zu Genf zusammenstimmen, ja mit einen Beitrag zur Erklärung der erstern und des dort über die verhängte Christenverfolgung Gesagten geben. Einem Manne mit solchem christlichen Eifer setzte man gern ein Ehrendenkmal; das »tales respublica quære sc. viros« (nicht »ædes«, wo man »exstrue« lesen würde) hebt so recht das Verdienst dieses für das Christenthum treu besorgten Praetors hervor.

Gerade bis auf diese Zeit führen uns auch die Notizen über die ersten Glaubensprediger in dem Thale zurück. Schon zum Jahre 310, also dem achten nach dem Martyrium der Thebäischen Legion wird des Bischofs Ogerius als eines solchen gedacht. Es geschieht diess in einem sehr alten codex des Klosters Agaunum, den die dortigen canonici den Herausgebern der »Gallia Christiana« zusandten. In ihr ist er desshalb auch zuerst benutzt worden (1770). Er ist wohl um's Jahr 830 verfasst; um diese Zeit lebte nämlich Heyminus, Bischof und Abt des Klosters. Bis auf ihn ist aber die alte Liste der Aebte fortgeführt. Sie schliesst mit den Worten: »Domnus Heyminus episcopus et abbas et ipse novissime a fratribus electus.« Seine Angaben haben sich durch alle neuen Untersuchungen und die gewonnenen bessern Kenntnisse der Concilienakte trefflich bestätigt. Es ist daher diese Angabe keineswegs so zu verwerfen, wie es Briguet in der »Vallesia sacra« gethan, der freilich diesen codex nicht kannte und die Sache für entschieden hielt, »quoniam hunc

Digitized by Google

antistitem non refert episcopalium annalium receptus syllabus, nec canonicorum Sedunensis castri Valeriæ.« Es gab und gibt allerdings eine grosse Anzahl dieser Cataloge, von denen auch dem Verfasser mehrere zur Einsicht vorgelegt wurden; weder aber der kirchlich angenommene bischöfliche, dem Briguet in seiner »Vallesia christiana« folgt, noch der ihm an Alter und Werth gleichstehende des Domherrnsitzes Valeria können dem des Agaunensischen Klosters irgendwie an die Seite gesetzt werden. Was noch von ältern Urkunden auf Majoria vorhanden war, ist übrigens 1788 mit dem dortigen Bisthumsarchiv verbrannt; auf Valeria ist, abgesehen von einigen bis auf das 14. Jahrhundert zurücklaufenden Urkunden, nichts von Chroniken und Catalogen zu entdecken, was nur dieses Alter beanspruchen könnte. Es handelt sich hier aber nicht um die kirchlichen, sondern die historisch bewährten Quellen. Es heisst übrigens dieser Ogerius auch Hypogrenensis und soll nach der Angabe eines Catalogs von Ivrea durch den Papst Marcellus hierher geschickt worden sein (ex Ivrea missus a papa Marcello). Dieser 308—310 fungirende Papst kann ihn allerdings zu einer Bekehrungsreise hierher veranlasst haben; eine solche war damals unter dem hier herrschenden Licinius ebenso möglich, als bei dem hier werdenden Christenthume nöthig. Jedenfalls war er aber nur ein Glaubensapostel; ein Bischof von Wallis im eigentlichen Sinne des Wortes war er nicht.

Etwas später zum Jahre 323 wird ein anderer Glaubensapostel Sulpicius erwähnt. In einem der geschätztesten alten Manuscripte, das sich früher in den Händen des gelehrten Clermonter Abtes Savaro befand, geschieht seiner als eines würdigen Gallischen Bischofes Erwähnung. Er soll auf ein wahrhaft christliches Leben in einer Nische der Octodurensischen Kirche begraben worden sein. Diese letzte Angabe ist nicht ohne Werth; es hatte in diesem Falle die Ueberlieferung einen festen Anhaltungspunkt gewonnen, der uns die Aufbewahrung dieses Namens erklärt. Zugleich würden wir auch von dieser Seite her auf die Annahme geführt, dass es schon im Anfange des Jahrhunderts christliche Kirchen in Wallis gab.

Digitized by Google

Noch soll endlich hier etwas später Sempronius gewirkt haben. Für diesen zeugt wieder der Agaunensische codex; ausser ihm auch der Simplon, mons Sempronius, wenn er von ihm den Namen entlehnt hätte. Es ist nun zwar richtig, dass unabhängig von der grossen Militärstrasse über den S. Bernhard frühzeitig eine Handelsstrasse von Mailand aus über den Simplon nach Martigny führte. Eine in dem Thale von Ossola aufgefundene Meilensäule führt auf ihr Dasein schon unter Septimius Severus und Albinus; eine andere etwas später unter Volusianus und Gallus aufgerichtete mit der Zahl XVII, der Entfernung der Stadt von der Simplonshöhe, findet sich zu Sitten. Es war also Oberwallis frühzeitig im lebendigen Verkehre mit Oberitalien. Wir können aber doch diesen Zeugen nicht gelten lassen. Der Berg kommt in den alten Urkunden unter allen andern Namen, Sempton, Semptonus, Simplum, Simplonus etc., nur nicht unter dem des Sempronius vor. Es möchte nach der erwähnten Inschrift näher liegen, an ein corrumpirtes septemdecim zu denken. Nichts desto weniger werden wir auf den ersten guten Zeugen hin an diesem Sempronius festhalten. Gewöhnlich hat man geglaubt, seinen Namen unter denen der Gallischen Bischöfe zu entdecken, welche das berühmte Sardicensische Concil unterzeichnet haben. Dort steht allerdings sein Name; auch würde die Zeit recht gut passen; man vergass aber, dass Wallis damals noch nicht zu Gallien gehörte, sein Name also vielmehr unter denen der Italischen Bischöfe stehen müsste, wenn er hier gegenwärtig gewesen wäre. Auch er war übrigens ebenso, wie die beiden früher genannten, nur ein Apostel, nicht aber ein Bischof des Landes.

So weit war aber durch die Thätigkeit dieser Männer das Christenthum hier verbreitet worden, dass an die Stiftung eines bleibenden Bisthumes gedacht werden konnte. Seine wirkliche Errichtung beweist rückwärts für die einleitende apostolische Thätigkeit, wie sie den genannten Männern ertheilt wird. Es bezeugen nun alle ältern Dokumente, dass der schon oben genannte Theodorus, von dem Isaak seine Notizen entlehnt haben soll, als erster Bischof zu Octodurum, wie es ausdrücklich in

Digitized by Google

den Akten des Concils von Aquileja (381) heisst, gewirkt habe. Nur in dem alten agaunensischen Verzeichnisse der Bischöfe wird abweichend von allen andern Angaben Protasius an ihre Spitze gestellt. Ein Protasius war aber um jene Zeit (345) Bischof von Mailand, von dem wir als Metropoliten den unsrigen abhängig denken müssen (Ughelli Italia sacra Tom. 4, p. 67). Es mag daher das Bisthum zu Octodurum von ihm in aller Form begründet und Theodorus zum ersten Bischof gewählt worden sein. So wird nämlich öfters der Metropolite als Begründer des Bisthums allen Bischöfen desselben vorausgestellt. Als solchem musste ihm aber der Gedanke an ein hier zu errichtendes Bisthum am nächsten liegen, als solchem Begründer ihm aber auch zugleich ein dankbares Angedenken gewidmet werden. Protasius war nun Bischof von Mailand bis nach der Mitte des Jahrhunderts; Dionysius, der sich aber nur 6 Monate halten konnte, folgte ihm im Jahre 355, wo er, von Constantius unaufhörlich beunruhigt, endlich wie der Genfer Bischof ins Exil geschickt wurde. Bis auf diese Zeit wird also Theodorus in sein Amt eingesetzt worden sein. Eine Hindeutung auf einen noch vor ihm fungirenden Bischof ist nicht vorhanden. Sicher hatte Theodor, als er auf dem Concil zu Aquileja erschien, schon eine längere Zeit ruhmvollen Wirkens hinter sich. Er nimmt hier in den Unterschriften den ersten Platz auf die Metropoliten ein.

Ruhmvoll wirkte er aber und hat sich den Namen eines Apostels von Wallis wahrhaft verdient. Denn darin stimmen alle alten Notizen und Ueberlieferungen überein, dass er eben so durch sein christliches Leben, als seine tiefere Kenntniss zur Verbreitung des Christenthums in Wallis beigetragen und durch einen sorgfältigen Unterricht seinem Gebäude eine feste Basis gegeben habe. Nicht aber bloss hier, auch in Kleinburgund soll er nach Golüt histor. de la Franche-Comté gepredigt und über die Alpen hinweg bis in die Umgegend Novara's nach der Novaria des dortigen Bischofs Carolus seine Wirksamkeit ausgedehnt haben. Noch jetzt wallfahrte man von hier aus zu seinem Grabe am 16. August (cfr. Acta Sanctorum zum 16. August). Die Novaria vermischt ihn jedoch hiernach mit einem

Digitized by Google

andern zu Carls des Grossen Zeiten lebenden, durch Wunderthätigkeit ausgezeichneten Theodorus oder Theodulus; diese Volksverehrung kann desshalb auch diesem gelten. Alles jedoch, was von der Bekehrungsthätigkeit eines Theodorus in den Geschichtsbüchern sich findet, wird am sichersten diesem ersten Theodor in der Zeit des hier werdenden Christenthums ertheilt werden.

Wie nach aussen, wirkte er aber auch nach innen hin. Er war also 381 auf dem Concil zu Aquileja gegenwärtig, auf dem nach Befehl des Kaisers Gratian gegen die den Arianismus erneuernden Bischöfe Palladius und Secundianus eingeschritten wurde. Er wollte in seinem Glaubenseifer, ein entschiedener Charakter, den Palladius nicht mehr als Priester, ja nicht einmal als Christ anerkennen (Theodorus, episc. Octodurensis, dixit, Palladium, qui Christum deum verum coæternum patri negavit, nec Christianum hunc, nec sacerdotem ullo modo censemus). Mit gleicher Entschiedenheit soll er dann auf seine Rückkehr zur Sicherstellung des orthodoxen Glaubens in seiner Diöcese beigetragen haben. Diess ein Zusatz neuerer Zeit, der aber aus dem in Aquileja errungenen Triumphe folgt und über das gerade hier entbrennende gehässige Parteiwesen Licht verbreitet (»Andreas Saussayus in supplem. ad Martyr. Gall. X Cal. April. Reversus cum triumpho orthodoxam fidem excoluit«).

Er war es übrigens auch, der auf diese im Ganzen damals schon überwundene Streitsache das Interesse seiner Kirche noch einem andern Gegenstand zuwandte. Er wies nämlich zuerst im Geiste seiner Zeit auf den unschätzbaren Schatz derselben, die Reliquien der Agaunensischen Märtyrer hin. In höherer Offenbarung, ganz so wie sie auch seinem Metropoliten Ambrosius in Betreff Mailändischer Märtyrer zu Theil wurde, soll er sie entdeckt und ihnen zu Ehren eine Kirche errichtet haben (cfr. Acta Eucherii). Bei ihrer Errichtung muss schon so ziemlich ganz Wallis christianisirt gewesen sein. Es wird nämlich zum Schlusse der Acta erzählt, auf welche Weise der einzige Heide, der sich bei der Arbeit betheiligte, bei derselben bekehrt wurde. Die ihm plötzlich an einem Sonntag, wo er fortarbeitete, erscheinenden Heiligen wussten ihm nämlich so mit

Digitized by Google

Scheltworten und noch fühlbarern Schlägen zuzusetzen, dass er, freilich etwas gewaltthätig, zum gläubigen Christen umgewandelt wurde. Abgesehen von dieser tumultuarischen Bekehrungsweise der Engel, die, mit der damaligen Bekehrungsweise der Kirche parallel laufend, öfters in der Zeitgeschichte wiederkehrt (cfr. Euseb. lib. 5 zu Ende) und eine so lebendige Vorstellung war, dass selbst ein Hieronymus zeitlebens die Narben einer solchen Züchtigung zu tragen meinte, liegt in der Erzählung offenbar eine Hindeutung auf die damals ziemlich vollendete Bekehrung des Landes. Nur möchten wir nicht daraus, dass Constantin 321 die Arbeit am Sonntag untersagte, Maxentius aber 351 sie wieder gestattete, mit De Rivaz schliessen, dass die Kirche um die Zeit dieses Erlaubnissgesetzes gebaut wurde. Ein solcher Schluss möchte an sich keine Wahrheit haben, hier aber noch der Erzählung ihre Spitze rauben. Sicherer als in das Jahr 352 oder die nächstfolgenden werden wir die Errichtung dieser Kirche etwas weiter vorwärts in der Zeit, wo sich das Interesse an der neuen Frage immer lebendiger regte, schieben, in die Jahre, wo Theodorus dem h. Victricius und Gregor von Tours seine frommen Gaben zusandte.

Diese Kirche wurde übrigens an den Felsen angebaut, in dessen unmittelbarer Nähe auch noch die jetzige steht und erhielt eben desshalb den Namen der Agaunensischen. Agaunus bedeutet nämlich in der alten Gallischen Sprache Fels, ein Viel der Steine oder Felsen (Stumpfs Chronik). Am Gandt, an der Gendt, Hochgant sind hierfür beweisende Ausdrücke. Der agaunensische Mönch, der diese Erklärung zweimal in seiner Legende und dem Leben des heil. Romanus gibt, verdient hier mehr Glauben, als der mitunter in zu feinen Combinationen sich verirrende De Rivaz, der es von *αγων* ableitet und darin eine Beziehung auf den Kampf der agaunensischen Märtyrer findet. Er stützt sich auf die Worte des h. Ambrosius in einem Briefe desselben an Vigilius: »unde hodieque Agon loco nomen est, quod ibi Samson gloriosum certamen virtute egregia consummavit« und verbindet hiermit die Vermuthung, dass Ambrosius wohl selbst auf seiner Durchreise zum Maximus den Ort so

Digitized by Google

getauft habe. Dann hätte aber derselbe wenigstens den Namen »Agon« erhalten müssen, wenn derselbe überhaupt auf dem der griechischen Sprache fern liegenden Gebiete anwendbar gewesen wäre. Dieser neue Name verdrängte übrigens nur allmälig den ältern des dort sich findenden Fleckens Tarnada, der so nach dem dortigen »castrum« (Tarnada = fester Platz) genannt wurde. Beide kommen von der Errichtung der Kirche an neben einander vor; spricht das »itinerarium« des Antoninus und die Theodosianische Reisecharte (380) noch von Tarnajas, so erzählt uns dagegen Gregorius von Tours lib. X zum Schlusse, dass er in seiner verbrannten Basilika die Reliquien der Agaunensischen Märtyrer unter dieser Bezeichnung entdeckt habe. Diese waren aber gegen das Jahr 390 hierher gekommen; um dieses Jahr war also schon der Wechsel eingetreten. Ob und wie lange der alte Name noch neben dem neuen hergelaufen, lässt sich nicht bestimmen; es lässt sich also auch nicht aus der Bezeichnung der Regel des alten Klosters als der Regel von Tarnada bestimmt schliessen, dass schon vor 390 zugleich mit der Kirche auch ein Kloster und ein Mönchsverein begründet worden sein müsse. Mit mehr Recht kann man sagen: die Begründung der Kirche zog die des Klosters nach sich. Die Kirche wurde nämlich nicht ohne bestimmte Abzweckung aufgebaut; sie wurde zu Ehren der Thebäischen Märtyrer für die frommen, hierher wandernden Pilger aufgerichtet. Theodorus wird aber diese Pilger, die sich in der Umgebung der Kirche niederliessen, zur Uebernahme und Pflege eines entsprechenden Kultus angeregt und so auch den Anstoss zur Begründung eines gewissen Klostervereines gegeben haben. Sie häuften sich aber bald; Eucherius erzählt am Schlusse seiner Acta, dass die Hausfrau eines gewissen Quintus, die nicht mehr gehen konnte, sich hierher tragen liess, dann aber den Ort wieder frisch und gesund auf ihren Füssen verlassen habe. Diese Thatsache sei aber nur eine von den vielen Heilungen und Dämonenaustreibungen, welche die göttliche Kraft dort täglich durch seine Heiligen vollbringe. Der heil. Romanus zog um das Jahr 450 hierher. Von einem solchen hochheiligen Wallfahrtsorte lässt sich aber

Digitized by Google

eine Einigung der hierher ziehenden und sich zurückziehenden Frommen zu einem geordneten Kultus und einer ascetischen Lebensbethätigung nicht hinwegdenken. Polycarpus von Sens soll nach ausdrücklicher Angabe im Kloster von Agaunum um 450 gestorben sein. (Maturini vita: »Beatus vir Polycarpus Senonensis, Romam profecturus ad urbem, apud sanctorum martyrum Mauritii et sociorum ejus coenobium feliciter migravit ad Christum.)

Theodorus errichtete aber nicht bloss eine Kirche zu Ehren der Agaunensischen Märtyrer; er trug auch zu ihrem Kultus ausserhalb des geheiligten Bodens das Seinige bei. Er sandte dem heil. Victricius und Martin von Tours Reliquien zu, welche die gehörige Anerkennung fanden; er war es auch, der bei dem hohen Interesse, das er an diesem Kultus nahm, sich veranlasst sah, seinem Nachbarbischofe, dem schon erwähnten Isaak, die nöthigen Mittheilungen in Betreff desselben und seines wichtigen Fundes zu machen. Es muss das aber nicht etwa damals geschehen sein, als Wallis von Italien getrennt und zu Gallien geschlagen wurde. Bei solchen Veranlassungen waren allerdings dergleichen Zusendungen gebräuchlich; wir würden dann aber eher eine Zuschrift an den Metropoliten erwarten. Die eigentliche tiefere Veranlassung liegt hier offenbar in dem glorreichen Funde und der Errichtung der neuen Kirche. Richtig ist es zwar, dass Ammian. Marcell. um 390 die »alpes Grajas et Penninas exceptis obscurioribus« in die »secunda Lugdunensis« versetzt, die 377 noch unter dem »prætor Asclepiodotus« standen, richtig aber auch, dass wir noch in dem Briefe der 390 in Mailand versammelten Bischöfe an den Papst Siricius unter den 10 Unterschriften neben dem Namen des benachbarten Bischofs von Aosta auch den des Theodulus oder Theodorus antreffen. Es ist dieser Brief in dem gleichen orthodoxen Glaubenseifer geschrieben, der sich in den Akten der Synode von Aquileja ausspricht; vorzüglich wird aber ein mit der Heiligenverehrung verwandtes Kapitel, die Verehrung der heil. Jungfrau behandelt, das speciell unsern Theodorus ansprechen und zur Reise hierher trotz seines schon hohen Alters veranlassen musste.

Theodor I. wird somit mit Recht als der eigentliche Apostel

Digitized by Google

des Landes bezeichnet. Er war der erste geweihte Bischof des Landes und der eigentliche Begründer der Walliser Kirche und des Kultus, der diese Kirche zum höchsten Glanze erhob. Sein Name findet sich desshalb in den ältesten liturgischen Manuscripten des Landes, dem sehr alten »missale Sedunense« und einem ebenfalls sehr alten martyrologium, älter als alle übrigen Bücher mit dem kirchlichen officium, die beide in dem Archiv des Domherrnkapitels auf der Burg Valeria zu Sitten niedergelegt sind. Er soll 391 gestorben sein; da wir ihn 390 noch zu Mailand finden, so verlegte man seinen bald erfolgten Tod gerade auf dieses Jahr. Wo, lässt sich nicht sicher bestimmen. Zunächst würde die Annahme liegen, zu Octodurum, wo er als Bischof wirkte. Dagegen soll der Bischof Wilhelm I. seine Gebeine zu Sitten entdeckt haben. Hat er sich nun nicht täuschen lassen, so müsste er hier gestorben oder seine Gebeine, wie die der Agaunensischen Märtyrer, bei der hohen Verehrung gegen ihn versetzt und zu dem spätern Bischofssitze gebracht worden sein.

Sein Nachfolger war Elias. Das alte Agaunensische Verzeichniss nennt ihn nicht; die neuern Kataloge stimmen in seiner Stellung zwischen Theodor und Florentin überein. Der alte Katalog muss für seine Weglassung einen Grund gehabt haben; es wird nun wirklich einstimmig erzählt, dass er, erster Bischof von Sitten, wenn auch mit Eifer und Kraft, doch nur vorübergehend für die Walliser Kirche mit Predigt, Begründung von Kirchen und Anstellung eines zahlreichen Klerus gewirkt habe. Er soll von den Arianern verfolgt, geschmäht, gemisshandelt, endlich aus dem Lande gejagt sich in die Einsamkeit auf die Insel Orta bei Novara zum heil. Julius zurückgezogen und mit ihm dort den Bau der Kirche vollendet haben, in welcher sie beide begraben wurden. Elias überlebte aber den erstern, dem er in seiner Todesstunde beistand und ward der Erbe seiner Kleinodien, eines Kelches, eines griechischen missale, seiner priesterlichen Ornamente und seines Hirtenstabes. Dem heil. Audentius, den seine Freunde und Hausgenossen hierher brachten, um ihn nach seinem Wunsche neben dem heil. Julius zu

Digitized by Google

beerdigen, erwies er die letzten religiösen Ehrenbezeugungen, verschönerte die neugebaute Kirche, gewann Viele für den Kirchendienst und ward der Gründer des Collegiatstiftes des h. Julius, das weit und breit segensreich wirkte. Schon bei Lebzeiten soll er übrigens als Exorcist Wunder vollbracht haben, die sich auf seinen Tod mehrten; er wurde desshalb von dem Volke fortdauernd hochgeehrt.

Man feierte nun eben so wie auf der Insel, so auch zu Sitten das Fest dieses Heiligen; ganz klar war man sich aber über ihn und seinen Todestag nicht. Man wandte sich desshalb von Sion aus an das Kapitel des h. Julius um Aufschluss und um's »officium«. Das Kapitel antwortete und der Bischof von Sitten verdankte das Schreiben durch Uebersendung einiger Reliquien der Märtyrer und eines Stückes der Wunderglocke des h. Theodolus III., das man auch gleich wie zur allgemeinen Glockenweihe in die dortigen Glocken eingiessen liess. Der Sohn des oben genannten De Rivaz, der mehrere noch handschriftlich in der Familie vorhandene Arbeiten über sein Vaterland zurückgelassen hat, fand auch unter dem Aktenstaube auf Valeria das Antwortsschreiben des Kapitels zu St. Julius von 1626 oder folgende Notizen aus ihm: »Der Körper des h. Elias ruhe unzweifelhaft in ihrer Kirche. Er werde oft in einem alten pergamentenen Manuscripte über die Heiligen der Insel erwähnt und als Nachfolger des h. Julius bezeichnet. Ein Diplom des Kaisers Otto von 962 bezeuge, dass in der Kirche die Körper beider Heiligen mit noch andern lägen. Sein Fest werde nach den alten Ritualien der Kirche den 13. April gefeiert.« Und siehe da, es fand der Bischof von Novara etwas später unter den Gräbern der Heiligen in der Kirche des h. Julius auch das des h. Elias; er ermangelte nicht, von den theuern Reliquien einen Theil dem Bischof von Sitten zuzuschicken. Die Worte des Manuscriptes selbst lauten so: »Post ejus venerandum »excessum sc. Julii Helias exstitit ejus successor, qui etiam pres»byterii fungebatur honore — Audentius non adeo longa mora »interposita (nach dem Tode des h. Julius) Mediolani defunctus »est. Tollentes itaque eum ejus domestici inde deduxerunt ad

Digitized by Google

»insulam, in qua sanctissimus vir erat sepultus, Helias autem »cum crucibus et candelabris clericorumque psalmodiis dig»nasque exhibens exsequias juxta virum domini Julium hunc »tradidit sepulcro.« Ganz das Gleiche findet sich auch in dem Leben des h. Julius und Julian, wie es die Bollandisten nach einem »codex Coloniensis Carthusiæ« herausgegeben haben. Es wäre so ein Theil der Angaben über Elias gut bestätigt, aber nur der Theil, der sich auf seine spätere Lebensperiode bezieht.

Fragt es sich weiter um sein früheres bischöfliches Wirken in Wallis, so scheint gerade diese Bestätigung demselben wenig günstig zu sein. Er wird in dem alten Pergamente ausdrücklich »presbyter« genannt, als sei er nie Bischof gewesen. Dann bemerkt auch der Verfasser der oben erwähnten Notizen, dass man zwei »officia« zu S. Julius abgefasst habe, eines für den h. Julius, eines für den h. Elias, die man auf dem h. Tridentinum verbunden habe. Man scheint ihn also als einen nur hierher gehörigen betrachtet und keine Notiz von seiner anderweitigen Thätigkeit gehabt und genommen zu haben. Das ist aber doch nicht so. Beide Kirchen haben ihn den ältesten Traditionen gemäss als einen ihnen beiderseitig angehörigen anerkannt; auf sie hin traten sie in lebendigen Briefwechsel mit einander. Dann haben wir auch noch ein sehr altes Kunstdenkmal, das die beiderseitige Ansicht hierüber zur Anschauung bringt. Es ist diess ein im Domherrenstifte zu Valeria aufbewahrtes Bild des h. Elias, auf welchem derselbe als Ankömmling in Orta dem h. Julius seine Verehrung durch die zu seinen Füssen niedergelegte Bischofsmütze bezeugt. Unter dem Bilde stehen die Worte: »Illmo et Rdmo Dno, Dno Hilteprando, episcopo Sedunens., Præp. et Can. Collegii S. Julii ex antiquo suæ ecclesiæ 1626.« Dieses Gemälde will Carl, der Verfasser der Novaria, über dem Altar des h. Elias in der Kirche des h. Julius mit der Unterschrift »S. Helias episcopus Sedunensis« gesehen haben; selbst lebend um das Jahr 1600 schätzt er es über 200 Jahre alt. Ueberhaupt sollen alle Bilder des Elias in der alten wie neuen Kirche des h. Julius ganz denen gleich sehen,

Digitized by Google

welche Sitten ebenso in der Kathedralkirche, als auf den bischöflichen Schlössern Majoria und dem noch höher liegenden Turbilio (turris bella) und dem der Domherren Valeria besessen hat und besitzt. Das erstere mit dem Zusatze »ex antiquo suæ ecclesiæ« ist jedoch für unsere Untersuchung das bedeutungsvollste und gewinnt noch insofern ein besonderes Interesse, als es eine Beziehung auf die von Elias niedergelegte Bischofswürde enthält und so das ihm beigelegte Prädikat eines Presbyters erklärt. Endlich bemerkt auch noch das pergamentene Rituale der Kirche des h. Julius: »festum S. Eliæ presbyteri et episcopi Sedunensis, ut alibi habetur, qui immediate successit beato Julio in hac insula et in regimine ejus ecclesiæ et qui ejus corpus sepelivit.« Man kannte also wohl diesseits seine anderweitige Thätigkeit, schwankte aber, ob man ihn Presbyter oder Bischof nennen sollte, wie er denn auch von einer Partei in Wallis nicht als solcher anerkannt wurde.

Fragt sich nun weiter, wenn unser Elias gewirkt hat, so gibt das über den h. Julius Bekannte näheren Aufschluss. Es hat sich zwar über seine Geschichte ein Heiligenschleier gelegt; jedoch ergibt sich trotz aller Uebertreibungen aus seinen Lebensbeschreibungen (der des Mombritius durch einen canonicus der Kirche des h. Julius nach ihren alten Urkunden und der der Bollandisten nach dem codex Coloniensis Carthusiæ) sicher, dass er mit seinem Bruder Julian eine grosse Bekehrungsreise unter Theodosius anstellte, von diesem ganz dem etwas stürmischen Eifer desselben gemäss unterstützt wurde und endlich nach langer Arbeit, nach angeblicher Durchwanderung aller Provinzen des Reiches, des ganzen Latiums, Liguriens und Insubriens und nach Aufrichtung von 99 Kirchen müde und matt in Orta ankam und hier ein Ruheplätzchen fand. Beide Brüder, angeblich Myrmidonen, d. h. aus Aegina gebürtig, sollen sich nämlich in ihrem Bekehrungseifer an Theodosius mit der Bitte gewendet haben, er möge ihnen gestatten, im Reiche mit dem Heidenthum vollends aufzuräumen, die heidnischen Tempel und Altäre niederzureissen und christliche an ihrer Stelle zu errichten; der Kaiser aber soll sie erhört und mit Empfehlungsschreiben

Digitized by Google

an alle Machthaber (patricios, magistros militum, tribunos, centuriones omnesque in potestate constitutos) entlassen haben. Theodosius, unter dem sie somit ihr grosses, zeiterforderndes Bekehrungswerk beginnen, regierte von 379—395; Elias, der den h. Julius zu Orta schon antraf, kann somit kaum vor dem Jahr 390 hier eingetroffen sein. Gerade aber bis auf dieses Jahr war Theodorus Bischof in Wallis; um diese Zeit wird also der hochbetagte unserm Elias Platz gemacht haben.

Auffallend könnte es noch scheinen, dass er nicht mehr als »episcopus Octodurensis«, sondern »Sedunensis« eingeführt wird. Es lag bei den aus jener Zeit bekannten Ueberschwemmungen der gefährlichen wilden Dranse sehr nahe, eine solche zur Erklärung zu Hülfe zu rufen. Elias sollte aus dem zerstörten Octodurum nach der das obere Thal beherrschenden Hügelstadt den Bischofssitz verlegt haben. Es liegt aber hierfür noch ein anderer, geschichtlich sicherer Grund vor. Schon 377 finden wir den Prätor Asclepiodotus zu Sitten. Es mag sich dieser Ort besser zum Regierungssitz geeignet haben. Der kirchliche richtete sich aber im Ganzen genommen nach dem politischen. Es hatte somit Elias hinreichenden Grund, nach dem mit einer herrlichen Kirche neu geschmückten Sitten den Bischofssitz zu versetzen, wenn es nicht schon vor ihr Theodorus gethan hat. Dass er übrigens hier keine Ruhe fand, hat keine Schwierigkeit; die arianischen Stürme hatten noch nicht ausgetobt und durch das offenbar sehr entschiedene Auftreten des Theodorus einen giftigen Charakter angenommen. War auch die Kaiserin Justina, leidenschaftliche Beförderin des Arianismus, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Valentinian II. gestorben, so näherte sich doch auch dieser nur allmälig auf den Tod der Mutter dem orthodoxen Glauben und seinem entschiedensten Vertreter im Abendlande, dem h. Ambrosius. Einzelne Statthalter handelten in der frühern selbst durch Gesetze sancionirten Weise gegen die Befeinder des Arianismus fort; die Population, vorzüglich eine örtlich abgeschlossene, wechselte nicht über Nacht ihren Glauben. So erklärt sich auch vor dem Ein-

Digitized by Google

fall der sogenannten Vandalen die Parteibewegung, die unsern Elias aus Wallis forttrieb.

Auf seine Entfernung wurde aber keine Ruhe. Florentinus trat an seine Stelle. Er kann nur unter dem Widerstande der mächtigen gegnerischen Partei in sein Amt eingetreten sein; wir werden desshalb nicht fehlgreifen, wenn wir ihm die Rolle eines entschiedenen Parteiführers ertheilen. Diess führte ihn aber seinem Verhängnisse entgegen. Gerade um diese Zeit drangen nämlich die Vandalen wie anderwärts, so auch in Wallis ein (407—411). Sie waren Heiden und Arianer; in beiden Fällen hatte er die Eindringlichen, wie wegen ihrer Raub- und Kriegslust, so wegen ihres abgöttischen Wesens zu strafen. So soll er nebst seinem Diakonus Hilarius den Märtyrertod durch sie erlitten haben. Wie aber die afrikanischen Vandalen den orthodoxen Bischöfen die Zungen ausreissen liessen, so sollen auch ihnen als unberufenen Predigern vorher die Zungen abgeschnitten worden sein.

Mit diesem Einfalle hat es nun seine volle historische Richtigkeit. Hieronymus sagt in der epistol. 91 ad Ageruchiam: »quicquid inter Alpes et Pyrenæum est, Wandalus, Burgundiones, Alemanni vastarunt« und Salvianus in carmine prologo: »cæde decenni *Vandalicis* gladiis sternimur et Geticis.« Es besteht hiernach die allgemeine, wohlbegründete Annahme, dass Vandalen, Alanen, Sueven in diesen Jahren Gallien verwüsteten und bis nach Spanien vordrangen und auch Burgunder und Franken zu den herumstreifenden Räuberhorden sich gesellten.

Anders scheint es sich dagegen mit dem Martyrium unsers Florentinus in Sitten zu verhalten. Dieser Märtyrer wird zwar in dem alten martyrologium Hieronymianum, dem ältesten von allen, erwähnt (27. Septbr.), aber in folgender, von dem Gesagten ganz abweichenden Weise: »In territorio Aedua civitate natalis sancti Florentini«; es wird also seiner, aber nicht als eines Bischofes, nicht als eines mit seinem Diakonus zugleich Leidenden, nicht endlich als eines Bischofs zu Sitten gedacht. Ado, der dem »Romanum parvum« folgt, nennt ihn nicht;

Digitized by Google

sein Name findet sich nicht in den ältesten Manuscripten dieses Martyrologen, sondern nur zugleich mit dem des Hilarius in den von Mosander und Rosweydus abgedruckten, die aber ihre kritischen Fragezeichen machen oder ihn nur anhangsweise geben. Dagegen kennt denselben Usuard, der ihn somit anders woher, als seiner gewöhnlichen Quelle, dem genannten Ado, nahm. Er sagt: »castro Pseuduno sancti Florentini, qui una cum beato Hilario post abscissionem linguæ gladio jussus est feriri.« Es bleibt dann auch in den Zusätzen späterer »codices« dieses Martyrologiums constante Angabe, dass beide »in territorio Augustodunensi« gelitten. Sigbertus Gemblacensis, Chronist des 12. Jahrhunderts † 1112 ist der erste, der in seinem Chronicon zum Jahre 411 eine andere Ortsbestimmung gibt: »Vandali duce Croco »Gallias pervagati multas urbes et ecclesias subvertunt. Sub »hoc turbine inter multos martyrizantur Sedunensis Florentinus »et Hilarius.« Auch bei ihm bleibt es aber zweifelhaft, ob er denn auch Sitten in Wallis meint. Die Einleitung desselben führt ebenso, wie die gleich darauf genannten Märtyrer: »Desiderius Lingonensis, Antideus, Vesontiensis episcopus,« auf Gallien. Erst die ihm folgenden späteren Martyrologien, das von Baronius bearbeitete »Romanum« lassen darüber keinen Zweifel zurück, dass sie dieses Sedunum nach Wallis verlegen.

Das scheint nun freilich kein unserm Sedunum sehr günstiges Resultat zu geben. Das nicht sehr bekannte Pseudunum (Blémur?) führte leicht auf ein sich ebenfalls vorfindendes Seudunum (cfr. edit. Lubeco Colon. Usuardi) und Sedunum; es scheinen also die beiden Heiligen durch einen geographischen Schnitzer nach Wallis gekommen zu sein. Briguet beruft sich zwar noch in seiner gewöhnlichen flachen Weise auf die »perpetua Vallensium traditio« und die »annales sacri«. Diese Continuität der Sage hätte aber nachgewiesen, die »annales sacri« bestimmt bezeichnet werden sollen. So ist nichts gewonnen; die Sache ist vielmehr die. Erstlich nennt das »martyrologium Hieronymianum« nur einen Florentinus als Märtyrer »in Aedua civitate«; späterhin gesellt sich bei Usuard, aber wohlgemerkt, in einer

Digitized by Google

schon vom »*castrum* Pseudunum« sprechenden Recension noch ein Hilarius zu ihm. Jener erstgenannte muss desshalb nicht der gleiche sein, wie der in Begleitung des Hilarius auftretende. Folgt doch auch jetzt erst die nähere Angabe der Art des Martyriums. Zweitens gehört Sigbert zu den bessern Chronikschreibern, der nicht ohne historische Gründe, wenn auch mitunter fehlgreifend, seine Bestimmungen gibt; er mag desshalb das Pseudunum mit gutem Grund in Sedunum umgewandelt und seinen etwas schwankenden Bericht gegeben haben. Die Angaben mögen eben selbst schwankend gewesen sein. Endlich findet sich der Name Florentinus auf der alten agaunensischen Bischofsliste, die wir im Verlaufe der Untersuchung bei mehreren Namen, z. B. dem eines Mauritius, Protasius etc., als eine durch die sichersten historischen Denkmäler, durch päbstliche Schreiben und alte Concilienakte bewährte kennen lernen werden, als eine Liste, die eben desshalb den ältesten Martyrologien an Werth gleichgesetzt werden muss. Auf sie hin, die aber Briguet und auch die von uns in ihrem Urtheil abweichenden Bollandisten noch nicht kannten, halten wir an unserm Florentinus fest und erkennen sein Martyrium nebst dem des gerade hier mit ihm constant verbundenen Diakonus Hilarius als historisches Faktum an. Was die alten Martyrologien anbelangt, so ist zu gut bekannt, dass sie sich vielfältig bei ihren Angaben täuschten. Sie rangen bei der anfänglichen Unbestimmtheit nach bestimmteren Angaben und warfen so verwandte Namen und Personen vielfach zusammen. Vorzüglich war man in der Geographie nicht sehr stark; die bekanntesten Namen wurden bis zur Unleserlichkeit verunstaltet (Proben weiter unten) und auf eine arge Weise, wie z. B. die »civitas Vallensium« und »Valentia« mit einander verwechselt. Man kann desshalb wohl auch hier sagen: der Florentinus des hieronymianischen Martyrologiums ist nicht der Florentinus, der später mit Hilarius verbunden den Märtyrertod erleidet. Schon das »*castrum* Pseudunum« bei Usuard, das sich nirgends nachweisen lässt, klingt so, als wenn es aus dem »castrum Sedunum« entstanden wäre. Sigbert nennt es geradezu so und hat Recht. Er wollte übrigens als Historiker seiner An-

Digitized by Google

gabe einen bestimmten historischen Hintergrund geben und griff desshalb nach einer sich ihm darbietenden Notiz des Gregor von Tours lib. I, c. 30, »Horum tempore sc.« des Bischofs Cornelius zu Rom und Cyprians zu Carthago »et Crocus, ille Alamannorum rex, commoto exercitu, Gallias pervagatur, cunctasque ædes, quæ antiquitus fabricatæ fuerunt, a fundamentis sub vertit«. Vergleicht man diesen Satz mit dem des Chronisten Sigbert, so ist nicht zu verkennen, dass er ihn ausgeschrieben hat. Leider hat er aber nicht die vorausgehende Zeitangabe scharf in's Auge gefasst. So wurde denn Crocus von ihm in's 5. Jahrhundert versetzt und seine Gallien verwüstenden Allemannen mit den arianischen Vandalen, unter denen unsere Märtyrer gefallen sein sollen, identificirt.

Nach dieser Zeit gewannen ebenso, wie in Genf, die religiösen Interessen allmälig eine andere, dem Märtyrerkultus sich immer mehr zuneigende Richtung. Es zeigt das schon der Name des Bischofs, der uns jetzt auf der Liste begegnet, nämlich der des Mauritius. Man liest sogleich aus ihm die sich steigernde Hochachtung gegen die thebäischen Märtyrer und ihren Führer heraus. Diese und die bis jetzt bewährte Orthodoxie mag übrigens der Wallisischen Kirche einen guten Klang in der Kirche verschafft haben. Der Papst Bonifacius übertrug ihm, Patroclus von Arles, Remigius von Embrun, Hilarius von Narbonne und Severus von Grenoble das Richteramt in der Sache des Bischofs Maximus von Valentia. Des damals wieder auftauchenden Manichäismus angeklagt, sollte er nicht ungehört verdammt, sondern in seiner Provinz durch gallische Bischöfe gerichtet werden. Diese Notiz ist nicht unwichtig. Sie bestätigt, abgesehen von der Existenz dieses Bischofes, den der Agaunensische Codex allein nennt, dass Wallis oder die Diöcese der Pennischen Alpen jetzt von Italien getrennt und zu Gallien auch in kirchlicher Beziehung gezogen worden war. Ein nicht gallischer Bischof wäre nicht zur Verurtheilung eines gallischen, der ja gerade durch die Landesbischöfe gerichtet werden sollte, aufgeboten worden. Auch ist von jetzt an nirgends mehr von einer Gegenwart eines Wallisischen Bischofs auf einer Mailänder

Digitized by Google

Synode die Rede. Es muss somit diese Umstellung zwischen den Jahren 391 bis 419, wo Mauritius zu dieser richterlichen Funktion aufgefordert wurde, eingetreten sein. Wie sich einmal die politischen Bande gelöst hatten, mussten sich auch die kirchlichen lösen.

Wann Mauritius starb, ist unbekannt. Sicher nahm nach ihm gegen die Mitte des Jahrhunderts Silvius den Bischofssitz ein. Ihn, den Nachfolger des Mauritius, musste es interessiren, die genaueste Kunde von dem alten Glaubenshelden dieses Namens und seinen Mitstreitern zu erhalten. An ihn richtete desshalb Eucherius seinen Bericht; als Metropoliten lag ihm das nahe, wenn er eine gleiche Kenntniss der Thatsache bei dem ihm übrigens auch befreundeten Sylvius nicht voraussetzen konnte. Als Metropoliten werden wir ihn aber mit Recht bezeichnen; gerade an ihn sah sich Sylvius aus persönlichen Rücksichten zu einem nähern Anschlusse gewiesen. Ebenso drängten aber auch die politischen Beziehungen zu demselben. Ammian. Marcell. bringt sicher die »Alpes Poeninas« mit der »Lugdunensis« in Verbindung (lib. XV, c. 11); der Walliser Bischof konnte sich also nur hier nach einem Kirchenoberhaupte umsehen. Leo der Grosse ertheilt im Jahre 449 weder Arles, noch Vienna dieses Bisthum; wenn zu irgend einem, musste es also zu Lyon gehören. Entscheidend sind die Worte der Vorrede des Eucherius zu seiner Legende: »misi ad beatitudinem tuam scriptam *nostrorum* martyrum passionem«; Eucherius setzt also mit ihnen eine Zusammengehörigkeit beider Kirchen oder eine Angehörigkeit der Märtyrer an beide Kirchen voraus, die sich so in leichtester Weise erklärt.

Von diesem Sylvius ist sonst wenig bekannt. Tiro Prosper erwähnt einen Mann dieses Namens zum Jahre 439, dem 14. Valentinians III.; nachdem er mehrere Stellen am Hofe bekleidet, soll er Einiges über religiöse Gegenstände geschrieben haben, das ihn nicht besonders erbaut zu haben scheint. Er nennt ihn einen überspannten, verworrenen Kopf. Möglich, dass dieser Sylvius mit dem unsrigen eine Person ist. Denn auch der unsrige hat seine eigenthümlichen Ideen und Lieb-

Digitized by Google

haberein in der Wissenschaft. Sicher stand er mit Eucherius in persönlichen freundschaftlichen Beziehungen; Honoratus, Bischof von Massilien, der ein Leben des h. Hilarius von Arles geschrieben, erzählt, dass Domnulus, Quästor des Reiches, und Sylvius mit Eucherius zu den grössten Verehrern desselben und Bewunderern seiner Predigten gehört hatten. So musste sich auch zwischen ihnen ein Freundschaftsband knüpfen; desshalb schickte denn nun auch Sylvius dem Eucherius alle seine Schriften zu, die dieser freundlichst aufnahm; desshalb widmete er ihm, der bisher alle seine Schriften gebilligt, auch 448—449 die oben erwähnte Schrift, einen »laterculus«, d. h. Kalender, den er im Interesse der Allgemeinverständlichkeit (ne nimis doctis esse obscurior sc. laterculus, quem priores fecerunt), besonders aber im praktisch liturgischen mit Rücksicht auf die kirchlichen Feste, nicht ohne manche treffende Bemerkung gegen Sterndeuterei, Tagewählerei, z. B. »nulla dies mala erit æstimanda, quoniam deus universa bona constituit«, abgefasst hatte. Er hatte somit früher schon Anderes geschrieben, das füglich das von Prosper Beurtheilte sein kann. Bruchstücke der Schrift geben die sich auf Wallis beziehenden Urkunden, herausgegeben von Sigismund Furrer, Sitten 1850.

Die zwischen beiden Männern bestehende Freundschaft war es denn auch, welche Sylvius zu seinem Bischofsamte verholfen und eine engere Verbindung der Lyoner und Walliser Kirche herbeigeführt hat. Der einflussreiche Eucherius war jedenfalls bei der Anstellung des Freundes und Mitverehrers des h. Hilarius betheiligt, wenn er ihn auch nicht gerade in sein Amt eingeführt hat; Sylvius schloss sich aber in dankbarer Gesinnung noch inniger an ihn an. Nicht als Ueber- und Untergeordnete, sondern als Freunde sprechen sie zu einander. Neue religiöse Interessen, den frühern verwandt, knüpften zugleich das Freundschaftsband noch fester. Es waren diess die Interessen an dem Kultus der Thebäer. Das des Eucherius an ihm ergibt sich aus seiner Legende, das des Sylvius aus der ausdrücklichen Bemerkung des Eucherius, dass ihn dieser Kultus fortdauernd beschäftige (sanctorum semper officio eum inhærere). Er stand

Digitized by Google

somit unter seiner unmittelbaren Aufsicht und fortdauernden Pflege; desshalb braucht er sich aber doch nicht zu jeder Zeit hier aufgehalten oder den Bischofssitz hierher verlegt zu haben. Agaunum wurde nur immer mehr ein Ort, der die bischöfliche Gegenwart und Thätigkeit in Anspruch nahm, bis man sich endlich zur Wahl eines eigentlichen Klosterabtes gedrängt sah.

Ganz geregelt waren übrigens die kirchlichen Verhältnisse und Beziehungen von Wallis in jener Zeit des Werdens und des gerade hier wechselnden politischen Regimentes noch nicht. Die wallisische Kirche erscheint noch als eine ziemlich selbstständige; bei der fortdauernden Hochachtung Roms gegen dieselbe wurde ihr Bischof mit aufgefordert, über eine verwickelte kirchliche Grenzstreitigkeit Galliens sein Urtheil abzugeben. Sie war zwischen den Bischöfen von Vienna und Arles entstanden, die sich beide die Metropolitenrechte in den dortigen Provinzen zueigneten. Die erste Entscheidung war die einer Versammlung von unpartheiischen Bischöfen ausserhalb des Landes zu Turin (397). Diese, wie wir sahen, auch für die kirchlichen Angelegenheiten Genfs wichtige Versammlung entschied eigentlich dahin, dass die Sache bis zur Ermittlung genauer Beweisgründe nicht entschieden werden könne; jeder der beiden Bischöfe sollte interimistisch fortfahren, die Aufsicht über die zunächst liegenden Distrikte zu führen. Der Bischof von Arles, der schlaue Patroclus wusste aber bei einer persönlichen Gegenwart zu Rom den Bischof Zosimus daselbst für sich zu gewinnen. Von Bonifacius, dem gerechteren Nachfolger des Zosimus, wurden aber die erschlichenen Vorrechte wiederum dem Bischof von Arles genommen. Die Uebergriffe desselben dauerten jedoch fort; desshalb ordnete der Papst Hilarius im Jahre 462 den Bischof der Penninischen Alpen mit den Bischöfen der Provinzen Vienna, Narbonna und Lugdunum ab, diese fortdauernden Reibungen und Streitigkeiten zu heben. In der ihrer Entscheidung gegebenen Zustimmung nennt Hilarius namentlich erstlich die Viennenser, darauf die Lugdunenser, drittens die Narbonenser Bischöfe und endlich den Bischof der Penninischen Alpen, Leontius. Leontius war also der Nachfolger des Sylvius; auch er

Digitized by Google

tritt somit als Gallischer Bischof, aber nicht mit und unter andern, sondern neben ihnen auf. Wallis muss also nach der Mitte des 5. Jahrhunderts von Neuem zu einer grossen Selbstherrlichkeit gekommen sein, in der allerdings hierzu geeigneten Zeit, wo äussere und innere Kämpfe das Reich immer mehr zu verwirren begannen und die Burgundier auch die Schweiz besetzten. Diesen Leontius finden wir nun zwar weder in dem alten agaunensischen, noch sonst in irgend einem andern Bischofsverzeichnisse; er ist aber durch das päpstliche Schreiben besser als durch alle Verzeichnisse beglaubigt. Noch finden wir in dem schon erwähnten Briefe des Presbyters Lucidus an die Gallischen Bischöfe seinen Namen (475). Er wird hier zwar nicht ausdrücklich als Bischof von Wallis aufgezählt, allein wir wüssten nicht, wie wir den zweiten in dem Briefe genannten Leontius (der erste ist der die vorausgehende Synode zu Arles präsidirende) unterbringen sollten. In der eingetretenen Verwirrung und Neugestaltung der Verhältnisse mussten ebenso wie in Genf die minder hervorstechenden Namen sich verwischen und die Listen lückenhaft werden.

Ein höheres kirchliches Interesse gewinnt sein Nachfolger Protasius I. Unter ihm wurde auf eine Ueberschwemmung der Rhone der Körper des heil. Innocentius entdeckt und unter grossem Gepränge in der h. Märtyrerkapelle beigesetzt. Dieser Thebäer, der zur Seite des h. Mauritius gefallen sein soll, ist zu ganz besonderm Ansehen unter diesen Heiligen gekommen. Die wunderbare Offenlegung seines Körpers durch die Wellen des sonst wenig frommen Rhodanus, der den Boden umher lockerte und die aufgedeckten Gebeine sanft bespülte, ohne sie fortzuschwemmen, seine feierliche Beisetzung endlich umgaben ihn mit einem besondern Nimbus. Die Turiner Kirche, welche an den Thebäischen Märtyrern fortdauernd das grösste Interesse genommen hat, hat auch dieses Beisetzungsfest fort und fort gefeiert; mit hoher Ehrfurcht werden bis jetzt seine Gebeine in St. Moriz aufbewahrt. Dieser Nimbus strahlte aber einen solchen auch auf Protasius und alle seine Beisetzung durch ihre Gegenwart Verherrlichenden über. Es waren diess nach der

Digitized by Google

Erzählung des Agaunensischen Mönches, der hier als Zeitgenosse erzählt und desshalb vollen Glauben verdient, die beiden Nachbarbischöfe, Gratus, Bischof von Aosta, und der schon genannte Domitian, Bischof von Genf. Den Namen des erstern finden wir unter den Unterschriften eines Synodalschreibens des Metropoliten von Mailand Eusebius an Leo vom Jahre 451—52. Er unterzeichnete hier als Presbyter für seinen damals schon altersschwachen Bischof Eustachius, dem er bald im Amte gefolgt sein mag. Wie lange er darauf wirkte, lässt sich nicht ganz sicher bestimmen. Sein Schüler Jocundus folgte ihm im Amte; ihn finden wir auf der 3. und 4. römischen Synode 501 und 502 unterzeichnet. Es existirt auch noch der Grabstein dieses Gratus mit der Inschrift: »Hic requiescit in pace S C M Gratus eps. S. V. D. (seculo quinto defunctus) VII Id. Septembris;« leider lässt sich aber damit nur seine Existenz und sein Ableben im 5. Jahrhundert erweisen. Domitian lernten wir dagegen als Gründer der Kirche des h. Victor zu Genf gegen das Ende des 5. Jahrhunderts kennen. So wird denn auch die Feierlichkeit gegen dieses Ende hin, jedenfalls aber noch auf die Zeit verlegt werden müssen, wo das Kloster noch keinen Abt hatte. Denn sonst hätte dieser, nicht Protasius, die Hauptrolle bei dieser »translatio« übernehmen müssen. Diesen erhielt es aber gegen das Jahr 475; es wird also die Feierlichkeit um diese Zeit stattgefunden haben, wo wir alle Theilnehmenden ohne geschichtliche Gewaltthätigkeiten hier versammelt denken können. Briguet greift in seiner »Valesia« gewaltig fehl, wenn er Protasius I. mit Protasius II., der sich auf einem Concil zu Chalons 644 unterschrieben hat, verwechselt und dann einen Anachronismus darin findet, dass er mit Gratus und Domitian in der Zeit verbunden werde. Noch ärger wird aber der Missgriff dadurch, dass er auch wieder Domitian I., welcher angeblich 440 gelebt haben soll, in Domitian II., welcher zur Zeit Leo's IV. und seines Nachfolgers Nikolaus die Genfer Kirche leitete, umwandeln zu müssen glaubt und Gratus nach einem nahe liegenden geschichtlichen Irrthume, insofern er sich mit ihm die grössten Verdienste um den Kultus der Thebäer erworben

Digitized by Google

haben soll, zu einem Zeitgenossen des Theodulus machte. So kommen freilich arge Anachronismen und Verwirrungen zum Vorschein, die aber nur Briguet zur Last fallen.

Protasius war übrigens bei dem sich gerade jetzt auf die Feierlichkeit mehrenden Menschenandrange zu dem berühmten Wallfahrtsorte nicht länger im Stande, neben den übrigen unterdess auch vermehrten Berufsgeschäften den Cultus zu Agaunum und das Kloster daselbst zu überwachen und zu leiten. Er heisst zwar in den Akten des agaunensischen Mönches noch »loci illius episcopus«, d. h. nicht der, welcher dort seinen bleibenden Sitz hatte, sondern der, welcher dort das kirchliche Leben leitete; er war aber doch zugleich der, welcher diese unmittelbare Leitung aufgab und den Mönchen gestattete, sich einen eigenen Abt zu wählen. Vermuthlich hatte er seinen Sitz in der Nähe zu Octodurum; denn dieses war die Hauptstadt der neuen gallischen Provinz und somit wohl auch wieder Bischofssitz geworden. Er konnte sich also des wenige Stunden entfernten Klosters wohl so lange in treuer Sorge annehmen, so lange es noch keinen Abt hatte.

Der erste Abt des Klosters wurde der schon in früher Jugend hierher gezogene, allgemein geliebte und wegen seiner Strenge gegen sich hochgeachtete Severin, der aus einer vornehmen Familie Burgunds Glanz und Herrlichkeit seinem Gotte opferte. Von seinem Wirken als Abt wissen wir übrigens nicht viel. Wir besitzen zwar von ihm noch eine Lebensgeschichte aus urgrauer Zeit, die sein Schüler und 30jähriger Begleiter Faustus verfasste; sie gibt aber hierüber wenig Aufschluss. Er verfasste sie nämlich auf das Geheiss des Königs Childebert. Dieser fromme Sohn des Königs Chlodwig, der schon eine Kirche auf seinem Grabhügel hatte aufbauen lassen, hatte hierzu gute Gründe. Severin hatte nämlich den an einem Fieber schwer Erkrankten, der ihn im 25. Jahre seiner Regierung, im 10. auf seine Bekehrung aus dem Kloster S. Moritz herbeirufen liess, wieder hergestellt. Diese wundervolle Heilung bildet denn nun auch den Mittelpunkt dieser Geschichte, um den sich im Geschmacke der Zeit noch andere auf der Reise vollbrachte Wunder-

Digitized by Google

heilungen herumziehen. So viel gebt aber sicher aus ihr hervor, dass er ein Mann Gottes war, dem überall ein unbedingtes Vertrauen entgegen kam. Schon beim Beginnen der Reise hatte übrigens der Betagte seine baldige Auflösung vorausgesehen; er starb dann auch auf seiner Heimkehr im Schlosse Landon oder Nanton (Diöcese Sens), wo ihn die Presbyter Paschasius und Urbicinus, denen er auch seinen letzten Willen mittheilte, unter allen Ehrenbezeugungen beerdigten. Sein Testament bestand aber darin, dass er den Mönchen seinen geliebten Bruder Faustus zum Abt empfahl, der ihm mit treuer Hülfeleistung 30 Jahre lang zur Seite gestanden. Faustus wurde auf diese Empfehlung hin sein Nachfolger. Es muss diess 507 geschehen sein. Chlodwig kam 481 auf den Thron, wurde 496 bekehrt; das 25. Jahr seiner Regierung, das 10. seiner Bekehrung, ist somit das Jahr 506. In diesem wurde Severin zu ihm berufen, den 11. Februar starb er; die Notiz der interpolirten Acta, dass der schon auf der Hinreise die Todesnähe Fühlende auf den Wunsch Chlodwigs noch 3 volle Jahre zu Paris geblieben sei, verdient keinen Glauben. Faustus wird so im Jahre 507 in seine Stelle eingerückt sein. Zugleich können wir von hier aus auf die Zeit zurück schliessen, wo Severin seine Funktionen antrat. Faustus stand ihm 30 Jahre zur Seite; Severin wird also, wenn auch diese Zahl als eine runde zu fassen ist, etwa um das Jahr 477 Abt geworden sein. Protasius muss also um diese Zeit seine Bischofswürde erhalten, den h. Innocenz in die geweihte Stätte eingeführt und vielleicht bei dieser Translation oder in Folge derselben den ersten Abt des Klosters eingesetzt haben.

Die »vita Severini«, aus der wir diese Notizen entlehnt haben, ist in einer doppelten Recension, in einer verfälschten aber auch in einer unverfälschten vorhanden. Wie der Verfälscher ausdrücklich sagt, liess sie zu Anfange des 9. Jahrhunderts Magnus oder Magnon, Erzbischof von Sens, der als solcher an diesem Heiligen besondres Interesse nehmen musste, überarbeiten. Er stiess sich an manche fehlerhafte Ausdrücke. Der Ueberarbeiter entfernte aber nicht nur das Fehlerhafte, sondern brachte den ganzen alten Text, wie er

Digitized by Google

diess in naiver Weise gesteht, nach Maassgabe seiner Befähigung in eine neue Gestalt. Gerade diese Ueberarbeitung im 9. Jahrhundert spricht aber für die Aechtheit der Originalakten, welche wir auch noch besitzen. Man fand sie in einem Martyrologium der königlichen Bibliothek zu Paris, das über die Zeit des genannten Erzbischofs zurückläuft. Nach diesem und einem mit ihm übereinstimmenden »codex Sangermanensis« hat sie Mabillon in den Actis SS. ord. Benedict. Tom. I, p. 568 etc. abdrucken lassen. In diesen tritt ein viel geschichtlicheres Colorit hervor, als in den von den Bollandisten zum 11. Februar abgedruckten verfälschten; jedoch ist zur richtigen Würdigung auch der erstern wohl zu beachten, dass Faustus seinen hochverehrten Abt auf seiner Reise nicht begleitete und im Geiste seiner Zeit gern dasjenige in seine »vita« aufnahm, was ihm die ausschmückende Tradition seiner wundersüchtigen Zeit zuführte. Vor Allem wurde natürlich die Fieberkrankheit des Königs als eine ebenso schwere, als langwierige (2 Jahre) zur grössern Verherrlichung des Heiligen geschildert; nach andern Notizen kann jedoch Chlodwig nicht zu lange in seiner Thatkräftigkeit gehemmt worden sein. Gerade um jene Zeit war er in grosser Thätigkeit. Leidend aber war er; Usuard sagt zum 11. Februar: »castro Nantonense s. Severini abbatis monasterii Agaunensis, cujus precibus cultor dei, rex Chlodovæus, a diuturna infirmitate sua liberatus est« und Aimoin de rebus Franc. I. c. 24 bemerkt bestimmt: »regem fere per annum continuum febre laborantem vir dominus Severinus, qui in coenobio Agaunensium martyrum tum erat abbas egregius, ab eo accersitus saluti restituit etc.« Es möchte hiermit der wesentliche Kern der »vita« hinreichend beglaubigt sein; Zweifelsgründe an der Aechtheit der Acta, wie der, der unterwegs von Severin geheilte Bischof von Nivernum, Euladius oder Eulalius, werde auf der Bischofsliste dieser Stadt vergebens gesucht, sind gänzlich werthlos (cfr. Gallia Christiana Tom. XII, p. 626).

Eine vollkommen in sich abgeschlossene Regel hatte aber das Kloster unter ihm ebenso wenig, wie die andern im Abendlande, die um diese Zeit entstanden. Sein Leben und Wollen,

Digitized by Google

gewisse in freier Uebereinkunft übernommene fromme Uebungen waren diese Regel. Bei dieser Ungebundenheit konnte es aber ohne gänzliche Zerfallniss des Klosterlebens nicht bleiben. Eine gewisse Einförmigkeit und Gebundenheit wurde unabweisbares Zeitbedürfniss. So forderte Marinus, Abt des Klosters Lerinum, auf den Tod des Mannes, der lange Zeit durch seine persönliche Weihe möglichst Ordnung im Kloster Agaunum erhalten hatte, den anonymen, aber uns bekannten Mönch, der die Lebensgeschichte des Romanus, Lupicinus und Eugendus geschrieben, auf, eine bestimmte Regel abzufassen. Der Abt des berühmtesten Klosters im Abendlande hatte vorzüglich bei dem innigen Nexus beider Klöster hierzu Veranlassung. Der Mönch übernahm das Werk; er empfiehlt zum Schlusse seiner Biographien die Lektüre der ausgearbeiteten Regel (digesta institutio) den beiden agaunensischen Mönchen Johannes und Armentarius, für die er dieselben abgefasst hatte; er empfiehlt sie ihnen noch zu grösserer geistigen Sättigung ebenso wegen ihres innern Gehaltes, als wegen des Ansehens des Mannes, auf dessen Geheiss er sie aufgesetzt habe (tam pro institutionis insignibus, quam pro jubentis autoritate). Die Biographien des h. Romanus, Lupicinus, vorzüglich die des Eugendus, der auch ein »institutum monasticum« geschrieben, enthielt mehrere gerade für sie wichtige, auf das vereinzelte Zellenleben sich beziehende Bestimmungen; die Verweisung des Anonymus auf seine ergänzende »institutio« lag somit nahe. Es kann derselbe aber nicht einfachhin das bisher in Agaunum Uebliche in Wort und Schrift gefasst haben; denn sonst hätte der Anonymus unmöglich die Agaunensischen Mönche zur Lektüre des ihnen Wohlbekannten auffordern können. Es wurde in verschiedener Beziehung eine Umgestaltung des herkömmlichen Klosterlebens nöthig.

Zuerst in äusserlicher Beziehung. Wie anderwärts, musste auch hier auf eine schärfere Trennung der verschiedenen Geschlechter gedrungen werden. Ganze Familien, Männer und Frauen scheinen sich dort aufgehalten und der Klosterordnung wenig gefügt zu haben (histor. abb. Agaunens. bei den Bollandisten zum 11. Februar, »visum est, ut omnes mulieres de loco

Digitized by Google

eodem tollerentur et remotis familiis secularibus dei, id est *monachorum* familia locaretur, qui die noctuque coelestia imitantes divinis cantionibus insisterent«). Maximus, Bischof von Genf, gab desshalb Sigmund den Rath, alle Frauen nebst den Laienfamilien zu entfernen, »ut de loco illo promiscui vulgi commixta habitatio tolleretur et illi, cui splendor vitæ per passionis atrocitatem fuerat acquisita, nitor habitantium *remearet.*« Ein anderer Punkt betraf das zu Missbräuchen mancherlei Art Anlass gebende Zellenleben. In diesen machte Jeder, was er wollte; nur der Abt hatte Zutritt. Waren nun schon früher die zerstreut bei Agaunum lebenden Pilgrime näher an einander gerückt und in eine Wohnung unter Beibehaltung besonderer Zellen vereinigt worden, so sollte auch jetzt noch, wie diess Eugendus in seinem Kloster durchsetzte, diese Scheidewand aufgehoben und ein offeneres und innigeres Zusammenleben und Wirken begründet werden.

Dann aber auch in innerlicher Beziehung. Anfangs machten sich noch mehr Sonderinteressen geltend. Die sich zu Agaunum niederlassenden, in eine Gemeinschaft eintretenden Frommen trieben die gewöhnliche Hand- und Feldarbeit fort und vereinigten sich nur in bestimmten Stunden zu dem gemeinschaftlichen Cultus der verehrten Heiligen. Einen ununterbrochenen Cultus derselben kannte man nicht; bei der sich steigernden Verehrung dieser Heiligen, bei dem dadurch bedingten Hervortreten des einen Lebenszweckes, der gänzlichen Weihung zu ihrem Dienste, musste wohl der unterbrochene Dienst in einen ununterbrochenen mit Zurückstellung aller andern Arbeit und Lebensbethätigung übergehen.

Wir haben nun auch eine alte Klosterregel unter dem Namen der Tarnatensischen; es hat uns dieselbe Benedictus von Aniane aufbewahrt (cfr. Holstenius in s. codex regularum Tom. I, 180 etc.). Man war allgemein der Ansicht, dass diess die alte Agaunensische Regel sei. Mabillon hielt sie aber für die Regel eines andern Klosters, weil das Kloster Agaunum Niemand so nenne, und die Hauptbeschäftigung der Mönche hier und dort ganz anders bestimmt werde. Er sucht nun nach einem solchen

Digitized by Google

herum und findet auch ein solches auf dem »ager Tarnatensis« in der Umgebung von Lyon. Dieses spielt aber in der Geschichte eine ganz stumme Rolle; dagegen war das Kloster Agaunum hochberühmt und nach sichern Angaben mit Tarnada identisch. Beide werden in gleiche Entfernung von Octodurum und Pennelucus am Genfersee gestellt. Der ungenannte Mönch gibt die Entfernung des Klosters *Agaunum* von Octodurum auf 12 Meilen, Eucherius die vom Genfersee auf 12 Meilen, das »itinerarium« Antonins die von Octodurum bis *Tarnajas* auf 12 Meilen, von Tarnajas bis Pennelucus auf 13 Meilen, die Theodosianische Charta die von Octodurum bis Tarnajas auf 12, die von Tarnajas bis Pennelucus auf 14 Meilen an; das Kloster Agaunum und Tarnada sind somit die gleichen Orte und die Tarnatensische Regel die Agaunensische. Hiermit stimmen auch alle andern lokalen Bestimmungen überein. Wenn es heisst: »si quis a fratribus in quocunque negotio ad civitatem aut ad castellum aut ad vicum seniore imperante dirigitur, nisi ad illum, quo destinatur, non præsumat accedere,« so kennen wir ebenso die benachbarte Hauptstadt Octodurum, als das weiter unten zu erwähnende »castrum Tauredunense«, als endlich den »vicus« selbst, auf die sich das Verbot beziehen kann; auch die Worte: »navigium etiam ad alteram ripam sine imperio senioris transvehere non præsumat« können in Bezug auf die vorbeifliessende Rhone ohne Schwierigkeit gefasst werden. Dann lässt sich auch ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden Regeln, der alten Tarnatensischen und späteren Agaunensischen in genügender Weise nachweisen. Die alte ist zwar ebenso vag und voll ascetischer Gemeinplätze, wie alle vorbenedictistischen; sie verhält sich aber doch zu der gleich zu erwähnenden, auf dem Concil zu Agaunum fixirten, wie die Basis zu dem Gebäude. Auch in ihr werden in Bezug auf Clausur schon strengere Anforderungen gestellt, auch in ihr wird verboten »sequestratam habere mansionem«, also wenigstens zunächst auf ein Zusammenwohnen gedrungen, auch in ihr endlich das Singen von Psalmen und Hymnen neben der Feld-, Ernte- und Winzerarbeit kräftigst hervorgehoben. Die Regel des unbekannten Mönches ist aber kaum zwischen beide hinein-

Digitized by Google

zuschieben; sie ist eben diese Tarnatensische, zuerst schriftlich abgefasste und zu möglichster Schärfe und Bestimmtheit gebrachte. Sie erschien zugleich mit seiner Geschichte des Klosters Condat gegen das Jahr 510.

Es mag nun schon jetzt das Kloster eine Umgestaltung erfahren haben; die grösste erfuhr es aber, als sich ihm noch die königliche Huld und Fürsorge zuwandte. Es wurde der von dem Arianismus zur orthodoxen Kirche zurückgekehrte Sigmund leicht von dem ehrwürdigen Avitus bewogen, seine gläubige Gesinnung durch ein verdienstliches Werk für die Kirche zu bewähren und sie vollkommen mit sich auszusöhnen. Der auf der Agaunensischen Liste nach dem nicht weiter bekannten Dominikus genannte Theodorus II. nebst Maximus aus Genf halfen dazu nach Kräften mit. So wurde Sigmund der zweite Begründer des Klosters; im Jahr 515, dem Jahre vor Gondebalds Ableben, der Sigmund schon früher Antheil an den Regierungsgeschäften gegeben und kaum etwas dagegen hatte, angefangen (cfr. Marius Aventicens. Chronicon zu 515: »Florentio et Anthemio monasterium Acauno a rege Sigismundo constructum est« und zu 516: »Petro Consule Gondobagaudus obiit«), wurde es im Jahr 517 vollendet. Das neue grossartige Gebäude entsprach aber nur dann seinem Zwecke, wenn demselben eine ganz besondere, die Feierlichkeit desselben möglichst steigernde Beziehung auf den Märtyrerkultus gegeben und das neue grossartige Institut auch grossartig dotirt wurde. Der König berief so eine Versammlung der Bischöfe und der Grossen seines Reiches, um die in beiderlei Hinsicht nöthigen Anordnungen zu treffen (516).

Die Akten dieser Versammlung sind noch vorhanden und mehrmals abgedruckt worden; am einfachsten in der »Gallia Christiana« Tom. XII S. 421, wie sie sagt, »ex autographo tabularii Agaunensis,« viel komplicirter bei Briguet »concilium Epaunense« 1741 etc. Die beiden Abdrücke weichen von einander vorzüglich in den Namen der dotirten Oerter und Ländereien ab; man sieht offenbar, wie diese Akten durch geschäftige Hände gelaufen sind. Vor Allem fragt sich aber, ob sie überhaupt ächt

Digitized by Google

sind? Als äussere Zeugen kommen folgende in Betracht. Gregor von Tours † 595 sagt lib. III c. 5, dass Sigmund das Agaunensische Kloster mit Häusern und Kirchen (cum domibus ædificiisque) aufgerichtet und den fortdauernden Psalmengesang auf den Mord seines Sohnes daselbst angeordnet habe. Er bezeugt also nur die Thatsache der Neubegründung des Klosters. Etwas weiter geht Fredegarius Scholasticus; im ersten Kapitel seiner Chronik spricht er von der Einrichtung des Klosters, die nach dem Befehl des Königs von Avitus und den übrigen Bischöfen sanktionirt worden sei (firmata). Ob mündlich oder schriftlich, ist nicht gesagt; sonderbarer Weise fehlt übrigens gerade der Name des Avitus unter den Unterschriften der Versammlung. Wäre also eine schriftliche »confirmatio« gemeint, so konnte Fredegarius die jetzt vor uns liegenden Akten kaum gekannt haben. Aus seinen Worten lässt sich aber nur entlehnen, dass eine besuchte Versammlung von mehreren Bischöfen damals diese Sanktion vornahm (Synodum XL episcoporum fieri præcepit sc. Guntramus et ad instar institutionis monasterii sanctorum Agaunensium, quæ temporibus Sigismundi regis ab Avito et ceteris episcopis ipso jubente principe fuerat firmata — institutionem firmandam curavit). Noch bestimmter spricht sich der Chronist Aimoin (lib. II c. 4) aus; er spricht nicht nur von dem mit ungeheurem Aufwand verbundenen Aufbau des Klosters, sondern fügt auch noch ausdrücklich bei: »prædiorum »illi loco contulit copiam et clericorum ordinem psallentium »constituens sanctæ religionis martyres propitios sibi adscivit;« er kennt also ebenso die reiche Dotation als den zur Ehre der Märtyrer begründeten Psalmengesang, den Hauptgegenstand unserer Acta, die er nach seinen treffenden Bestimmungen ganz in der uns bekannten Weise gekannt zu haben scheint.

Die äussern Gründe wären somit nicht entschieden gegen die Acta, wenigstens nicht gegen ihren frühen Ursprung, aber auch nicht für sie. Was die innern anbetrifft, so befremden zunächst die widersprechenden Zeit- und Ortbestimmungen derselben. Sie sind nach der Ueberschrift am 30. April, nach dem Schlusse am 15. Mai, nach dem Anfang in Agaunum, nach

Digitized by Google

dem Schlusse bei Agaunum abgefasst worden. Man kann nun wohl sagen, dass die erstere Bestimmung sich auf die Abhaltungszeit des Concils, die zweite auf die Unterzeichnung der Dotationsurkunde im nahen königlichen Schlosse bezieht; man gibt jedoch hiermit schon die volle Authentie der Acta auf. Sie sind dann jedenfalls in der Zeit überarbeitet, und zeitlich und räumlich aus einander Liegendes auf eine Weise mit einander verschmolzen worden, bei welcher diese Differenz ganz verwischt wird. Mit einem »propterea ego Sigismundus consideravi« etc. knüpft sich die Dotationsurkunde an die eigentlichen Verhandlungen im unmittelbaren Causalnexus an.

Ebenso verräth sich die Bestimmung über die bei der Versammlung gegenwärtigen Bischöfe und Grafen als eine gemachte. Es sollen deren 60 gewesen sein. Das ist entschieden unrichtig. Es wechselten zwar mit dem Umfange des Reiches auch die Zahl seiner Bischöfe; wir haben aber einen sichern Haltungspunkt für ihre damalige Anzahl an den Unterschriften des 517 abgehaltenen Concils zu Epaona. Avitus von Vienna und Viventiolus mahnten in ihrem Kreisschreiben dringlichst zum Besuche derselben; es werden desshalb hier alle zusammengekommen sein, welche nicht, wie es heisst, die »acerbitas corporeæ infirmitatis« verhinderte. Ihrer sind aber 26; viel mehr gab es damals im burgundischen Reiche nicht. »Cointius Annales Franc. ad a. 534« kommt in genauer Rechnung auf die Zahl 27; doch können, da er sich nur an die Concile von Epaona, Arles (IV) und Orange (II) hält, deren noch ein paar mehr gewesen sein. Sicher hielt der Verfasser bei der mit der Anzahl der Grafen identischen Zahl der Bischöfe dafür, dass die gegenwärtigen die bestimmten Sitz und Stimme habenden Landesbischöfe gewesen seien; Festbesuchende kann man somit nicht als Lückenbüsser mit Mabillon Annal. Benedict. 1, 28 einschieben. Eher könnte man sich mit einer Nachlässigkeit der Abschreiber aus der Verlegenheit helfen. So haben dann auch die neuern Kritiker aus der LX eine IX zu machen gesucht (De Rivaz). Sie stützten sich auf die Unterschrift von 8 Magnaten; den neunten fehlenden muss eine Unpässlichkeit entschuldigen. Man könnte

Digitized by Google

nun wohl diese annehmen, wenn nur die 9 Bischöfe zum Vorschein kommen wollten. Das ist aber nicht der Fall; nur drei haben nach der einen, vier nach der andern Copie unterzeichnet und zwar gerade die, welche bei den Verhandlungen das Wort ergreifen. Dass gerade alle ausser den 4 Rednern abgereist sein sollten, wäre ein eigenthümlicher Zufall; näher liegt es wohl zu sagen, dem Verfasser der Acta waren eben nur diese 4 Namen bekannt. Wir bleiben desshalb bei der wohlgemerkt doppelt angegebenen Zahl von LX als der eigentlichen und ursprünglichen der Acta stehen, wie sich denn auch dieselbe in allen Kopieen der Urkunde findet. Der Fehlgriff lag übrigens dem Verfasser sehr nahe. Wir sehen ungefähr 30 Grosse des Reiches zusammenkommen, um die bürgerliche Gesetzgebung Burgunds festzustellen; wir können ungefähr 30 Bischöfe des Landes aufzählen; wir wissen, dass, wie jede Hauptstadt ihren »comes«, so auch ihren Bischof hatte; so lag die Annahme der Doppelzahl bei dieser Verhandlung dem Compilator der Acta, dem die sicherste Sanction am Herzen lag, sehr nahe.

Geben wir weiter von dem historischen Rahmen der Acta auf ihren Inhalt ein, so verräth sich auch dieser als eine Compilation eines den Verhandlungen nicht beiwohnenden, das Werdende als ein Gewordenes behandelnden und Verschiedenartiges in eine Einheit mit einander verknüpfenden Verfassers. Der König Sigismund eröffnet das Concil mit dem bekannten, zum Gemeinplatze in Bezug auf solche Eröffnungen gewordenen Ausspruche des Herrn: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen.« Sogleich ergreift Maximus von Genf das Wort, der Mann, der allerdings besonders zur Neubegründung des Klosters mitgewirkt hatte. Ihm gebührte somit das erste Wort; unter Gottes Beistand will er das Werk beginnen. Zugleich wusste der Verfasser, dass der König auf seinen Uebertritt zum katholischen Glauben den Bau begann. In Bezug hierauf lässt er sodann den König eine Beichte ablegen, die für den Arianismus (perfidia Arianorum) nicht sehr schmeichlerisch klingt; Maximus aber hält dem Gebeugten und Reuevollen eine moralische Vorlesung, die in All-

Digitized by Google

gemeinheiten verlaufend nicht sowohl die eigentliche Sache, sondern das ganze dem Verfasser vorschwebende Verhalten des Königs betrifft. Man könnte fast glauben, der Verfasser habe auch schon sein späteres unbedachtes Verfahren gegen seinen unschuldigen Sohn, seine Theilnahme an fremder Schuld vor Augen gehabt und in der Reminiscenz an dasselbe die Rede des Königs und Bischofs gestaltet. Diese Vermischung lag sehr nahe, wie wir diess auch bei Gregor von Tours, Fredegarius und Aimoinus ept. c. 34 sehen können; wegen ihr hat man die Versammlung wohl auch auf das Jahr 523 verlegt.

Auf diese an sich überflüssige, zur Sache nicht gehörige und zu dem öffentlichen Akte nicht recht passende Einleitung, die man sich aber im Munde eines späteren Mönches sehr gut erklären kann, kommt der Landesbischof Theodorus, »episcopus Octodurensis« in der ältern Kopie, »Sedunensis« in der jüngern genannt, zur Sache. Dieser Theodor, auffallend sanctus genannt, wie auch die andern, stellt in einem Anachronismus die Sache so dar, als wenn ihre Gebeine noch unbegraben dalägen. Er kennt Niemanden, der den Einzelnen nach Verdienst Kirchen errichten könne. Er spricht nicht davon, dass sie bisher noch nicht einen ihrer würdigen Ehrentempel, ein entsprechendes Lokal, sondern dass sie noch gar keines gefunden. Der Verfasser verwechselte dabei Theodorus II. und I. und warf auf den gleichen Namen hin Verschiedenartiges zusammen. Der erste Sammler der Reliquien ward ihm auch der, welcher auf die Erneuerung des Klosters drang.

Man könnte noch weiter gehen und diesen Theodorus II. als einen durch Irrthum zur Versammlung gezogenen ganz aus der Walliser Bischofsliste streichen. Er hat aber noch anderweitige Zeugnisse für sich; es nennt ihn vor Allem das agaunensische Verzeichniss, dann aber auch alle andern. Auch finden wir in Betreff seiner im Leben des h. Ambrosius von dem Anonymus, der hier so recht als Zeitgenosse spricht, hervorgehoben, dass er bei Errichtung der neuen Kirche mit Kollekten und dann auch bei der Sammlung der geweihten Körper mit Hülfeleistung sich betheiligt habe. Es ist somit die Existenz dieses Theodor II. doppelt und dreifach bezeugt. Raum in der

Digitized by Google

Bischofsliste hätten wir für ihn; denn auf Protasius folgte Dominikus, der gegen 500 diese Bischofswürde bekleidet haben mag. Erst im Jahr 517 finden wir auf dem Concil zu Epaona einen neuen Bischof Constantius. Es kann somit Theodorus recht gut in die Liste aufgenommen werden; sein Tod muss aber bald nach der Versammlung erfolgt sein (angeblich nach einer Verwechslung mit Theod. I. den XVII Cal. Septbr. 516).

Nach einem Elogium der Thebäischen Märtyrer von Seite aller Bischöfe geben diese dann dem ein ehrenhaftes Begräbniss für sie fordernden König einstimmig den Rath, nur die vier, deren Namen bekannt seien, Mauritius, Exuperius, Candidus, Victor innerhalb der neuen Kirche, die übrigen Körper insgesammt an einem sichern und passenden Orte beisetzen und mit Sorgfalt bewachen zu lassen. Hiermit ist denn nun auch ohne Weiteres Jedermann einverstanden; es war eben das zum Beschluss Erhobene und in Ausführung Gekommene, an das sich der Verfasser hielt. Wäre er genau mit den Lokalverhältnissen bekannt gewesen, so hätte er jedenfalls noch auf den unterdess auch noch aufgefundenen Innocentius Rücksicht nehmen müssen. Er scheint aber nur die Acta des Eucherius gekannt zu haben. Ganz in gleicher Weise wird denn auch des angeordneten unaufhörlichen Lobgesanges und des dem Kloster vorgesetzten h. Hymnemondus, der mit dem h. Achivus, Ambrosius, Protus und andern frommen Männern von dem Kloster Grigni zur Ausführung des Beschlossenen herbeigeholt worden sein soll, gedacht. Von einem früheren Abt ist natürlich ebenso wenig die Rede, als von einem früheren Kloster.

Der Abt oder das neuerwählte Haupt des Körpers war da; es fehlten aber noch die Glieder. Was man eigentlich in dem neuen Kloster thun und treiben sollte, war noch nicht gesagt. Desshalb tritt Victorius von Grenoble auf und schüttelt abgesehen von der Forderung eines Lebens nach dem Vorbilde des Abtes folgende fertige Cultusvorschriften aus dem Aermel: Fünf Klassen von Mönchen, eine von Grigni (Granensis), eine von Lerinum, »Melvensis« für »Lirinensis«, eine von »Insula Barbara« bei Lyon (Insolana), eine jurassische und eine fünfte aus

Digitized by Google

den schon zu Agaunum lebenden Mönchen, die der Verfasser nicht näher zu bezeichnen weiss, weil er das früher hier schon bestandene Kloster nicht kennt, nach einer Copie die Klasse des »domnus Probus«, der sie nämlich leitete, sollen sich in den kanonischen Officien einander ablösen und durch einen ununterbrochenen Psalmengesang die hochverehrten Märtyrer verherrlichen. So schnell Victorius mit ihr fertig ist, wird sie auch von Bischöfen und König angenommen. Victorius war aber sicher nicht der Einzige und Erste, der die Sache in Anregung brachte. Nach der alten, schon oben erwähnten, von den Bollandisten zum 1. Mai mitgetheilten »vita Sigismundi« soll Sigmund selbst auf sein Bitten (dum venisset in eum locum, quod Agaunum vocatur, tam de itinere, quam et de jejuniis fessus petiit, qualiter ipse pretiosis sanctis deservire deberet, pro quo se eorum agminibus potuisset sociare. Tunc non aliter, nisi dei nutu, ut credimus, angelo nuntiante ipsi nuntiatum est, ut ad instar coelestis militiæ psallendi choros instituere deberet) ein Engel die Errichtung eines Sängerchores geboten haben, der Gott ebenso lobe, wie die Chöre der himmlischen Heerschaaren. Dieses Gebet und Gebot kann wenig befremden, da wir schon früher diese mit dem Mönchsleben und seinem anhaltenden Gebet, das von selbst in Gesang übergeht, verwachsene Idee, ja selbst ihre Ausführung bei den ἀκοιμητοις im Oriente vorfinden. Die Rollen mussten aber hier verschieden vertheilt werden.

Hiermit war die Verhandlung nicht zu Ende; es war noch über zwei wichtige Punkte, die äussere Lebensordnung, Unterricht und Disciplin, wie über die Dotation des Klosters zu sprechen. So ergreift denn nun auch der Bischof von Lyon, Viventiolus, der auch sonst auf Ordnung und gute Sitte viel hielt und, wie es scheint, noch als Metropolit auftritt (es liesse sich wohl fragen, ob mit Recht, ob nicht Fredegarius, der den Avitus bei den Verhandlungen zugegen sein lässt, das Richtigere gegeben), das Wort, schiebt die Ausstattung der königlichen Freigebigkeit, die Aufrechthaltung aber der guten Ordnung mit freier Strafbefugniss bei geringern, mit kanonisch beschränkter bei schwereren Vergehungen dem Abte zu und ist

Digitized by Google

ebenso, wie sein Vorgänger mit einer ganz fertigen Liturgie; mit einer ganz fertigen Lebensregel bis auf sehr spezielle Bestimmungen bei der Hand. Alle sollen im Gegensatze zu dem verpönten Zellenleben nur ein Schlaf-, Wohn- und Esszimmer haben. Im Fall eintretender Verletzung der Klosterregel und Spaltung soll sich der Abt in weiterer Instanz an den apostolischen Stuhl, die Leuchte in der Finsterniss, wenden und hier die verlorne Einheit wieder zu gewinnen suchen. Das wäre denn nun recht gut, wenn nur die burgundischen Könige und Bischöfe damals schon dieses »lumen illuminans« in diesem seinem Glanze anerkannt hätten. In dem gleichzeitigen Concil zu Orleans (511) werden die Aebte ausdrücklich den Bischöfen untergeordnet (can. XIX); auf dem Concil zu Epaona (517) wird der Abt, der sich dem Richterurtheile seines Bischofs nicht fügen will, an den Metropoliten (can. XIX), die unmittelbare Aufsicht über das Klosterleben aber an den Bischof gewiesen (can. X); auf dem zweiten Concil zu Orleans (533) werden die Aebte streng an die Befehle der Bischöfe gebunden (can. XXI); kurz, der Bischof erscheint in diesem, wie in den folgenden Jahrhunderten als die nächste über den Klöstern stehende Autorität, die erst späterhin an den obersten Ring der Hierarchie bei ihrer weitern Abspitzung in sich selbst unmittelbar angeknüpft wurden.

Auf diese Verhandlungen folgt dann die Dotationsurkunde selbst, die eben so aus einer frühern Zeit in eine spätere übergreift. Es mag wahr sein, dass Sigmund das Kloster reich dotirte; reichlicher dotirte es aber doch der Verfasser. Diese Dotation ist wie die Schluss-, so die Hauptsache, zu der sich alles Frühere wie die Einleitung verhält. Wie die »donatio Constantini« hatte diese »donatio« guten Grund; der Verfasser wollte so dem Kloster seine reichen Besitzungen möglichst sicher stellen. Sie bestehen übrigens noch nicht in einer bestimmten Landesherrschaft, sondern in gewissen Einkünften und dem Ertrage einzelner Güter, der ihnen zugehörigen Weinberge, Kornfelder, Wiesen und Waiden. Es werden solche in dem ganzen Umkreise des burgundischen Reiches, in dem Augstthale, bis wohin sich allerdings Gundobalds und Sigmunds Herrschaft ausdehnte,

Digitized by Google

in den burgundischen Provinzen Galliens, im Genfer Gau, in der Waadt und Wallis aufgezählt. Sie lassen sich so ziemlich noch alle nachweisen, wiewohl einige Namen etwas apocryphisch lauten; die Auswahl, die getroffen wurde, war keine schlechte. So wird in Wallis Contextrix (Conthey oder Gonthey mit schönen Weinbergen nahe bei Sitten), Sidrio (Siders), Bernona, schönes Wiesenland bei Siders, Leuca (Leuk), Bromusio oder Bramosium (Bremis in einer sehr fruchtbaren Ebene an dem Fluss Bornia), Aulonum (Olan im Bezirk Siders), Wubregium (Vouvry oder Vouvries im untern Wallis, Silvanum (Salvan), reiches Wiesenland bei Pissevache etc. genannt. Es lässt sich nun zwar nicht in Bezug auf die einzelnen Oerter der ganz sichere Beweis liefern, dass sie dem Kloster damals nicht zugesprochen worden, da dasselbe Besitzungen verloren und wieder gewonnen hat; bedenklich bleibt es aber, dass mehrere der genannten Orte als späterhin dem Kloster vergabte, z. B. Vouvry, Commugny, aufgezählt werden, und überhaupt die Aebte von S. Agaunum nichts eifriger als die urkundliche Zusicherung der beanspruchten Klostergüter betrieben zu haben scheinen. »Rogavit suppliciter Agaunensis abbatiæ præpositus,« sagt eine Urkunde des Königs Rudolph vom Jahre 993, die eine solche Bestätigung ertheilt. Wir brauchen übrigens nur die beiden hier mehr als in einem Punkte differirenden Copien zu vergleichen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, dass auf diesem Gebiete mit aller Geschäftigkeit gearbeitet und nicht gerade die grösste Gewissenhaftigkeit bewiesen wurde.

Die Akta, so wie sie vorliegen, sind hiernach nicht ächt. Die Begründung des neuen Klosters mit dem ununterbrochenen Psalmengesang durch Sigmund (cfr. Fredegar. Chron. c. 79) und die ihr entsprechende königliche Dotation sind aber geschichtliche, durch alle folgenden alten Urkunden bezeugte Thatsachen. Die Acta geben somit in treuer Weise die Resultate der Verhandlungen darüber, ohne jedoch selbst als authentische Aktenstücke angesehen werden zu können. Es lag aber im Interesse des Klosters, diese Resultate in urkundlicher Form vorlegen zu können, vorzüglich, als man später keine Schenkungen an die

Digitized by Google

Kirche mehr anerkennen wollte, wenn sie nicht in gesetzlicher Form mit der rechten Anzahl von Unterschriften abgefasst waren. Wir werden sie desshalb mit Vorsicht zu gebrauchen, nichts desto weniger aber als ein altes, wichtiges historisches Denkmal hoch zu achten haben. Der Form der Dotationsurkunde nach gehören sie wenigstens in die spätere Merovingische Zeit.

Im Jahre 517 wurde das neue Gebäude eingeweiht. Avitus, Erzbischof von Vienna, übernahm die Einweihung. Der Pabst Symmachus, der 513 von Neuem die Grenzstreitigkeiten der Metropoliten von Arles und Vienna schlichten musste, zählt Wallis noch nicht unter die dem letztern unterworfenen Bisthümer; es mag sich damals also erst das Verhältniss angebahnt und unter dem neuen katholischen Regenten Sigmund seine Konsistenz gewonnen haben. Um übrigens der Einweihung des erneuerten Klosters eine rechte Feierlichkeit, überhaupt aber dem kirchlich reformirten Lande eine neue nöthig gewordene Kirchengesetzgebung zu geben, betrieb Sigmund die Abhaltung eines Concils, ebenso wie gleich darauf das zu Arles (524) und zu Orange (529) in ähnlicher Abzweckung veranstaltet wurde. Es wurde von Avitus, wie es heisst, »omnium fatigatione perpensa,« nach Epauna oder Epaona, einem geeigneten Orte in der »parochia Epaonensis« ausgeschrieben. Auch Viventiolus, Bischof von Lyon, that ein Gleiches. Sein früher nicht gekanntes Ausschreiben hat nach einem »codex« der Bibliothek der Augustiner zu Toulouse zuerst die Pariser Conciliensammlung (Acta conciliorum von 1714) aufgenommen. Es sollte nach diesem im Anfang des September, nach Avitus bestimmter »octavo Iduum Septembr. (6. Septbr.) des Jahres, wo Agapetus Consul war, d. h. 517 beginnen. Die Akten sind aus alten bewährten cdd. abgedruckt; schon die Isidorische Sammlung hat sie. Isidor selbst bemerkt: »concilium Epaonense, in quo statuti sunt canones XL, quorum auctor maxime Cæsarius Arelatensis episcopus exstitit, subscribentibus Avito Viennensi, Viventio Lugdunensi, Apollinare Valentino, Pragmatico Autisiodorensi et ceteris.« Es stimmt Alles vollkommen überein; unter Cäsarius wurde das

Digitized by Google

»concil. Agathense« 506 abgehalten, zu dessen »canones« sich die unsrigen wie ein etwas modificirtes Excerpt verhalten.

Bei allem Einverständniss darüber, dass das Concil in der bezeichneten Zeit abgehalten worden, war man aber doch uneinig darüber, wo es denn eigentlich versammelt worden. Der Streit darüber ist nicht ganz unwichtig; es erhält für uns eine um so grössere Bedeutung, je mehr sich bei ihm lokale Beziehungen annehmen lassen oder je sicherer wird, dass es speciell auf die Verhältnisse der schweizerischen Kirche Rücksicht nahm und nehmen musste. In dieser Beziehung können wir nur zuvörderst ohne Bedenken festsetzen, dass Epaona in Burgund aufgesucht werden muss. Der König Sigmund konnte nicht zugeben, dass sich seine Bischöfe ausserhalb des Landes versammelten; die unterzeichneten Bischöfe sind alles Landesbischöfe, Bischöfe der Viennensis I, Lugdunensis I u. V, und noch einige der Ludgunensis IV und Viennensis II, kurz lauter solcher Provinzen, die zum Burgunderreiche gehörten. Alle Annahmen, die über dasselbe hinausgreifen, können somit keine Berücksichtigung verdienen.

Man suchte es nun auch von vorn herein so recht in der Mitte des Reiches. So fand es »Jacobus Chifflet de loco legitimo concilii Epaonensis Lugd. 1621« in der von Cäsar zu Nyon begründeten Reitercolonie (der »colonia equestris« oder Hippona). Er identificirte Epaona mit Hippona, eine Annahme, die mit den Untersuchungen über die Göttin Epona, die man ebenso in eine Hippona metamorphosirte, zusammenhängt. Sie beruht somit auf einer ganz willkürlichen Wortumstellung oder einer blossen Conjectur, zu der wir nur im Falle gänzlichen Mangels geschichtlicher Haltungspunkte unsere Zuflucht nehmen dürften.

Mit etwas mehr geographischer Berechtigung fanden die grossen Gelehrten Labbeus, Sirmondus, Lecointe und Andere unser Epaona in einem Dorfe Savoyens, Namens Yenna, in der Diöcese von Bellay, zwei Stunden von diesem Bischofssitze. Diesen Namen setzte man in Verbindung mit einer dort aufgefundenen Inschrift auf einer Marmortafel: »deæ Epaonæ.« In dem französischen Sprachidiom könne Epaona durch Elision in

Digitized by Google

Eona und durch Erweichung selbst in Yenna umgebildet werden. In der That haben wir auch in Wallis ein Evienna, für das wir eine gleiche Umwandlung in Anspruch nehmen werden. Was aber hier die Beweisführung unkräftig macht, ist diess, dass der eigentliche Name von Yenna nicht Epaona, sondern nach der Theodosianischen Tabelle Etanna, im Mittelalter Jauna oder Eyauna war. Dann finden wir unter den Unterschriften keinen Bischof von Bellay, der als Lokalbischof nicht fehlen konnte, ja eine der ersten Stellen einnehmen musste. Endlich ist Yenna kein Ort, dem sich die Bedeutung und allgemeine Bekanntschaft zuschreiben liesse, den die Verlegung des Concils an diesen Ort als einen nicht weiterer Bestimmung bedürftigen voraussetzt.

Es kann hiernach nicht befremden, dass man sich nach einer sicherern Lokalität umsah (dissert. sur la découverte du lieu d'Epone par Mons. de Valbonnais in den mémoires de Trevoux 1715 Febr., lettre de Mr. Didier, doyen de Vienne ebendaselbst 1737 Novbr.) und Epaona zu einem Nachbarorte der erzbischöflichen Hauptstadt machte (Müller, Haller). Sie sollte in der Grafschaft Albon oder Abbon auf dem etwa 5—6 Stunden von Vienne entfernten »ager Epaonensis« oder »vicus Epaonis« (so heisst der Ort in einer alten Urkunde Ludwigs des Frommen) gelegen sein. Hiermit schien sich die Aussage des Avitus, er habe den Ort von seinem erzbischöflichen Sitz sehen können (wo steht dieselbe?), gut zu einen. Es heisst aber nicht in dem Ausschreiben, dass der Ort in der Viennensischen Diöcese, sondern specieller, dass er in der Epaunensischen Parochie liege. Die Diöcese soll man weiter aus dieser Angabe als eine sich von selbst ergebende entnehmen. Gerade aber diese allgemeine Bekanntheit und Berühmtheit geht diesem »vicus Epaonis« ab; die nähere Bestimmung desselben durfte also hier nicht fehlen. Auch die Urkunde setzt keine besondere Berühmtheit des Ortes voraus; das Diplom will nur die Rechte der Viennensischen Kirche auf den »comitatus de Abbon« feststellen. Das, was sich etwa noch sagen liesse, ist diess, dass auch dort nach der gleichen Urkunde ein dem heil. Mauritius geweihter Ort sich

Digitized by Google

vorfand, der gerade damals zur Verlegung des Concils hierher hätte einladen können (vicus, qui dicitur Epaonis, qui erat ex regione S. Mauritii ex episcopatu Viennensi). Auch diese Annahme bleibt somit eine problematische, nur auf eine mühsam gewonnene geographisch-historische Basis sich stützende.

Am bedeutungsvollsten würde es für uns jedenfalls sein, wenn das Concil als ein auf schweizerischem Boden abgehaltenes, also so recht als ein schweizerisches, die speciellen Verhältnisse dieses Landes berücksichtigendes erwiesen werden könnte. Da das Concil in eine Verbindung mit der Einweihung des erweiterten Agaunensischen Klosters trat, so lag es nahe, sich bei dem einzuweihenden Kloster selbst nach einem Ort dieses Namens umzusehen. Ein solcher ist nun zwar jetzt nicht mehr vorhanden; er war es aber. Es hat auf ihn vorzüglich Briguet in einer gründlicher, als die »Vallesia« geschriebenen Abhandlung: »concilium Epaunense in Epaunensi parochia Vallensium seu Epaunæ Agaunensium vulgo Epenassex 1741« aufmerksam gemacht und den fraglichen Ort in einem unter den Steinmassen des zusammengestürzten Berges Tauredunum begrabenen wieder gefunden. Was den Bergsturz anbelangt, so ist er durch einen Zeitgenossen, durch Marius, Bischof von Aventikum, sicher gestellt, der in seiner Chronik sagt: »P. C. Basilii a XXII Ind. XI: Mons validus Tauretunensis in territorio Vallensi ita subito ruit, ut *castrum*, cui vicinus erat, et vicos cum omnibus ibidem habitantibus oppressisset, et lacum in longitudine LX millium et latitudine XX millium ita totum movit, ut egressus utraque ripa vicos *antiquissimos* cum hominibus et pecoribus vastasset et etiam multa *sacrosancta loca* cum eis servientibus demolisset et pontem Genevarum, molinas et homines per vim dejecit et Genevam urbem ingressus plures homines interfecit.« Die angegebene Römerzinszahl führt auf das Jahr 563; Basilius, der letzte Privatmann, der das Consulat verwaltete, übernahm es 41; hiernach würde also die Thatsache in das Jahr 563 zu verlegen sein. Eine ergänzende, sehr anschauliche Darstellung des Vorganges gibt Gregor. Turon. IV, 31, der vorzüglich noch hervorhebt, dass das Wasser in

Digitized by Google

einem engen Passe zum Stocken kam, rückwärts strömend die Landschaft überschwemmte und dann mit furchtbarer Gewalt durchbrechend die gewaltigen Verwüstungen anrichtete. »Locus enim ille ab utraque parte montibus conclusus erat, inter quorum angustias torrens defluit.« Er schliesst mit der zusätzlichen Bestimmung: »Quod cum factum esset, triginta monachi, unde »castrum ruerat, advenerunt et terram illam, quæ monte di»ruente remanserat, fodientes aes sive ferrum reperiunt. Quod »dum agerent, rugitum montis, ut prius fuerat, audierunt. Sed »dum a sæva cupiditate retinentur, pars illa, quæ nondum »ruerat, super eos cecidit, quos operuit atque interfecit, nec »ultra inventi sunt.«

Die Thatsache ist bei diesen Zeugen nicht zu bezweifeln; dagegen hat man über den Ort des Bergsturzes und des verschütteten »castrum« gestritten und in hydrologischer, geologischer und antiquarischer Beziehung Belege für den einen und andern beigebracht. So hat man bei dem »mons validus Tauretunensis« des Marius an den Berg Grammont nicht weit vom Einflusse der Rhone in den Genfersee, bezeichnend von dem Volke auch Dérotchiaz genannt, gedacht. In Bezug auf das erwähnte »castrum« konnte man die Grundmauern römischer Befestigungswerke, von denen eine 6 Fuss stark sich über das Thal in einer Länge von ungefähr 80 Fuss ausdehnt, aufweisen. Der Name »Tauredunum«, den Marius dem Berg, Gregor auch dem »castrum« ertheilt, führe bis auf die vorrömische celtische Periode zurück; schon von jener an könnte so der Ort zu einem »castrum« oder »castellum«, wie solche Cäsar in der »vallis Pennina« erwähne, benutzt worden sein. Römische Münzen und Ziegel, Skelette von Menschen in dem Niederschlag von Schlamm und Sand, welche auf die Mönche Gregors bezogen werden konnten, eine aufgefundene christliche Arbeit, ein schöner Christuskopf, vollendeten den Beweis für den hier stattgefundenen Bergsturz, den neuerdings vorzüglich der schon oben genannte Troyon und der Geolog Morlot geführt haben.

Diese Gelehrten haben nun ohne Zweifel bewiesen, dass hier ein Bergsturz und eine Verschüttung stattfand, nicht aber

Digitized by Google

trotz aller scheinbaren Ausgleichung, dass es der Marius und Gregor bekannte war. Es steht denselben entgegen, dass nicht beim Einflusse der Rhone, sondern bei S. Moritz der Fluss durch den engsten Pass strömt (locus ab utraque parte montibus conclusus), dass wir nicht dort, wohl aber hier die »sacrosancta loca« finden, welche überströmt worden sein sollen und dass endlich die 30 Mönche, die dorther herbeigekommen sein sollen, »unde castrum ruerat,« in dem Agaunensischen Kloster, von dem aus sie ohne Verletzung der Ordensregel gar nicht den mehrstündigen Marsch antreten konnten, gesucht werden müssen. Somit ist der Beweis kein vollkommen schlagender; es bleibt die ältere Annahme wahrscheinlicher, dass der bezeichnete Bergsturz weiter aufwärts im Thale in der Nähe von Tarnada, an dessen Namen der Name des Berges erinnert, die furchtbaren Verwüstungen angerichtet habe.

Unter den Trümmern dieses »mons Tauretunensis« liegt nun aber unser Epaona begraben. Die geschichtlichen Zeugnisse hiefür sind folgende. Erstlich die Notiz in einem alten Manuscripte des jetzt verbrannten Archivs auf Majoria in Wallis: »habitum esse concilium in loco confessionis divorum MM. The»bæorum, immo deliberasse episcopos de exstruendo ibidem »loci monasterio, nisi corrosionem Rhodani et torrentis de la »Marre alluvionem pertimescentes *Agaunum Epaunæ* præoptas»sent, quia Agaunum jam erat coenobium aliquod opera S. Theo»dori episcopi erectum.« Sie stammt nach Briguet von einem alten Agaunensischen Abte her und würde recht klar machen, warum das Concil gerade hierher verlegt wurde. Leider ist aber der Bischof nicht genannt; auch könnte die Versammlung zu Agaunum, wo über den Aufbau des Klosters berathen wurde, mit dem Concil zu Epaona verwechselt worden sein. Gewichtiger ist desshalb die schriftliche Versicherung des Klosterabtes Joseph Claret gegen Briguet: »in Epenassés sen in districtu viculi ac loci Epenassés, olim Epon dicti, in præcitata Agaunensi parochia siti, habitum quondam fuisse concilium aliquod episcoporum, quam opinionem ita posteritas aluit semper, ut insideat etiamnum menti non tantum literatorum, sed passim

Digitized by Google

etiam illiteratorum. Eadem circiter traditio est hic loci de casu montis Jorat deque damnis inde secutis, cujus in utroque puncto non tantum non constat initium, sed etiam ante sæcula postuma jam exstitisse, documentis probatum habemus.« So versichert es Claret in feierlichster Weise zum Behufe öffentlicher Bekanntmachung; diesem Manne, der sich als ein wahrheitsliebender bewährt hat, ist wohl Glauben zu schenken. Freilich hätten die Dokumente bezeichnet werden sollen. Auch Labbeus und Cossartus in dem 4. Theile ihrer Concilienaktensammlung bemerken: »Concilii locus non longe Agauno, cujus monasterii documenta, quæ vidit illustrissimus Franciscus Bosquetus, montis Pessulani episcopus, testantur, memoriam in iis esse parochiæ Eponensis ac superesse illic viculum, cui nomen Epon, ut jam edidit Petrus de la Lande.« Ich habe nichts von den alten Monumenten hierüber erhalten können; das über den »viculus« Gesagte hat aber seine Wahrheit. Drittens spricht eben desshalb für diese Annahme das Vorhandensein des schon genannten »Epenassex« oder »Epenassey«. Es ist darüber viel etymologisirt worden; nach dem hinlänglich bezeugten Sprachgebrauche und überdiess noch nach einer Bulle des Pabstes Paschalis I. kann darunter nur eine »sylva spinaceti, un lieu rempli d'épines«, d. h. eine Dornstätte verstanden werden. Nichts desto weniger behält der Name seine Beweiskraft. Man musste wohl auf diese Umdeutung des Namens nach dem Bergsturze fallen, und das frühere Epona in ein Epenassez umgewandelt werden, wie es die eben angezogenen Zeugen aussagen. Dieses Epenassex liegt aber gerade dort, wo das »castrum« gestanden haben muss; die in der Tiefe liegenden Wiesen tragen noch jetzt den Namen »souville«, wiewohl sich keine Stadt mehr auf der Höhe zeigt. Mitbeweisend ist das Vorhandensein eines etwas weiter im Thale zurückliegenden Ortes Evienna. Hierher sollen sich nach der Sage die zurückgebliebenen Einwohner von Epaona zurückgezogen haben. Nach alten Schriften heisst dieses Evienna auch Ebiona; die Vertauschung des v und b ist eine sehr häufig vorkommende, wie bei Bibiscum oder Viviscum. Endlich beweist hierfür die von Pater Sigismund ausgezogene und in seinem

Digitized by Google

Leben des h. Sigmund 1666 mitgetheilte Notiz eines halb verwitterten Manuscriptes in der Parochialkirche von S. Moritz mit dem »officium« des h. Sigismund: »Regnum a tenebris infide»litatis ad lumen sanctæ fidei omni studio, vigilantia ac sollici»tudine patrum concilii Epaunensis *Agaunorum* perduxit.« Zur Unterscheidung von andern gleichnamigen Orten finden wir es somit hier auf eine unzweideutige Weise als ein in der Nachbarschaft des berühmten Klosters gelegenes bezeichnet.

Dieses Epaona möchte sich nun allerdings vor allen andern Orten dieses Namens zu dem Versammlungsorte der Bischöfe geeignet haben. Denn dieses Epaona war berühmt durch den klassischen Boden, auf dem es stand, berühmt durch den Ruf des alten Klosters Agaunum und seines Abtes Severin, berühmt durch den prächtigen, weithin bekannten Neubau, berühmt durch das königliche Schloss, in welchem Sigismund gern verweilte, berühmt endlich durch seine herrliche Lage mitten in der grossartigen Alpenwelt. Sigmund konnte leicht darauf fallen, diesen Ort, wo wohl auch die Dotationsurkunde unterzeichnet wurde, zum Versammlungsorte der Bischöfe vorzuschlagen, wie auch die fränkischen Könige sie öfters auf ihren Landgütern abhalten lassen; die Bischöfe mögen aber gerade hierher, in gewisser Beziehung zum Mittelpunkte des sich bis ins Aostathal erstreckenden Reiches, gern gezogen sein, wo für ihre Erholung und Bequemlichkeit hinreichend gesorgt werden konnte. Den 15. September (XVII Cal. Octob.) wurde übrigens das Concil eröffnet; den 22., als den Tag der Thebäer, wurde nach Avitus das neue Kloster eingeweiht. Solche Concilien dauerten aber gewöhnlich eine Woche und die vorliegenden 40 canones waren nicht gleich berathen; wir würden somit in Betreff der Zeit sehr in Verlegenheit gerathen, wenn wir zwischen Concil und Einweihung noch eine weitere Reise der Bischöfe, etwa von Vienna aus bis Agaunum verlegen wollten. Die mit der Agaunensischen identificirte »parochia Epaunensis« war aber damals Allen ebenso bekannt, wie das Kloster Agaunum und bedurfte keiner nähern Bestimmung. So lassen wir es vorläufig noch beim Alten.

Hiernach wäre diese kirchliche Gesetzgebung die erste

Digitized by Google

schweizerische, die wir kennen, und zwar eine ziemlich vollständige und umfassende, die einer besondern Betrachtung unterworfen werden wird. Gesetzt aber auch, das genannte Epaona hätte ausserhalb des Schweizergebietes gelegen, so würde dasselbe doch bei dem hohen Einflusse, den der Genfer und Walliser Bischof auf den König ausübten, bei der Art und Weise, wie sie sich gerade die Organisation der kirchlichen Angelegenheiten angelegen sein liessen und bei der wichtigen Klostersache ihre Hand im Spiele hatten, wenig dadurch an seiner Bedeutung für uns verlieren. Was gerade in ihren Diöcesen ein Eingreifen der kirchlichen Gesetzgebung nöthig machte, kam auf dem Concil sicher mit zur Sprache.

Constantius, den wir auf dem Concil unterzeichnet finden, war der letzte Bischof von Wallis in dieser Periode. Er hatte ebenso, wie sein Vorgänger, zu Octodurum seinen Sitz; er heisst »episcopus civitatis Octodurensis«. Er scheint bis zum Ende der Burgunderherrschaft und noch über sie hinaus fungirt zu haben. Wir begegnen seinem Nachfolger Rufus erst in ziemlich später Zeit. Sein Name wird noch öfters, auf dem vierten Concil zu Arles 524, zu Carpentras 527, zu Orange 529, auf dem zweiten zu Vaison im gleichen Jahre genannt; es muss aber ungewiss bleiben, ob er gemeint ist. Die Namen der Bischöfe finden sich hier ohne Angabe des Bischofssitzes. Es könnte auch der andere auf dem Concil zu Epaona gegenwärtige Constantius gemeint sein, »episcopus civitatis Vappincensis,« d. h. von Vapinkum in der Provence. Es werden in Arles (524) von den in Epaona Gegenwärtigen nur solche genannt, die in der Umgebung von Vapinkum ihren Bischofssitz hatten, Florentius von Orange, Prätextatus von Apt, Julianus von Carpentras, Florentius von Trois-Chateaux, Philagrius von Cavaillon, die auf dem Concil zu Carpentras (527) auf den genannten Philagrius und Julian zusammenschrumpfen. Dieses und die folgenden unter der gleichen Oberleitung des Präfekten Liberius abgehaltenen Landesconcile zu Orange und Vaison (529) hängen aber innig mit einander zusammen; es wird desshalb auf allen diesen Concilen der gleiche Bischof von Vapinkum gemeint sein, für den

Digitized by Google

die Bischofsliste jener Stadt bis zum Jahr 542 Platz offen lässt. Dagegen ist es unser Constantius, an den ein Brief des Avitus ep. 61 in Betreff des Verhaltens des Clerus bei Streitigkeiten mit den Laien und der Disciplin gerichtet ist. Der Gegenstand hat eine Beziehung auf die Verhandlungen des Concils und zeigt, wie unser Bischof mit bei ihnen betheiligt war. Der andere Constantius, der immer in Verbindung mit Cäsarius, Erzbischof von Arles, zum Vorschein kommt, kann hier nicht gemeint sein. Sonderbarer Weise hat Stumpf in seiner Schweizerchronik unserm Constantius statt auf Theodorus II., vielmehr vor demselben seinen Plan angewiesen. Er liess sich dazu durch diejenige Copie der Schenkungsurkunde, welche Theodorus II. einen »episcopus Sedunensis« nennt, verleiten. Er folgerte hieraus, dass derselbe in eine spätere Zeit gehöre und erst auf Rufus, den er für den letzten Octodurensischen Bischof nach seiner Unterschrift auf dem 5. Concil zu Orleans (549) hielt, den Bischofssitz eingenommen haben könne.

Als Aebte des Klosters oder als die zweite kirchliche Persönlichkeit in Wallis neben der des Bischofes werden auf Hinnemondus, Ambrosius und Achivus, deren Leben wohl ebenfalls der agaunensische Mönch verfasst hat, noch Tranquillus und Venerandus in letzter Zeit der Burgunderherrschaft genannt. Der letzte soll nach einer Angabe den schon früher vom Achivus oder Avitus erbetenen Körper Sigmunds und der Seinigen von Theodebert erhalten und auf eine ehrenvolle Weise in der Kirche des h. Moritz begraben haben. So fänden wir einen Widerspruch in den Angaben; was von Achivus erzählt wird, wird hier auf Venerandus übertragen. Zugleich häufen sich die Namen der Aebte in auffallender Weise. Man würde sehr geneigt sein, eine Reduktion derselben eintreten zu lassen. Dieses könnte nun so geschehen; liest man in der von den Bollandisten mitgetheilten »vita Sigismundi« und in den Annalen der Kirche von Orleans, dass der agaunensische »abbas Venerandus« nach 3 Jahren den Körper von Theodebert, Sohn Dietberts von Austrasien † 534 und Enkel Sigmunds von Seite seiner Mutter Suavegotha, Tochter Sigmunds, die ihren Gemahl nicht mit

Digitized by Google

zum Kriege gegen Sigmund ausziehen liess, erhalten habe, so braucht man nur das »Venerandus« in ein »adjectivum« umzuwandeln, und der »Venerandus« mit dem geschichtlichen Widerspruche liesse sich entfernen. Bei sorgfältiger Erwägung scheint das aber doch nicht rathsam; der alte agaunensische »codex« hat auch diesen nicht selten vorkommenden Namen. Der geschichtliche Widerspruch erklärt sich aber leicht; man glaubte, der da gebeten, müsse auch das späterhin Gewährte selbst erhalten haben. Chlodemir gewährte aber sicher nicht dem in Brunnen Geworfenen ein ehrenvolles Begräbniss; erst nach seinem eigenen verhängnissvollen Tode (cfr. Marius Aventic. zum Jahre 524) konnte das geschehen. Beachtenswerth ist die Notiz Aimoins »de gestis Francorum lib. II, 4. »Tunc beatus Avitus rogare Chlodemirum coepit, ne virum neci traderet. Quod ille audire detrectans cum filiis capite cæsum in puteum projici jussit: de quo postquam sublatus atque ad Basilicam sanctorum Agaunensium devectus martyrium cum digno honore est sepultus«. Man ersieht aus derselben leicht, wie das Missverständniss entstehen konnte.

Das grösste Interesse unter allen diesen Aebten nimmt übrigens der auch zum ersten Begründer desselben gemachte Ambrosius, früher pater im Kloster Insula barbara bei Lyon, in Anspruch. Er war es, der bei den dem Kloster immer reichlicher zuströmenden Geschenken den schon bewundernswürdigen Bau noch erweitern und das nur an die eine Seite des über St. Moritz sich erhebenden Felsen angebaute Kloster auch an die andere anlehnen konnte. Er war Abt des Klosters, als Sigmund zur Busse ins Kloster eintrat; dieser kam nicht mit leeren Händen (Fredegar. sagt desshalb nicht ganz mit Unrecht c. 34 epit. undea postea fortem poenitentiam agens monasterium sanctorum Agaunensium miri operis construxit, cfr. auch Gregor. Turon. III, 5) und seinen königlichen Gaben folgten andere. Dieser Bau mag somit ins Jahr 523 oder 524 fallen; mit ihm erreichte das Kloster und der Cultus der agaunensischen Märtyrer seinen Glanz- und Höhepunkt. Der Verfasser der Geschichte der drei alten agaunensischen Mönche sagt: »omnia bona temporibus

Digitized by Google

ejus et monasterio Agaunensi et regno et regioni affluebant.« Er muss eben desshalb noch vor dem verhängnissvollen Jahr 524 gestorben sein. Man wusste sein Andenken zu ehren; die Martyrologien Ado's und Usuard's haben ihn aufgenommen und bezeichnen ihn als einen Mann »magnus vitæ atque sanctitatis virtutibus clarus«. Später kann er übrigens auch desshalb nicht gestorben sein, weil sein liebreicher Nachfolger Achivus, der die Abtswürde zu Grigni verschmähend seinem Hymnemondus nach Agaunum folgte, also allerdings schon betagt zum Vorsteher dieses Klosters gewählt wurde, bald darauf, sicher im Jahr 26 starb. Denn in diesem Jahre muss Tranquillus oder Tranquillinus und auf sein bald erfolgtes Ableben Venerandus in seine Stelle eingerückt sein. Drei Jahre auf Sigmunds Tod erbat sich Venerandus seinen Körper; im Jahre 526—527 wurde er also Abt des Klosters, in dessen geweihter Erde er voll dankbarer Gesinnung den grössten Wohlthäter desselben beerdigte.

Die Liste der Walliser Bischöfe während der Römer- und Burgunderherrschaft würde somit folgende sein:

1) Theodorus I. bis nach 391;
2) Elias, Ende d. Jahrhunderts;
3) Florentinus bis 411;
4) Mauritius bis nach 419;
5) Silvius bis nach 449;
6) Leontius bis nach 475;
7) Protasius, Ende des 5. Jahrhunderts;
8) Dominikus, Anfang des 6. Jahrhunderts;
9) Theodorus II. bis 516;
10) Constantius.

Anmerk. Zur Literatur über die Thebäische Legion ist noch ein neuerdings von Pr. Braun verfasstes Programm „zur Geschichte der Thebäischen Legion, Bonn 1855« beizufügen. Es behandelt den Gegenstand speciell mit Rücksicht auf 67 zu Cöln gefundene Schädel, von denen 19 mit Nägeln durchbohrt waren, welche für die Cölner Thebäer Zeugniss ablegen sollen. Der einzige nicht zerstörte trägt nämlich nach genauer anatomischer Würdigung einen ägyptischen oder annähernden Negertypus. Sonst findet sich nichts Neues in der Abhandlung, als eine gelungene Nachweisung, wie Eusebius, Sulpicius Severus, Orosius, Lactantius über das Ereigniss schweigen konnten. Auch Pr. Braun ist für eine Zahlreduktion, hält aber seine Nachweisung auch ohne sie für beweiskräftig.

Digitized by Google

Geschichte der Gründung des Christenthums in Helvetien unter der Römer-, Burgunder- und Allemannenherrschaft.

I. In Aventikum und Lousonnium.

Von Genf aus konnte das Christenthum aber auch noch einen andern Weg als in das Walliser Thal einschlagen. Von Nyon aus, dem am Eingange des weiten Thales zwischen der Jura- und Alpenkette wohlgelegenen Römischen Lagerplatze mit einer leicht beweglichen Reiterkolonie, konnte es seinen Zug auch auf der zweiten grossen ins Innere des Landes führenden Römerstrasse nach Aventikum und Vindonissa nehmen. Eben so konnte es aber auch von Wallis aus über Vivis und Milden nach Aventikum einwandern. Mit der Ausdehnung der Römischen Herrschaft über die östliche Schweiz unter August und mit der jetzt organisirten Vertheidigungslinie dem Rheine entlang bis zum Bodensee und noch weiter bis zur Donau war diese die Schweiz durchschneidende Strasse nöthig und der Mittelpunkt des lebendigsten Verkehres, vorzüglich gewaltiger Truppenzüge geworden. Zunächst führte sie nun zu dem am Brolius (Broye), am Aventicensischen (Murtner-) und beim Ebrodunensischen See liegenden Aventikum, der auf der fruchtbaren Hochebene erbauten, sich amphitheatralisch erhebenden Hauptstadt des Landes, dem Hauptsitze auch des Verkehres und der Bildung der alten Schweiz. Dieser von den Römern hochbegünstigten, durch Vespasian zu einer hohen Cultur gekommenen, mit allen Bildungsmitteln der alten Welt bekannt gewordenen Stadt konnte auch bei dem hierher zudrängenden Verkehre das Christenthum nicht fremd bleiben, wie es einmal die Schweizergrenze überschritten hatte. Es steht und fällt diese Annahme im Grunde mit der frühern. Freilich mag die „dea Aventia", die hochverehrte Schutzpatronin der Stadt und des Landes, gerade hier dem Christenthum nicht minder Widerstand geleistet haben, als der „Jupiter Capitolinus" in der Welthauptstadt und die deificirte „Roma" selbst; das Christenthum wusste aber ganz in gleicher Weise, wie dort, die herrschenden Götter zu entthronen.

Digitized by Google

Die erste Notiz in Bezug hierauf gibt uns „la chronique du pays de Vaud“. Wir erfahren durch sie und einige jüngere Cataloge, dass Aventikum gegen das Jahr 300 einen Bischoff Henri oder Erich hatte (cfr. auch „Ruchat, abrégé de l'histoire eccles. du pays de Vaud. 1707“). Diese Chronik enthält nun zwar mehr Fabeln als Geschichte und hat sich arge Missgriffe vorzüglich in Betreff der Namen und Zeiten zu Schulde kommen lassen; doch könnte sie mit der an sich unverfänglichen Notiz auch einmal etwas Richtiges geboten haben. Es scheint das für sie zu sprechen, dass sie nicht bis auf die apostolische Zeit zurückgreift und diesen Erich grade in die Zeit versetzt, wo das Christenthum wirklich aus der Nachbarschaft hierher gekommen sein muss. Genauer angesehen muss aber doch diese Angabe als eine irrige beseitigt werden. Was diese Chronik über die alten Bischöfe Bewährtes bietet, hat sie, wie alle andern Cataloge derselben, aus dem „Cartularium Lausannense“ entlehnt; was sie mehr gibt, ist schon an sich eine höchst verdächtige Zugabe. Dieses „Cartularium“ hat nämlich für unsre Untersuchung ganz die nämliche Bedeutung, wie die Genfer Bibel und der Agaunensische Codex. Es ist dasselbe zwar erst im 13ten Jahrhundert verfertigt und somit eine ungleich spätere Quelle, als die früheren; allein es ist nach ältern bearbeitet, die im historischen Tacte bezeichnet werden. Der Probst des Capitels zu Lausanne, Conon oder Conrad von Stäffis, begann das Werk 1228, vollendete es aber auf eine eingetretene Spaltung im Capitel erst nach dem Jahre 1235. Eine grosse Feuersbrunst hatte unterdess eine der besten Quellen (liber domini episcopi Lausannensis mit Notizen über Bischöfe, Könige und Kaiser und gläubige Layen) vernichtet; Conon wollte nun nicht das Alles zu Grunde gehen lassen und rettete, was sich noch retten liess. Er trug Einiges, so wie er es in dieser alten Schrift gefunden hatte, und aus noch einigen andern guten Quellen, einem „Calendarium Beate Marie Lausannensis“ und ein paar Chroniken zusammen, berieth ausserdem glaubwürdige Männer und fasste das Alles in ein Buch, unser „Cartularium“, das noch durchweg das compilatorische Verfahren des Verfas-

Digitized by Google

sers erkennen lässt. Abgesehen von den Concilienakten ist das nun die älteste und einzige schriftliche Quelle für unsre Zeit, ja für den ganzen Zeitraum bis zu dem Jahrhunderte, bis zu welchem seine Erzählung verläuft, eine Quelle, die bei ihrer Reichhaltigkeit, ihrem über bloss trockne Namenregister hinausgehenden Sachinhalte eine noch grössere Bedeutung gewinnt, als die früher genannten. Es existirt zwar noch ein „Chronicon breve episcoporum Lausannensium", bekannt auch unter dem Namen „Manuscript de Moudon" oder „de Mierre", weil es de Mierre, Rathsherr zu Milden, besass; es ist aber nur eine Copie oder ein mangelhafter Auszug aus dem „Cartularium" (1533). Auch die Cataloge neuerer Zeit, z. B. der Sebastian Werro's († 1614), Emanuel Hermanns (1664), Antoine Dudings (1724), der des Paters Le Jeune, Mitarbeiter an den „Actis Sanctorum" (1764), der in der „Lausanna sacra etc.", haben keine andre Bedeutung als die minder oder mehr treuer und scharfer Referenten und Beurtheiler des im „Cartularium" Gebotenen

Von diesem Erich weiss nun das „Cartularium" nichts zu sagen; es lässt sich aber recht gut begreifen, wie die Chronik zu ihm kam. Er gehört auf die alte Bischofsliste; 650 unterschrieb er auf einem Concil zu Châlons-sur-Saône. Er heisst zuerst Bischof von Lausanne; leicht konnte man ihn desshalb an die Spitze der Landesbischöfe überhaupt stellen. Hierzu kommt, dass sich noch andre Erinnerungen an den Namen aus späterer Zeit knüpften, z. B. die der Begründung der bischöflichen Macht und der Kathedralkirche zu Lausanne; so wurde der hochgefeierte Mann leicht von der das Alles miteinander verwebenden Volkssage in den Vordergrund geschoben. Wir lassen ihn also ohne Bedenken fallen.

Diejenige Notiz, welche uns das „Cartularium" über die alten Bischöfe Aventikums gibt, lautet wie folgt: „Neque per scripta, neque per famam de episcopis Lausannensibus (potuit nihil invenire), nisi quod apud Aventicam, ubi sedes episcopalis fuit. Dicebatur, quod et specialiter dicebat quidam laicus senex, Matheus nomine, qui viderat septem episcopos Lausannenses, quod in ecclesia Symphoriani apud Aventicam ista sedes epis-

Digitized by Google

copalis fuisse dicebatur, et perhibebantur XXII episcopi tumulati fuisse, et multa miracula ibi fecerat dominus, et ipse audierat, quod quædam mulier sedebat super tumulum uniqs et camisia sua cepit ardere super eam, quamvis in illa tumba aqua sæpe solet esse.“ Diese schöne Zahl führt uns nun in der Zeit ziemlich weit, bis auf die, wo Erich hier gewirkt haben soll, ja noch weiter bis auf die zurück, wo wir das Christenthum in der Schweiz ankommen sehen. Das „Cartularium“ gibt auch hier seine Quelle an; es stützte sich auf die allgemeine Sage (dicebatur) und auf die Aussage eines zuverlässigen würdigen Zeugen. Freilich hat dieselbe eine lange Zeit hinter sich; sie war aber keine vage Angabe, sondern eine solche, die sich mit der andern über die „ecclesia beati Symphoriani“ und die hier geschehenen und fortdauernd erneuernden Wunder verknüpfte. So hatte sie einen guten Anknüpfungspunkt; der alte Christ, der 7 Bischöfe überlebt hatte, mag sie oft bestätigt gehört haben. Der genannte Symphorian ist übrigens der in Autun unter Aurelian, oder besser Aurelius, bei einem Cybelen- oder Venusfeste wegen verweigerter Opferung gegeisselte und zuletzt enthauptete, einer der hochgefeierten Märtyrer Galliens. Es erhob sich hier frühzeitig eine Kirche zu seiner Verherrlichung (cfr. Gregor. Tur. II, 15); so konnte auch zu Aventikum eine solche entstehen. Grade die bestimmte Bezeichnung dieser Kirche als einer ihm geweihten ist wohl zu beachten; es klingt das nicht wie etwas Ersonnenes. Eben desshalb mögen aber auch die 22 unter ihr angeblich ruhenden Bischöfe hier wirklich ihre Ruhestätte gefunden haben. Diese Weihung führt uns übrigens ebenfalls auf einen Zusammenhang der ältesten Schweizerischen Kirche mit der Gallischen. Sie musste ein besondres Lebensinteresse an dem Märtyrerthum der letzteren unter Mark Aurel nehmen. Auch von hier aus kommen wir somit auf das Resultat zurück, dass, wie nach Genf, so auch hierher von Vienne und Lyon aus das Christenthum gedrungen sein mag, zu einer Zeit, wo noch nicht die alten innigen Bande beider Länder unter der Römerherrschaft durch die sich zu- und dazwischen drängenden Völker gelockert worden waren.

Digitized by Google

In der nächsten Zeit auf die Gründung konnte diese Kirche sich nicht lebenskräftig entfalten; es sank die stolze Hauptstadt unter den Raub- und Mordanfällen der vordringenden Allemannen immer mehr von ihrer Höhe herab. Diocletian und Maximian, Constantius Chlorus und Constantin konnten dem schon hart mitgenommenen Lande nur vorübergehend Ruhe und Erholung bringen; unter Constantius II, der die Allemannen gegen den Kronprætendenten Magnentius berufen hatte, begann der Sturm auf's Neue. Das ebene Land wurde immer verödeter, die Städte in ihm zerfielen immer mehr. So stand Aventikum wohl noch da, als Ammianus Marcellinus unter Julian hierher kam; es stand aber schon da mit verödeten Strassen und halbzerstörten Gebäuden, ein Trauer erweckendes Denkmal früherer Pracht und Grösse. Der Verfall wurde ein immer grösserer: es kann daher auch nicht Wunder nehmen, wenn uns keine weiteren Notizen über das hierher gebrachte und um sich greifende Christenthum aufbewahrt worden sind. Selbst die Sage verlor mit dem Untergange der Stadt alle ihre natürlichen Haltungspunkte bis auf einen einzigen, für den wir desshalb um so dankbarer sein werden. Es ist hier die Sachlage eine ganz andre, als in Wallis, dem wichtigen Bergpasse nach Italien, den die Römer noch lange behaupteten und vor den immer wieder zurückkehrenden Verwüstungen zu sichern wussten. Dort bestand eine Lebenscontinuität, die uns auch das christliche Leben in seinem Fortbestande verfolgen lässt.

In Bezug auf die spätere Zeit, wo auch der „pagus Aventicensis“ unter die Burgunderherrschaft kam, lesen wir noch in den Akten der Agaunensischen Versammlung, dass dem Kloster daselbst Güter, Häuser und ganze Oerter mit den Einwohnern „in pago Valdensi et fine Aventicensi et Lausannensi“ vergabt wurden; auch hier wird somit eine durchgängige Christianisirung der Population vorausgesetzt. Sicher hätte aber das Kloster für eine solche gesorgt, wenn sie nöthig gewesen. Die ihm aus dem Fiskus zugewiesenen Ländereien mussten bebaut werden; wo es nicht die Mönche thaten, thaten es die Knechte, die, wie mit dem Körper, so der Seele dem Kloster vergabt,

Digitized by Google

auch für dasselbe Propaganda machten. Wollte man aber den in diesem Punkte einstimmigen Acten nicht vollkommen trauen, so haben wir noch einen andern Zeugen, die Acta des Concils von Epaona. Wir werden es an sich erwarten, dass, wie Genf und Wallis, auch Aventikum auf diesem glänzenden Landesconcil seinen Vertreter hatte. Dieser Erwartung entspricht denn nun auch die, wenn auch nicht in allen, doch in mehreren guten codices aufbewahrte Unterschrift: „Salutaris, episcopus civitatis Avennicæ subscripsi" Andre codices haben zwar nicht diese, wohl aber die andre Unterschrift zum Schlusse: „Peladius, presbyster jussu domini Salutaris, episcopi civitatis Avennicæ" oder auch „Aventicæ"; nur in einem alten Pariser Manuscripte fehlen beide. Es könnte nun freilich nach der ersten Lesart auch ein Bischof von Avignon gemeint sein. Auf dem 10 Jahre früher gehaltenen „concil. Agathense" finden wir die Unterschrift: „Pompejus presbyter missus a domino meo Juliano episcopo de Avennica civitate subscripsi." Es ist hier ein Bischof von Avignon gemeint. Gegen solche Annahme würde aber Mehreres sprechen. Erstlich stossen wir auf ganz verschiedene Namen, den des Julianus und Salutaris. Es müsste also dem Erstern bald der Zweite gefolgt sein. Das lässt sich aber nicht erweisen; es folgte ihm vielmehr ein Eucherius, der nach einem alten Manuscript der „Cartusia Portarum" auf dem vierten Concil zu Arles und dem zu Carpentras (527) gegenwärtig war. Da lesen wir auch seinen Namen ohne weitern Zusatz unter den Unterschriften. Zweitens waren diese Concile gothische Landesconcile, das unsrige ein burgundisches; ein gothischer Landesbischof gehörte somit nicht hierher, der Aventische dagegen konnte als ein Landesbischof nicht fehlen. Drittens steht auch noch der Name des Salutaris vor dem der Bischöfe von Tarentasia, Genf und Windisch, also gerade da, wohin wir den des Aventicensischen stellen würden. Wie es scheint, wurde aber der Bischof durch seinen Presbyter vertreten; der Name desselben, des einzigen gegenwärtigen Presbyters, kam desshalb natürlich hinter die würdigeren Bischofsnamen an den Schluss der Acta oder fiel wohl auch hier und da als ein nicht ebenbürtiger ganz aus.

Digitized by Google

Diess in Bezug auf die Hauptstadt; in Bezug auf die Umgegend ist aber noch ein Nachtrag zu machen. Hier sagt uns zuerst ein stummer Zeuge, dass das Christenthum auch frühzeitig nach dem sehr alten „Lousonnium" kam. Es ist diess die Kirche des S. Thyrsus (S. Thiers). So wurde sie nämlich früher (quondam) nach dem „Cartularium" genannt, späterhin hiess sie die Kirche des S. Marius, weil eben so wie Chilmegisel dieser ausgezeichnete Bischof hier seinen Ruheplatz gefunden hatte. Das „quondam" weist ziemlich weit in der Zeit zurück; die Kirche muss also schon lange vor Chilmegisel und Marius hier gestanden haben. Dieser Thyrsus war einer der Anführer der Thebäischen Legion; die Lausanner Kirche wollte nicht hinter den benachbarten Kirchen zurückbleiben und ebenfalls der grossen Märtyrerlegion ihre Huldigungen darbringen. So richtete sie, da die übrigen namhaften Thebäer schon in Beschlag genommen worden waren, ihr Augenmerk auf diesen Thyrsus, der mit andern Thebäern unter Ritiovarus bei Trier die Marterkrone erworben haben soll. Nach einer abweichenden jedoch irrigen Angabe soll er hier selbst gelitten haben (Blum, Versuch einer Kirchengeschichte der Schweiz, S. 90). So gewann auch hier der nationale Märtyrercultus recht Eingang, ohne Zweifel noch in der Römerzeit oder in der Zeit, wo derselbe zuerst recht in Aufnahme kam und unter dem ersten mächtigen Eindrucke der sich ausbildenden Legende auch in Wallis das Nationalheiligthum begründet wurde. Ein auf dem Landgute Bois-de-Vaud bei Lausanne neuerdings aufgefundener, durch das christliche Kreuz geweihter Opferlöffel weist uns in die gleiche Zeit, die des dort gelegenen alten Lousonniums, zurück.

Auch hier konnte aber die junge Kirche eben so wenig wie zu Aventikum zu einer bedeutenden Blüthe gelangen. Auch dieser „vicus" ward bei dem Vordringen der Allemannen verwüstet; doch erhob sich der verwüstete bald wieder aus seinen Trümmern. Auf die Stürme der Völkerwanderung soll Protasius zu Anfange des 6ten Jahrhunderts hier eingezogen sein und über der alten weiter abwärts liegenden Stadt den Grund wie zu einer Stadt, so zu einer neuen Kirche gelegt haben. Viel

Digitized by Google

konnte der Verfasser des „Cartulariums“ nicht über ihn erfahren; nur das vernahm er von mehreren alten glaubwürdigen Priestern, dass er von Venetien hier eingepilgert sei. Dort könne man auch noch sein Leben finden. Man hat es gesucht, trotz alles Suchens aber nicht finden können. Warum man ihn von Venedig kommen liess oder er wirklich von dort her kam, hängt wohl mit der Verbindung zusammen, die frühzeitig zwischen beiden Orten bestand oder die man annahm. Bei dem Andrange der Hunnen sollen umgekehrt die Aventiker sich nach Venedig geflüchtet und mit den Grund zur Stadt gelegt haben. Der erste Walliser Bischof, Protasius, führte uns nach Mailand; so liess man, vielleicht Verschiedenes vermischend, auch den ersten Lausanner Bischof von Oberitalien und zwar speciell von Venedig her einwandern. Es kann das aber auch wirklich so gewesen sein. Ueber sein Thun und Wirken in Lausanne ist das „Cartularium“ eben so wortarm; es hebt nur hervor, dass er als Bischof in den Jura ging, um Holz zum Wiederaufbau der Lausanner Kirche zu schneiden, dort aber seinen Tod fand. Wichtig ist die Stelle: „Et fuit super ramum unum a monte adductus usque ad planum lacum, qui dicitur Birula (Berolle), quia ibi fuit facta ei quædam parva bieri, quod latine dicitur feretrum, quod in vulgari dicitur bieri et ideo illa villa dicitur Bieri. Et inde fuit adportatus usque ad villam, que modo dicitur sanctus Protasius (St. Prex), que tunc dicebatur Basuges et fuit ponitus in ecclesia, que dedicata erat in honore beate Marie.“ Sie trägt vor Allem so recht den Charakter der Volkstradition, die sich an einzelne Namen und Orte heftet und mit der Zeit fortlebt. Eben dessbalb bekommt aber auch die Bemerkung, dass schon vor Protasius Zeit eine der Maria geweihte Kirche zu Basuges stand neben der andern, dass er zum Wiederaufbau der Kirche zu Lausanne Holz schneiden liess, ihre Bedeutung. Schon lange vor ihm war also das Christenthum hier eingepilgert. Er legte nur den Grund zu dem Bisthum Lausanne. Es erhob sich mit der neuen Stadt auch eine neue Kirche, die bald beide das zerfallende Aventikum mit ihrem Glanze überstrahlten. In Aventikum, das mit einer burgundisch-ariani-

Digitized by Google

schen Besatzung den fortdauernden Angriffen der Allemannen zu wehren hatte, konnte sich kein orthodoxer Bischof mehr halten. Der sechste Sardicensische Canon war zwar für diese noch werdenden Kirchenverhältnisse nicht maassgebend; es verbot sich aber die Sache von selbst. Protasius war also nicht etwa der erste Bischof der Aventier, auch nicht der erste Gründer des Christenthums zu Lausanne, sondern, wie es im „Cartularium" heisst, „Aventicensis vel Lausannensis episcopus", ein Bischof des Landes, der in den damaligen sich neu gestaltenden kirchlichen Verhältnissen so viel und so weit Einfluss erhielt, als er sich denselben durch persönliche Tüchtigkeit zu erwerben wusste.

In dieser seiner eben bezeichneten Eigenschaft trug nun auch Protasius, und das ist das Letzte, was wir von ihm wissen, zu der Stiftung des Klosters Balmen bei. Ein begüterter Mann, Namens Felix Granuelnesis, und seine Frau Ermendrude errichteten dasselbe am Fusse des Jura. Bogenartig sich um dasselbe ziehende steile Felsen mit Wölbungen und Grotten (Baumes) gaben demselben seinen Namen. Sie sollen das Kloster zur Ehre der heil. Maria „anno XIIII⁰ Clodovæi regis, laudante Protasio Aventicensi vel Lausannensi episcopo", also im 14ten Jahre Chlodowigs, angefangen, weder aber Felix noch Protasius die Vollendung desselben erlebt haben. Erst unter seinem Nachfolger Chilmegisilus kam das Werk zur vollen Ausführung; die Wittwe des Gründers liess es vollenden. Es folgen die Worte: „Anno XI Clotarii regis et tempore Chilmegisili Aventicensis vel Lausannensis episcopi Ermendrudis construxit monasterium Balmense a. d. DXXXII". Die Quelle für beide Angaben ist übrigens eine sehr gute; wie das „Cartularium" ausdrücklich sagt: „liber beate Marie Lausannensis. Sie lassen sich aber doch in Frage stellen.

Nach anderweitigen historischen Notizen war dieser Felix der Sohn des Herzogs Valdelenus und der Flavia, einer Römerin, die ihm den Namen Felix gab, Bruder des h. Donatus, Erzbischof von Besançon († 652), der, ebenfalls Begründer frommer Stiftungen, z. B. der Kirche von Château-d'Oex, den Bru-

Digitized by Google

der zu ähnlichen begeisterte. Unter Ludwig II (633—656) spielte er eine ziemlich bedeutende Rolle, war einer der einflussreichsten Grossen des Landes und ward 642 „dux“ oder „patricius“ des transjuranischen Burgunds. In dieser Eigenschaft nun begründete er nach dem Leben des h. Columban (durch seinen Schüler Jonas) ein Kloster „in saltu Jurensi super Novisonam fluvium“, d. h. der bestimmten geographischen Bezeichnung nach das Kloster Romainmotier. Es würde somit diese Begründung nach dem Jahre 642 verlegt werden müssen. Der Nachfolger dieses Ludwig war Chlotar III (656—670); hätte also erst die Wittwe des genannten Felix Gramnelenus den Klosterbau nach seinem Ableben vollendet, so könnte dieses nur unter diesem Chlotar geschehen, nur dieser also gemeint sein (cfr. die Bemerkungen des Baron de Gingins zu dem „Cartularium“ des Klosters Romainmotier in den „mémoires et documents publiés par la société d'histoire de la Suisse Romande“, tom. III).

Hiernach würden denn nun aber die Namen- und Zeitbestimmungen unsers „Cartulariums“ irrige sein; es liesse sich zwar die Identität des von ihm genannten Gramnelenus und des durch die Burgundischen Annalen schärfer bezeichneten in Frage stellen; es hätte das aber doch seine grossen Bedenklichkeiten. Der eigenthümliche Doppelname und die besondre diese Stiftung erklärende Würde des Mannes machen das schwierig. Davon abgesehen befremdet aber noch weiter das im „Cartularium“ namhaft gemachte 14te Regierungsjahr Chlodwigs. Wir müssen bei dem genannten an Chlodwig I denken. Dieser herrschte aber nie über Burgund. Endlich will das 11te Jahr Chlotars, unter dem Ermendrude das Kloster vollendet haben soll, sich auf keine Weise mit der Zeitgeschichte einigen lassen. Ludwig I hatte zwar auch einen Sohn Chlotar, der Chlodemirs Wittwe heirathete und sich mit seinem Bruder Childebert Burgunds bemächtigte; es geschah das aber erst nach dem 11ten Jahre seiner Regierung. Somit muss hier eine Irrung und Verwirrung eingetreten sein.

Diese lag in so fern nahe, als auch das Kloster Romainmotier den gleichen Namen trug. Das „Cartularium“ sagt: „In beati Marii tempore S. Guntrammus, rex Francorum et Bur-

Digitized by Google

gundionum dedit S. Sigonio speluncam, quæ dicitur Balmete, sitam prope ecclesiam S. Desiderii.“ Er fügte auch noch andere Schenkungen dieser bei, ohne Zweifel zur Begründung eines Klosters; Ramnelenus wollte nun dem schon durch Sigonius begründeten Kloster eine grössere Ausdehnung geben und baute desshalb an der gelegenern Stelle ein neues Kloster, eine „Bauma“ an der Stelle der „Balmeta“, welcher die letztere incorporirt wurde. Es kann das füglich im 14ten Jahre Ludwigs II geschehen und der Bau im 11ten Jahre Chlotars (667) vollendet worden sein. Erst späterhin erhielt das Kloster den Namen Romainmotier.

Es liessen sich nun zwei Fälle denken. Entweder hatte unser „Cartularium“ nur diese „Bauma“ im Auge. Alle gegebenen Bestimmungen würden sich so auf sie beziehen, die falschen Zeitbestimmungen aber daraus erklären, dass Chlodwig II irrthümlich in Chlodwig I umgewandelt wurde. Es ergäbe sich dann für unsre Untersuchung ein rein negatives Resultat; die Stiftung, von der die Rede ist, fiele in eine spätere Zeit. Oder es meinte die andere „Bauma“, die späterhin fortdauernd diesen Namen beibehielt. Der wirkliche Aufbau und Ausbau derselben unter den beiden Bischöfen Protasius und Chilmegesilus könnte dann zu den vorliegenden irrigen Angaben in Betreff ihrer Begründer Veranlassung gegeben haben. Es würde dann nicht ausgeschlossen werden, dass das Kloster zu Balmen noch unter der Burgunderherrschaft, sondern nur, dass es durch Felix Gramnelenus und seine Gattin begründet worden. Die entschiedene Angabe des „Cartularium“, der Doppelbericht über den Anfang des Klosterbaues unter Protasius und seine Vollendung unter Chilmegesilus, die bestimmte Trennung dieser „Balma“ von der an Sigonius vergabten „Balmeta“, der grade unserm Kloster verbleibende, ihm also vorzugsweise zukommende Name „Balma“ machen das wahrscheinlicher; eine sichere Entscheidung ist nicht möglich.

Jedenfalls wurde dieses Kloster in urgrauerZeit gestiftet. Romanus und Lupicinus begründeten mit zwei Mönchsklöstern auch noch ein Nonnenkloster, das diesen Namen trug (cfr. Vita Romani, c. 19): „Germanam suam in cingulo

Digitized by Google

illo vel Balma, Gallico, ut reor, sermone sic vocata, monasterio præfecerat puellari.“ Die Lokalität des Klosters bezeichnet der Verfasser näher im 9ten Capitel als „in vicino Lauconnensi“, d. h. als in der Nähe des unter der Leitung des h. Lupicinus stehenden Klosters gelegen. Dieses lag aber weiter abwärts gegen den Fuss des Jura zu, als das Kloster Condat, das der heil. Romanus selbst leitete. Es sollte grade dazu dienen, „ut loca opportuna culturis Condadiscensium inopiam sublevarent“. So finden wir denn auch in der Nähe von Orbe einen Ort St-Loup, wo früher eine dem h. Lupicinus geweihte Capelle stand; in der benachbarten Felsschlucht soll er sich aufgehalten haben. Es sind diess bemerkungswerthe Andeutungen seines Aufenthaltes; es wird desshalb hier, wie die Balmeta bei St-Didier, jetzt St-Loup, auch die Bauma zu suchen sein. So liegt denn auch St-Loup auf der einen, Balme auf der andern Seite von Orbe in nicht zu weiter Entfernung. Nach der von dem Verfasser der „Vita Romani, Lupicini, Eugendi“ gegebenen näheren Lokalbestimmung lag dieselbe sehr hoch in einem Engpasse oder dem Eingange desselben: „Locus ipse ut præcisa inaccessibili desuper rupe ac sub cingulo prolixius naturaliter perexcisa nullum ulterius cinguli præstabat egressum; ita ab orientis parte arctatis paullisper angustiis subitum in terrestri atque æquali solo laxabat egressum. Illic namque in ipsis quodammodo faucibus beatissimi fratres basilicam fabricarunt.“ Balme bei Orbe liegt nun in der That 2000 Fuss hoch am Eingange eines Bergpasses; die „aiguille de Baulmes“ ist ein 5000 Fuss hoher, scharf zugespitzter Berg; nach unten oder dem Gürtel zu finden sich die Wölbungen und höhlenartigen Räume, von denen es seinen Namen erhalten; es stimmt so die Lokalbezeichnung des Anonymus mit den Lokalverhältnissen der Balma bei Orbe gut zusammen. Hiermit setzt sich auch die Bemerkung Gregors v. Tours in seinem Leben des h. Romanus: „Inter illa Jurensis deserti secreta, quæ inter Burgundiam Alemanniamque sita Aventicæ adjacent civitati, tabernacula figunt“, in Einklang. Auch er führt uns also mit dieser Lokalbestimmung in die Nähe des alten Aventikums.

Digitized by Google

Das Kloster Balma war also schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nebst noch zwei andern in dieser Gegend errichtet. Es schweigt nun zwar die Geschichte eine Zeitlang über dasselbe; es kommt aber doch wieder zum Vorschein. Neuerdings (1854) hat man von dort eine Inschrift in das Cantonalmuseum zu Lausanne gebracht, welche nach ihren Burgundischen Namen (die meisten Namen der Burgunder sind mit „Gunt" zusammengesetzt) und nach ihrer formellen Fassung, den falschen „temporibus", der Verwechslung der „casus" und Personen ins 8—9te Jahrhundert zurückweist. Sie ist auf eine Platte von Jurakalk eingegraben, die als Sockel einer Säule der Kirche zu Balme diente. Sie lautet, wie folgt: „Sub titolo hunc quiiscet Landoalda virgo cujus anima requiem possedeat æternam. Amen. Ego Gundericus peregrinus in terra aliena fecit." Balma lag an der alten Römischen Strasse von Yverdun nach Besançon, ein Zufluchtsort für die Pilger; es liesse sich so eine speciellere Erklärung der Inschrift gewinnen, wenn sie für das Frauenkloster nöthig wäre. Noch etwas später begegnen wir einer Urkunde des Königs Konrad von Burgund aus dem 24ten Jahre seiner Regierung, der das Kloster auf das Bitten der Seinigen der Kirche der heil. Maria zu Payerne einverleibte. Das Kloster wird freilich nur eine „cellula" genannt; aber auch die andre Balma war bei der Ungunst der Zeit heruntergekommen. Eben desshalb wurde sie wohl von Konrad, der auf der Durchreise auf die verkümmerte stiess, (impegimus in quandam cellulam Balma nuncupatam), wie sie auch wirklich am Wege liegt, mit Payerne geeint. So hätten wir denn sichre Spuren einer christlichen Station zwischen Lausanne und Aventikum, ja mehrerer gewonnen. In dem Kloster des h. Lupicinus lebten an 150 Mönche, in der Balma 105 Nonnen; es lassen sich von diesen historisch beglaubigten Angaben und von den auch diesen Klöstern aus dem Fiscus zugewiesenen Ländereien aus, deren Bearbeitung von ihnen aus geleitet werden musste, sichre Schlüsse auf die Christianisirung des Landes machen. Ausdrücklich wird übrigens noch gesagt, dass diese Klöster, die schon eine Christianisirung der Umgegend voraussetzen, auch eine Pflanzstätte des Christenthums weithin wurden,

Digitized by Google

„Cœperunt inde", heisst es im 5ten Capitel der „Vita Romani" „patrum examina diffundi, ita non solum Sequanorum provinciæ loca secretiora, verum etiam territoria multa longe lateque spatiis distincta terrarum, divinæ sobolis diffusa gratia, monasteriis atque ecclesiis replerentur."

Wir finden zwar in den oben genannten Quellen zweiten Ranges noch einige andere bestimmtere Angaben über Protasius; sie sind aber nur weitere Ausführungen und Ausschmückungen des im „Cartularium" Mitgetheilten, Conjekturen und Correkturen. So heisst es z. B., dass Protasius im Jahr 495 in seinen Wirkungskreis eingetreten; es ist diess das 14te des Königs Chlodwig, in welchem dieser nach dem „Cartularium" die Gründung des Klosters Balma gut hiess. Andre setzten dafür die runde Zahl (500) und nannten wohl auch den Kaiser Anastasius (491—518) und den Pabst Symmachus als die politischen und kirchlichen Grossmächte, unter denen er wirkte, um eine recht volle chronologische Bestimmung zu geben. Gleichen Differenzen begegnen wir in Bezug auf die nähere Bestimmung seines Todesjahres. Er soll bald im Jahre 520 und den nächst folgenden Jahren, bald auch 10 Jahre später gestorben sein. Im ersten Falle stützte man sich auf die Angabe, dass das Kloster im 11ten Jahre des Königs Chlotars (522, wenn wir an den Sohn Chlodwigs denken) unter Chilmegisilus gegründet worden; im zweiten auf die andre, dass es im Jahr 532 geschehen. Es hat sich aber ergeben, dass die vorliegenden Namenbestimmungen auf einem schwankenden Boden stehen; das Manuscript von Milden hat desshalb auch weislich den Königsnamen Ludwig mit der Vierzehnzahl weggelassen. Die zuverlässigste unter allen Bestimmungen ist die, dass das Kloster unter Chilmegisilus (532) vollkommen ausgebaut worden; sie ist es gerade, weil sie nicht mit der andern übereinstimmt, dass diess im 11ten Jahre Chlotars geschehen. Vor dem Jahre 532, also noch zur Burgunderzeit, wird somit Protasius gewirkt haben. In St. Prex fand er nach allen Angaben seine Ruhestätte. Das wohlbekannte Gesetz der Schwere war für den rohen Wunderglauben der Zeit das nahe liegende Mittel, ihn hier festzubannen. Es war eben nicht

Digitized by Google

möglich, ihn fortzubewegen, als man ihn nach Lausanne bringen wollte. Zu St. Prex wurden übrigens auch (1400) seine Gebeine ausgegraben; noch jetzt sträubten sie sich aber in gleicher Weise gegen die Uebersiedlung nach Lausanne. Sein Fest fällt auf den „VIII Idus Novbr." (6. November); doch wurde es erst vom Jahre 1234 an auf den Beschluss des Bischofs Bonifacius und des Domcapitels gefeiert (Manuscript von Milden).

Der Nachfolger des St. Protasius war Chilmegisilus, nach dem Namen ein Burgunder („Chelm" = Helm, „gisel" = tapfer). Er liegt in der Kirche des St. Thyrsus begraben. Das „post beatum Prothasium fuit episcopus Lausannensis" des „Cartularium" ist übrigens nicht nothwendig im Sinne einer unmittelbaren Nachfolge zu fassen. Das „Cartularium" fährt gleich fort: „post illum fuit episcopus Marius." Dieser kam aber erst gegen das Ende des Jahrhunderts zu seiner Würde; von einer unmittelbaren Nachfolge auf Chilmegisilus kann also nicht die Rede sein. So könnten wir getrost den 517 auf dem Concil zu Epaona unterzeichneten Salutaris noch zwischen hinein schieben, wenn wir nicht eine gleichzeitige Existenz beider Bischöfe, des an Ansehn gewinnenden und des an ihm verlierenden, annehmen wollen. Ueber die Wirksamkeit dieses Chilmegisilus selbst schweigt das „Cartularium". Es ist das nicht auffallend. Er lebte in der Zeit der grössten Verwirrung, in der Zeit des sich auflösenden Burgundischen Reiches. Doch mag er ein würdiger Vorsteher seiner Gemeinde gewesen sein. Das „Martyrol. Franc." nennt ihn: „S. Chilmegisilus episcopus Aventicorum ad lacum Genevensem." Um so mehr berichtete man über die Zeit seiner Wirksamkeit, um doch etwas zu geben. Die Hauptbestimmung, an die man sich hielt, war hier wiederum die des „Cartularium", dass zu seiner Zeit (tempore Chilmegisili) im 11ten Jahre Chlotars das Kloster Balma gestiftet worden. Diess ist das Jahr 522; in diesem Jahre oder etwas früher sollte also Chilmegisilus in sein Amt getreten sein; das ebenfalls genannte Jahr 532 möge sich durch einen Irrthum eingeschlichen haben. Grade aber dieses berücksichtigten Andre, wie Ruchat, der Verfasser der „Epocha ecclesiæ Lausannensis" (Antoine Duding), und verlegten auf die-

Digitized by Google

ses oder die Nachbarjahre seinen Amtsantritt. Einen zu langen Zeitraum hatte man nicht zur Verfügung; denn auf dem Concil zu Auvergne glaubte man schon die Unterschrift seines Nachfolgers zu finden. Dieses fällt nach der gewöhnlichen Annahme auf das Jahr 536 (post consulatum Paulini junioris); der „terminus ad quem", bis zu welchem man Chilmegisel wirken lassen konnte, war somit dieses Jahr oder die nächst folgenden, in welche man dieses Concil auch verlegte.

Superius würde hiernach der Nachfolger des Chilmegisilus sein. Genau angesehen, findet sich aber nicht die geringste Spur von diesem Superius auf jenem Concil. Guilliman und Ruchat lasen zwar: „Superius in Christi nomine episcopus ecclesiæ Aventicorum", andre „Aventicensis"; sie lasen aber nicht genau, oder liessen sich vielmehr durch die gleich darauf folgende Unterschrift: „Grammatius episcopus ecclesiæ Vindonissæ", zu der etwas kühnen Lesart verleiten. Die Worte lauten eigentlich: „Hesperius in Christi nomine episcopus ecclesiæ Metensis"; es war also ein Metensischer, nicht Aventicensischer, uns auch anderwärtsher bekannter Bischof, der auf diesem Concil unterschrieben hat. Somit fällt dieser Anhaltspunkt für eine Zeitbestimmung in Betreff der Wirksamkeit des Chilmegisilus dahin; ja es muss sich fragen, ob überhaupt ein Superius oder Spurius, Hesperius, Etherius, etc., wie er ebenfalls heisst, auf die Beseitigung dieses Zeugen in die Lausanner Bischofsliste aufgenommen werden darf. Man könnte meinen, dass er eben nur auf die Autorität dieser missgedeuteten Acta hin seinen Platz erhalten habe. Dann müssten aber die Acta doch wohl bestimmter auf diesen Aventicensischen Bischof geführt haben. So wie die Sache liegt, mag man grade umgekehrt von dem vorgefundenen Namen Superius auf die Deutung der Acta und die Identification mit dem „Hesperius Metensis" gekommen sein. Einen sichern Gewährsmann für ihn haben wir jedoch nicht. Ein Etherius wird in der Heiligen-Geschichte der Märtyrer Vincentius, Orontius und Victor als Bischof von Antincia eingeführt. Er soll gegen 549 von dem Abt eines an den Mauern der Stadt Ebredunum gelegenen Klosters einige Reliquien von diesen

Digitized by Google

Märtyrern bekommen haben. Deshalb will „Cointe Annal. Franc. I, 783“ für „Antincia“ „Aventica“ lesen. Eben so gut könnte man aber auch „Dina“ oder „Dinia“, bischöfliche Hauptstadt der „Avantici“ in der Nähe von Embrun (Ebrodunum) lesen, oder ein anderes Wort substituiren. Die Martyrologien nennen dieses „Ebrodunum“ ausdrücklich eine „civitas in Galliis“. Es ist das also ein wenig stichhaltiger Beweis; es muss dahin gestellt bleiben, ob ein Superius dem Chilmegisilus folgte.

Alle diese Bischöfe werden in dem „Cartularium“ als „episcopi Aventicenses“ oder „Lausannenses“ eingeführt. Lousonnium war eben nach der vorgenommenen Ländereienvertheilung zwischen den Burgundern und Provinzialen der Mittelpunkt, an den sich die alte orthodoxe oder Aventische Kirche gewiesen sah. Förmlich wurde der Bischofssitz hierher nicht verlegt; mit dem sinkenden Aventikum sank auch das dortige Bisthum. Erst Marius erhielt wohl den ausdrücklichen Befehl, den Bischofssitz von Aventikum nach Lausanne zu versetzen. So bekam das durch die Verhältnisse Bedingte seine Sanktion; die Bischöfe heissen von nun an „Lausannenses“.

Noch hat man wohl neben die Bischöfe von Aventikum und Lausanne solche von Nyon und Yverdun gestellt. Eine alte Tradition gab den Anhaltungspunkt dafür; sie findet sich in den Annalen des Bisthums Belley en Bresse (cfr. Guichenon, Histoire de Bresse, tom. I, unter dem Worte „Belley“). Nach dieser soll nämlich das Bisthum Nyon unter dem Bischof Audax (412) hierher übersiedelt worden sein. Das Bellicenser Bisthum war allerdings dasjenige, das sich bei seiner Nachbarschaft, ja früheren Verbindung des ihm zugehörigen Ländergebietes (le bas Bugey) mit dem sich weithin ausdehnenden „pagus equestricus“ von selbst zu einer solchen Translocation darbot; das Bisthum der „colonia equestris“ konnte so leicht in die „Bellica“ oder nach „Bellinum“ überwandern. Die historischen Gründe dafür stehen aber, abgesehen von dieser Tradition, auf schwachen Füssen. Man glaubte sie in gewissen Unterschriften, vorzüglich Concilienunterschriften, zu finden; man musste aber bald anerkennen, dass das in ihnen genannte Ebrodunum nicht das Schwei-

Digitized by Google

zerische, sondern „Ebrodunum“ (Embrun) in Frankreich sei, und dass eben so das angebliche Bisthum „Nevidunum“ oder „Noviodunum“ diesem Lande angehöre. So musste man wohl diese Beweisführung fallen lassen; eine andre hat man aber nicht. Es lässt sich auch nicht ein Bischof aus der einen oder andern Stadt nahmhaft machen.

Eine erweiterte Geschichtsanschauung wird übrigens von vorn herein gegen eine solche Multiplication von Bisthümern auf so nahe liegenden Raumpunkten gerechte Bedenklichkeiten haben. Sie kennt zugleich die Abhängigkeit der kirchlichen Centralpunkte von den bürgerlichen und wird nicht leicht zu einer Anerkennung der erstern ohne Mitanerkennung der letztern fortschreiten. Aventikum war nun ohne Zweifel zur Römerzeit die alle andern Helvetischen Städte überstrahlende Hauptstadt; sie ward so auch der Mittelpunkt des sich hier einbürgernden Christenthums. Das „Cartularium“ kennt kein anderes Bisthum als dieses. Die Burgunder liessen aber in Betreff der Episcopalstädte Alles auf dem alten Fusse. Das späterhin überhaupt in die Stelle Aventikums eintretende Lausanne trat dann auch in die Stelle desselben in kirchlicher Beziehung ein. Hätten sich mehrere einzelne Bisthümer gebildet, so hätte eigentlich jeder der 7 von den Burgundern gegründeten „pagi“ (cfr. de Gingins, „Essai sur l'établissement des Burgonden dans la Gaule“, § II, S. 50 etc.) ein gleiches Anrecht gehabt. Am wenigsten hätte sich Ebrodunum, das nur einen „pagellus“ des grossen „pagus Waldensis“ bildete, für einen Bischofssitz geeignet; aber auch nicht Nyon, das eben so wie Aventikum an seiner frühern Bedeutung verloren hatte. Kam der „pagus Aventicensis“ unter das Bisthum Aventikum, so auch der „pagus equestricus“, wie alle übrigen. Die traditionelle Bestimmung, dass die Translocation des Bisthums 412 unter Audax vor sich gegangen sei, hat übrigens auch ihre Wahrheit. Grade in dieses Jahr verlegte man die mit der Vandalischen verwechselte Burgunder-Invasion. Das ist nun das Wahre an der Sache, dass Belley, ein fortdauerndes Besitzthum der Provinzialen, deshalb auch „vallis Romana“ (Valromey, Varromey) genannt, fortdauernd

Digitized by Google

ein Sitz des hier verbreiteten orthodoxen Christenthums blieb, das Burgundische Nyon dagegen, fortan ein Sitz des Arianismus, auch die kirchliche Bedeutung verlor, die es etwa hatte.

Wir würden hier am Ende unsrer Untersuchungen über das in der Waadt gegründete Christenthum stehen, wenn uns nicht grade hier die mit grossem Forscherfleisse aufgewühlte Erde ein reiches Leben der Vergangenheit aus Grabesnacht an's Licht gebracht hätte. In der letzten Zeit der Römerherrschaft entstanden nur militärische Bauwerke, die auch bald wieder in wildem Kampfe zu Grunde gingen; die Burgunder hatten aber noch nicht genug Kunstsinn, um Kunstdenkmäler zu errichten. So sehen wir uns grössten Theils auf den tragbaren Besitz der Bewohner, Münzen, Schmucksachen, Hausgeräthe als Ueberbleibsel dieser Zeit beschränkt, den man entweder in Zeiten der Bedrängniss an einen verborgenen Ort flüchtete oder den Hingeschiedenen nach alter geheiligter Sitte mit in's Grab legte. In dieser Beziehung gibt es nun fast keinen bedeutendern Ort der späterhin vorzugsweise bevölkerten Waadt, der nicht einen Beitrag zur ältesten Geschichte der Schweiz geliefert hätte. An ohngefähr 200 Ortschaften sind Alterthümer zu Tage gefördert worden. Vorzügliches Interesse haben aber die Entdeckungen auf dem grossen Begräbnissplatze bei Chesaux an den letzten wellenförmigen Erhebungen des Jurtens gewonnen. Dieser, ein wahres Begräbnissfeld, macht uns nämlich mit einer langen Reihe auf einander folgender Geschlechter eines Volkes bekannt, das im Laufe dieser Zeit mehrere Bildungsstufen durchlief. Die verschiedenen Schichten der Ueberreste enthüllen diese Culturphasen. Die unterste ist in Bezug auf Zahl und künstlerische Gestaltung der Fundstücke (Waffen, Spangen, Schnallen, Halsbänder etc.) die ärmste, dürftigste; eine mittlere und obere geben das Bild einer immer weiter fortschreitenden Cultur. Hier finden wir feiner und vollkommener gearbeitete Zierrathen (Halsschnüre), hier stärkere, schon gestählte Säbel mit kleinern Klingen, hier Spangen aus geschliffenem und damascirtem Eisen, hier Gurtschilde mit eingelegten, so bestimmter hervortretenden

Digitized by Google

Silberstreifen, hier auch sinnreichere Symbole der Trauer, z. B. Perlen mit zwei Halbmonden und einem eingelegten Herzen. Troyon, der uns mit diesen Grabhügeln zuerst genauer bekannt gemacht hat („Description des tombeaux de Bel-Air près Chesaux" in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich 1841), glaubte anfangs bei der Verschiedenheit der untern und obern Schichten die Ruhestätte zwei verschiedener Völker zu finden, überzeugte sich aber später bei der genauern Vergleichung der Fundstücke und Betrachtung der mittlern, eine Uebergangsstufe bildenden Schicht, dass hier nur ein Volk ruhe, ein Volk, das anfangs seine Todten schlechthin in die Erde legte, dann aber in eine Art steinernen Sarges aus Platten oder auf der schmalen Kante stehenden mächtigen Schiefersteinen, wie auch in Felsengräber bettete, anfangs noch keine Kenntniss von Römischer Kunst und Cultur hatte, allmälig aber in der Zeit zu derselben gelangte. Nur die mittlere und obere Schicht enthält Römische Münzen aus der spätern Kaiserzeit. Noch weiter in der Zeit vorwärts weisen uns aber zwei Ringkasten der obern Lage mit dem Merovingischen Monogramm und zehn Münzen Karls des Grossen in einem ganz an der Oberfläche liegenden, auf zwei andern ruhenden Grabe. Beide Fundstücke als vereinzelte können jedoch nicht für das grosse Ganze der auf diesem Hügel stattgehabten Beerdigungen als zeitbestimmend angesehen werden; sie bezeichnen nur den letzten Zeitpunkt, bis auf welchen sie vorgenommen wurden. Der Zeitpunkt, wo sie begannen, führt uns sicher bis auf das erste Auftreten der Burgundier in diesen Gegenden, vielleicht noch vor dasselbe in die althelvetische Zeit zurück, wo schon die Provinzialen die Ihrigen hier zur Ruhe zu legen begannen. Im Ganzen genommen ist es aber das Burgundische Volk, das nach der Struktur der Gräber, nach den vorgefundenen Waffen und Geräthschaften, nach den vorliegenden Kunstarbeiten etc. hier wieder aus der Gruft steigt. Diese Gräber und Fundstücke gehören zu einem grossen Ganzen, mit dem sie zugleich ihre rechte Würdigung erhalten und zu dessen Würdigung sie selbst wieder einen wichtigen Beitrag gaben.

Digitized by Google

In dieser Nekropole selbst finden wir nun zwar nichts, was einen schon damals unter dem hier ruhenden Volke eingeführten christlichen Cultus verriethe; ein vierfüssiges geflügeltes Thier mit einem Sperberkopfe auf einem kupfernen Spangenschilde scheint vielmehr auf den in Gallien kurz vor der Einführung des Christenthums eingeführten ägyptischen Religionsdienst hinzudeuten. Wie gesagt, sind aber diese Grabhügel nicht die einzigen dieser Art. Es schliessen sich in Bauart ganz ähnliche Steingräber an sie an, welche zu den sonst gleichen Fundstücken noch andre beifügen und ergänzend die Geschichte dieses Volkes, als eines dem Christenthum zugewandten, gleichsam von der Wiege an verfolgen lassen. Man legte Jeden mit dem, was ihm diesseits lieb und theuer war, oder was er jenseits gebrauchen sollte, in's Grab: das Kind mit seinem Spielzeug, die Frau mit ihrem Putz, den Mann mit seinem Waffenschmuck etc.; auf diesem letztern nun finden wir ganz besonders das neue christliche Lebenselement in Wort und Bild ausgeprägt. Wir finden auf Spangen oder Gurtschnallen nicht blos das christliche Kreuz, den gewöhnlichen Schmuck christlicher Gräber, wir sehen auch seinen Sieg über die ihm feindlichen Mächte, den heidnischen Irrglauben in symbolischer Weise dargestellt. So auf den in Marland, Hofflens und Echallens ausgegrabenen. Das Kreuz in lateinischer Form mit dem kürzeren Querbalken steht hier in der Mitte der in 5 Fächer eingetheilten Schnallen; zu den beiden Seiten desselben und gegen dasselbe zugekehrt ein Mann, hinter sich eine greifartige Thiergestalt, der er somit den Rücken zukehrt. Die Stellung des Mannes ist die eines Lauschenden; er legt die rechte Hand auf die Lippe, ohne Zweifel Symbol eines Heiden oder heidnischen Priesters, der sich von seinen Abgöttern ab- und Christus zuwendet. Etwas sinnreicher wandelt sich auf einer ganz ähnlichen, im Genfer-Museum aufbewahrten Kunstarbeit das Kreuz in einen Lebensbaum mit Aesten um, an denen sich 12 offenbar auf die 12 Apostel Bezug habende Punkte befinden. Die Personen vor dem Kreuze sind ebenfalls zugegen, doch neigen sie hier in etwas veränderter Stellung ihr Ohr gegen dasselbe. Die Thiergestalten hin-

Digitized by Google

ter denselben gleichen hier dem Dagon der Philister, einem beliebten Mischgebilde aus Mensch und Fisch (cfr. Blavignac in den schon genannten Schrift), oder auch, wenn man will, andern ähnlichen fratzenhaften Zerrbildern.

Der Danielsbilder haben wir schon Erwähnung gethan, um den Weg zu bezeichnen, auf welchem das Christenthum in die Schweiz drang; hier haben wir ihrer noch insofern zu gedenken, als sie auch dazu dienen, das vom Christenthum eingenommene Ländergebiet näher zu bestimmen. Es sind solche in Severy, Montgise bei Cossonay und Lavigny ausgegraben worden; vorzügliche Berühmtheit hat der in Lavigny ebenfalls an's Tageslicht geförderte „Nasualdus (Naswald) Nassa" (offenbar ein deutscher Name) mit dem so oft wiederkehrenden Wunsche des Gebers: „Vivat deo, utere felix" und der ausdrücklichen Bezeichnung der sinnbildlichen zur Treue mahnenden Darstellung durch das Wort „Danilil" oder „Danieil" gewonnen. Auf diesem Bilde und den andern erscheint Daniel mit aufgehobenen Händen; die Bestien lecken in gebeugter Stellung seine Füsse. An sie schliessen sich zwei andre von Troyon beschriebene Kunstgebilde von Montilier bei Pampigny und Arnex an. Auch hier erscheint eine Person mit aufgehobenen Händen in der Mitte; geflügelte Ungeheuer lecken aber statt der Füsse ihre Hände. Dieselbe Idee scheint hier eine etwas weitre Fassung gewonnen zu haben. Noch ist hiermit ein Bild bei Bonstetten („Recueil des antiquités Suisses." 1855. Tafel 23, 1) mit einer zweifelhaften Hauptfigur zu vergleichen, das insofern auch ein besondres Interesse in Anspruch nimmt, als es auf einem etwas andern Boden, auf einem Burgundischen Begräbnissplatze zu Tronche-Bélon bei Bulle im Kanton Freiburg gewonnen worden ist. Noch ist der segnende und schirmende Christus auf Spangen zu Bofflens und Tolochenaz zum Vorschein gekommen.

Auf allen diesen Gebilden herrscht nun ganz ein dem Burgundischen Volke entsprechendes Kunstelement vor. Die Menschen- und Thierfiguren sind die rohesten, die man gestalten kann, die Gesichtszüge nichtssagend, ja brutal, die Gliedmassen unproportionirt, verkürzt und verlängert, die ganze Gestalt wie

Digitized by Google

mit dem Messer zugeschnitten; es lässt sich ohne Willkühr kaum bestimmen, ob das Bild eine Männer- oder Frauengestalt darstellen soll. Dagegen sind die Verzierungen um sie herum, die graden und schiefen, sich durchkreuzenden, krümmenden und in Kreise umbiegenden Striche, die Ciselurarbeiten mit eingelöthetem oder eingeschmolzenem Silber, die Meisterschaft dieser an kleinliche Ausschmückungen gewöhnten Völker, feiner und zierlicher; vorzüglich führen die Krümmungen und Verschlingungen der Streife, die kreisförmig geordneten Punkte und gezogenen Linien auf eine schon in dieser Detailmalerei ziemlich weit fortgeschrittene und unter Römischem Einflusse fortgebildete Kunst. So weisen auch diese Arbeiten so recht in die Zeit der Burgunderherrschaft und zwar in die zurück, wo das Christenthum den letzten Widerstand gegen sich zu brechen wusste und die neuen mit Begeisterung erfassten Ideen, vorzüglich die bei allen diesen neugewonnenen germanischen Völkerstämmen mächtig hervortretende eines äusserlich helfenden Gottes, auch auf den Waffen des kriegerischen Volkes sich ausprägten. Grade hier aber, in dem „pagus equestricus", in dem „pagus Aventicensis" oder „Villiacensis" (Willisgau), in dem „pagus Neurolensis" (Nugerol, Neureu) am Bieler-See, in dem „pagus Uchtlandia" (Freiburg) hatten sich ja die Burgunder vorzugsweise niedergelassen; dieses Volk erhebt sich also im weiten Raumumfange wiederum aus seinen Gräbern. Was die Geschichte uns von der Christianisirung desselben erzählt, sehen wir so durch die Alterthumsforschung in Bezug auf einen bestimmten Boden bestens bestätigt.

Mit nicht ganz gleicher Sicherheit führt uns diese Forschung in die Römisch-Gallische Periode zurück; der schon oben erwähnte, auf dem Boden des alten Lousonnium gefundene Opferlöffel bedingt nur ein Rückschreiten bis auf die Grenzscheide der Römischen und Burgundischen Zeit. Er wurde in einem Grabe nebst einem Halsringe, zwei Armspangen mit zwei vergoldeten Fibeln, die den Charakter der frühern Burgundischen Kunst tragen, entdeckt. Der Stoff der Fundstücke, massives Silber, setzt sich hiermit in Einklang. Das noch auf dem immer

Digitized by Google

breiter werdenden und zuletzt sich etwas senkenden Stiele unmittelbar vor der Schale sich befindende Kreuz ist aber sicher ein christliches; nur den so geweihten durfte man länger benutzen. Brauchbarer würde ein andres ganz in ähnlicher Weise Heidnisches und Christliches verschmelzendes Fundstück aus Bibiscum, ein Geldstück im Munde eines Todten mit der angeblichen Inschrift: „tributum Petri", sein; wenn die Sache nicht an sich etwas apocryphisch klänge. Der Obolus für den unterirdischen Fährmann würde so zur Spende für den Himmelspförtner werden, die für den besondern Zweck geprägte Münze eine sehr grosse Verbreitung des Christenthums unter der dortigen romanisirten Population voraussetzen. Nach Levade „Dictionnaire géogr., statist. et hist. du canton de Vaud, 1824" entdeckte man allerdings (1756) mehrere alte Grabhügel zwischen Vevey und La Tour, in denen die Skelette vergoldete Kupfermünzen von verschiedener Grösse zwischen den Zähnen hatten. Auf der einen Seite war ein dem Savoischen ähnelndes Kreuz, auf der andern das Bild eines Wappenschildes mit den es umgebenden Buchstaben T I. V I R T U M. P. ausgeprägt. Das hat nun Levade „tributum Petri" lesen wollen und andere haben es ihm so nachgelesen. Abgesehen von den historischen Schwierigkeiten, der mittelalterlichen Vorstellung von Petrus, der argen Vermischung und Verunreinigung des christlichen in einem, wie man annehmen müsste, weithin üblich gewordenen Gebrauche, bieten aber die Buchstaben schon selbst genug solche, um auf die kühne Lesart zu verzichten.

Der Römisch-Gallischen Zeit angehörige Grabstätten sind sonst noch genug in der Waadt entdeckt worden; einen entschieden christlichen Fund hat man aber nicht gethan. Nur zu Anet (Ins), einer Gegend, die, zum Aventicensischen Gau gehörig, unter der Römerherrschaft stark belebt war, ist etwas hierher Gehöriges zum Vorschein gekommen. Aufgefundene Römische Münzen nebst Ziegel und Mauerwerk hatten schon längst darauf aufmerksam gemacht, dass hier eine Römische Niederlassung gewesen sein müsse; so kam man darauf, Nachgrabungen in einer nahebei entdeckten Hügelgruppe vorzunehmen („Notice sur les tombelles d'Anet"

Digitized by Google

von Bonstetten, 1849). Diese Nachgrabungen führten zu den schönsten Entdeckungen und Fundstücken, die bei der vorherrschenden Bronze, einer im Alterthume sehr verbreiteten Mischung von Kupfer und Zinn, den eigenthümlichen Verzierungen mit parallelen Strichen, spitzwinklichten Zickzacks etc. so recht einen altheivetischen Charakter tragen. Für uns gewinnt besondres Interesse ein in dem zuletzt eröffneten Grabhügel aufgefundenes Agraffenstück mit einem gleichbalkigen griechischen Kreuze in einer Regelmässigkeit und hervorstechenden Stellung im Mittelpunkte, welche an eine blosse Verzierung nicht wohl denken lässt. Es ist zwar richtig, dass das Kreuz auch vor der christlichen Zeit bei Griechen und Römern, ja bei allen etwas civilisirten Völkern als Verzierung ohne weitere mystische Bedeutung vorkommt; es erscheint dann aber nicht ohne weitre Zuthaten und Verbindungen, vorzüglich mit andern in bestimmten Zwischenräumen sich folgenden Kreuzen und der durch dasselbe gehobenen Schönheitslinie, die so ein vierspeichiges Sonnenrad bildet, z. B. in den Hunengräbern von Ebringen. Kreuze dieser Art sehen wir nun auch auf den andern Fundstücken, z. B. den Bronze-Armschlaufen; grade im Gegensatze zu ihnen tritt aber das unsrige so hervor, dass man ihm eine andre Bedeutung geben muss. Die häufigen Spuren von Bestattung mit Aschenbrand können, als mit christlichem Wesen nicht vereinbar, hiergegen nichts beweisen. Es lebte hier eben eine gemischte Population. Das Mitvorkommen desselben, auf den wir auch anderwärts in der Nähe von Römischen Ansiedlungen, z. B. der Reiterkolonie, stossen, kann deshalb nicht befremden; es beweisst nur, dass die Gräber der Römisch-Gallischen Zeit angehören. Mit mehr Recht hat man auf die Celtische Diskusverzierung der Kreuzbalkenenden, als gegen christliche Bedeutung sprechend, aufmerksam gemacht. Diese Endeinfassung mit concentrischen Kreisen zeigt aber nur, dass das Agraffenstück aus einer Zeit stammt, wo das christliche Römerceltenthum von seinem Sonnendienste und dem Hauptsymbole desselben, dem Sonnendiskus, sich noch nicht ganz ablösen konnte, Christenthum also noch mit dem Sonnen- oder Belenusdienste in einer

Digitized by Google

der früher erwähnten Verschmelzung ähnlichen Weise verschmolz. Der Gelehrte, der diesen Einwurf erhoben (Albert Jahn, „Der Kanton Bern deutschen Theils antiquarisch-topographisch beschrieben", 1850), hat mit der echten historischen Unbefangenheit selbst so auf denselben geantwortet. Etwas Aehnliches finden wir auch an dem entschieden christlichen Kreuze zu Genf (cfr. S. 32), eben so wie an einem bei Baselaugst zum Vorschein gekommenen, deren Enden sich in Strahlenbüschel verlaufen. Uebrigens dürfte es nicht ohne Bedeutung sein, dass grade dieser Grabhügel mit einem mächtigen dreieckigten Steine bedeckt war und ein andrer mit einem eingekratzten Kreuze in einem Nachbargrabe lag. Alles diess mit einander in Verbindung legt uns die christliche Beziehung sehr nahe. Auch wenn das eingekratzte Kreuz kein Artefact, sondern Petrefact sein sollte, würde sich an diesem Resultate wesentlich nichts ändern; man wählte mit Bedeutung gerade diesen Stein. Einen Constantinus in Kupfer hat man übrigens auf den benachbarten Feldern gefunden; es bestand somit diese Römische Niederlassung bis nach der Zeit des grossen Heidenbekehrers.

II. In Solothurn.

Weiter vorwärts auf der grossen Heerstrasse mit ihren Mansionen und Poststationen gelangen wir zu dem alten Solothurn, einem wohlgelegenen Ruheplätze für die durch Helvetien Ziehenden. Als solcher musste es bald eine gewisse Bedeutung bekommen. Ein Standlager hatte es aber von vorn herein unter der Römerherrschaft nicht. Es war eine Befestigung dieses „vicus" so lange nicht nöthig, als die Römer in Germanien vorgedrungen waren und ihre Vertheidigungslinie vom Rheine ab in's Land vorgerückt hatten. Man hat hier wenige Legionsziegel, die sichern Bürgen für die Anwesenheit von Legionssoldaten, aufgefunden. Diese Befestigung wurde aber nöthig, als die Allemannen seit Mitte des 3ten Jahrhunderts anstürmten, das Land zwischen dem Rhein und der Donau aufgegeben und die alte Vertheidigungslinie dem Rheine entlang wieder aufge-

Digitized by Google

sucht werden musste. Jetzt wurde Solothurn wegen des zu deckenden Aarübergangs und des an den Rhein führenden Passes aus einem „vicus“, einem offenen Gemeinsitze, ein mit Gräben und Mauern umzogenes „castrum“, die unter dem Namen der Heidenmauer noch jetzt gezeigt werden und die Thatsache bezeugen. Auch dieses „castrum“ zerfiel später, wie die andern; bei der günstigen Lage und militärischen Bedeutung des Platzes erhob sich aber Solothurn bald wieder aus seinen Trümmern. Schon unter der Burgunderherrschaft stand es wieder da als wohlgerüsteter Vertheidigungsplatz mit ebenfalls noch erkennbaren Mauern und Thürmen. Eben deshalb können wir erwarten, dass sich hier einige bestimmtere Angaben über die erste Begründung des Christenthums erhalten haben; bei dem baldigen Wiederaufbau des zerstörten „castrum“, bei der Fortexistenz dieses Ortes überhaupt konnte die Sage nicht so ganz verstummen, wie in Aventikum.

Diese Sage lautet nun einstimmig dahin, dass die Thebäer Ursus und Viktor hierher gekommen seien und den Märtyrertod erduldet hätten. Eucherius sagt in seiner Legende zuerst: „Ex hac eadem legione fuisse dicuntur etiam illi Martyres, Victor et Ursus, quos Salodurо passos esse fama confirmat.“ Näheres weiss er von ihnen nichts zu sagen. Die ältesten Martyrologien nennen sie nicht. Erst bei „Ado Viennensis“, der von ihnen Kunde bekommen musste und Usuard haben sie einen Platz gefunden. Er berichtet schon Näheres über ihr Martyrium zum 30. December: „In Galliis castro Salodurо, quod est supra Arolam, passio sanctorum Martyrum Victoris et Ursi ex gloriosa legione Thebæorum. Qui cum illic furorem Maximiani tyranni declinantes secessissent, ipsus jussu tenti ab Hirtaco executore primo diris suppliciis excruciati, sed, cœlesti super eos lumine coruscante, ruentibus in terram ministris erepti deinde in ignem missi sunt. Veniente autem mox pluvia vehementi exstincta pyra, in nullo penitus læsi novissime gladio consummati sunt. Victor ad urbem Januensium translatus miraculorum gloria et veneratione fidelium celebratur.“ Wir gewinnen also eine nähere Notiz über die Persönlichkeit des die Martern über sie ver-

Digitized by Google

hängenden, über diese Martern selbst und die mit ihnen verbundenen wunderbaren Ereignisse, die von der alten einfachen bei Eucherius schon sehr absticht. Ado, der im Interesse der minder Lesekundigen überall her Acta sammelte, um bündige Excerpte zu geben, kann auch hier solche berathen haben; über das 6te Jahrhundert hinauf dürfen sie aber nach der Schlussbemerkung nicht gerückt werden. Von vorn herein schliesst er sich jedoch genau an die auch von Eucherius gegebene Lokalbestimmung an. Der himmlische Lichtschein, die zu Boden stürzenden Diener, das mit Wasser gelöschte Feuer wären auch ganz die gewöhnlichen Vorstellungen, welche der den himmlischen Beistand ausmalenden Phantasie zunächst entgegenkamen. Jedenfalls besitzen wir diese Acta nicht mehr. Der Karthäuser Surius hat zwar solche mitgetheilt, die er durch den Prior des Karthäuserklosters D. Petrus a Leydis erhalten haben will, sie sind aber jüngerer Formation und verhalten sich zu den von Ado benutzten wie Steigerung und weitere Ausschmückung. Sie kennen nämlich schon die schöne, freilich als eine runde schon an sich bedenkliche Zahl von 66 Genossen, welche mit Ursus und Viktor bei dem tragischen Ende der Thebäerlegion die Flucht ergriffen haben und hier eingewandert sein sollen. Sie sprechen dann weiter von einem ersten Bekehrungsversuche des Hirtakus, ihrer entschiedenen Entgegnung, ihrer darauf folgenden Fesselung an Händen und Füssen und dem über sie ausstrahlenden, die Folterknechte zu Boden werfenden Lichtglanz und lassen sich das Alles noch einmal, gehörig potenzirt, wiederholen, um gegliedertes dramatisches Leben in die Sache zu bringen. Es ist so von dem zweiten Versuche des beschämten Präfecten, der erneuten entschiedenen Abweisung desselben, der erbarmungslosen Verdammung der Halsstarrigen zum Feuertode und der endlichen Enthauptung derselben auf den die Flammen löschenden Sturm die Rede; aber noch nicht genug, die in den Fluss Gestürzten wandern mit den abgeschlagenen Köpfen in den Händen bis zu der Stelle hin, wo sie ruhen wollen. Die Legende gesteht selbst in naiver Weise bei dieser Wanderung: „Mirabilia haec et mirabilibus mirabiliora succedunt", sie meint

Digitized by Google

das Beten derselben auf den Knieen an der bezeichneten Ruhestätte. Diess die neue, mit reichem Farbenschmuck ausgestattete Recension der Legende, die übrigens in einem richtigen Takte so kräftig als möglich die religiöse Abzweckung der Thatsache, die Bekehrung der Ungläubigen, hervorzuheben sucht.

Bei dieser Darstellung ist es nun im Wesentlichen geblieben; nur hier und da sind noch, so weit das thunlich war, Ausschmückungen und Ergänzungen hinzu gekommen. So in der schon genannten Schrift des Jesuiten Petrus Canisius: „Wahrhaftige Historie von St. Merizen, insonderheit auch von St. Ursus und andern thebaischen Christi Blutzeugen, die in der alten Stadt Solothurn gelitten und noch daselbst ruhen. 1594.“ Diese Schrift, die Johann Fridolin Lautenschläger, Bürger und Schulmeister zu Freiburg, so erfreute, dass er in der That ein Lautenschläger wurde und ihren Inhalt in Reime brachte, erfreute auch den Stand Solothurn so sehr, dass er sie drucken liess. Auf diese Schrift folgte das „Katholisch-Solothurnische Magnificat, darin beschrieben, die vielfältig und sonderbaren Genaden und Gutthaten der heil. Patrone Ursi und Victoris sammt ihrer Gesellschaft durch Johann Wilhelm Gothard, Canonicus der löblichen Stift der erstgedachten heil. Märtyrer. 1644.“ Das Buch entspricht ganz seinem Titel; es ist vom streng katholischen Standpunkte mit dem Motto: „magnificat anima mea dominum“ und fortlaufenden Lobpreisungen zum Schlusse jedes Abschnittes geschrieben. Der Verfasser weiss nicht, ob er den hochwürdigen Heiligen mehr dafür danken soll, dass sie die alten Bewohner von der heidnischen Abgötterei zu dem Licht und der Wahrheit des Evangeliums geführt, oder dafür, dass sie die jetzigen von der Zwinglischen Sekte oder Deformation theils errettet, theils wieder gesäubert haben. Im tiefen Danke will er so den grossen Eifer der Voreltern in Bezug auf ihre Verehrung auffrischen, die Solothurner an das Gott schuldige immerwährende Lob mahnen und zugleich im polemischen Zeitinteresse gegen den weiter unten zu nennenden Ulrich, Professor in Zürich, der schon bei den Thebäern den Zwinglisch-evangelischen Glauben finden wollte, aus dem Verlauf ihres Lebens und Martyriums darthun,

Digitized by Google

zusammensinkenden und zum Grabe höhlenden Erde selbst zu begraben.

Wir verkennen nun keineswegs die tiefere christliche Idee, die diese Gebilde in's Dasein gerufen hat; es ist aber auch nicht zu verkennen, dass eine noch ziemlich rohe, in der Wundersucht einer abergläubischen Zeit befangene Phantasie hier gearbeitet und den sehr farblosen Notizen der ältesten Zeit ihre ziemlich grob gezogenen Pinselstriche aufgedrängt hat. Die Märtyrer werden glorreich von einer Marter befreit, um sie zur andern zu führen; sie sollen eben den ganzen Leidenscursus durchmachen. Zuletzt musste man sie freilich als Märtyrer den Märtyrertod erleiden lassen; man that es aber nicht, ohne die den Seinigen stets nahe Hülfe Gottes mit allen möglichen concreten Vorstellungen zur lebendigsten Anschauung zu bringen. Biblische Vorgänge, auf welche Canisius und Gothard mit aller Naivität verweisen, z. B. der mit Paulus und Silas zu Philippi (Act. XVI), der mit den jüdischen Männern im glühenden Ofen (Dan. III), die gangbaren Vorstellungen von der einer höhern Macht unterworfenen Elementarkraft boten hierzu passende Anhaltungspunkte; auffallend ist nur eine, nämlich die Schlussvorstellung, die alles Wunderbare überbietende Procession der Heiligen mit den Köpfen in den Händen. Diese öfters in den alten Legenden der Schweiz wiederkehrende, aber auch sonst noch vorkommende erklärt sich aber so. Die Kunst pflegte den Tod der enthaupteten Märtyrer mit dem in ihre Hand gelegten Haupte in symbolischer Weise darzustellen. Das abgeschlagene Haupt in den Händen sollte zugleich noch die tiefere Idee ausdrücken, dass diese Märtyrer ihr Leben Gott als Opfer dargebracht hätten. Die noch rohe Volksphantasie fasste nun diese schöne sinnbildliche Darstellung in grobsinnlicher Weise. So mussten die enthaupteten Märtyrer neubelebt in der sonderbaren Procession einherziehen. Diese Ausdeutung einer symbolischen Vorstellung steht übrigens nicht etwa als eine vereinzelte da; wir haben für sie eine Menge Analogien (cfr. Gottfried Kinkel „Sagen aus Kunstwerken entstanden“ in den Rheinischen Jahrbüchern der Alterthumskunde, Th. 12). Sie hat also durchaus

Digitized by Google

nichts Auffallendes. Im Besondern könnte auch die Auffindung von Körpern mit beigelegten Köpfen, wie solche sicher zu Solothurn in der Charwoche 1473 ausgegraben wurden, mit eine Veranlassung zu diesem Zuge der Legende gegeben haben.

Wir glauben nun kaum, dass echte Historiker mit uns rechten werden, wenn wir diese Zuthaten der spätern Zeit einfachhin wieder von dem Grundstocke der Erzählung entfernen. Was diesen aber selbst anbelangt, so dürfte die erste Frage wohl die sein, ob sich diese Passionsgeschichte ohne Zwang in die uns bekannten Lokalverhältnisse einfügt, ob überhaupt damals ein Executor zu Solothurn existirte oder existiren und kaiserliche Befehle in Betreff der Flüchtigen erhalten konnte, ob er nicht eben bloss in die Leidensgeschichte aufgenommen worden ist, um als „Executor" die Hauptrolle zu übernehmen und diese mit Verhör und Martern in rechten Gang zu bringen. Guillim., „De rebus Helvetiorum" I, 12, nimmt für jene Zeit zwei Procuratoren der Schweiz an, einen zu Zürich, der auch über das benachbarte Rhætien, und einen zu Solothurn, der über das übrige Land geherrscht hätte. Er hatte aber für diese Annahme keine bessere Stütze, als unsere Heiligenlegende und die ähnliche Zürcherische. Sie ist somit als eine unbegründete bei Seite zu legen; wir werden weiter unten in der Geschichte der Kirchenverfassung dieser Zeit nachweisen, wie die anfangs in wenige Hände gelegte Gewalt in immer mehrere vertheilt und das Ländergebiet in immer mehr Parcellen mit eignen Verwaltungsbehörden zerstückelt wurde. So werden wir Præfecten, von denen wir schon oben einige zu Genf kennen lernten, und auch „duces" genug gewinnen, um unsern Hirtakus und den noch weiter unten zu nennenden Decius (zu Zürich) ohne Schwierigkeit unterzubringen. Dann wurden auch schon unter Diocletian und Maximian, wo Helvetien wieder etwas Ruhe erhielt, diese Ruhe gesichert, das Land gegen die Barbaren gedeckt werden musste, einige offne Ortschaften der Helvetier „castra" und hatten Commandanten nöthig. Solothurn könnte also schon damals zu einem solchen erhoben worden sein; sicher war Zürich schon damals ein solches. Endlich spricht noch

Digitized by Google

ein Sacralstein des Ortes (219) von einem Opilius Restio als Curator des „vicus". Solche „curatores" (Aufseher über das öffentliche Bau- und Finanzwesen und Censoren in allen bedeutenderen Ortschaften) wurden da, wo es keinen Gemeinderath gab, die kleinen Alleinherrscher, da aber, wo es keinen gab, die übermächtigen Direktoren desselben. Sie bilden so in den Ortschaften, die sich in befestigte Militärposten umwandelten, von selbst den Uebergang zu den später in ihre Stelle eintretenden Militärbeamten. So gibt also auch die uns bekannte bürgerliche Verwaltung des alten „vicus" einen Anhaltungspunkt für unsern Hirtakus. Offenbar ist aber an eine Lokal-, nicht Provinzialbehörde zu denken.

Ursus und Viktor konnten also wohl unter ihm gelitten haben. Wie konnten aber, fragt man weiter, diese Thebäer sich hierher flüchten? Wir würden es ihnen nicht verdenken, wenn sie eine sich etwa bietende Gelegenheit, den Verfolgungen des blutdürstigen, ihr Seelenheil bedrohenden Tyrannen durch die Flucht zu entgehen, ergriffen; sie will sich aber nicht mit dem Verfahren der andern Thebäer und der demselben zu Grunde liegenden Zeitanschauung, den Tod für Christus jeder schimpflichen Flucht vorzuziehen, in Einklang setzen. Die spätern Acta hatten so guten Grund, das Dunkel der Sache durch einen besondern göttlichen Wink zu lichten; Gothard meint im Gedränge, es möge nur dem allmächtigen Gott bekannt sein, wie und wann das geschehen, lässt die Thebäer aber dann doch einen langen Discurs und Rathschlag machen, dessen Quintessenz auf die obige mit dem Verhalten der ganzen Legion wenig harmonirende Reflexion hinausläuft. Wir glauben es der echten historischen Forschung gemäss mit dem ältesten Zeugen Eucherius überhaupt in Frage stellen zu sollen, ob Ursus und Viktor Thebäer waren. Es kann hier ohne Willkühr nur das sicher festgehalten werden, dass es durch sie, Römische Legionssoldaten, die damaligen Träger und Verbreiter der Civilisation, hierher gebracht wurde. Es finden sich in der That die Namen der beiden Heiligen, vorzüglich der letztere, häufig unter den Namen der Römischen Legionssoldaten. Solothurn

Digitized by Google

war es aber nicht zu verdenken, wenn es die Muthmassung des Eucherius zu einer sichern Bestimmung erhob, beide zu den glorreichen Thebäern gesellte und ihre Anzahl auf etwa vorgefundene Körper mit beiliegenden Köpfen hin eben so multiplicirte, als man anderwärts im frommen Eifer immer mehr Heiligengebeine suchte und auch fand.

Diese Verbreitung des Christenthums durch die überallher kommenden und überallhin wandernden Legionssoldaten war aber eine nur gelegentlich auf anregende Mittheilungen und zufällige Niederlassungen hin erfolgende. Es lässt sich desshalb diese Bekehrungsgeschichte nicht so bestimmt in Thatsachen und Zahlen fassen, wie die der eigentlichen Glaubensapostel. Grade sie aber würde uns das meiste Licht bieten; immer und immer wieder sind es Soldaten, die als die ersten Apostel des Landes auftreten. Wir wollen geben, was sich geben lässt. Auf den Untergang der XXI Legion (rapax), deren letzte Spur wir bis auf Domitian und Trajan verfolgen können, und auf Verlegung der XI (Claudia) in die osteuropäischen Provinzen war es die XXII (primigenia) und die VIII (augusta), welche mit Obergermanien auch die Schweiz bewachten. Diese XXII Legion soll von Augustus nach Aegypten gesandt, von Titus bei der Belagerung der h. Stadt verwendet, durch Palæstina und Syrien unter Domitian nach Italien und von da aus noch nach Gallien und Deutschland geführt worden sein. In Jerusalem soll sie schon mit der Christuslehre bekannt geworden sein, also so recht an dem Ursitze derselben die echte Weihe erhalten und aus Gallien den Crescens, Schüler des Apostels Paulus, mit nach Mainz gebracht haben.. Es bildete sich so ein voller Mythus in Bezug auf sie aus, der offenbar auch in der angeblichen Geschichte der Thebäischen Legion wiederklingt. Leider lässt sich aber durch Inschriften unwiderlegbar nachweisen, dass man bei diesem Legionsmythus zwei Legionen mit der gleichen Zahl, wie eine solche auf die Bürgerkriege auch sonst, z. B. bei der III und VI, sich findet, verwechselte, die „primigenia“, die seit 69 in den Rheinlanden und schon früher (65) in Italien zum Vorschein kommt, und die „Dejotariana“, welche nach Inschriften auf der

Digitized by Google

Memnonssäule bis auf Domitians, ja Hadrians Zeit in Aegypten verblieb. Diess das wohlbezeugte Resultat der neueren critischen Forschung eines Grotefend und des ihm folgenden Wiener über den Gegenstand (Wiener „De legione Romanorum vicesima secunda“ 1830).

Somit müssen wir, wollend oder nicht wollend, diesen alten, viel nacherzählten Mythus fallen lassen; wir würden aber auch nicht viel auf ihn geben, selbst wenn sich die Mithülfe unserer Legion bei der Belagerung Jerusalems historisch erweisen liesse. Er kann mit Geschichte vertauscht werden. Sicher war die „primigenia“ dem Rhein entlang stationirt; ihren Hauptlagerplatz hatte sie in Mainz, nach einer ganzen Menge Inschriften bald mit, bald ohne diesen ihren anfänglichen Beinamen. Hier hatte sie seit Irenaus Zeit Gelegenheit genug das Christenthum kennen zu lernen. Grade auch zu Lyon erscheint ihr Name auf einigen Inschriften (4). Auffallender Weise sprechen sie alle von Veteranen dieser Legion. Es liegt somit die Annahme von Prof. Wiener in seinem werthvollen Programme sehr nahe, dass sich zu Lyon, der einzigen Stadt Galliens, die sicher solche Inschriften aufweisen kann, eine Veteranencolonie dieser Legion befand. So musste aber die „primigenia“, in fortdauernder Verbindung mit dieser frühzeitig christianisirten Stadt, christliche Elemente in sich aufnehmen. In der Nähe dieser Stadt war es auch, wo Septimius Severus den Sieg über seinen rebellischen Cæsar Albinus (196) davon trug. Grade aber unsere Legion hatte keinen geringen Antheil an dem blutigen Siege; sie wurde kaiserlich belohnt und auf Münzen verherrlicht. Späterhin kämpfte sie fortdauernd in Deutschland und zwar zunächst unter den einem allgemeinen Religionssyncretismus huldigenden Kaisern, die das ihnen wohlbekannte Christenthum auch mit in den allgemeinen Verschmelzungsprocess hineinzuziehen dachten. So stand sie unter dem persönlichen Obercommando des Antonius Caracalla im Kampfe gegen die Allemannen und Cennen, von dem sie, einem rüstigen Soldaten, selbst den Beinamen der „Antoniana“ annahm, und dann auch des trefflichen Alexander Severus, der von seinem Triumphzug über die Parther an ihre

Digitized by Google

Spitze eilte, leider aber bald durch Meuterei sein tief betrauertes Lebensende fand. Diess Alles in Verbindung damit, dass einzelne Soldaten dieser Legion nach den Inschriften aus den Hauptsitzen des Christenthums, aus Rom, Mailand, Vienna, etc. stammten, möchte die christlichen Elemente in ihr nicht bezweifeln lassen.

Noch mehr; wir haben bestimmte historische Zeugnisse für ihr wirkliches Vorhandensein. Es ist sicher auffallend, dass die Sepulcralsteine zu Lyon, und zwar diese allein unter den vielen andern dieser Legion angehörigen, zwischen den beiden herkömmlichen Buchstaben D. M., die bekanntlich späterhin auch die christliche Deutung „deo magno" erhielten, das sogenannte, dem Kreuzeszeichen ähnliche Ascienzeichen haben, das mit den folgenden Worten: „Et memoriæ æternæ" „et quieti æternæ" auf eine christliche An -und Ausdeutung führen könnte. Eben desshalb hat man sie wohl auch an geweihten Stellen, z. B. an der Peterskirche, an dem Thor des Klosters Insula Barbara, untergebracht. Dann ist es zwar richtig, dass keine einzige Inschrift dieser Legion entschieden christlich lautet; einzelne tragen aber doch, z. B. die auf einen aus Vienna herstammenden Legionssoldaten mit dem bedeutungsvollen Namen „Paulus" (N°. 51 bei Wiener), einen christlichen Typus. Das fromme, sonst nicht vorkommende „et ave et vale" zum Schlusse in Verbindung mit dem Personal- und Lokalnamen drängt auf eine christliche Fassung. Noch weiter führt uns aber Fuchs, der zuerst um Mainz herum Ausgrabungen anstellen liess und mit Umsicht und Sorgfalt die gefundenen Denkmäler verzeichnet und gewürdigt hat, in seiner Geschichte von Mainz (1771). Er sagt: „Wenn wir auch schweigen wollten, dass durch die XXII Legion die Lehre Christi nach Mainz gebracht worden, so würden doch die Grabstätten so vieler Römischen Soldaten schreien und auch die bei ihren Aschenkrügen noch verschiedentlich vorfindlichen kleinen weissen Tauben es beweisen. Ich habe zu Mainz unweit dem Kloster Dahlheim eine Aschenurne gefunden, welche keine Thränengläser, keine Lampen bei sich hatte; nur eine kleine weisse Taube von weisser Erde war dabei vergraben. Auf der rothen gebrannten steinernen Platte war das Zeichen der XXII Legion

Digitized by Google

„eingedrückt. Man hat aber an diesem Orte schon mehrmals „dergleichen Tauben bei Todesurnen vorgefunden. Die Lage „und andre Geräthschaften zeigen uns an, dass es Christen wa„ren, die hier begraben liegen.“ Wir wissen es nun auch, dass die Christen grade in dieser Gegend dieses Symbol der Sittenreinheit und Sanftmuth liebten, um die christliche Eigenschaft des Verstorbenen, des Reinen im Gegensatze des Unreinen, auch noch im Tode zu beglaubigen. Wir sehen auf mehreren Trier'schen Inschriften zur rechten und linken Seite des christlichen Monogrammes oder auch eines Oelbaumes die Taube eingeritzt.

Diese XXII Legion finden wir nun aber auch bestimmt in der Schweiz; es gehörte ihr zu Solothurn der dortige Curator Opilius Restio an; ja wir finden auch das gleiche Symbol zu Lunnern auf einem Begräbnissplatze, wo ihm also sicher keine Beziehung auf die Taubengöttin zukömmt, und zwar auf einem Römisch-Celtischen Begräbnissplatze, wie die zugleich vorkommende Celtische und Römische Bestattungsweise nebst den übrigen Fundstücken auf's Bestimmteste nachweisen. Man fand Körper nach Celtischer Art mit Kleidern und Schmucksachen, Waffen und Geräthschaften beerdigt; man fand aber auch schön geformte Römische Aschenurnen, Pfenninge und Schalen aus „terra sigillata“ und grade neben solchen Aschenurnen aus weissem Ton bestehende Bilder von Tauben, ganz von der gleichen Form, wie sie bei Mainz ausgegraben worden sind. Man könnte hier zwar noch mit mehr Recht, als zu Anet (S. 161) an dem Umstande Anstoss nehmen, dass sie nicht nur neben heidnisch bestatteten Körpern, sondern auch in und neben Aschenurnen vorkommen; es ist aber schon hierauf geantwortet worden, dass die noch unter den Heiden vereinzelt Lebenden eben so wie die gleichen Begräbnissplätze, so auch die gleiche Beerdigungsweise beibehielten, ja beibehalten mussten (cfr. Goldschmuck und christliche Symbole gefunden zu Lunnern im Kanton Zürich von Dr. Ferdinand Keller in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Band III). Lunnern war nach den entdeckten alten, über die Felder verzweigten Mauern, Trümmern Rö-

Digitized by Google

mischer Gebäude, des Brennofens eines Römischen Töpfers, der diese Symbole gearbeitet haben mag, nach der Menge des aufgefundenen goldenen Geschmeides, schöner Vasen und Münzen bis auf die Constantine herab ein Mittelpunkt der Römischen Niederlassungen in dieser Gegend. Wir wissen nun zwar nicht bestimmt, ob hier späterhin Römische Legionssoldaten stationirten; diejenigen, die aber etwa diese Posten zu bewachen hatten, können nur Soldaten der „primigenia“ oder „augusta“ gewesen sein, der wir im Grunde, ihrem Standquartiere an dem Oberrhein (Strassburg) gemäss, ganz dieselben christlichen Elemente ertheilen müssen. Jedenfalls bleibt eine merkwürdige Beziehung der Fundstücke von hier und dort zurück.

Nicht ohne Interesse ist es noch, dass diese Legion auch zu St-Maurice stationirte. Hier lautet eine Inschrift: „In honorem domus divinæ genio stationis Virius Probus miles leg. XXII Alexandrinæ piæ fidelis imperante domino nostro Alexandro. Die Inschrift ist leider unleserlich; man streitet sich unter Anderm über die Hauptsache, über die Legionszahl, die XXI oder XXII. Die XXII ist aber die richtige Zahl. Wäre die XXI gemeint, so würde dieselbe, für ein Jahrhundert verschollen, plötzlich wieder zum Vorschein kommen. Man hat sie nun auch wirklich unter Septimius Severus als „legatus Germaniæ superioris“ wieder auftreten lassen; in Thiengen, Stühlingen, Kloten, Zurzach, Vindonissa wollte man Spuren von ihr finden. Es ist nun aber an sich unwahrscheinlich, dass eine ganze Legion volle hundert Jahre in der Geschichte verschwinden und darauf, wie ein Meteor, für kurze Zeit wieder auftauchen kann. Dann sind aber auch die historischen Gründe für diese Annahme nur Ziegelaufschriften; ein S, das man willkührlich „Severiana“ ausdeutete, und noch ein dabei sich findendes C. VI, dem man eine dazu passende Deutung verschiedentlich zu geben suchte. Diese Deutung ist aber eine verfehlte; solche Buchstaben bezeichnen nach neuerer, wohlbegründeter Annahme Aufseher der Ziegelbrennereien und Fabrikstätten (cfr. Dc. Meyer Geschichte der XI und XXI Legion in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Th. VII). Jedenfalls existirte zu Severus

Digitized by Google

Zeit die XXI Legion nicht mehr. Ihr Name befindet sich nicht auf den beiden Columellen, nicht bei Dio Cassius, nicht auf den zahlreichen Legionsmünzen des Septimus Severus selbst, von dem sie ihren Beinamen erhalten haben soll. So kann die Zahl der auf der Inschrift von St-Maurice bezeichneten Legion (der Anfang derselben führt uns in eine spätere Zeit) nur die XXII sein. Eben so wird auch ein Soldat derselben auf einer Genfer Inschrift genannt; sie stationirte also sicher in dieser Gegend. Rufen wir uns nun noch den vorzüglich geschichtlich klingenden Zug der Legende des Eucherius in's Gedächtniss zurück, dass sich in der Nähe von St-Maurice ein „veteranus emeritæ jam militiæ", ein treuer Christ Namens Victor befand, so möchte sich, wie in Bezug auf die alte Schweiz überhaupt, so auch in Bezug auf Wallis der Schleier etwas lüften, der über der ersten Gründung des Christenthums daselbst liegt. Bis auf Constantin blieb aber die „primigenia" auf ihrem Posten. Es sprechen hierfür Münzen des Gallienus und Victorinus, wie der nach Diocletian abgefasste Legionscatalog (cfr. notit. dign. Imp. ed. Panciroll. cap. XXXVI Græv. Thes. Antt. Romm.). Der erwähnte Veteran könnte ihr somit angehört haben; jedenfalls gab es dergleichen Veteranen überall in den Römischen Coloniestädten; gleich dem genannten Victor werden desshalb die über das Land zerstreuten dasselbe wie romanisirt, so christianisirt haben.

Noch soll mit Ursus und Victor oder auf sie eine Verwandte des Mauritius hierher gekommen sein und in einer Höhle bei Solothurn ihre Wohnung genommen haben. Eucherius kennt sie noch nicht; ihn interessirten auch nur die Thebäer. Dagegen nennt sie schon das sehr alte „Martyrologium Romanum" zum 1. September: „In territorio Constantiensi ad aquas duras (Zurzach) sanctæ Verenæ virginis. Der echte Beda erwähnt sie nicht, wie man meinte; nur der interpolirte. Eben so schweigen über sie Ado und Usuard; dagegen bemerkt der den schon ergänzten Beda weiter ergänzende poetische Marty-

Digitized by Google

rolog Wandelbertus in seinem Martyrologium (842); „Has (sc. aquas duras) et Verenæ rutilant solemnia sanctæ.“ Er scheint hiernach die früher bloss als heilige Jungfrau Bezeichnete auch zur Märtyrerin erheben zu wollen. Der erste Martyrolog, der uns einen ausführlichen Bericht über sie gibt, ist der kurze Zeit auf ihn schreibende St. Galler Mönch Notkerus († 912), der zwar gewöhnlich Ado und Rabanus Maurus folgt, jedoch in Betreff der Landesheiligen seine eigenthümlichen Zusätze macht. Er sagt zum 1. Sept.: „Eodem die natalis sanctissimæ virginis Verenæ, Thebææ genere, quæ a parentibus suis cuidam episcopo Chæremoni, qui et postmodum martyrio coronatus est, ad imbuendum commendatur; deinceps ad inferiorem Aegyptum cum aliis fidelibus profecta beatæ se legioni, Christi virgo Italiam venire desiderans, conjunxit. Mediolanum ergo perveniens locaque, in quibus sancti martyres continebantur, inquirens iis quoque pietatis opera, ipsa martyrium optando, subministrans a quodam sancto viro Maximo ibi detenta subsistit. Audiens denique sanctam Thebæorum legionem eumque, quem unice diligebat, Victorem martyrio consummari, per Alpina ad Acaunum, rem experitura, pertendit. Inde juxta Ararim fluvium non longe a castro Solodoro sub districtione mirabili jejuniorum, vigiliarum, orationum, dies et noctes continuans habitavit. Unde non longe anus quædam Christiana habitabat et, quicquid sacra virgo operari poterat, mulier prædicta vendidit ac de hoc sanctæ victum exhibuit. Nam sacrilegus adhuc paganorum cultus Alamannos obtinuit. Signa igitur quam plurima Domino per famulam suam operante Alamanni ad fidem Christi commoveri cœperunt. Virginis itaque fama in tantum miraculis prodentibus excrevit, ut mater virginum effecta discretione pietatis omni populo venerabilis existeret. Cujus laudabili vitæ diabolus invidens, quendam tyrannum sub potestate Romani nominis inflammavit, qui virginem multipliciter affectam publicæ custodiæ mancipavit. In quo ei ergastulo juvenis quidam eximii splendoris apparuit, Ille cum se Mauritium esse responderet, illico purpuratorum septus multitudine ab oculis virginis orationem implorantis eximitur, et eadem nocte tyrannus validissima febre

Digitized by Google

correptus, sed virginem ad se vocans per ejus orationem continuo sanatur sicque cum laude omnium remittitur.“ Bei ihrem Tode erscheint ihr die heil. Jungfrau mit unzähligen Engelchören; das Ganze schliesst mit den Worten: „Sepulta est autem Beata Virgo in loco, qui Zurzacha vocatur.“

Man sieht hier offenbar, wie die alte Schweizerlegende von der Thebäerlegion auf die Vervollständigung der ursprünglich einfachen Angaben eingewirkt hat. Zeit hatte die ergänzende Ueberlieferung bis auf Notker genug. Unsere Verena musste vor Allem, wiewohl sie sich als Jungfrau nicht recht dazu eignete, eine Thebäerin sein. Wer ihre Eltern gewesen, liess sich freilich nicht gut ohne kühne Fiction sagen; auch hatte es nicht so ein Interesse, die Namen ihrer physischen, als die ihrer geistigen zu bestimmen. Desshalb erfahren wir nur, dass sie von einem Bischof Chaeremon getauft und im christlichen Glauben unterrichtet worden sein soll. Auf diesen Bischof führte Euseb. h. e. VI, 34. Er soll, in der Decianischen Verfolgung flüchtig, nicht wieder in seinen Berufskreis zurückgekehrt und in der Einöde zu Grunde gegangen sein; mit der Zeitrechnung nahm man es nicht so genau. Jetzt hatte man weiter die zur Christin Herangebildete mit den Thebäern in Verbindung zu bringen. Sie reist so nach Unterægypten und gesellt sich hier zu Mauritius und seinen Genossen, um dann weiter den ersehnten heil. Boden Italiens in ihrer Begleitung zu betreten. Die Thebäer hatten sich nun als eine „legio palatina“ nach Mailand zu wenden; wir finden drum auch die Verena hier, selbst nach der Märtyrerkrone ringend, in treuer Sorge für die gefangenen Märtyrer. Der Name ihres Wirthes lag nicht zu fern; an sogenannten Märtyrern und Heiligen hat Italien Ueberfluss. Von Mailand musste sie die Legende nun weiter nach der Schweiz bringen. Mit der Legion konnte man sie nicht reisen lassen; bei dieser Reise waren keine andern als militärische Zwecke denkbar. Sie bleibt also zurück. Erst, als sie vernimmt, dass sie einen glorreichen Märtyrertod erlitten, dass auch der von ihr einzig geliebte Victor umgekommen, reist sie ihr nach, um sich des Sachverhaltes zu vergewissern oder das Schlachtfeld aufzusuchen,

Digitized by Google

wo sie ihr Blut vergossen. So ist sie in der Schweiz angelangt. Auf dem mit Blut getränkten Walliser Boden konnte man sie aber nicht lassen; sie musste ja noch weiter, nach Solothurn wandern. Ohne alle weitere Vermittlung lässt sie desshalb der Bericht hier auftreten und in einer Höhle ein still eingezogenes ascetisch frommes Leben neben einem sie mit dem nöthigen Lebensunterhalte versorgenden alten Mütterchen führen. In dieser Verborgenheit durfte sie aber nicht bleiben, wenn ihr Leben eine höhere Bedeutung gewinnen sollte; Wunder machen sie bekannt und beliebt. Die Allemannen bekehren sich; sie wird eine hochverehrte Mutter der dortigen Jungfrauen. Eben desshalb trifft sie nun auch das Loos des Ursus und Victor. Hirtakus lässt sie herbeiholen, strafen und in's Gefängniss werfen. Hierbei kommt nun der Bericht in einen entschiedenen Widerspruch. Verena soll, trotz dass sie eine Thebäerin war, die Allemannen zum Glauben an Christus veranlasst und doch zugleich unter Hirtakus, dem Römischen Præfecten, gelitten haben. Eins schliesst das Andre aus. Entweder waren die Römer oder die Allemannen in Solothurn Meister. Die spätere Sagenbildung nahm es aber hiermit nicht so genau; Verena, einmal zur Thebäerin gemacht, musste, wenn sie auch die Allemannen bekehrte, doch, wie die Thebäer, auch unter Hirtakus leiden. — Im Gefängnisse erscheint ihr der heil. Moritz im himmlischen Glanze und himmlischer Begleitung; er hatte sie mit Kraft und Vertrauen zu der höhern Hülfe auszurüsten. Diese erfährt nun auch Hirtakus; die nämliche Nacht schwer an einem Fieber erkrankt, sieht er sich gezwungen, bei der schon bekannt gewordenen Wunderthäterin selbst Hülfe zu suchen. Er findet sie und entlässt beschämt unter Lob und Preis die Gefangene. Wieder freigelassen, wirkt sie in dem Kreise ihrer Jungfrauen mit frommer Rede und liebevoller Wunderthat noch lange und stirbt dann sanft und ruhig auf eine Erscheinung der sie segnenden Maria im hohen Alter. Von ihrer Thätigkeit zu Zurzach erfahren wir nichts; doch bleibt es dabei, dass sie dort begraben worden. Verena als Thebäerin nahm das vorzüglichste Interesse in Anspruch.

Digitized by Google

Diese Darstellung liess manche Lücken übrig, die gefüllt, manches Zusammenhangslose, das verknüpft werden musste. Diess ist noch wenig geschehen in dem von den Bollandisten zum 1. Sept. mitgetheilten Auszug aus den „breviariis" der Constanzer Diöcese von 1561 und 1575. Das dortige sehr alte „officium" hält sich in seinen ersten Lectionen treu an die Notker'sche Darstellung, die nur zum liturgischen Zwecke etwas modificirt und abgerundet erscheint. So heisst es nicht, dass Verena den Victor einzig geliebt habe, sondern nur, dass er ihr Reisebegleiter gewesen. In der sechsten Lection allein werden wir etwas weiter geführt. Hier lesen wir: „Crescente autem fama illius eaque longe lateque diffusa, secreto fugiens laudem hominum, ad quandam insulam non magnam pervenit parvumque ibi a Christianis ædificatum tugurium vendebat et illic aliquod tempus vitæ, semper orationi vacans, permansit. Ubi vero ibidem quoque, præstante domino, a populo dignis colebatur honoribus, tandem post multa signa et miracula, quæ dominus tam in cellula, quæ juxta Solodurum est, quam alibi per eam operabatur, cœpit virgo Christi iter inde agere ad Confluentiam Rheni, secus ripam fluminis, quod Arar dicitur." Weiter führt uns die ausführliche Lebens- und Leidensgeschichte der Verena, welche sich in sehr alten Manuscripten, z. B. einem „passionale" der Würzburger Cartusia (1583 gedruckt) findet und nach den in ihr erzählten Wundern bis in das 10te Jahrhundert zurück zu verlegen ist. Auch sie folgt anfangs Notker, der gemeinsamen Quelle, ganz wortgetreu; sie lässt nur etwa noch die Aegyptische „virgo" das Buch des lateinischen Kirchenvaters Cyprian „De habitu virginum" eifrig studiren und einen Presbyter die von ihr bekehrten Allemannen taufen. Nachdem sie dann auch noch den eben mitgetheilten Auszug aus dem „officium", dessen Alter sich hieraus ergibt, wörtlich mitgetheilt, folgt sie andern Quellen, die auch einen andern Geist athmen. Sie kehrt noch einmal, nachdem sie die Verena schon nach Coblenz geführt hat, auf die erwähnte Insel zurück. Es sollen jetzt auf ihr, auf der schon Christen eine Hütte gebaut hatten, so viel Schlangen gewesen sein, dass sie ihr Haupt nicht nic-

Digitized by Google

derlegen konnte. Mit dem Kreuzeszeichen jagt sie aber diese in die Flucht. Es wiederholt sich dieses Wunder unter kleinen Variationen überall, wo sich ein Heiliger auf einer Insel oder in einer wüsten Gegend niederlässt; vom heil. Julius auf der Insel Orta ward dasselbe erzählt. Andere Wunder folgen. Vorzüglich lesen wir aber über ihren Aufenthalt zu Zurzach noch eine Reihe Notker ganz unbekannter, mit frommer Salbung und Breite vorgetragener Thatsachen.

Diese sind, kurz zusammengefasst, folgende: Wie sie nach Zurzach kommt, findet sie schon eine zur Ehre der ruhmvollen Jungfrau Maria erbaute Kirche vor. Das war natürlich die rechte Andachtsstätte für die heil. Jungfrau. In ihr fleht sie als eine Waise und Fremde zum Allmächtigen, er möge sie grade hier ihr Leben beschliessen lassen; da wird der dortige Presbyter, dem sie in frommem Eifer dient, auf sie aufmerksam und bietet ihr an, in sein Haus und seine Dienste zu treten. Mit Freuden willigt sie ein. In der Nähe von Zurzach lag eine andre Stadt am Ufer des Rheins mit vielen Aussätzigen und Armen. Zu diesen geht sie nun täglich, um ihnen Speise und Trank zu bringen, sie zu waschen und zu salben. Ein Diener des Presbyters beschuldigt sie desshalb der untreuen Verwendung des ihr anvertrauten Gutes und der Verschwendung. Herr und Diener lauern ihr nun beim nächsten Krankenbesuche auf. Sie befragen die Kommende um das in ihrem Gefässe sich Befindende. „In dem Gefäss sei Wasser; mit ihm gehe sie Haupt und Füsse „der Armen zu waschen“ ist ihre Antwort, und siehe, als sie nachschauen, hat sich das Brod in glühende Kohlen und der rothe Wein in Wasser umgewandelt. Der Presbyter sinkt in tiefer Verwunderung und Verehrung auf seine Knice und fleht die verkannte Heilige um Verzeihung an. Verena verzeiht nun zwar ihm, nicht aber dem Verläumder. Der Diener wird blind und lahm und alle seine Nachkommen kommen auf eine elende Weise um. Wir finden hier eben nicht eine sehr reine christliche Moral. Verena verschenkt, wie Crispin, fremdes Hab und Gut, führt dann ihren Herrn durch eine Lüge hinters Licht, dieser nennt sie aber doch eine „sanctissima“ und diese „sanc-

Digitized by Google

tissima" handelt im gleichen Momente auf eine sehr unheilige Weise. Diess war aber die Moral des Mittelalters; der Wunderthäter war ein Heiliger und der Heilige ein Wunderthäter; mit dem Uebrigen nahm man es nicht so genau. Der h. Beatus lässt eine Stadt untergehen und der h. Lucius wünscht den Wimmisern Kröpfe an den Hals. Die ganze noch mit Wundern nach damaligem Zuschnitt weiter ausgeschmückte Erzählung (so findet der Presbyter einen ihr anvertrauten aber entwendeten Ring in dem Magen eines Fisches) schliesst damit, dass der Presbyter, wenn auch ungern, doch zuletzt der Heiligen auf ihr anhaltendes Bitten eine kleine Zelle zum stillen Gottesdienste baut, wo sie nach sechs Jahren auf noch manches Wunderwerk unter den Händen der ihr im letzten Augenblicke mit ganzen Chören himmlischer Jungfrauen erscheinenden Maria abscheidet. An die Stelle ihrer Zelle trat eine Kirche, angeblich die jetzige Hauptkirche von Zurzach.

So läge denn eine volle Lebensgeschichte vor uns; von Thebais aus bis Zurzach kennen wir jetzt die Schicksale der heil. Verena. Es blieb den neuern Bearbeitern der Legende nur noch übrig, etwas mehr Einheit und Zusammenhang in das locker an einander Gereihte zu bringen. Das hat vorzüglich Mauritius Adler, Dekan von Zurzach, gethan, der als solcher an der Verena ein besondres Interesse nehmen musste. Er schrieb ihr Leben in der Zeit der neuaufblühenden Heiligenliteratur in deutscher Sprache (1616), das dann Vianden, stud. theol. zu Cöln in's Lateinische übersetzt hat (1652). Der Verfasser folgt ganz den bezeichneten Quellen. Ausser einigen Schriftstellen und frommen Ergüssen ist bis auf einige Wunder der Neuzeit nichts wesentlich Neues hinzu gekommen. Diese hat ein andrer Studirender zu Cöln, Winandus Pescher, in's Lateinische übersetzt; sie sind von den Bollandisten als Appendix mitgetheilt worden. In einer Zeit mit erwachendem historischen Bewusstsein arbeitete Hieronymus Richter (1736); er verfasste das Leben der Verena theils nach den alten echten Quellen, theils nach alten, von Zurzach entlehnten Dokumenten. Schon aber der Titel: „Siegprangender Triumphwagen der glor-

Digitized by Google

reichen Thebäischen Amazonin, d. h. Leben, Leiden und Lehren der uralten, hochheiligen Jungfrauen, Martyrin (?) und himmlischen Lehrmeisterin Verenæ, Blutsverwandtin des h. Martyrers Mauritii von Thebæa", zeigt, dass der Verfasser seine Quellen nicht critisch würdigen, sondern nur compilirend ausschreiben konnte. Das Neue in der Schrift betrifft desshalb nicht sowohl ihr Leben, als die „gloria posthuma" und den Cultus der Heiligen zu Zurzach und andern Orten. Murer hat in seiner „Helvetia sancta" (1648) nach Adler und einem authentisch geschriebenen Büchlein des Stiftes Zurzach gearbeitet, dem dann wieder Lang mit einer sehr kurzen, gedrängten Erzählung in seinem historisch-theologischen Grundriss folgt. Die Bollandisten beschäftigen sich zum 1. Sept. sehr sorgfältig mit der Legende und geben eine sehr freisinnige Critik der spätern Acta, die auf eine fast gänzliche Verwerfung derselben hinausläuft. Als ungedruckte Quellen sind noch zwei „codices" des Klosters Rhenaugia zu nennen, von denen der eine dem 9ten Jahrhundert, der andere dem 12ten Jahrhundert angehören soll. Beide enthalten das Leben der h. Verena; der erstere mit einer Dedication an die Wittwe Carls des Dicken, Richarda. Es soll von Hatto, früher Abt von Reichenau, herrühren (cfr. Neugart episcop. Constant. S. CXXXVIII).

Die wichtigsten Zusätze, welche die Legende in den letztgenannten Druckschriften gewonnen hat, sind folgende: Die Thebäerin wird geradezu zur Verwandtin oder Base des heil. Mauritius gemacht. So kam sie erst zu ihrer vollen Würde; Mauritius, ihr Verwandter, ertheilt ihr in rechter Fürsorge einen treuen Führer und Trost auf der langwierigen Reise, den genannten Victor. Bei Notker gesellt sich Verena einfachhin zu der h. Legion und tritt gleich darauf zu Mailand auf. Es kam der Sage nicht darauf an, sie Station für Station auf der Reise zu verfolgen. Allmälig mochte man aber doch fühlen, dass man die Jungfrau nicht so schlechthin mit den Soldaten ziehen lassen könne; so erhielt sie, was am nächsten lag, einen bewährten Begleiter, um das „decorum" zu retten. Man begreift aber nicht recht, was das eigentlich für ein Victor sein soll. Die

Digitized by Google

Legende scheint hier in eine gewisse Verwirrung in Betreff des Veteranen und des Thebäers gekommen zu sein; Notker spricht von ihm, wie von einem zu Agaunum mit den andern Umgekommenen; die „Vita Anonymi“ sagt ausdrücklich, dass er mit der Legion die Märtyrerkrone errungen. Späterhin begriff man aber, dass nur von dem Thebäer, der zu Solothurn litt, die Rede sein könne, sprach also bestimmter von dem dort Enthaupteten. Hiermit hängt eine dritte neue Bestimmung zusammen. Verena will sich auf dem classischen Boden zu Agaunum niederlassen; durch die ungläubigen Heiden verhindert, ihrem Gott zu dienen, soll sie aber veranlasst worden sein, weiter nach Solothurn zu ziehen. Hierher musste sie nun einmal kommen; man glaubte so ein hinreichendes Motiv zu ihrer Weiterreise gefunden zu haben. Besser würde es freilich heissen, sie sei hierher geeilt, um den Freund todt oder lebendig aufzusuchen und in seiner Nähe zu weilen. Bei der über ihm schwebenden Unklarheit und Unbestimmtheit blieb aber die Sagenbildung selbst in einer gewissen Unbestimmtheit; genug, wenn sie in einer einigermaassen motivirten Weise hierher gebracht wurde. In Solothurn nimmt sie ihre Wohnung in einer Höhle, der gewöhnlichen Wohnstätte der christlichen Heiligen und Asceten. Der böse Geist konnte aber nicht gut dazu sehen, wie sie dem Christenthum durch ihre Frömmigkeit weitere Verbreitung verschaffte. Im Zorne soll er einen Stein gegen die Jungfrau, in dem noch jetzt als Wahrzeichen der Griff der teuflischen Klaue gezeigt wird, geschleudert haben. Grosse Felsblöcke, die nicht durch Menschenhand von ihrer Stelle gerückt sein konnten, mussten, wie durch Riesen, so christlicher durch den Teufel an ihre Stelle gekommen sein, die furchtbare Kraft aber ihre Kennzeichen an ihnen zurücklassen; so sah man überall die Klauen des Bösen. Es hängt übrigens hiermit noch der andere wunderbare Zug der Erzählung zusammen, dass die Heilige die Aar hinab auf einem Schiffe ganz neuer Art, einem Steine, nach Coblenz fuhr. Was den Riesen und dem Satan, wird auch Christus und den Heiligen ertheilt; sie sind die unbedingte Macht über die Natur, ihre Gesetze

Digitized by Google

und Kräfte, die sich in obiger Weise so recht sinnenfällig kundgibt.

Diess die Legende auf allen Stadien ihrer Entwicklung; das Urtheil über sie ergibt sich hiernach von selbst. Man suchte jede alte religiöse Sage in die eigentliche Schweizersage zu verflechten; es geschah das auch mit der unsrigen, wie sehr sich auch die Persönlichkeit der Hauptperson dagegen sträubte. Der erste Theil der Sage zeigt zu deutlich seine Genesis auf; es muss selbst in Frage gestellt werden, ob Verena überhaupt zu Solothurn war und für das Christenthum wirkte. Jedenfalls geschah es in der Allemannenzeit; es lässt sich nicht erklären wie die Legende von Hirtakus auf sie, wohl aber wie sie von den Allemannen auf Hirtakus über oder zurück springen konnte. Hirtakus spielte eine zu bedeutende Rolle in der Ursus- und Victorlegende, um nicht auch in die ihrige, wie sie mit der Thebäischen verflochten wurde, gezogen zu werden.

Etwas anders verhält es sich mit dem zweiten Theil der Sage. Die Bollandisten sagen: „Omnia, quæ in Actis superadduntur, minorem merentur fidem, pleraque etiam nullam.“ In der That sind auch die Quellen viel weniger bewährte. Wir kennen nicht den Verfasser der „Acta“; ihr Inhalt selbst ist ein verworrener, vielfach anstössiger und wundersüchtiger; und doch glauben wir nicht so hart über dieselben urtheilen zu dürfen, als es die Bollandisten gethan. Eigentlich führt uns die älteste Tradition auf den gleichen Boden, nach Zurzach, wie sie es thun; hierher wird von dem geschichtlich so bedeutungsvollen „Martyrolog. Rom.“ der „natalis“ der „sancta virgo“ verlegt. Hier musste sie also wohl auch gewirkt haben. Dann sind diese Quellen doch nicht zu späte; die beigefügten Wundergeschichten führen uns auf eine nicht weit von der Zeit Notkers entfernte zurück. Hier wird nämlich eines gewissen Burchard, „dux Alemanniæ“, gedacht, der durch eine Erscheinung der Verena an der Veräusserung der Kirchengüter gehindert ward, vermuthlich Burchard II († 926), ferner eines Conrad, Königs von Burgund, der sich an sie um Ehesegen wandte, Sohnes Rudolphs II († 994), und endlich noch eines Herrmann, „dux Alemannorum“, der mit

Digitized by Google

seiner Gemahlin Reginlinda, Wittwe Burchards II, das Gleiche that († 948). Es scheint nämlich die Verena in die Stelle der deutschen weissen Frauen und in solchen Fällen helfenden Feen, die ja auch als Hebammen und Kinderwärterinnen auftreten, eingetreten zu sein. Noch jetzt gibt es ein sogenanntes Verenabad; noch jetzt erzählt die Sage, dass sie auch die Kinder gewaschen, gekämmt und unterrichtet habe. Der Verfasser spricht nun von dem Erzählten, wie von einem theilweise selbst Erlebten, und den Personen, als noch lebenden. So heisst es von dem Conrad gewährten Gnadenkinde: „Vivente patre suscepit regni gubernacula et adhuc ordinato regimine principatur.“ Zugleich spricht sich bei dem Verfasser eine bestimmte Lokalkenntniss aus. Wir lesen unter Anderm da, wo von der mahnenden himmlischen Erscheinung an Burchard die Rede ist, die Worte: „§ 2. Qui (sc. exercitus) visus est iis se levare a platea, quæ usque hodie dicitur Wihegaz, quod est sanctitatis via, in qua ipsa virgo Christi Verena pauperibus sapissime ministravit, et inde per altum euntes, subita dimissione per orientalem fenestram ecclesiæ in honore Beatæ Virginis dicatæ se pariter intromittentes, nusquam amplius comparuerunt.“ Der alte Zeuge führt uns somit hier noch zwei viel ältere, die Weihgasse und Verenenkirche vor, welche einen Theil der Relation sicher stellen. Endlich kennt der Verfasser die Familie der Heiligen, ihre Lebensverhältnisse und die Sagen über sie. So heisst es § 4: „Insuper ad recordationem mentis nostræ pervenit, qualiter prædictus heros Dietpoldus (aus dem Gefolge Burchards), cum adhuc ipsum locum a prædicto duce haberet in beneficium, totam familiam venerandæ Virginis operibus innumeris, fame et siti, flagellisque multis oppressit etc.“ Der Verfasser fährt fort, nachdem er erzählt, wie ihnen Hülfe von der angeflehten Jungfrau geworden: „Unde contigit, ut cives loci illius eam Werinam (vom deutschen „Wehren“) vocitarent“, und sagt selbst von einem unter Burchard II geblendeten, durch die Wunderthäterin wieder sehend gemachten Mitgliede der Familie: „Permanet etiam adhuc vivens et serviens in ministerio sanctæ Zurzachiensis ecclesiæ.“ Es ist

Digitized by Google

somit ein alter, am Orte selbst gewesener oder sich aufhaltender Zeuge, ein Zeitgenosse des unter Burchard II misshandelten Familiengliedes, dem wir diese Notizen verdanken.

Hierdurch bekommen aber diese „Acta" eine grössere historische Bedeutung, als man ihnen neuerdings zuerkannt hat. Es steht nach ihnen sicher, dass die Heilige zu Zurzach ihre Familie hatte, sie also hier, wie es auch schon die älteste Notiz in dem „Martyrol. Rom." sagt, zu Hause war, dass schon im grauen Alterthume ihr Cultus in Aufnahme kam, ihr eine Kirche geweiht, und sie als die Werina verehrt wurde, und eine Gasse, die Wihegaz, ihre Liebeswerke in stets frischem Angedenken erhielt. Was im Einzelnen von ihrer Ankunft in Zurzach, ihrer Aufnahme in das Haus des dortigen Priesters und den sie treffenden Verläumdungen etc. erzählt wird, lassen wir dahingestellt. Bemerkungswerth dürfte jedoch noch das in der Erzählung sein, dass sie nicht das Christenthum hierher gebracht, sondern nur das schon hierher gebrachte und einheimisch gewordene durch ein echt christliches Leben gefördert haben soll. Es scheint auch hier etwas Geschichtliches durchzuklingen und die Notiz eine neue Bestätigung zu erhalten, dass ihre Thätigkeit in die Allemannenzeit gehört. Hierauf führen dann aber auch die spätern Acta mit ihrem durchweg Allemannischen Vorstellungskreise und die Verehrung, die der Heiligen grade hier in dem Volke, gleich den alten „matres", weithin zu Theil wurde.

Sicher musste aber das Christenthum, einmal in Solothurn angelangt, bald zu dem mit am weitesten gegen die Allemannen vorgeschobenen nahen Grenzposten, dem „forum Tiberii", vordringen. Merkwürdiger Weise nennt auch eine alte Inschrift einen gewissen Certus, von dem man zuweilen den Namen der Stadt abgeleitet hat, der von Vienna, der Wiege des Christenthums in Gallien, hierher gekommen sein soll (Dom. Vien. Veter. mil. leg. XIII geminæ). Dieser Veteran gehörte somit der XIII Legion an, die den ihr ertheilten Beinamen „gemina" erst unter Alexander Severus (222—235) annahm. Er kam also zu einer Zeit hierher, wo Vienna schon eine christliche Stadt geworden war. Es ist auffallend, dass das sonst gebräuchliche

Digitized by Google

D. M. auf der Sepulcralschrift fehlt. Es könnte so schon durch ihn und andere Veteranen, die mit ihm hierher zogen, die erste Kunde des Evangeliums hierher gekommen sein.

So führen denn diese alten Sagen trotz aller unhistorischen Bei- und Zusätze auf eine Verbreitung des Christenthums auch in Solothurn und Zurzach schon unter der Römer-, Burgunder- und Allemannenherrschaft. Wir haben aber hierfür noch andere historisch vollgültige Beweise. Erstlich die schon berührte Verschleppung des Körpers des St. Victor nach Genf, die durch die erwähnte Inschrift und die in diesem Punkte einstimmige alte Tradition bestätigt ist. Wir sehen aus ihr, dass Victor schon in der Burgunderzeit allgemein als Verkündiger des Christenthums angesehen und hochverehrt wurde, ja noch mehr, dass Solothurn, schon um diese Zeit eine ganz christianisirte Stadt, mit Genf im Kirchenverbande stand. Eben so verschwindet auch Ursus nicht ganz aus der Geschichte. Wo man den Körper des einen Heiligen aufbewahrte, muss man wohl auch den andern besessen haben. Man verwahrte aber auf die gewaltthätige Wegführung des einen den andern so gut, dass man späterhin wohl wusste, dass St. Ursus leibhaftig in der Kirche zu Solothurn begraben läge, nicht aber den Ort kannte, wo er lag, bis man ihn im Jahre 1518 am Dienstag nach Lætare bei Abbrechung des Frohnaltars etwas hinter demselben vorfand. Man stiess hier auf einen viereckigten, nach oben zugespitzten, mit eisernen Klammern verschlossenen und mit Blei vergossenen Stein, auf dem die Buchstaben standen

„D. M.
„Fl. SEVERIANA."

Unter dem obern steinernen Deckel lagen die Ueberreste zweier Körper in feines Tuch eingewickelt. An dem Haupte des einen gegen Osten liegenden fand man einen Zeddel von Silberblech mit den Worten:

„Conditur hoc sanctus tumulo Thebaidos Ursus."

Das andere Haupt war gegen Westen gekehrt; viel vor Alter graues, unlesbar gewordenes und sogleich in Staub und Asche zerfallendes Papier lag dabei. Das Jahr der Auffindung ist zwar

Digitized by Google

bedenklich; feierliche Dankgebete und Feste wurden angestellt, Briefe an die Berner und andere Bundesgenossen mit der Aufforderung zur Theilnahme an dem grossen Jubel abgesandt; es ist jedoch kein Grund vorhanden, einen frommen Betrug anzunehmen. Im Gegentheil weist das Fundstück in seiner eigenthümlichen Gestalt auf eine alte, jedoch immer auf eine Zeit zurück, wo Victor schon nach Genf gebracht worden war. Denn sonst würde man sicher seiner auch Erwähnung gethan, er grade mit Ursus hier seine Ruhestätte gefunden haben. Freilich hat man angenommen, es sei der zweite Körper der des zweiten Heiligen, der niemals von hier nach Genf gebracht worden. Man hätte dem Bischofe von Genf sein Begehren nicht abschlagen dürfen, Victors Leichnam aber heimlich unterschlagen und an dessen Stelle einen andern von den Thebäern nach Genf geschickt. Die Solothurner Tradition wisse nichts davon, dass der Leichnam des heil. Victor jemals abhanden gekommen (cfr. Gothard Kathol. Solothurn. Magnificat S. 81 etc.). Es sind das aber gänzlich aus der Luft gegriffene Annahmen im Interesse der Solothurner Kirche. Grade dann hätte der Körper des St. Victor vor Allem als dieser bezeichnet werden müssen; einen andern Thebäer, den man hätte unterschieben können, hatte man damals noch gar nicht zur Hand.

Andere meinten desshalb (Guillimannus de rebus Helvetiorum, Tschudi Gall. com.), die heidnische Flavia Severiana, die durch Ursus bekehrt worden, habe seinen Leichnam in das für sie zubereitete Grabmal legen lassen und sei nach ihrem Tode in dasselbe gebettet worden. Diese Einbildung kommt aber schon Gothard sehr „fremd, seltsam und lächerlich“ vor. Es müsste das ohne Zweifel bald nach dem Tode des St. Ursus und der Severiana geschehen sein; wir finden aber nur dürre saubere Gebeine und nicht völlig ausgestreckte Gerippe darin, die in dem dazu viel zu kurzen Steinsarge gar kein Unterkommen gefunden haben würden. Es sind das nun sicher entschiedene Gründe, die, abgesehen von den kirchlich religiösen einer solchen beispiellosen Zusammenbettung eines so hochverehrten Heiligen und der gänzlich unbekannten Severiana, zur Aufgabe

Digitized by Google

dieser Conjectur drängen. Wollte man sie nicht ganz fallen lassen, so würde man sie wenigstens so modificiren müssen. Die Severiana erinnert sogleich an die S. Verena; wie im Leben, brachte man sie leicht auch nach dem Tode mit den Thebäern in Verbindung. Eigentlich gehörte freilich dieser steinerne Sarg der zu Solothurn besonders ihren Sitz habenden Familie der Severe an, von der wir noch mehrere Inschriften besitzen; man nahm es aber hiermit in der spätern Zeit nicht so genau und wählte so grade diesen Steinsarg, um das Gerippe des Solothurner Heiligen in ihn einzuschliessen. Diese Annahme lässt sich dadurch rechtfertigen, dass wir links auf dem Steine ein länglichtes, unten etwas gebogenes, sonst gewöhnlich aufrechtstehendes Kreuz angebracht sehen. Es ist meist bei den Abbildungen des Monumentes unbeachtet geblieben; es erscheint auch fast wie eine spätere Zuthat, in verkleinerten Verhältnissen an der Seite eingezwängt. Nach diesem Kreuze sah man die SEVERIANA entschieden als eine Christin und in Verbindung mit Ursus gewiss für keine andere, als die S. VERENA an. Das heidnische D. M. las man „deo magno". So legte man in diesen Steinsarg die Gebeine des heil. Ursus; die Gebeine der S. VERENA, auf welche Solothurn ebenfalls einen Anspruch hatte, waren schon durch die Ueberschrift bezeichnet. Freilich tragen die einen wie die andern den gleichen männlichen Typus; man war aber damals in der anatomischen Würdigung nicht sehr streng und hat ja selbst nicht immer Menschen- und Thierknochen genau unterschieden. Diese Gebeine müssen übrigens bei der ersten Gründung der Kirche hierher gekommen sein, zu einer Zeit, wo also der fehlende St. Victor schon nach Genf abgeführt, die Leiber der andern 66 Thebäer aber noch nicht ausgegraben worden waren. Diese hätte man sonst nicht so von ihren Führern abgeschieden. Ja es muss diess eine ziemlich geraume Zeit vor dieser neuen glänzenden Entdeckung (930) geschehen sein; denn, als man sie machte, wusste man, wie es scheint, nicht das Geringste mehr von dem in dem alten Bau verborgenen Kleinode und hatte selbst das Glück, den sicher schon früher aufgefundenen Victor, wie auch den Ursus, von

Digitized by Google

neuem aufzufinden (Gothard S. 69). So hätten wir denn hiermit auch noch einen alten Zeugen, wie für den St. Victor, so auch für Ursus und selbst für die Verena oder ihren alten Cultus zu Solothurn gewonnen.

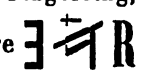
Wir würden einen solchen auch für die ganze Gesellschaft der 66 haben, wenn dem spätern oben erwähnten Funde derselben Vertrauen geschenkt werden könnte. Man machte ihn bei dem Aufbau der St. Ursenkirche unter der Königin Bertha. Ein Bau stand zwar längst an der Stelle; seine Gründungszeit ist aber gänzlich unbekannt. Nach Canisius und Hafner soll die Königin Werthrada, Gemahlin Pipins, Mutter Carls des Grossen, die sich in der Umgebung Solothurns gern aufhielt, den ersten Grund der St. Ursenkirche gelegt, die königliche Wittwe Bertha, Tochter Burchards von Schwaben und Allemannien, Gemahlin Rudolphs von Burgund, den Bau vollendet haben. Der erste Bau einer Kirche auf dem Platze reicht aber noch in viel frühere Zeit zurück. Sicher wurde jedoch erst Bertha der Inschrift auf dem Portal gemäss auf thränenreiche Gebete gewürdigt, die „Thebæa sepulcra" zu entdecken. Volle 600 Jahre hatten sie in einem sumpfwässrigen Boden unter Dornen und Disteln verborgen gelegen; auf einen wunderbarlichen, mehrere Tage hinter einander erschienenen Lichtglanz und einen Geruch, wie aus einem Paradiesesgarten voll Rosen und andrer Blumen, kam man jetzt auf die rechte Stelle. Es kamen zunächst nur 17 Leiber zum Vorschein, immerhin aber genug, um Bertha zu dem neuen prächtigen Tempelbau, der die aufgefundenen Leiber der Heiligen aufnehmen sollte, zu begeistern. Wiederum 600 Jahre später (1473) stiess man, als man die angeblich auf dem Begräbniss- und Fundorte der Thebäer erbaute Peterskirche neu aufbauen und weiter und grösser aufführen wollte, auf noch 37 andere, den frühern in Grösse und Proportion gleiche Leiber. Alle 37 lagen in bester Ordnung, unter ihnen etliche 6, etliche 3 stracks neben einander, andere auf einander; jeder hatte aber sein Haupt bei sich, etliche gegen die Brust, etliche auf der Mitte des Leibes oder Bauches, andere am rechten Arm oder auch neben ihren Schultern. Die Füsse wendeten sie alle gleich-

Digitized by Google

mässig gegen Sonnenaufgang (cfr. Gothard S. 76). Man dachte bei dem Funde sogleich an die Thebäer, traute aber der Sache doch nicht recht. Pabst Sixtus IV sollte die Bestätigung geben; Wunderheilungen durch die Gebeine kamen ihm aber zuvor; 1474 wurden dieselben „canonice" für wahres Heiligthum der Thebäischen Gesellschaft durch den Pabst declarirt und durch zwei päbstliche Commissarien in der Münsterkirche in Gegenwart aller benachbarten Prælaten und einer ungeheuren Menschenmenge glanzvoll beigesetzt. So hatte man eine schöne Anzahl beisamen; schon 6 Jahre später (1479) kam aber auch noch der Rest, wie wir aus einem apostolischen Breve ersehen, dazu. Die Zahl wird diessmal nicht sicher bestimmt. So waren denn so ungefähr die 66 aufgefunden. Wie es aber mit manchem Funde geht, den der rechte Besitzer sich reclamirt, so auch mit diesem. Auch nach den vorliegenden unvollständigen Angaben über die Ordnung der Gräber und Lage der Todten stellt sich eine solche Analogie mit den schon oben bezeichneten Reihengräbern, wo die Todten ebenfalls nach Sonnenaufgang blicken, neben und über einander liegen, heraus, dass wir hier nicht an die sich selbst begrabenden oder einsenkenden Thebäer, sondern an grade so wie dort begrabene, mit den Füssen gegen Osten gekehrte, dem gleichen Volke angehörige Leichname denken müssen. Die Angabe in Betreff der Häupter führt uns bei umsichtiger Würdigung nicht weiter; wir wissen ja jetzt grade in Bezug auf diese Gräber, dass sie für mehrere Leichen gebraucht und die Ueberreste der frühern in verworrener Weise zu den Füssen und zur Seite der neuen gelegt wurden. Selbst zu Solothurn auf dem Hünenberg wurden dergleichen Gräber eröffnet. Jedenfalls waren auch diese Häupter nicht in einer der Legende ganz entsprechenden Lage.

Wir schliessen mit der Bemerkung, dass sich Römische Alterthümer, Bruchstücke von Ziegelsteinen, Mosaikstücke, Münzen von Augustus an bis in die spätere Kaiserzeit, Bilder und Waffen vom Bielersee an bis hinab nach Olten zerstreut, mitunter in auffallender Menge, vorfinden; das Christenthum, einmal in der Schweiz zur Römerzeit angekommen, wird desshalb da-

Digitized by Google

mals auch hier Eingang gefunden haben. Die Alterthumsforschung wird hierüber mit der Zeit nähern Bericht abstatten; das bis jetzt Gewonnene ist nicht beweiskräftig. Es beschränkt sich auf einen Ring, der 1844 aus einem ziemlich tiefen, aus Kieselsteinen, Stücken von Tuff und Gneis gemauerten, mit Römischen Ziegeln gepflasterten und vermittelst einer Kalkplatte bedeckten Grabe genommen wurde. Es fand sich dieses Grab neben andern auf dem schon genannten Hünen- oder Hohberge bei Solothurn, mit denen es, wenn auch etwas tiefer in die Erde eingesenkt, doch im Wesentlichen die gleiche Construction hatte. Das Skelett lag frei im Grabe, mit dem Gesicht nach Osten gekehrt; auf jeder Seite des Schädels ein silberner Ring (Ohrenring), um den Hals Glas- und Thonkorallen (Halskette), um die Brust Bernsteinstücke und eine Stecknadel aus zwei dünnen Metallplätchen, das obere aus Gold mit einem runden Glasfluss in der Mitte und sechs gut in Gold gefassten dreieckigen und eben so viel runden blauen Steinen, das untere aus Silber (Brustkette mit Nadel), um den linken Vorderarm eine bronzene Spange, in der Gegend der linken Hand der silberne Fingerring, der unser Interesse in Anspruch nimmt. Seine Charaktere  sind äusserst deutlich erhalten (cfr. Beschreibung der Helvetischen Heidengräber durch Keller und Schlatter in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Th. 3.); der Sinn derselben aber unklar (Inri oder Maria ?). So viel ist jedoch durch das deutlich ausgeprägte Kreuz und auch wohl die 12 Steine sicher, dass wir ein christliches Monogramm vor uns haben. Die Hauptfrage nach der Zeit ist aber nach der Beschaffenheit des Grabes, den Beigaben dieses, wie der benachbarten Gräber, die eine grosse Aehnlichkeit mit denen der Gräber zu Bel-Air haben, dem Stoff des Ringes, einer in einem Nachbargrabe vorgefundenen Münze aus der spätern Kaiserzeit (Theodosius Magnus oder Arcadius) sicher dahin zu beantworten, dass derselbe dem schon oben bezeichneten Volke, das sich ohne einen feindlichen Gegensatz gegen das Römerthum frühzeitig Römische Kunst und Bildung anzueignen wusste, also auch einer Zeit an-

Digitized by Google

gehört, welche, wenn es nicht etwa hier schon als Hülfsvolk lagerte, hinter der Römerherrschaft zu suchen ist.

III. In Vindonissa.

Von Solothurn musste das Christenthum bald weiter in Vindonissa, der zweiten Hauptstadt des Landes, einziehen, wenn es nicht schon früher hierher gekommen war. Denn grade hier, in dem an der alten Kreuzstrasse der Schweiz gelegenen, durch die Aar, Reuss und Limmat wohlgedeckten Platze, hatten sich die Römer so recht niedergelassen; von hier aus beherrschten sie das Land nach allen Seiten hin, nach dem Rheine und Deutschland zu, wie nach Rhætien und Oberitalien; von hier aus wurden überallhin die nöthigen Wachposten vertheilt. Abgesehen von dem Hauptquartiere, standen in zwölf, sechs westlich von Windisch, sechs dagegen östlich gelegenen Orten einzelne Römische Cohorten. Als die Römer ihre Vertheidigungslinie vom Rheine entfernten, die Schweiz immer vollkommener romanisirt wurde, musste es zwar (wir finden hier keine Legionsziegel, keine Inschriften andrer Legionen, als die der XXI und XI) an seiner frühern militärischen Bedeutung verlieren; der grossartig angelegte Waffen- und Handelsplatz behielt aber doch eine Bedeutung und gewann sie um so mehr wieder, je weiter die Allemannen vorrückten und mit kühnen Streifzügen das Land bedrohten. Grade Vindonissa trafen somit auch die schwersten Stösse; es wusste sich aber doch die zuletzt ebenfalls zu einem „castrum“ zusammengeschrumpfte Stadt bis auf Honorius, wie es Münzen bezeugen, zu halten (406). Die Wiederherstellung der daraufhin gänzlich zerstörten unter der Burgunderherrschaft brachte sie nicht wieder auch nur zu einem entfernten Abglanze des frühern Glanzes; unter den veränderten politischen Verhältnissen hatte es seine Bedeutung als Knoten- und Mittelpunkt verloren. Eben desshalb finden wir uns in ganz gleicher Verlegenheit, wie bei Aventikum; die wilde Zerstörung der Stadt, die fast alle alten Gebäude, Kunstwerke und Denkmäler betroffen, hat auch die christlichen beseitigt.

Digitized by Google

So wissen wir denn nur, dass das Christenthum auch hierher verpflanzt wurde; wann und durch wen, ist aber gänzlich unbekannt. Die Sage spricht vom heiligen Beatus; sie that es, weil man von den eigentlichen historischen Vorgängen nichts wusste; sie that es irrthümlich, wie wir weiter unten nachweisen werden. Es ist uns nichts, gar nichts in Bezug auf die Einführung des Christenthums in diese Stadt unter der Römerherrschaft bekannt; nur das ist sicher, dass, wenn irgendwo, auch hier die Legionssoldaten die Apostel desselben wurden. Auf diese führten uns nun auch die schon früher erwähnten, in der Nachbarschaft zu Lunnern, einer der 12 Stationen, entdeckten christlichen Sinnbilder.

Erst in der Zeit der Burgunderherrschaft stossen wir auf einige Notizen über das hier schon gegründete Christenthum. Alte Chroniken versetzen zwar schon den St. Paternus und Laudo zu Anfange des 5ten Jahrhunderts (409 und 415) als Bischöfe hierher; sie sind aber aus den Verzeichnissen zu streichen. Diese waren Bischöfe von Constanz (Coutances) und dem benachbarten Auranchin (episcop. Abrincensis) in der Normandie, nicht aber von Constanz in Allemannien. Indem man sie aber zu Bischöfen von Constanz in der Schweiz machte, glaubte man sie auch nach Vindonissa versetzen zu dürfen; die alten Chroniken der Schweiz stimmten ja darin überein, dass das Bisthum Vindonissa nach Constanz verlegt worden. So kam Paternus nach Vindonissa und zwar seinem dortigen Ehrenplatze gemäss auch hier an die Spitze der Bischöfe; Laudo folgte. Sein Name findet sich öfters unter den Unterschriften der Concilienacte, des 2ten zu Orleans 533, des 3ten 538, des 4ten von 541, des 5ten von 549; er gehörte somit wenigstens in eine spätere Zeit. Grade aber diese Unterschriften weisen nach, dass nicht an das schweizerische Constanz gedacht werden kann. Die letztere lautet: „Laudo episcopus ecclesiæ Constantinæ vel Brioverensis subscripsi.“ Nach der „Gallia christiana“ Tom. XI war aber Briovera die an der Verabrücke gelegene alte Bischofsstadt der Constanzer Bischöfe, wo Lauto wirkte und starb. Gesetzt aber auch, es wäre möglich, beide nach dem Schweizerischen Constanz zu brin-

Digitized by Google

gen, so doch nicht nach Vindonissa. Um jene Zeit gab es noch kein Bisthum Constanz am Bodensee und keine Verbindung der beiden Bisthümer, wie die von Hamburg-Bremen, die übrigens überhaupt in Frage gestellt werden muss.

Die erste sichere Notiz über das Bisthum zu Vindonissa bietet die Unterschrift des Concils zu Epaona: „Bubulcus in Christi nomine episcopus civitatis Vindonissæ"; sie gibt uns den unumstösslichen Beweis in die Hände, dass 517 eben so wie Aventikum, auch Vindonissa christianisirt war, dass auch am letztern Orte eine schon organisirte Kirche bestand, die eben desshalb auf dem grossen Landesconcile Sitz und Stimme hatte. Er war somit ein Burgundischer Bischof und zwar der einzige dieser Stadt, den wir als solchen in dieser Zeit kennen. Eben desshalb bezeichnete man wohl auch das Jahr 534, das letzte Jahr der Burgunderherrschaft, als sein Todesjahr. Die Kirche zu Vindonissa ging aber mit diesem Reiche nicht zu Ende; sie bestand bis in die Frankenherrschaft hinein. Die alten Schweizerchroniken, eine von Stumpf angezogene alte Chronik des Klosters Muri, alte Bücher des Klosters St. Gallen stimmen hierin überein; die Notizen, die sie aber sonst geben, sind sehr dürftig. Ein Bischofsname ist es jedoch, der, als dieser Zeit angehörig, mit Sicherheit genannt werden kann und so den Fortbestand dieser Kirche verbürgt; es ist diess der Name des Grammatius oder Chromatius. Dieser kommt ausdrücklich als „episcopus Vindonissensis" in den Unterschriften des 1ten Concils zu Auvergne (535), des 4ten und 5ten zu Orleans (541 und 549) vor. Man könnte zwar auch hier fragen, ob nicht etwa eine Ortsverwechslung eingetreten, ob der „episcopus Vindonissensis" nicht etwa ein Bischof des Fränkischen „castri Vindicini" sei, von dem auch der heilige Beatus nach dem Schweizerischen Vindonissa übersiedelt wurde; es würde aber hiergegen schon die Stellung unsers Grammatius neben den Bischöfen von Genf und Wallis, dann aber noch entschieden die Vertretung der „civitas Carnotina", in deren Gebiet das Fränkische „castrum Vindicinum" lag, durch einen andern Bischof, Namens Etherius, sprechen. So lässt sich dieser Zeuge nicht beseitigen.

Digitized by Google

Tschudi schiebt in der „Gallia comata" noch zwischen Bubulcus und Grammatius einen Opthardus, Pictavius und Severus hinein. Für diese bliebe wenig Zeit übrig; der Verdacht liegt nahe, dass sich diese Namen durch Irrthum eingeschlichen haben mögen. Unter den Bischöfen des normannischen Constanz sucht man sie nun zwar umsonst; dagegen finden wir sie alle unter den erstgenannten Bischöfen des Schweizerischen Constanz. Hier werden sie als der 11te, 12te und 13te Bischof aufgezählt; es kehrt also nicht nur der eine, sondern auch der 2te und 3te Name, alle drei aber ganz in der gleichen Ordnung zurück. Diess gibt der Sache den Ausschlag; alle drei sind an diese Bischofsliste abzugeben.

Weiter haben wir die Liste nicht zu verfolgen. Die folgenden Namen sind zweifelhafte; nur das ist sicher, dass unter der Frankenherrschaft noch in diesem Jahrhunderte das Bisthum Constanz an die Stelle des Bisthums Vindonissa trat. Vindonissa war zu sehr von seiner frühern Höhe herabgesunken, um länger ein Centralpunkt des christlichen Lebens sein zu können. Bei der Erweiterung des Fränkischen Reiches, bei dem auch unter den Allemannen in der Umgebung des Constanzer Sees Eingang findenden Christenthum eignete sich dagegen Constanz trefflich zu einem solchen. Es ist gleichgültig, ob wir die Verlegung als eine officielle oder nicht officielle ansehen. Das Bisthum Vindonissa fiel mit dem Zerfalle der Stadt; das Bisthum Constanz blühte mit dem Aufblühn der wohlgelegenen Metropole auf. Die Sache machte sich selbst; die Dringlichkeit derselben musste die Fränkischen Herrscher zur Errichtung oder Bestätigung des neuen Bisthums führen. Diese, sehr verschieden bestimmt, fällt jedenfalls in eine Zeit, die über dem hier zu betrachtenden Zeitraume hinausliegt.

IV. In Zürich (Turicum).

Wir haben bisher gesehen, wie sich das Christenthum von Genf aus wie nach den zwei Seiten eines Winkels, einerseits der Rhone entlang nach Wallis, andernseits am Jura hin in's

Digitized by Google

Innere der Schweiz verbreitete; es hätte nun, wenn wir nicht einen unmittelbaren Einfluss des christianisirten Italiens annehmen wollen, eben so von Vindonissa als von Oberwallis aus weiter nach Zürich und Rhætien verpflanzt und so das grosse Dreieck geschlossen werden können. Die Sage spricht für das Letztere. Das Thebäische Blutbad soll auch Flüchtige nach Oberwallis versprengt und über die Furka hinweg in das sich auf der andern Seite öffnende Ursernthal und von da noch weiter über das an seinem Ausgange liegende Alpgebirge, die March genannt, nach dem Glarnerlande und endlich von hier aus das weite Thal hinab in das den Weg kreuzende noch weitere Linththal bis zum Züricher See und dem an seiner Spitze gelegenen „castrum Turicum" geführt haben. Diese Flüchtigen waren Felix und Regula, zu denen sich, aber in sehr später Zeit, auch noch Exsuperantius gesellt. Es war diess allerdings der nächste Weg, den die Versprengten hierher einschlagen konnten; ob sie es gethan, werden wir sehen.

Die ältesten Martyrologieen kennen diese Heiligen nicht; dagegen findet sich eine schon ziemlich ausgeprägte, also eine schon längere Bearbeitung des Stoffes voraussetzende Erzählung in Betreff derselben in einem sehr alten pergamentenen Codex der Zürcherischen Stadtbibliothek in gross Regal-Folio aus dem 9ten oder 10ten Jahrhundert. Unter den Legenden der ältesten Heiligen, die dieser Codex allein kennt (sie füllen gegenwärtig 274 Pergamentblätter), befindet sich auch die „passio sanctorum Felicis et Regulæ", die hier einfach so lautet: „Tempore illo beatissimus Felix et germana sua Regula et socii eorum cum consilio beati Mauritii ducis domino servientes ad peregrinandum perfecti per vasta loci eremi, quæ Clarona dicitur, ad caput laci et fluvium Lindomaci, qui juxta castrum Durici est, pervenerunt, ubi tabernacula figentes jejuniis, vigiliis orationibusque instantes domino fideliter et devote adhærebant. Igitur impiissimus Maximianus ad eos persequendos crudeles ministros direxit, qui pervenientes ad jam dicta loca meridie post orationem reficientes supervenerunt, sed gratia dei sanctos circum datos excæcati impii ministri minime eos viderunt. Et

Digitized by Google

prætereuntes eos sanctus Felix ad germanam suam dixit: Carissima soror mea, ecce nunc tempus acceptabile, ecce nunc dies salutis! Venite, ostendamus nobis ad eos et accipiamus martyrium etc.“ So kommen sie vor Decius; das Verhör vor demselben, die lange Reihe der über die Glaubenstreuen verhängten Martern kennen wir aus der Solothurner Legende. Wir fügen desshalb nur noch den Schluss bei: „Et acceperunt beatissima corpora eorum suaque capita in manibus eorum de ripa fluminis Lindomaci, ubi martyrium acceperunt, portantes ea contra montem illum dextris quadraginta (40 Armslängen). Est autem locus ille, ubi sancti cum magno decore requiescunt, a castro Durico dextras ducenti — ubi ab antiquitate multi cæci et claudi ad gloriam dei et sanctorum martyrum reverentiam sanati sunt et nunc, si fides petentium per dei gratiam exigatur, petitiones pro diversis necessitatibus obtinent effectum. Explicit. sanctorum passio, quæ in sancto agone sancto Florentino monacho per spiritum sanctum est revelata. Celebrantur autem festa eorum III Idus Septembris.“

Diese letzten Worte geben so über den eigentlichen Verfasser der Legende Aufschluss. Es wird als solcher der Mönch Florentius genannt, wie es scheint, ein damals wohlbekannter Mann. Wir haben darüber früher unsere Ansicht ausgesprochen (S. 55). Der Verfasser ist wohl der gleiche, der die Legende der Agaunensischen Märtyrer auf Eucherius niederschrieb; jedenfalls muss die Erzählung nach der Bezeichnung Zürichs als eines blossen „castrum“, des Münsters als eines ausserhalb des „castrum“ befindlichen Platzes, nach dem Gebrauche des alten Stadtnamens “Duricum“, für den schon im 9ten Jahrhundert vorkommenden „Thuregum“, endlich auch noch nach der in der Legende hervorgehobenen Verehrung des Merkur und der nur genannten vier Thebäischen Märtyrer Mauritius, Exuperius, Candidus und Victor in eine ziemlich frühe Zeit zurück verlegt worden.

Aus dieser Quelle sind nun alle andern spätern Darstellungen, vor Allem diejenige geflossen, welche man gewöhnlich bisher als die älteste ansah, nämlich die in einem Basler Codex

Digitized by Google

mit dem Titel: „Legenda S. Margarethæ“; in dem neben andern Legenden auch die von Felix und der Regula stand. Wie wir schon oben hörten, nennt auch sie als ihren Verfasser den Mönch Florentinus (statt Florentius); nur macht sie auf eine noch anmuthigere, d. h. mit etwas mehr schwülstigen Phrasen versetzte Darstellung Anspruch. Eine dritte sagt zwar nicht ausdrücklich, dass sie aus der gleichen Quelle geflossen; die ganze Fassung nach Inhalt und Form lässt aber darüber keinen Zweifel. Sie wurde zu liturgischen Zwecken in die vorliegende Form gebracht, in sechs Lektionen abgetheilt und so am „dies natalitius“ dieser Heiligen vorgelesen. Alle ihre eigenthümlichen Abänderungen erklären sich aus dieser Abzweckung. So geht sie gleich von der allgemeinen Bemerkung aus, dass so viele Heilige ihr köstliches Blut zum Wachsthum der Kirche vergossen und gewinnt so eine recht passende kirchliche Einleitung zu der Legende der beiden Heiligen, die, wie es wörtlich in der Originallegende heisst, „per vasta loca Eremi, quæ Clarona vocatur“ nach „Thuregum“, wie jetzt „Duricum“ heisst, gekommen sein und hier das Evangelium durch Wort und That verkündigt haben sollen. Dann folgt diese Recension der Originallegende fast wörtlich bis zu der Stelle, wo die Heiligen in etwas zu verletzender und herausfordernder Weise sich gegen den Tyrannen Aeusserungen erlauben, wie die: „Beelzebub est deus tuus et tu imitator ejus existis“. Die ganze etwas gedehnte Verhandlung mit Decius wird zum Gewinne grösserer Kraft im richtigen Takte zusammengezogen; der Schluss, die nähere Lokalbestimmung der Ruhestätte der Heiligen, blieb als ein Moment ohne erbaulichen Inhalt ganz weg. Hottinger, der Vater, hat sie in seiner Kirchengeschichte (8ter Theil 1667) mit der Basel'schen Recension zugleich abgedruckt. Er hat seine Quellen nicht genannt; diese Recension ist aber sehr alt. Nach der Dotationsurkunde Karls des Grossen für das Chorherrenstift zu Zürich sollen die Heiligen ihre abgeschlagenen Häupter „de ripa Lindimaci quadraginta cubitis usque ad sinum monticuli“ getragen und daselbst niedergelegt haben. Das Original dieser Urkunde ist zwar nicht mehr vorhanden; in dem

Digitized by Google

noch vorhandenen Instrumente spricht der Kaiser nicht in der ersten Person; auch trug es ursprünglich die offenbar falsche Jahrzahl 820; es gehört aber doch nach entscheidenden innern Gründen, vorzüglich einem beigefügten Priesterverzeichniss, dem 9ten Jahrhundert an. Eben so spricht die zweite alte Dotationsurkunde Ludwigs des Deutschen (833) von dem „vicus Thuregum, ubi S. Felix et S. Regula Martyres corpore quiescunt". Beide Urkunden lehnen sich nun mit den bezeichneten Worten so eng an die Worte der ursprünglichen Erzählung und der nach ihr gearbeiteten liturgischen an, dass kaum ein Zweifel über ihr schon damaliges Vorhandensein zurückbleiben kann.

Jetzt lassen sich nun auch die Martyrologieen hören, welche die hochgefeierten Heiligen nicht länger ignoriren konnten. Schon der Interpolator des Beda, der zu Lyon sich aufhaltende Florus, der von den Nachbarheiligen hören konnte, spricht vom „natale Felicis et Regulæ"; jedoch sind die Worte nicht vollkommen in ihrer Aechtheit verbürgt. Dagegen hat der poetische, ihm meist folgende Martyrolog Wandelbert (842) die Hexameter:

„Has (sc. terras) simul et Felix felici morte dicavit
„Martyrio Regulæ sancto pariterque beatæ."

Bei Usuard lesen wir nur in mehrern Manuscripten zweiten und dritten Ranges Zusätze in Betreff dieser Heiligen, deren jüngste auch noch den Exuperantius nennen. Die vielen Zusätze zeigen, wie diese Heiligen in der Verehrung stiegen. Auf Wandelbert ist es übrigens zunächst Notker Balbulus († 912), der in seinem Martyrologium der benachbarten Heiligen mit grossem Lobe gedenkt und kurz und gedrängt unter Voraussetzung der bekannten Legende die wesentlichen historischen Momente derselben aufzählt. Er nähert sich mit seiner Darstellung der Original- und liturgischen Erzählung, die also schon um die Mitte des 9ten Jahrhunderts in Umlauf gekommen sein müssen.

In der Zeit der erwachenden Chronikschreibung bemächtigte sich natürlich auch diese unserer Legende. Eine neue ausführliche Darstellung gibt so die auf der Bürgerbibliothek in Zürich sich befindende Sprenger'sche Chronik, die jedoch nicht sowohl

Digitized by Google

von dem in der Unterschrift genannten Gebhardus Sprenger aus Constanz, Chorherrn zu Embrach, als vielmehr von einem ältern unbekannten Verfasser bis 1336 verfasst und von Sprenger bis 1446 fortgesetzt worden ist. Diese Darstellung ist nichts anderes als eine etwas gedehnte, aber meist recht naive Paraphrase der alten Legende; was sie Neues hat, betrifft die ergänzenden Zusätze der spätern Zeit. So gedenkt sie zum ersten Mal des Exuperantius, des dritten Heiligen, der sich um jene Zeit in Zürich einfand. Auf sie folgte die „Historia und Legende der heil. ersten Märtyrer und Evangelisten der Stadt Zürich, durch Martin Bartenstein, Chorherrn auf dem Züriberg, 1480", der als solcher eine Aufforderung hatte, zur Verherrlichung dieser Heiligen beizutragen. Es zeichnet sich diese Historia ebenfalls durch einen ansprechenden, gemüthlich naiven Ton und eine besonders lebendige Schilderung der Martern mit mehrern eigenthümlichen Zusätzen aus. Er hielt sich dabei an die Volkstradition, die etwas mehr Poesie in die Legende gebracht hatte; eine neue Quelle hat er nicht zur Hand gehabt.

Die das Geschichtsstudium weckende Reformationszeit bringt uns zum ersten Mal eine historische Behandlung von einigem Interesse, nämlich die von Heinrich Glareanus: „Divorum Felicis, Regulæ et Exuperantii agon", 1519. Er musste als Glarner und Züricher und als Geschichtsforscher an der Legende Interesse nehmen. Die grade damals aufgefundenen Solothurner Heiligen gaben noch eine besondere Veranlassung zur Arbeit. Er will nach einem Briefe an Zwingli „aliquot codicibus adjutus" die Legende bearbeitet haben. Glareanus hat hiermit ganz das Wahre gesagt; diese „codices" enthielten aber keine wesentlich neuen Angaben, sondern nur die unter der Zeit vielfach bearbeitete Legende. Der berühmte Historiker stellte sich übrigens keineswegs auf den rechten historischen Standpunkt. In der Zuschrift an den damaligen Probst Felix Frei zum grossen Münster spricht er wohl davon, dass er zuvörderst möglichst getreue Gewährsmänner aufgesucht habe; diese werden aber weder bezeichnet, noch gewürdigt. Dann hält er es auch noch für seine Pflicht, die Heiligen so heilig als möglich zu machen und das in

Digitized by Google

Zeit- und Ortbestimmungen unbestimmt und schwankend Vorgetragene näher zu bestimmen. So hat er denn eigentlich in critischer Beziehung nicht nur nichts geleistet, sondern auch noch durch willkührliche Entfernung des ihm Anstössigen die Legende interpolirt. Sein ganzes Verdienst concentrirt sich in der Beifügung mehrerer erklärender historischer Bemerkungen, wie sie auf dem damaligen Standpunkte der Geschichtsforschung möglich waren. Klingt übrigens schon bei ihm die dogmatisirende Critik der Zeit durch, so schritt auf dieser Bahn noch weiter vorwärts: „Jacob Huldricus de religione antiqua et catholica S. Felicis et Regulæ protomartyrum Tigurinorum historia succincta 1628.“ Diese Schrift mit ihrem charakteristischen Titel athmet nun ganz den Geist der damaligen dogmatisirenden Polemik. Dieser gemäss weiss auch der etwas später schreibende Heinrich Hottinger in seiner helvetischen Kirchengeschichte keine wichtigere Bemerkung zu machen, als die, dass das Bekenntniss dieser ersten Märtyrer in den vollständig aufgezählten Fundamentalartikeln mit dem Glaubensbekenntniss der reformirt Zürcherischen Kirche vollkommen übereinstimme. Solche Behauptungen mussten aber wohl von Seite der Katholiken Repliken hervorrufen, wie wir eine solche bei Gothard im Kathólisch-Solothurnischen Magnificat fanden. Es kam ihnen dieselbe ganz ähnlich der vor, dass Sonne und Mond erst vor 100 Jahren zu scheinen angefangen hätten.

Kaum aber, dass Gothard fast siegreich vom Schlachtfelde abgetreten war, griff ein historisch critischer Geist immer mehr um sich. Die Existenz der Thebäischen Legion wurde überhaupt in Frage gestellt. Caspar Hagenbuch sah auch seine Zürcherischen Heiligen bedroht; er suchte in einer Rede „in laudem Felicis ac Regulæ“ ihre historische Existenz sicher zu stellen; die ältesten Denkmäler Zürichs wurden zu diesem Beweise benutzt (Monatliche Nachrichten von Zürich 1750). Der schwächlich geführte Beweis konnte aber nur Widerspruch wecken. Der Canonicus Jakob Breitinger hielt schon 1751 eine Rede, worin er die ganze Erzählung in's Reich der Fabel verweist. Er stützt sich dabei auf ihren Zusammenhang mit der in ihrer

Digitized by Google

Ungeschichtlichkeit erwiesenen Legende von der Thebäischen Legion und dann auf ihren eigenen fabelhaften Charakter, z. B. die auch hier das Ganze schliessende Procession der Heiligen mit ihren Köpfen in den Händen. Unter dem Eindrucke dieser critischen Angriffe treten auch die Bollandisten zum 11. Sept. sehr leise und umsichtig in Bezug auf diese Märtyrer auf. Der „Commentarius prævius" von Constantinus Suyskenus erkennt das geringe Alter der Urkunden an, vertraut nicht zu sehr der angeblichen Offenbarung an den Florentius und verwirft schlechthin den anstössigen Zug des Kopftragens. Alle übrigen Darstellungen und Behandlungen der Legende haben weder einen historischen, noch einen critischen Werth; Guillimann und Stumpf haben schlechthin die Erzählung aus dem interpolirten Florentius abgeschrieben, Murer nur noch eine alte Zürcherische Chronik von 1470 (die Kriegger'sche?) benutzt. Die beste Arbeit der Neuzeit ist die von Vögelin, Kirchenrath zu Zürich, der bei der hier in letzter Zeit in erfreulichster Weise aufblühenden Alterthumswissenschaft in den „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich (1ter Band)" eine Geschichte des Grossmünsters daselbst gegeben, die Originallegende zum ersten Mal gedruckt vorgelegt und manche gute critische Winke beigefügt hat.

Nach der ältesten Relation sollen also Felix und die Regula auf den Rath des Mauritius (consilio Mauritii) ihre Wanderung angetreten haben. Sie mussten sich also bei ihm aufhalten und werden so zu den Thebäern gerechnet, wie wohl sie dieses einzige lockere Band mit ihnen verknüpft. Die liturgische Darstellung, die Notkers und Glareans, die sonst sehr viel über ihr früheres Leben zu sagen weiss, schweigt in Bezug auf diesen Rath. Genauer in's Auge gefasst, hat er auch seine bedeutenden Bedenklichkeiten. Es ist rein unbegreiflich, wie der keineswegs als Apostel auftretende, seine Krieger zum Märtyrertode kräftigst mahnende Mauritius sie als Apostel aussenden konnte und nicht auch sie die Märtyrerkrone bei sich gewinnen liess. Es war nicht leicht, die beiden Geschwister mit ihm zusammenzubringen, noch weniger, sie wieder von ihm fortzu-

Digitized by Google

bringen. Es bleibt in Bezug auf das Letztere, eben so wie bei Victor und Ursus, ein Dunkel in der Legende zurück; in Bezug auf das Erstere fügte man bei, dass sich Regula mit ihrem Bruder aus Furcht vor dem über Aegypten hereinstürzenden Verderben auf die Empörung des Achilleus nach Jerusalem und Rom begeben, vom Marcellinus die Taufe empfangen, dann aber auf die hier beginnende Christenverfolgung dem Bruder nach Gallien und Wallis nachgezogen sei, um ein ruhiges Plätzchen zu finden. So oder ähnlich lauten die Darstellungen, je nach der Geschichte der Thebäischen Legion etwas anders gestaltet.

Waren Felix und Regula, so gut es ging, mit den Thebäern zusammen- und wieder von ihnen fortgebracht, so konnte man sie nicht gut einen andern Weg als durch das Urner- und Glarnerland einschlagen lassen. Man hätte sie zwar auch von Andermatt nach dem Oberrheinthal und von diesem aus nach Chur und von da weiter herab nach dem Wallenstadtersee und auf einem kleinen Abstecher in das Seitenthal zur linken Hand (Glarus) nach Zürich wandern lassen können. So meint es auch Guler (Rhætia p. 43), wenn er sie durch das Rhætische Alpgebirge für Imbug hinaus (Chur) in das Glarnerland und darauf nach Zürich gehen lässt; der nächste Weg war aber doch der über die March in's Glarnerland. Von ihrer Wirksamkeit auf diesem Wege erzählt die Urlegende noch nichts; bald erfahren wir aber, dass sie auf der Durchreise den Saamen des Evangeliums ausgestreut und eben so Glarus als Uri bekehrt haben. In Glarus, das doch wenigstens in der Originallegende genannt wird, sollen sie, da zu jener Zeit hinter Glarus noch Alles wild und öde war, gleich hinter dem Hauptflecken auf einem Bühel unter einer hohlen Fluh an einem Orte, jetzt Burg genannt, sich einige Zeit aufgehalten und auch eine Kapelle zur Ehre des Erzengels Michael erbaut und fast alle Einwohner zu Christen gemacht haben (Propr. episcop. Curiens.). Eine Felix- und Regulakapelle befindet sich wirklich auch dort. Schon Glarean bemerkt aber, es möchten im Urnerlande damals wenig Hütten gewesen sein; er hätte wohl aber den Mund noch etwas voller

Digitized by Google

nehmen und geradezu sagen können, dass es damals hier in der Urwildniss noch gar keine gab. Die Geschichte berechtigt uns nicht, schon um diese Zeit Verkehr und Cultur hierher zu verpflanzen; von einer Bevölkerung im Ursernthal kommt vor dem 6ten — 7ten Jahrhundert keine Spur vor; von einem Wege die Reuss abwärts durch die Schöllinen ist bis zum 12ten Jahrhundert nichts bekannt (1162). Die ganze Reise muss desshalb in die Räume und Träume der Fabel versetzt werden. Geschichtlich ist nur das, dass das Christenthum frühzeitig, wie in Zürich, so auch in dem mit ihm in enger lokaler Verbindung stehenden Glarus und Chur ankommen musste. Die grosse Handelsstrasse, die von Oberitalien über den Julier, Septimer und Splügen nach Chur und von da weiter im Thale einerseits nach dem Bodensee, andernseits nach Zürich führte, die Römischen Truppen, die hier stationirten und diese Strasse belebten, drängen zu dieser Annahme. Stark war übrigens auch Glarus damals noch nicht bevölkert; die ältesten, durchgängig deutschen Namen der Ortschaften und Höfe des Thales bewiesen, dass hier erst die Allemannen recht einheimisch wurden; doch hat man zu Näfels und Mollis am Eingange des Thales Römische Münzen gefunden, ja diese Ortsnamen selbst, z. B. Näfels in der Nähe des Wallenstattersees = „navalia", weisen auf Römische Ansiedlungen hin.

Von Glarus aus sollen sie weiter nach Zürich gezogen sein. Mit dieser einfachen Angabe war man aber später nicht zufrieden; man suchte die Motive zu ergründen, warum sie Glarus verliessen (nach Glareanus war es die übertriebene Verehrung, die sie von hier vertrieb) und konnte nicht genug ausmalen, wie sie durch Leben, Wort und Wirken erschütternd auf die Population einwirkten. So ward es auch erst recht klar, wie Decius seine Häscher gegen sie aussenden konnte. Trotz dem aber, dass sie beim hellen Mittagsschein auf die Betenden stossen, sehen sie doch, von Gottes wunderbarer Gnadenkraft geblendet, dieselben nicht. Diese geben sich endlich als echte „confessores" selbst den schon Vorübergegangenen durch lautes Gebet zu erkennen. Es klingt das nun freilich fast wie ein Widerspruch; die Grundidee ist aber die gleiche, welche die

Digitized by Google

Solothurner Legende trug: Gott ist mit den Seinigen. Zuletzt müssen aber doch die nach der Märtyrerkrone Verlangenden und ihrer Gewürdigten ihren Verfolgern in die Hände fallen. Glareanus lässt die Heiligen selbst Gott um den Märtyrertod anflehen, der ihnen auch gewährt wird.

Die Erzählung schreitet hierauf zu den Verhandlungen vor Decius fort, die ein ziemlich gleichfarbiges Seitenstück zu denen vor Hirtakus bilden. Die Heiligen werden gedrängt, den Götzen zu opfern; sie bleiben aber ihrem Gotte getreu. Darauf folgen die Martern. Die Urlegende spricht nur von verschiedenen (diversis supplicïis). Das gab aber in Verbindung mit den auch in ihr angedrohten bestimmteren ein reiches Thema zu ähnlichen Variationen wie in Solothurn. Es vermag aber über sie keine etwas; kein glühendes Rad, auf das sie Decius binden lässt, bei einem Alles niederschlagenden Sturme, kein flüssiges Pech, kein siedendes Blei, kein Hunger und Durst; das schrecklichste Gefängniss wird für sie zur freundlichsten Wohnstätte, Finsterniss wandelt sich in himmlischen Glanz, ekelhafter Modergeruch in lieblichen Duft um etc. Endlich wird aber doch das Todesurtheil über sie vollzogen, unter himmlischem Triumphgesange sinken die vom Schwerdte Getroffenen zur Erde, stehen aber nach einem angeblich bisher unerhörten Wunder zum Schrecken aller Anwesenden wieder auf, heben ihre Häupter auf und tragen sie unter himmlischer Leitung gegen einen Hügel (40 dextri nach ursprünglicher Angabe), wo sie dieselben hinlegen und sie selbst auch begraben werden. Die liturgische Darstellung hält sich bei diesem Theile der Legende durchweg an den religiösen Kern; ihr lag es nur daran, die höhere Hülfe, das himmlische Wort: „Ne timeatis, quia ego vobiscum sum", recht hervorzuheben. Glarean, der die Bitterkeit der gemisshandelten Regula damit entschuldigt, dass sie eben eine Frau gewesen, gegen die sich der Tyrann vergessen, schliesst mit dem offenen Geständniss, dass die Legende in Betreff dieser Martern mancherlei Varianten aufweise und ihm die Räderung, als ein nicht Römischer Gebrauch, historische Bedenklichkeiten verursache.

Digitized by Google

Das Jahr des Martyriums wird sehr verschieden bestimmt. Es kam hierbei ganz darauf an, wie man das Martyrium der Thebäischen Legion in die Zeitgeschichte verflocht. Von dem Jahre des gedämpften Bagaudenaufstandes an konnte man somit bald dieses, bald jenes vorschlagen. Die Differenz ward aber dadurch noch grösser, dass man sie bald im Jahre ihrer Ankunft umkommen, bald zuvor noch ein paar Jahre, wie die Solothurner Heiligen, wirken liess. Als Ort, wo sie gemartert worden, wird die St. Stephans-, früher St. Cyriaki-Kirche, als Ort, wo man sie hinrichtete, die Wasserkirche, als Ort, wo sie ihre Häupter niederlegen, die Münsterkirche genannt. Das Alles weiss die spätere Zeit, aber wohlgemerkt nur diese genau anzugeben.

Ganz eigenthümlich ist es den spätern Darstellungen, dass sie noch eines dritten Heiligen in der Person des Exuperantius gedenken. Der ältesten Legende ist er als ein Heiliger Zürichs ganz unbekannt, ja sie macht es gradezu unmöglich, ihn denselben beizugesellen. In der Frage des Decius an die Geschwister, ob sie nicht Gefährten des Mauritius, Exuperius, Victor und Candidus seien, werden sie grade dem Exuperius entgegengesetzt, den ein andres Loos betroffen haben soll. Dieser Exuperius ist aber mit unserm Exuperantius eine und dieselbe Person. Auch Karls Dotationsurkunde und dem mit den Zürcher Verhältnissen wohlbekannten Notker ist er noch unbekannt; er tritt zuerst auf dem ältesten noch vorhandenen Stadtsiegel in zwei Urkunden vom Jahre 1225 (Januar und December) neben die zwei andern Heiligen. Es verschwindet aber der Eindringling wieder auf den Siegeln bis zum Jahre 1348, wo alle drei mit ihren abgeschlagenen Häuptern grade so erscheinen, wie sie noch auf dem gegenwärtigen Zürcherischen Standessiegel zu sehen sind. Auch die Collecten des Stiftes verherrlichen bis 1264 nur den Märtyrertod der Geschwister; in diesem Jahre soll aber der Meyer Rüdiger von Rieden dem Stifte seinen Hof unter der Bedingung übergeben haben, dass den Collecten auch der Name des dritten Heiligen beigefügt werde. Um diesen Preis konnte man es wohl thun. Um die gleiche Zeit liess auch die Aebtis-

Digitized by Google

sin des Frauenmünsters, Mechtildis, einen Kreuzgang bauen und an einer Säule desselben die Bildnisse aller drei mit der Unterschrift: „Hi per divina superant mortem medicamina“ anbringen. So waren denn die drei Heiligen in's Kloster, in's Staatssiegel und in die Kirchenbücher eingeführt; so sprechen denn nun auch die Martyrologieen von der Trias.

Es ist dieser Exuperantius, wie gesagt, eine Reminiscenz an den Exuperius der Thebäer Legion; die alte Sprenger'sche Chronik zählt diesen letztern gradezu unter dem Namen des Exuperantius neben den andern Heroen des Thebäischen Zuges auf, lässt ihn aber weislich bei der Frage des Decius an die Geschwister, ob sie nicht Gesellen des Mauritius, Candidus und Victor seien, bei Seite. Die Vorstellung, die man nach der Unterschrift des Kreuzganges mit dem Namen verband, führte leicht auf die kleine Namensumstellung. Die Sprenger'sche Chronik mit ihrer Identification beider Namen ist sicher für die historische Anschauung jener Zeit maassgebend. Wie hätte man aber nicht gern den Pannerträger der Legion, nicht einen Thebäer mit so bezeichnendem Namen sich zueignen sollen? Nichtsdestoweniger blieb seine Verehrung nur eine beiläufige und bald wieder unterlassene. Zu Glareans Zeiten wurde der neue Heilige beim Cultus nicht mehr erwähnt. Man konnte sich nicht recht überzeugen, dass Zürich auf ihn und seine Gebeine vollgültige Ansprüche habe. Man hielt dafür, dass sein Leichnam durch irgend einen König nach Goslar, Magdeburg oder auch durch Karl den Grossen nach Aachen gebracht worden sei; nach einer Stelle in Siegberts Gedicht über die Thebäische Legion ruhen seine Gebeine im Kloster Gembloux. So fanden sich manche Mitbewerber neben Zürich ein, die es des Besitzes nicht recht froh werden liessen. Natürlich musste man aber denselben, so lange man ihn den andern Heiligen beigesellte, in ein Verhältniss zu ihnen als Diener oder Führer stellen, konnte jedoch darüber eben so wenig klar werden, als über das Verhältniss des Felix und der Regula zum Mauritius.

Aus dieser critisch-geschichtlichen Darstellung ergibt sich folgendes Gesammtresultat. Der erste Theil der Legende, der

Digitized by Google

ganze Bericht über die Zürcher Heiligen als Thebäer ist ein gemachter, ohne irgend ein historisches Moment; es kommt ihm nicht mehr Bedeutung zu, als der ähnlichen Relation in Betreff der Solothurner Heiligen. Man versuchte auch hier die Lokalsage in das Gewebe der grossen Schweizersage zu verflechten; der Versuch ist aber eben so verunglückt, als jener. Die verbindenden Fäden in der Originallegende sind zu locker angezogen, um rechten Halt zu gewähren, die später gegebenen, die Reise dieser Thebäer bis Zürich verfolgenden Bestimmungen aus der Thebäerlegende gestohlen, so weit sie sich stehlen liessen, oder wo diess nicht möglich war, willkührlich ersonnen. Anders verhält es sich mit dem zweiten Theile der Legende, mit dem, wo die Heiligen unter Scenenwechsel in Zürich festen Fuss fassen. Hier kommen auch wir auf einen sicherern historischen Boden. Es ist nach einer alten vielbesprochenen Inschrift (cfr. D. Meyer im Schweiz. Museum von Gerlach, Hottinger und Wackernagel Th. II, S. 64) sicher, dass Zürich zur Römerzeit eine Zollstation mit einem Wachposten war und als solcher bis zum Ende derselben fortbestand, sicher nach den auf dem Lindenhof daselbst entdeckten Grundmauern, dass hier ein Castell stand, sicher nach den an verschiedenen Punkten gewonnenen Fundstücken, dass Zürich an beiden Ufern der Limmath sich ziemlich weit ausdehnte, sicher, dass Römische Niederlassungen und Ansiedlungen weithin in der Umgebung bestanden, von denen neben Zürich Lunnern auf der einen, Vitodurum auf der andern Seite wegen seiner herrlichen Lage den Mittelpunkt bildete; grade hier an dem belebten und sonnig gelegenen Orte werden desshalb auch Römische Legionssoldaten und Ansiedler als Missionäre aufgetreten sein. Interessant ist die Bemerkung der Originallegende, dass der Ort, wo die Heiligen ihre Häupter niederlegten, von Alters her (ab antiquitate) als ein hochverehrter Heil- und Wunderplatz angesehen worden. Wir lernen so einen Ort kennen, an den die Lokalsage besondere höhere Heilkräfte heftete; sie that es sicher nicht ohne einen Grund. Grade aber die mit dem Blute edler Martyrer getränkten oder von ihnen zur Ruhestätte auserkohrnen

Digitized by Google

sah man gern als solche an. Wir können es getrost dahin gestellt sein lassen, ob diese Märtyrer Thebäer waren, ja selbst, ob sie Felix und Regula hiessen; die Originallegende macht uns mit einem geweihten Orte bekannt, der uns die Existenz solcher im grauen Alterthume verbürgt. Der alte Zeuge nennt uns noch einen ältern Zeugen und grade einen der Art, welche die treuesten Träger der Tradition geworden sind. Eine anderweitige Spur christlichen Lebens aus dieser Zeit ist hier bis jetzt nicht entdeckt worden; es hat nur der schon genannte Alterthumsforscher, so wie zu Lunnern die Tauben, auch auf dem alten Begräbnissplatze zu Vitodurum neben einem zerdrückten Aschenkruge ein anderes christliches Symbol hervorgezogen. Es ist diess der Hahn, Symbol des Seelenwächters (Ps. 121, 4) und, was hier bei der Analogie mit den Tauben gelten würde, der wiederum ihm geweihten Wachsamkeit und der freudevollen Erwartung seines Wächterrufes.

Auch über die nächstfolgende Zeit haben wir keine weitere Notiz. Zürich gehörte nicht zu den Städten, die ein Anrecht auf ein Bisthum hatten, dann besetzten ja auch auf den Abzug der Römer die Allemannen diese ganze Gegend vom Bodensee bis zur Aar. Die noch tief im Heidenthum Versunkenen, welche die Schlacht mit Constantius II nach Ammian Marcell. wegen ungünstiger Auspicien vermieden, hatten keine Sympathien, eben so wenig wie für die Römer, so für den Römer- und Christengott; sie mochten eben so gegen die christlichen Kirchen und heiligen Orte wüthen, wie sie es noch im 6ten Jahrhundert bei einem Einfalle in Italien thaten (cfr. Agath. h. 1, 7). So mag das hier und dort aufkeimende christliche Leben vielfach im Keime erstickt worden, das schon begründete wieder zusammengestürzt sein. Es wandte sich jedoch ihr Grimm vorzugsweise gegen die verhassten Römer und ihre festen Plätze; den theilweise mit ihnen sympathisirenden Eingebornen wurde sicher die freieste Bewegung gestattet, welche diese Sieger gestatten konnten. Sie gingen im schlimmsten Falle als Leibeigene an den neuen Herrn über und bekamen unveräusserliche Grundstücke zur Bebauung um Zins und Frohnsdienst; sonst liess man

Digitized by Google

sie bei den alten Lebensgewohnheiten und Uebungen, die sich somit in der Stille fortpflanzten. Allmälig wurden dann die besiegten Gebildeteren, eben so wie anderwärts, die Bildner der in dem schon weithin christianisirten Lande sich niederlassenden rohen Eindringlinge. Sie konnten unmöglich, die kleinere Anzahl, den mächtigen geistigen, durch die benachbarte durchaus christliche Population verstärkten Einflüssen auf die Länge Widerstand leisten; grade die geistig belebtesten Elemente unterlagen am schnellsten. Hierfür geben sprechende Belege die in der Verenasage vorkommenden Andeutungen (man könnte sie die christliche Mutter der Allemannen nennen), hierfür die in dem Leben des St. Romanus, Lupicinus und Eugendus, hierfür die Fortexistenz der Windischer Kirche, die, besonders von dem Allemannensturme getroffen, doch sich bald wieder zu sammeln vermochte; immerhin blieb aber das Christenthum unter der Allemannenherrschaft ein nur geduldetes, nur im Stillen sich erhaltendes und fortwirkendes.

Ein Umschwung der Verhältnisse trat erst dann ein, als die Franken im Kampfe um die Oberherrschaft die Allemannen gedemüthigt hatten. Wir wissen zwar wenig über die anfängliche Stellung der Besiegten; so viel ist aber sicher, dass sie eine gedrückte war und in einer Freiheitsbeschränkung und Bevogtung bestanden haben muss, die diesem freiheitslüsternen Volke eine neue Erhebung unmöglich machte. Die reichsten Besitzungen wurden eingezogen und dem königlichen Fiskus einverleibt (das Allemannische Gesetz gedenkt öfters der königlichen Meierhöfe und Bebauer), diese Besitzungen aber den königlichen Verwandten und verdienten Kriegsführern übergeben. Es war nun schon im Allgemeinen mit der Abhängigkeit der Allemannen vom Frankenreiche auch eine vom Christenthum eingetreten; mit diesen mächtigen Grundbesitzern trat aber noch eine im Besondern ein. Ihr Glaube ward die Norm für den ihrer Leibeigenen; aus Gewissensgründen spendeten sie zugleich gern wieder von ihrem Länderreichthum der Kirche, die das Bekehrungswerk noch eifriger betrieb. So griff das Christenthum wieder in erfreulicher Weise in den reichern angebauteren Gegenden

Digitized by Google

um sich. Als der St. Columban und Gallus in Allemannien (infra Alemanniæ partes) der Limmath entlang nach Zürich zogen, sahen sie sich nicht veranlasst, hier Halt zu machen; sie thaten es erst am Ende des Bodensees, wo sie in der noch wilden Gegend auf eine eben so grausame als unfromme Population stiessen. Wir lernen zugleich zu Arbon den Priester Willimar kennen, bei dem St. Gallus eine freundliche Aufnahme fand. Sein Name ist ein Allemannischer; er war aber nicht ein Priester „in partibus infidelium". Es befand sich hier ein „oratorium"; neben ihm fungirten zwei Geistliche und ein Diaconus, der ebenfalls einen entschieden Allemannischen, oft vorkommenden Namen (Hiltipoldus) trägt. Zu Bregenz stand eine Aurelienkapelle, in welcher die wilde Population Idole verehrte, die aber doch noch als eine Aurelienkapelle bekannt war. Das Volk war eben vom Christenthum wieder abgefallen; man war nach Beseitigung des alten Cultus (dimisso altaris sacri cultu) grade jetzt darüber in Streit, welches die wahre Religion sei. Die rohe Masse behauptete in Betreff der Götzen, deren vergoldete Bilder aufgestellt worden, „isti sunt dii veteres et antiqui hujus loci tutores", kehrte aber auf Entfernung der Götzenbilder bald wieder in die neugeweihte Kirche freudig zurück (Walafridi Strabi de vita S. Galli cap. VI). Am weitesten lässt uns das in der gleichen Biographie erwähnte, zu Constanz 613 abgehaltene Concil blicken. Auf ihm war der König aus Iburinga (Ueberlingen), der Beherrscher der ganzen Gegend, mit seinen Fürsten und Grossen, die Bischöfe von Augustodunum (Baselaugst?), Veritunum (Verdun?) und Spira, die Presbyter, Diakonen und die ganze Geistlichkeit Allemanniens zugegen (cap. XXIV); von einem solchen glänzenden Concil aus lässt sich wohl ein Schluss rückwärts machen.

Aus der Zeit der Allemannenherrschaft werden wir somit keine Notizen erwarten, wohl aber aus der Zeit der die christlichen Elemente neu belebenden Frankenherrschaft. Die Fränkischen „duces" wurden in ihr zweifelsohne die neuen Apostel des Landes, und so haben wir auch eine alte Urkunde, die, wenn man über ihre Aechtheit ganz im Klaren wäre, grade

Digitized by Google

Untergang von Windisch hebende Zürich und Luzern musste so wohl nächster Gegenstand der Fürsorge der Fränkischen „duces“ werden. Die schon erwähnte Urkunde Karls des Grossen spricht ausdrücklich von den durch seine alten Vorgänger (antiqui antecessores) gemachten und jetzt neu bestätigten Vergabungen; es muss also ein langer Zeitraum seit der ersten Dotation bis auf die Abfassung dieser Urkunde verflossen sein. Eben so setzt auch eine gleich zu erwähnende Verschenkung Luzerns durch Pipin, wenn auch nicht mit ausdrücklicher Zurückweisung, doch in Bezug auf ihre Rechtskräftigkeit ganz einen frühern Vorgang, wie den in unserer Urkunde in Bezug auf Zürich und Luzern bezeichneten voraus. Diese frühere Vergabung musste nun durch den festen Buchstaben geheiligt, das Instrument also in die möglichst frühe Zeit zurückversetzt werden.

Warum grade in das Jahr 503, möchte mit der Notiz des Chronisten Etterlin zusammenhangen, dass grade in diesem Jahr zu Luzern Nachts ein himmlisches Licht erblickt wurde und die christlichen Einwohner veranlasste, zu Ehren St. Niklausen, Schutzpatrones der Schiffenden, eine Kapelle allda aufzubauen. Eben so, wie in Zürich, soll nämlich nach der gleichen Urkunde auch ein kleines Bethaus oder eine Kirche von dem genannten Wighard zu Luzern gegründet worden sein. „Ego Wighardus, presbyter in quodam loco, qui Lucerna ex antiquitate est dictus, juxta fluvium, qui Rusa vocatur, qui de summitate magni Laci fluit, in honore S. Mauritii et sociorum ejus et S. Leodegarii martyris et omnium sanctorum parvum tugurium construxi omnemque substantiam, quæ me attingit, de monte, qui Albis vocatur, incipiens a prædio meo Lungkunft (Lunkhofen) et omnibus locis circumquaque jacentibus ex permissione regis cognati mei ad ipsum locum contradidi et me ipsum illuc propter dei servitium collocavi et tantos monachos, quantos potui, illuc congregavi. Unde vir quidam nobilis et bonus ad me veniens, quem ego ipse monachum illuc ordinavi, nomine Alvicus — per omnia dei amicus, prudens in scripturis sacris, qui suis admonitionibus et verbis salutaribus corda omnium civium regionis illius in dei provocavit affectum. Inde de die in diem

Digitized by Google

crescente servitio dei ipsum Alvicum mei successorem et rectorem ipso loco reliqui.“ Wighardus, Bruder des genannten Rupertes, stiftete somit diese Gotteshütte, stellt sich ihr selbst in religiöser Hingebung zur Verfügung, sammelt um sich so viel Mönche als er kann, ordinirt als Presbyter einen Mann mit echt deutschem Namen, der gewaltig auf die Umgebung einwirkt und setzt ihn bei immer mehr aufblühendem Gottesdienste zu seinem Nachfolger und Leiter des Stiftes an seiner Stelle ein. Alle diese Bestimmungen lauten offenbar wie ein geschichtliches Referat über die älteste Kirchenstiftung zu Luzern, nicht aber wie ein Stiftungsinstrument selbst. Der angebliche Verfasser sieht schon die durch dasselbe angebahnten Fortschritte des Christenthums und kennt den Mann, der an seiner Stelle mit Geisteskraft weiter wirkte. Späterhin kam unter Pipin, Carls des Grossen Vater, nach einer Urkunde Lothars von 840, welche diese Schenkung bestätigt, Luzern sammt dem Benedictinerkloster daselbst unter den gefürsteten Abt und das Kloster Murbach im obern Elsass, trat also mit dem Frankenreiche in nähere Berührung. Leodegar, der Heilige dieses Klosters, gesellte sich daher leicht zu den Heiligen des Schweizerlandes. Auch ihm ward so der Münster in Luzern geweiht; der Anachronismus in Bezug auf ihn konnte sich leicht einschleichen, weil man auf dem Gebiet der verwickelten Fränkischen Geschichte noch weniger zu Hause war, als auf dem der Geographie. An einen Thebäer dieses Namens, wie man auch angenommen, hat die Urkunde nicht gedacht. Es sprechen hiergegen die dargelegten historischen Verhältnisse und die ausdrückliche Abscheidung desselben von Mauritius und seinen Genossen. Vor Leodegars Zeit ist die Urkunde somit nicht entstanden, bald aber auf sie. Sie trägt so recht die Formen der Karolingerzeit, wie gleich das einleitende „notum sit omnibus nobilibus etc.“ beweisst, und gebraucht auch noch den alten Namen Zürichs „Turicinum castrum“, welches in den Urkunden des 9ten Jahrhunderts der andern Bezeichnung „Thuregum“ weicht. Wir haben sie also als ein uraltes geschichtliches Denkmal zu beachten.

Digitized by Google

Das Resultat ist somit diess, die Gründung des Christenthums in Zürich und der Umgebung läuft in eine frühe und zwar die vorallemannische Zeit zurück. Was nicht schon von christlichen Elementen im weitern Kreise zur Römerzeit in's Leben getreten war, ist in der Allemannischen Periode nicht geworden. Gleich auf sie hören wir aber nur von einer Feststellung und Weiterverbreitung der schon gegründeten Religion, nicht das Geringste aber von einer Gründung derselben. In Zürich wurde jetzt am Limmathufer ein Gottesdienst für immer eingerichtet; in Luzern sammelte Wighardus so viel Mönche, als er konnte, die also schon da sein mussten, und ordinirte den in der Schrift wohlbewanderten Alvicus, der seinerseits nur zur inbrünstigen Gottesverehrung und zum schnellen Wachsthum der schon bestehenden Kirche beitrug. Stumpf in seiner Schweizerchronik (1606) bemerkt: „Als das Bisthum A. 570 von Windisch gen Constanz am Bodensee verrückt und nicht zu Zürich an dem ältern Platze gelassen ward, ward demnach zur Anzeigung des Alters und Herrlichkeit der Stadt und Kirche zu Zürich geordnet, dass hinfüro ein jeder erwählter Bischof zu Constanz nach seiner Bestätigung müsse gen Zürich fahren, sich daselbst öffentlich vor allem Volk im Tempel sehen lassen; der ward alsdann von Probst und Aebtissin gar herrlich empfangen und geprüft.“ Etwas Aehnliches bemerkt Lang in seinem histor. theol. Grundriss über Luzern S. 756: „Als das Bisthum von Windisch nach Constanz verrückt worden, hätten die allda in derselben Gegend angesessenen Gläubigen begehrt und erlanget diese Freiheit, dass nämlich sie wegen ihrer Streithändel nicht grad nach Constanz reisen müssen, sondern dass ein jeweiliger Bischof zu gewissen Zeiten zu ihnen müsse kommen oder schicken vollmächtige Commissarios, welche alle geistlich Gericht halten thäten, wie solches noch in dem 12ten Jahrhundert nach Zeugniss der Geschichten des Gotteshaus Muri geschehn etc.“ Wir würden auf diese Traditionen kein gross Gewicht legen, wenn sie nicht mit alten bewährten Uebungen zusammenhingen; sie führen so ebenfalls darauf, dass das Christenthum auf den Eintritt der Frankenherrschaft hier bald zu einer Blüthe gekommen

Digitized by Google

sein muss, und zwar zu einer solchen, die Zürich selbst zur Mitbewerberin um das Bisthum erheben konnte.

V. In Bern und den Waldstätten.

Dieses die ältesten Spuren des sich über das grosse Dreieck ausbreitenden Christenthums. Dabei haben wir aber von manchen wichtigen, schon in der urgrauen Zeit namhaften Orten, ja ganzen Distrikten im Innern desselben noch nichts erfahren. Es kommt uns aber eine Sage zu Hülfe, die vom heil. Beatus, welche zur Füllung dieser Lücke benutzt werden zu können scheint. Sie führt uns weiter in der Zeit, als die von der Thebäischen Legion, bis in's erste Jahrhundert zurück, sondert sich also von dem eigentlichen Grundstocke der vaterländischen Sage ab und steht so als ein besondrer Trieb da, der eben desshalb in Bezug auf seine Wurzel eine ganz besondere Nachforschung beansprucht.

Ein Beatus wird nun allerdings schon sehr früh genannt; es geschieht diess in vier sehr alten Abschriften des sogenannten hieronymianischen Martyrologiums, die gegen das Ende hin in Gallien und England mit Zusätzen bereichert worden. Die älteste ist das hochgeschätzte „Apographum Epternacense". Diese Abschriften sprechen aber nur einfachhin von dem „natalis S. Beati confessoris; wo dieser Heilige lebte und wirkte, wird nicht gesagt. Erst Rabanus Maurus gibt in seinem Martyrologium die Notiz: „Romæ natale S. Beati confessoris; diese beruht aber auf einem Irrthume. Unmittelbar in den vier Abschnitten wird vor Beatus ein Primolus erwähnt, der zu Rom den Märtyrertod erlitt; man bürgerte nun auch den S. Beatus dort ein, wohin nur dieser Primolus gehörte. Man that diess irriger Weise; denn das „Apographum Epternacense" wehrt ausdrücklich diese Gleichstellung mit den Worten ab: „Et alibi Beati confessoris sc. natalis". Dagegen gibt Usuard und mit ihm noch andere Martyrologieen die bestimmtere, critisch unanstössige Lokalbestimmung: „castro Vindicino depositio (Bestattung) S. Beati confessoris"; es ist diess die einzige, welche die älteren Quel-

Digitized by Google

len haben. Dieses Vindicinum (Vendôme) liegt in der Carnotensischen Diocese; desshalb auch in dem sehr alten „martyrologium reginæ Sueciæ" der Zusatz: „in territorio Carnotinæ civitatis castro Vindicino natalis S. Beati confessoris". Es befindet sich nun auch in der Carnotensischen Diocese und dem Dekanat von Vindicinum ein Dorf und eine Parochie des St. Beatus; auch wird in der Benediktinerabtei zu Vindicinum, unter deren Patronatschaft jene Parochie steht, ein in Silber gefasster Arm des Heiligen aufbewahrt. Ein Beatus war also hier zu Hause. Das alte „Breviarium Carnotense" (gedruckt 1633) gibt auch sein Elogium, weiss aber darüber noch keinen Aufschluss zu geben, woher und von wem eigentlich dieser Beatus hierher gesendet worden sei. Es sagt nichts von Rom, nichts von Petrus, wiewohl das der dortigen Kirche einen nicht geringen Glanz gegeben hatte; es geschieht diess erst in seinen „actis", deren es mehrere minder oder mehr gedehnte mit ziemlich identischem Inhalte gibt, „multiplicia", wie die Bollandisten sagen, „sed primæ notæ ac fidei nulla".

Nach diesen Acten soll Beatus mit noch andern Glaubensaposteln von Rom aus zur Predigt des Evangeliums gesandt worden sein. Sein „natalis" war einmal hierher verlegt worden (ob mit Recht oder Unrecht, wurde nicht untersucht); so ward man von selbst zu dieser Bestimmung gedrängt. Er tritt nun, nachdem er in der von Christus verlangten Aufopferung zuvor alle seine Habe den Armen zu Rom gegeben, als echter Apostelschüler auf dem ihm angewiesenen Wirkungsplatze auf, lehrt und heilt, vollbringt Wunder und Zeichen, lebt in höchster Enthaltsamkeit, mitunter drei Tage hinter einander fastend, und verdient sich, des Wortes eingedenk: „qui non laborat, non manducet", seinen Lebensunterhalt mit Netz- und Körbeflechten, ein des Apostelfürsten vollkommen würdiger Schüler. Der Kreis seiner Wirksamkeit wird nicht näher bestimmt; er war aber ein ungemein ausgedehnter. Er soll ganze Haufen getauft und aus der heidnischen Finsterniss erlöst, vorzüglich aber durch sein strenges ascetisches Leben Bewunderung und Vertrauen gewonnen haben. Es wäre das im Ganzen das gewöhnliche Apostel-

Digitized by Google

bild; nur Eines tritt auf demselben als eigenthümlicher Zug hervor. Beatus soll, wie der Gallische Gargantua, der Repræsentant des untergegangenen Druidenthums, stets einen kleinen Begleiter um sich gehabt haben, dem er zu ascetischer Demuthsübung nach Christi Vorbilde Sclaven- und Knechtsdienste erwies, ja selbst die Schuhe auszog und die Nahrung besorgte. Zuletzt soll er nach langen Wanderungen durch unzählige Provinzen zur Stadt Namnetus über dem Fluss Ligeris gekommen, von wenigen Christen gastfreundlich aufgenommen diese noch belehrt und sich darauf zum innigsten Verkehre mit seinem Gotte nach einer Höhle am Fusse eines Berges zurückgezogen haben. Der Weg dahin war ein Wasserweg; die Schiffahrt aber die glücklichste. Der Schiffer ahnt in Beatus den Gottesmann. Dieser kann ihm als Fahrgeld nichts bieten, als sein Brevier (sacramentorum libellus); der Schiffer nimmt aber dieses Heiligthum nicht an. In der abgelegenen Höhle muss er sich erst Platz machen. Eine Schlange von ungeheurer Grösse oder ein Drache hatte von ihr Besitz genommen; sie musste aus ihr vertrieben werden. Der Sieg über den Drachen war das Symbol des Sieges über den höllischen Feind; dieser oder ein ähnliches giftiges Gewürm durfte desshalb nirgends fehlen, wo man einen Heiligen auf eine Insel, in eine Einöde oder Höhle sich zurückziehen liess. In der Höhle verweilt nun der vollkommen Geweihte bis zu seinem Lebensende. In der gleichen Höhle wurde auch sein Leichnam begraben; wie den Lebendigen, sollte sie auch den Todten beherbergen, um eine Heilstätte der Kranken zu werden (cfr. Bolland. vita ex MSS. Bodecensi et Ultrajectino).

Von einem Schweizerischen Beatus ist nirgends in den alten Martyrologieen und historischen Denkmälern die Rede; es kommt nicht einmal schlechthin ein solcher vor, auf den man etwa für die Schweiz Beschlag legen könnte. Erst zu Ende des 8ten Jahrhunderts wird ein schottischer Mönch, vierter Abt des Klosters Hohenaugia oder Honaugia im Elsass, genannt, der im Luzernischen wirkte. Wir haben eine alte Urkunde (Neugart codex diplom. Alem. no. 171), nach welcher derselbe sowohl die Kirche zu Beromünster im Luzernischen (quæ est in Beronia),

Digitized by Google

als eine andere (quam construxi in Moguntina civitate) seinem Kloster für die Pflege armer Schottländer (ad pauperes et peregrinos gentis Scotorum) im Jahr 809 schenkte. Dieser Beatus muss desshalb hier eine apostolische Thätigkeit im Geiste der damaligen Missionäre ausgeübt und diese Kirche, versteht sich unter fremder Mithülfe, errichtet haben. Ueber diese erhalten wir auch näheren Aufschluss. Beromünster wird als eines der ältesten Stifte der Schweiz bezeichnet. Graf Ulrich von Lenzburg der Reiche begabte dasselbe in einer seines Reichthums würdigen Weise (1036); nach der Schenkungsurkunde war aber lange vorher die „ecclesia Beronensis" von einem Beronensischen Grafen, einem seiner Vorfahren (quæ antea longo tempore constructa fuerat a comite Beronensi) errichtet worden. Dieser Graf soll nach alter Tradition zu Anfang des 8ten Jahrhunderts gelebt und auf den Tod seines im Walde von einem Bären angefallenen und zerrissenen Sohnes am gleichen Orte ein Stift und eine Kirche zu Ehren des Erzengels Michaels, das Stift mit Gülten und Renten für 24 geistliche Personen, errichtet haben. Derselbe Bero, Geschwisterkind mit Eberhard, dem Stifter des Murbachischen Klosters im Elsass, wird zugleich als Begründer des Stiftes Lutenbach im Elsass bezeichnet; die Conventualen beider Stifte sollen sich desshalb Brüder nennen und auch bei gegenseitigen Besuchen ganz wie einem Stifte Angehörige ehren und behandeln (Lang histor. theol. Grundriss S. 730). Die Tradition hat hiermit ziemlich das Rechte getroffen; das Stift Beromünster entstand unter dem Einflusse der alten kirchlichen Verbindung mit Elsass im Anfang des 9ten Jahrhunderts. Der Abt Beatus ward der eigentliche Begründer desselben; auf den Anstoss dieses begeisterten Stifters (er will noch 7 Kirchen ausser dieser errichtet haben) wirkte es, gleich von vorn herein mit tüchtigen Hülfsmitteln ausgerüstet, unter einem mächtigen Patronate auf die Umgebung weit und breit hin ein und wurde so, wie es der Legat Alexanders VII nannte, ein zweites Rom oder der Mittelpunkt des christlichen Lebens im Innern der Schweiz.

Digitized by Google

Die Geschichte schweigt zwar 300 Jahre über diese Stiftung; sie bestand aber doch der Urkunde Ulrichs gemäss in einer blühenden Weise fort. Eben so wenig, wie die alte Stiftung, konnte aber der bei ihr betheiligte Beatus vergessen werden. Auch er kommt wieder und zwar nach alten Traditionen im Dekanate Luzern, zu dem auch die Waldstätte gehörten, zum Vorschein. Sie sagen, dass der Schweizerapostel St. Batt nach seiner persönlichen Ankunft der uralten Pfarrey Yberg (Schwyz) einen Anfang gemacht habe, welche Tradition glaubhaft gemacht werde durch eine andere gleiche mündliche Uebergabe, dass nemlich zu selbigen ersten christlichen Zeiten einige von St. Batt (mediate oder immediate) bekehrte nächstgelegene Unterwaldner bis in diesen Yberg zu Kirchen gangen und gewallfahrtet seien cfr. Lang histor. theolog. Grundriss (S. 810), der eben daselbst bemerkt: „diese Pfarrei werde für die älteste ausgegeben, denn es solle dieser Yberg als ein sicherster Platz auf dem ganzen Schweizerischen Boden die meisten Einwohner gehabt haben". Diese Kirche ist nun wohl eine der ältesten, das Alter derselben wird aber eben so überschätzt, wie das ihres angeblichen Stifters. Sie ist nicht vor der Wirksamkeit des Schweizerischen Beatus entstanden; vor 843 wird keines Ortes in den Waldstätten sicher gedacht. Die alte Tradition mag somit ganz Recht haben, Beatus aber, wohlgemerkt der Beromünster'sche, hat an der Stiftung dieser Kirche einen Antheil, nicht also ein Beatus des ersten, sondern des 9ten Jahrhunderts. Diese Tradition mag aber mit der Entstehung der Kirche oder bald auf sie entstanden sein; sie erscheint auf das Innigste mit dem Leben dieser Kirche verflochten. Eine noch andere sagt, dass Beatus von Luzern aus auch in Unterwalden und von da über den Brünig im Berner Oberlande eingewandert sei. So wäre derselbe glücklich in Unterseen (K. Bern) angekommen, wo er in der Beatenhöhle ein Asyl sucht und findet. In der Stiftungsurkunde des benachbarten, 1130 gegründeten Klosters Interlaken wird er noch nicht genannt; bald auf diese Zeit finden sich aber sichere Spuren seines Cultus. In einer Urkunde von 1321 heisst es, dass die Kirche zu St. Batten einen Acker von Conrad von Merligen um 21 ß gekauft habe; sie bestand also um diese Zeit und be-

Digitized by Google

fand sich auch schon in einem gewissen Wohlstande. In einer von 1344 lesen wir, dass Walther von Eschenbach der Kirche zu Interlaken wegen der Armuth des Probstes und Conventes den Kirchensatz der Kirche St. Beati vergabet habe. Um diese Zeit muss also seine Verehrung schon in Umschwung gekommen und sein Name ein hochgefeierter geworden sein.

Mit dem Einzuge des Heiligen in die Höhle war aber eine entschiedene Vermischung des Luzernischen mit dem Französischen eingetreten, die natürlich zu einer immer grössern Assimilation hindrängte. Diese wurde so recht mit Bewusstsein von Daniel Agricola (Vita S. Beati 1511), dem ersten Biographen dieses Apostels, vollzogen, ja über dem Französischen fast ganz der Schweizerische vergessen. Agricola entlehnte nämlich seine Angaben aus den unglaubwürdigen „actis" des Beatus „in castro Vindicino", das an das Schweizerische „castrum Vindonense" anklang und so eine gewisse Berechtigung dafür bot, frisch darauf los und half sich noch, wo ihm diese verliessen, in maassloser Kühnheit mit den willkührlichsten Combinationen. So nannte er den Beatus Suetonius, seinen Begleiter Achates. Der Historiker Beatus Rhenanus, der den Namen des Heiligen trug und sich desshalb für ihn interessirte, war nicht wenig über die neuen Aufschlüsse erstaunt und begab sich selbst zu dem Verfasser, um nach seiner Quelle zu fragen. „Audi impudentiam" leitet er die ihm zu Theil gewordene Antwort ein. Sie ist die: „er habe ihn Suetonius genannt, weil er gehört, dass er von Sueden gekommen und habe seinen Gefährten Achates getauft, weil auch der treue Begleiter des Aeneas diesen Namen getragen" (cfr. Rerum Germ. lib. III p. 161). Trotzdem liess sich aber die Leichtgläubigkeit die leichtfertigen Conjecturen und Combinationen nicht mehr nehmen; der schon erwähnte Jesuit Petrus Canisius nahm auch diese Erzählung zur Hand und bearbeitete sie in seiner Weise in der Schrift mit dem charakteristischen Titel: „Zwo wahrhafte Historien, die erste von dem uralten, apostolischen Mann S. Beato, erstem Prediger im Schweizerland, die andere vom Abt Fridolinus, erstem Prediger zu Glarus und Seckingen" (1590). Aus seinen Händen ging

Digitized by Google

sie dann in Murers „Helvetia sancta“ (1648) und Laugens histor. theolog. Grundriss (1692) nicht ohne neue Zusätze und Aufschlüsse über. Murer gibt sogar eine Biographie des erlogenen Achates. Jetzt war aber doch genug gefabelt. Hottinger in seinen Helvetischen Kirchengeschichten (1698) unterwarf die Erzählung einer freilich nicht sehr principiellen Critik. Auch die Bollandisten zum 9. Mai (1738) verweisen die ganze Schweizerlegende in's Reich der Dichtung und Neugart „episcopat. Constant.“ (1803) kommt, wiewohl mit der ihm eignen historischen Umsicht nebenbei des Schweizerischen Beatus gedenkend, auf das gleiche Resultat. Herr Pfarrer Howald in Sigriswyl hat die Legende des Nachbarheiligen im praktisch religiösen Interesse im evangelischen Alpenboten Jahrgang 1849 und in der Schwalbe, einem Bernerischen Volksbuche (1853), bearbeitet; doch findet sich auch manches Urkundliche und Traditionelle über ihn mitgetheilt, das alle Anerkennung verdient.

In dieser spätern Zeit lautet nun die Sage so. Der heilige Beatus, ein Schüler des Petrus, den freilich Einige lieber selbst auch im Innern der Schweiz wirken lassen, ist von demselben zur Bekehrung der Schweizer hierher gesendet worden. Sein Vaterland ist Schottland; die Schotten waren die Reiselustigen der alten Zeit, sie vorzüglich die Neubegründer des Evangeliums in der Schweiz und der Nachbargegend, der Schweizerische Beatus in der That ein sich für seine Landsleute lebendig interessirender Schotte; so blieb es constante Annahme, Beatus ist ein Schotte. Agricola nannte ihn zwar Suetonius, weil er gelesen, er sei aus Sueden gebürtig (es mag das damit zusammenhangen, dass man damals grade von der Suedischen Bevölkerung der Urkantone zu fabeln begann); er soll aber der gewöhnlichen Angabe gemäss in Britannien (durch Barnabas, angeblichen Apostel dieses Landes mit seinem Bruder Aristobulus), bekehrt und getauft, im 40sten Jahr seines Alters von Petrus zu Rom zum Priester geweiht und den tapfern Helvetiern zugesandt worden sein. Ehe er aber nach Rom sich wendet, schenkt er den Armen in seinem Vaterlande alle seine Besitzthümer, grade

Digitized by Google

so wie es der von Rom nach Frankreich Gesandte vor seiner Abreise hierher zu Rom thut.

Fragen wir weiter, wohin sich Beatus in der Schweiz gewandt haben soll, so vor Allem nach dem Orte, der die Uebersiedelung des Französischen in die Schweiz herbeiführte, vor Allem also nach Vindonissa. Es erscheint Lang ganz unzweifelhaft, dass er als der erste Bischof der ganzen Landschaft von Petrus verordnet worden, dass kein anderer erster Bischof der Stadt, als dieser könne gezeiget werden. Seine Wirksamkeit in dieser Stadt liess sich übrigens leicht weiter ausmalen. Es war der Hauptlagerplatz der Römer; die Einwohner sollen desshalb dem Mars und Herkules herrliche Tempel geweiht, Beatus ihnen aber so beredt die Wiederkunft des Messias, die Zerstörung von Sodom und Gomorrha, Sündfluth und höllisches Feuer vor die Augen gemalt haben, dass sie selbst ihre Götzentempel zerstörten, auf eigne Kosten Kirchen erbauten und die Priester mit Zehenden und Opfern begabten. Der uns schon bekannte Præfect von Solothurn wurde wohl auch mit zu dem Gemälde benutzt; in gleich fanatischem Eifer für seine Götter, wie Hirtakus, sprengt er die junge Gemeinde aus einander. Abgesehen von dieser mit der Translocirung des Französischen Beatus zusammenhängenden Bekehrungsthätigkeit liess man ihn dann zunächst in dem Gebiet wirken, wo in der That der alte Schweizerische Beatus unmittelbar oder mittelbar thätig war. So also im Luzerner Dekanate und in den zu ihm gehörigen Waldstätten, dann aber auch, worauf vielleicht das Beronia führte, im Berner- und Freiburgergebiete, in der Grafschaft Baden und Rore (Freiämter), kurz an allen Orten, welche die Nationallegende noch nicht mit Aposteln versorgt hatte. Hier musste er als Lückenbüsser aushelfen. Vorzüglich hat Lang das Verdienst, den Thätigkeitskreis des Petrusschülers möglichst weit ausgedehnt zu haben. Das Motiv dazu lag in seinem polemisch-katholischen Interesse.

Fragt man weiter, wie wirkte dieser Apostel, so heisst es auch hier, dem Französischen Vorbilde gemäss, durch Zeichen und Wunder, Wort und That, vorzüglich durch ein strenges ascetisches Leben. Er wird von Agricola seinem Doppelgänger

Digitized by Google

so gleich gemacht, dass auch ihm die Fertigung von Fischernetzen und Binsenkörbchen zugeschrieben, ja auch diese Beschäftigung mit den Worten „qui non laborat, non manducet“ motivirt wird. Eben so soll er auch ein „simplum vestimentum“ und ein „cilicium super nudum corpus“, die Schlafdecke des Französischen getragen und wie dieser mitunter drei Tage gefastet haben. In dieser seiner ascetischen Frömmigkeit zieht er sich denn nun auch hier nach vollbrachtem Tagewerke von der Welt zurück. Begibt er sich dort „ad urbem Namneticam super fluvium Ligerin sitam“, so hier nicht zu einem über der Loar, wohl aber über der Aar gelegenen Seethale, anstatt zum „Leolacus“, wie es dort heisst, zum „Interlacus“ (Unterseen) oder „vallis interlacensis ad flumen Acrum“. Dieses Seethal, der Grenzort des alten bewohnten Bernergebietes, und dann wieder die noch jetzt schwierig zugängliche, seltner von dem Wanderer aufgesuchte Gegend um die nach unserm Heiligen sogenannte Beatushöhle eignete sich trefflich zu einem Anachoretenleben. Hierher lässt sich also Beatus ebenfalls durch einen Schiffer führen; die Fahrt ist eine glückliche, wie die des Französischen, und der Schiffer verzichtet in gleich ahnender Gesinnung auf jeden Schifferlohn von dem nur sein „liber sacramentorum“ Besitzenden und Darbietenden. Der Heilige nimmt darauf von der Höhle Besitz, muss aber auch noch zuvor, wie der Französische, einen Drachen austreiben.

Das ist denn nun ganz besonders der Tummelplatz der spätern Sage. Die Gegend wird als eine möglichst wilde, von Wölfen und Ebern heimgesuchte dargestellt. Es sollen hier wenig Hütten gewesen sein. In eine solche, in welcher die Thüre auch die Stelle des Kamines vertrat, kehrte Beatus mit Achates ein; kaum konnten sie aber die Bewohner vor Rauch und Finsterniss entdecken. Sie erzählen den über die eintretenden Gäste nicht wenig Erstaunten von ihrem Gotte, den erlittenen Verfolgungen und ihrem Vorsatze, bei ihnen ein Asyl zu suchen. Diese entgegnen aber, dass sie ihr Gott nicht gut geführt habe; ein ungeheurer Drache verschlinge hier alle ihm begegnenden lebendigen Wesen. Beatus wendet sich daraufhin sogleich mit

Digitized by Google

Gebet um Beihülfe gegen das Unthier zum Himmel und lässt sich den Aufenthaltsort desselben zeigen. Das Geräusch eines aus der Höhle stürzenden Wasserfalles dient ihm zum Führer. Er kommt an der Höhle an, schreitet kühn in sie hinein und immer weiter in dicker Finsterniss mitten zwischen Felsen vorwärts; da hört er hinter sich vor der Höhle ein Geräusch, wie das eines Orkanes. Das Unthier mit blutigem Rachen kriecht in die Höhle; der Heilige tritt ihm entgegen, fällt auf die Kniee und gewinnt noch Zeit genug, um das Kreuzeszeichen zu machen — und das Unthier bebt erschrocken zurück. Oder auch, der Heilige schreitet auf das in ihr liegende los, Aus der mit Feuerflammen gefüllten Höhle soll das Exorcisirte voll Ingrimm in den von seiner obern Krümmung früher so genannten Wendelsee (Thunersee) hinabgefahren sein, der davon in Kochen und Wallen gerathen; es soll ein Krachen gewesen sein, das das Echo weithin bis zu dem am andern Ufer gelegenen Abendberg getragen. Auf diesen Drachenkampf sollen die Bewohner der Gegend den Beatus aufgesucht haben und zu seinen Füssen hingesunken sein, um ihm göttliche Verehrung zu bezeugen. Er weist diese als Werkzeug Gottes zurück und erbittet sich nur als Gegengabe das Eigenthumsrecht auf die Höhle, das ihm gern gewährt wird. Hier verlebt er denn nun auch den Rest seiner Tage, betend und fastend, Abends auf einem den See beherrschenden Grasplatze die Hirten über Himmlisches und Irdisches belehrend; er wird der Begründer der Civilisation in dem wilden Thale. War übrigens auch der böse Feind im Drachenkampfe besiegt worden, er verfolgt doch noch fortdauernd den Heiligen und verlässt ihn selbst nicht bei seinen Predigten, der aber immer wieder den unberufenen Gast zu vertreiben weiss.

Auch der Zug der Französischen Sage, dass dem in Namnetus Ankommenden wenig Gastfreundschaft bewiesen wurde, findet sich späterhin benutzt. Die bösen ungastlichen Bewohner der angeblich am Thunersee einst blühenden, durch einen Bergsturz verschütteten Stadt Roll sollen ihn zurückgewiesen, und er daraufhin die Stadt bis auf das ihn aufnehmende Haus dem Verderben Preis gegeben haben. Das will sich allerdings nicht

Digitized by Google

recht für einen Liebesapostel schicken. Eigentlich waren es aber die Toggeli oder Bergmännchen, die Abkömmlinge der Zwerge, welche nach der ihnen zugeschriebenen prophetischen Gabe, Unheil zu verkünden, den Untergang der Stadt angezeigt haben sollen. Beatus, der späterhin in eine Beziehung zu ihnen gesetzt wurde, die in ihrer pastoralen Thätigkeit z. B. die Ziegen zum Melken vor seine Höhle führen, oder eigentlich in ihre Stelle nach der segnenden Seite hin eintrat, musste auch hierin noch ihre Rolle übernehmen.

Sein Tod soll im hohen Alter (90 Jahre alt) erfolgt sein; der Tag desselben ist der des Französischen, der 9. Mai. Das Todesjahr wurde meist an das Ende des ersten Jahrhunderts (99) oder 10 Jahre später auf das Jahr 110 verlegt, das angebliche Todesjahr des mitältesten Apostels Johannes oder 112 etc. Nach verschiedenen Combinationen seiner angeblichen Weihung durch Petrus zu Rom im 40sten Lebensjahre und seines Todes im 90sten konnte man hierin sehr differiren. Sein Leichnam wurde, wie der des Französischen, gleich bei der Höhle begraben; Achates bewachte sein Grab. Wunder verherrlichten ebenso seine Grabesstätte. Eben desshalb wurde zu derselben von allen Seiten gewallfahrt.

Im Jahr 1439 schrieben auf St. Maria Magdalena Abend Schultheiss und Rath von Bern an die Stadt Thun, dass daselbst Schiffe und Lebensmittel für ein gross Volk auf der wegen einer fürchterlichen Pest angeordneten Wallfahrt nach St. Batten bereit gehalten würden. Mit Vortragung des Frohnleichnams kam auch der lange Zug, Alles zu Fuss, Obrigkeit und Priesterschaft an der Spitze, hier an und zog dann weiter zur Beatushöhle, um hier in der tiefen Noth Hülfe zu erflehen. Späterhin erklärte sich das Kloster Interlaken bereit, die Gebeine des Heiligen in Silber fassen zu lassen, und der Magistrat von Bern erliess nach einer noch vorhandenen Urkunde vom Dienstag nach dem „festum purificationis Mariæ“ von 1494 auf Ansuchen des Klosters eine Aufforderung an Stadt und Land, zu diesem Zwecke und zur Verzierung des Reliquienkastens eine Beisteuer zu entrichten. Das Volk steuerte trotz des Reichthumes des Klosters; die Ge-

Digitized by Google

beine wurden in Silber gefasst, dieses aber nach der Reformation wieder von ihnen gelöst. Die durch die Lokalität unterstützte abergläubische Verehrung des Heiligen hatte jedoch eine solche Höhe erreicht, dass sich der Magistrat in dem verhängnisvollen Jahre 1528 veranlasst sah, sein angebliches Haupt nebst den Gebeinen durch zwei seiner Mitglieder aus der Höhle holen und auf dem Kirchhofe zu Interlaken begraben zu lassen. Auch das half aber nichts; die Unterwaldner wollten noch Anno 1566 ihre Wallfahrten in dem reformirten Lande fortsetzen. So liess endlich die Berner Regierung die Höhle mit Steinen vermauern und ausfüllen. Ein gottesfürchtiger, katholisch gebliebener Oberländer soll übrigens nach Murer in der Reformationszeit die echten Gebeine in einer „pia fraus" glücklich bei Seite geschafft, andere aus dem Beinhaus entlehnte zurückgelassen und die rechten dem Luzerner Rathsherrn Rudolph Haas, der gerade in Geschäften nach Interlaken kam (für ein Paar faltenreiche Hosen, ein sehr geschätztes Kleidungsstück jener Zeit), eingehändigt haben, durch den sie dann in die Kirche des h. Leodegars zu Luzern gekommen sein sollen. Es klingt das freilich nicht sehr poetisch; in Mönchspoesie umgesetzt lautet das so: Dreissig Jahr auf 1518 wälzte sich in einer kalten Decembernacht ein Mönch zu Luzern auf seinem Lager hin und her, ohne den Schlaf finden zu können. Endlich wollten sich seine Augen schliessen, da öffnet sich plötzlich die Thür der Zelle und ein mageres gerippähnliches Wesen tritt ein und nähert sich dem Bett. „Was kommst du, um mich in der nächtlichen Ruhe zu stören", schrie der Erschreckte, sich gegen das Gespenst kehrend, das ihn angrinste? Schweisstropfen flossen über seine Stirn. „Was willst du?" schrie er noch einmal mit ersterbender Stimme. „Ich bin, antwortete jener, der h. Beatus; der Satan hat die Herren von Bern bei der Aufsuchung meiner Gebeine geblendet; ich bin gekommen, um dir den Ort anzuzeigen, wo sie liegen. Der Mönch ermangelte nun nicht, die Vision schleunigst der Brüderschaft mitzutheilen, der Körper des Heiligen wurde fast ganz unversehrt an der angezeigten Stelle gefunden und in grossem Pomp in die Kirche des h. Leodegar's eingeführt. So blieb vom h.

Digitized by Google

Beat nichts im Kanton Bern zurück, als die Beatenhöhle und die an der Kirchenmauer zu St. Beatenberg stehende, mit den Verbesserungen der Kirche selbst vielfach verbesserte Inschrift:

An dieses Berges festem Fuss
Sieht man noch eine Höhl' und Klus,
An welchem Ort vor Zeiten hat
Gewohnt der selig St. Beat,
Sein Geburt hochadelich
Aus Engelland dem Königrich.
In seinem jungen zarten Leben
Ward ihm der Name Suetonius gegeben;
Da er hernach Christum anerkannt
Für seinen Erlöser und Heiland,
Ward ihm in Tauf und neuen Leben
Der Name Beatus gegeben;
Und weil er zunahm in der Lehr,
So hat ihn auch Gott der Herr
Als ein Apostel ausgesandt
Dem hochbefreiten Schweizerland,
Wo er täglich mit Beten und Lehren
Viel Volk zu Christo thät bekehren,
Und predigt das göttlich Wort
Eine lange Zeit an diesem Ort,
Den Armen theilt er reichlich aus,
Was er mit sich gebracht von Haus.
Endlich starb der selig Beat
Im hohen Alter, lebenssatt,
Im Jahr, da auch verschieden ist
Johannes der Evangelist,
Welches Jahr des Herren war
Das hundert und zehnte Jahr.
O Herr dein Volk und Kirch bewahr!

Diese Inschrift enthält nicht das Glaubwürdigste in Betreff des Heiligen, wohl aber die Quintessenz des allgemeinhin über ihn seit der Reformationszeit Geglaubten und hat somit ein gewisses Interesse. Sie ist nach ihrem Inhalte, dem vorkom-

Digitized by Google

menden Namen Suetonius, dem Zurücktreten des Petrus und der Reise zu ihm, der Armenspendung in Rom, wie auch nach der Ausdrucks- und Reimweise erst im 16ten—17ten Jahrhunderte entstanden und eben desshalb als kirchlich unverfänglich fortdauernd geduldet worden.

Diese Beatussage ist somit eine Mischsage, eine Composition aus dem historischen Berichte über einen Schweizerapostel dieses Namens und der unsichern französischen Sage über einen solchen Beatus zu Vindicinum; beide sind aber in eigner Weise verschmolzen worden, um mit dem bis in die Apostelzeit zurückversetzten die Entstehungsgeschichte des Christenthums im Innern der Schweiz aufzuhellen oder einen Schleier zu lüften, der sich nicht lüften lässt. Es muss dieser Erklärungsversuch um so mehr als ein verunglückter bei Seite gelegt werden, als er das Christenthum zu einer Zeit im Innern der Schweiz entstehen lässt, wo es der Geschichte nach gar nicht zu seinen Grenzen vorgedrungen war. Das alte „chronicon episcopatus Constantiensis" nennt unsern Beatus zwar „primus Vindonissæ episcopus"; die ältern Breviaria dieser Kirche erkennen ihn aber nicht als solchen an. Im vorigen Jahrhundert hat sie seinen Namen zwar in ihre „officia" aufgenommen, aber ihn in weiser Umsicht nur einen nach Gallien geschickten genannt, der in Vindicinum begraben worden. „Lect. IX ad diem IX Maji: „Beatus sanctitate insignis missus a Romano pontifice in Galliam disseminandi evangelii causa. Ejus corpus postea in castro Vindicino sepulturæ traditum." Sie hat sich hiermit selbst geehrt und den alten Lug und Trug vom öffentlichen Cultus etc. fern gehalten.

Mit Beatus muss aber auch noch der in seiner Nähe in einer Nachbarhöhle untergebrachte St. Justus (St. Justusthal) gestrichen werden. Die alten Martyrologen, Florus, Raban, Ado, Usuard, kennen diesen Justus als Bischof von Lyon, als den berühmtesten Bischof dieser Kirche auf Irenaeus, und stimmen darin überein, dass er, ein wahrhaft frommer Mann, zuletzt sein Bisthum verlassen und sich in eine Einöde zu voller Lebensweihung zurückgezogen habe. Einige dachten nun freilich an die ägyptische Wüste, die Zufluchtsstätte der ersten Anachoreten; etwas

Digitized by Google

näher lag es aber, ihn nach der Schweiz gehen zu lassen, vorzüglich da die „religiosi cives“ von Lyon seinen Körper eingeholt haben sollen. Hier konnte er im eigentlichen Sinne des Worts, wie es Usuard sagt, den Engeln nahe leben (vitam angelis proximam agere). So wurde ihm die Nachbarin der Beatushöhle, das sogenannte hochgelegene Schafloch in dem nach ihm genannten Uestis- oder Wüstisthale (so nach einer dialektischen Umstellung) eingeräumt. Die alte Annahme, dass Beatus stets einen Begleiter bei sich hatte, hat bei dieser Einwanderung offenbar ihre Hand mit im Spiele gehabt. Beide sollen nämlich zugleich von Luzern nach Unterwalden und von hier aus über den Brünig im Oberlande angelangt sein. Auch konnte die Angabe, dass seine körperlichen Ueberreste „cum ossibus beati Viatoris, ejus ministri“ oder „socii“ nach Lyon zurückgebracht wurden, dazu mitwirken. Aus dem „beatus Viator“ liess sich leicht ein „Beatus viator“, ein Glaubensbote Beatus, herauslesen oder in dem „viator“ ein charakteristisches Epitheton für den weit und breit herumziehenden Glaubensprediger finden. Eben desshalb tritt er ganz um die gleiche Zeit, wie Beatus, in der Geschichte auf; urkundlich kommt das Justithal zuerst 1253 und 1347 vor. Um diese Zeit hatte aber Agricola noch nicht den Namen des treuen Begleiters unsers Beatus, den des Achates entdeckt; man konnte ihn also auch noch getrost mit diesem Justus in eine Beziehung setzen. Späterhin, als Agricolas Conjectur Beifall fand, half man sich mit der Annahme, Achates habe den Beinamen Justus gehabt. So war die Differenz vollkommen wie durch den besten Harmonisten ausgeglichen.

Noch gehört hierher die Sage von einer frühzeitigen Gründung des Christenthums am jenseitigen Ufer des Thunersees. Die eine führte auf die andere. Hatte man Beatus um das Jahr 100 auf dem andern Ufer seine Höhle beziehen und den „bösen Geist“ austreiben lassen, so musste man auch geneigt sein, weitere Spuren des von ihm gegründeten Christenthums in der ältesten Zeit aufzusuchen; umgekehrt konnte aber auch die angenommene frühzeitige Christianisirung dieser Gegend auf

Digitized by Google

die bestimmte Lokalisirung des Beatus einwirken. Sonderbar nehmen aber die beiden Sagen unmittelbar keine Rücksicht auf einander. Sie scheinen um gleiche Zeit unabhängig von einander in verschiedenem Interesse ausgebildet worden zu sein. Der behandelten Beatussage lag das Interesse zu Grunde, die alte Schweizerische Kirche nebst dem Petrusschüler zu verherrlichen; der gleich zu behandelnden Einigensage das andere, den Glanz des Hauses Strättlingen zu erhöhen. Beide hatten somit ganz andere Ausgangs- und Zielpunkte. Die Quelle für diese zweite ist nämlich eine ziemlich alte Chronik des Hauses von Strättlingen durch Eulogius Kyburger, Kirchherr des Paradieses St. Michaels zu Einigen, die um's Jahr 1461 geschrieben und dann späterhin durch Hans Rudolph Räbman, Diener der Kirche zu Thun (1596), Jakob Bart, Diener der Kirche zu Einigen, hernach zu Amsoldingen (1656), Abram Mühlematter zu Einigen (1691) und Christen Aesch, Schulmeister zu Schwarzenegg (1721) ausgezogen und abgeschrieben worden ist. Der Inhalt ihres 3ten Cap. ist der, dass schon im 3ten und 4ten Jahrhundert die schöne freundliche Gegend am linken Seeufer, welche „das Paradies“ und „zur goldnen Lust“ genannt wurde, mit den Segnungen und Wundern des Christenthums bekannt gemacht wurde. Es soll schon im Jahr 220 ein Herr von Strättlingen auf die Geburt eines Sohnes in dankbarer Gesinnung dem Engel Michael zu Ehren in seiner auf der Höhe über dem See liegenden Burg eine Kapelle erbaut, einen Kaplan angestellt, diesen reichlich versorgt und mit vielen Zehnten als Einkommen beschenkt haben. Der h. Michael bewährte aber auch dafür seine Kraft. Des Burgherrn Sohn ward von bösen Geistern befreit; die Glücksfahrten auf dem Zaubermantel, die der über den See setzende h. Beat nach späterer Volkssage erprobt haben soll, kehren auch hier, wenn auch in etwas modificirter Weise, wieder. Einem heil. Wernhart von Strättlingen, dem der Teufel in Pilgerstracht einen solchen gestohlen, muss dieser denselben grade in der Nacht zurückbringen, in der seine Frau ihr zweites Hochzeitsfest feiern will. Sie hatte ihn vier Jahre lang bei einer unfreiwilligen Abwesenheit vergebens erwartet; auf einer

Digitized by Google

Wallfahrt war er in der Lombardie gefangen gesetzt worden. Wie der h. Beat auf ihm durch's Wasser, fliegt er in ihm durch die Luft; der Teufel, dem alle metaphysischen Qualitäten der himmlischen Mächte zugeeignet werden, muss ihn mit Blitzesschnelligkeit in das Heimathsschloss bei dem drohenden Verluste der Gattin tragen oder durch den Mantel tragen lassen.

Weiter erzählt die Chronik, das wichtigste für uns, „es sei „ein Herr von Strättlingen gewesen, Arnold genannt, der habe „auf mancherlei Ungefäll, die seinen Vordern geschehen, daran ge„dacht, ein Hus ausser seiner Burg zur Ehre des Erzengels Michael „zu bauen, das auch eine Lütkilch sein sollte, dazu aber keine „kommlichere Stelle finden können, als am Wendelsee.“ An der Stelle, wo man das Werk begann, wollte es aber nicht gelingen. Was die Werkleute am frühern Tag gewirkt und ausgeworfen hatten, das fanden sie den folgenden Tag wieder geebnet. Der Erzengel nebst den andern heiligen Engeln musste selbst den Platz für das neue Haus, die Mutterkirche der ganzen Umgebung, bezeichnen. Sie selbst erscheinen; die Matt, früher „unter der Zil“ genannt, hiess von nun an auch „unter der Zilen zu englen Bäumen“, die für die Kirche bestimmte Stätte die „Hofstätte des Paradieses“. Hier nämlich soll die Stimme gehört worden sein: „Hie an diesem Ende des Para„dieses findet man einen Schatz, der so gross ist, dass ihn Nie„mand schätzen und bezahlen mag, Ablass aller Sünden — hie „auch Gesundheit des Leibes und der Seele von der Bewegung „des Brunnenwassers, das durch mich bewegt wird zu gleicher „Wys, als in dem bewährten Fischteich vor alten Zeiten die „Siechen durch Hülfe und Zuthun der heiligen Engel gesund „worden. — Es würde das geschehen durch die Wirkung des „h. Kreuzes, so von dem heil. Land kommen und in den Brun„nen werde versenkt werden.“ — Von Stund an habe nun der Hr. Arnold die Hofstatt, den Garten und Brunnen einer ehrbaren Matrone, Margaretha Fischerin, (um 40 ß) abgekauft, die Frau aber die ganze Summe für eine ewige Gab zur Steuer an die Kirche und den Kirchhof vergabet. In der Kirche liess nun Arnold drei Altäre bauen, den Frohnaltar aber hohl machen,

Digitized by Google

um nach altem Gebrauche (z. B. wie zu Solothurn) die Besessenen darein zu schliessen und die Beschworenen zu gelidigen, d. h. zur Anhörung der Beschwörungsformel zu zwingen. Dieser Altar wurde dem Erzengel Michael geweiht, der zur Linken der Jungfrau Maria, der zur Rechten allen heil. Jungfrauen und Märtyrern. Zugleich liess Hr. Arnold „auch machen und weihen den Kirchhof, das Glockenhaus, die Glocken, den Taufstein, Altarbücher, Kelch und allerlei andere Gezierde durch den Bischof von Lausanne", an den oder seinen Statthalter er sich mit einer Gesandtschaft gewandt hatte. Dieser entsprach dem frommen Begehren, nachdem er zuvor darauf hingewiesen, wie nach den Schriften keine Kirche geweiht werden dürfe, sie sei denn zuvor begabet mit Gilden und Gütern, dass die Priester Speise, Kleider und Herberge hätten und die päbstlichen, kaiserlichen und bischöflichen Kosten und andere Bürden getragen werden könnten. Arnold errichtete den verlangten Kirchensatz und verpflichtete sich für alle seine Nachkommen, denselben zu schirmen gegen alle ungewöhnliche Erforderung und Beschwerniss der Fürsten oder andrer Gewalten. So ward die Kirche geweiht; der Pabst Dionysius gab seine Bestätigung A. 263. Hierauf wird weiter erzählt, wie auf des Bischofs Wunsch die Kirche des Paradieses ausgemarchet, d. h. die Marche des Kilchspiels sicher bestimmt, Hr. Kuno, Burgkaplan, als Kilchherr eingesetzt und mit mancherlei Freiheiten beschenkt wurde, z. B. dass er konnte ein Taubenhaus, Jagdhund und Federspiel haben, auch fischen im Wendelsee und Niemand neben ihm. Diess Letztere soll 315 geschehen sein, der Sohn des Stifters, ebenfalls Arnold genannt, daraufhin eine Romfahrt gemacht und dem Pabst Sylvester ausführlichen Bericht über die in der Kirche des Paradieses geschehenen Wunder abgestattet, dieser aber durch solchen Bericht sich veranlasst gefunden haben, nicht bloss die vorher erwähnten Freiheiten zu bestätigen, sondern auch noch eine neue Auszeichnung für den Kilchherr beizufügen, die Erlaubniss, wie ein Chorherr des Stiftes zu Lausanne, einen Kutzhut oder weichen Chorhut (eine auszeichnende kirchliche Kleidung) zu tragen.

Digitized by Google

Wir brauchen kaum darauf hinzudeuten, wie fast alle einzelnen Bestimmungen der Erzählung auf eine spätere, als die angebliche Zeit der Stiftung hinweisen, wie sie selbst von den ersten christlichen Zeiten als längst vergangenen Zeiten spricht und in argen Anachronismen in die Zeit des Mittelalters hineingeräth. In der angeblichen Zeit gab es noch keine Burgherren von Strättlingen, keine Kapellen zu Ehren des St. Michael, keine Wallfahrten, keine Ausstattung der Kirchen in vorliegender Weise, keinen Bischof von Lausanne, keinen Statthalter desselben, keine Chorherren, keinen Kutzhut, keine dergleichen Freiheiten, keinen Ablass, keinen Exorcismus der bezeichneten Art etc. Die Erzählung selbst führt desshalb gleich in einem bedeutenden Sprunge aus dieser fabelhaften Zeit in eine andre, nämlich die Rudolphs von Strättlingen, welchem die Krone über das mindere Burgund 888 zu St. Moritz aufgesetzt wurde und auf die seines eben so genannten Nachfolgers (933) über, der, mit seiner Gattin Bertha hier verweilend, durch einen Traum von einer schönen Stadt mit hohen Mauern und 12 Thoren mit Engeln auf ihrer Spitze oder besser durch die priesterliche Auslegung desselben veranlasst worden sein soll, um den Wendelsee herum 12 Tochterkirchen des Paradieses bauen zu lassen, nämlich Frutigen, Leissigen, Aeschi, Wimmis, Uttigen, Thierachern, Scherzligen, Thun, Hilterfingen, Sigriswyl, Amsoldingen und Spiez. Kaum wird man nun glauben wollen, dass die Mutterkirche erst nach 600 Jahren zu diesen Töchtern gekommen; man wird vielmehr, das Factische im Allgemeinen zugegeben, die Gründung der Mutterkirche in eine spätere Zeit vorwärtsrücken und eine und die andere dieser Tochterkirchen in eine frühere zurück versetzen müssen, wenn man eine dem wirklichen Thatbestande sich nähernde Vorstellung gewinnen will. Dazu sind wir aber auch historisch vollkommen berechtigt. Das Seevorgebirge Spiez kommt als „Spiets" mit einer Kirche (basilica) neben Scherzligen schon 763 vor. Die Kirche von Einigen, Zeinigen, die freilich urkundlich erst 1228 genannt wird, nach der constanten Tradition die älteste Kirche des Oberlandes, wird desshalb in eine noch frühere Zeit hinaufreichen,

Digitized by Google

auf die auch ihre basilikenartige Bauart hinweist. Das ist sicher, dass wir die Bewohnerschaft dieser Gegenden den hier aufgefundenen Alterthümern gemäss bis in die Römisch-Celtische Zeit zurück verfolgen können und selbst der Name Strättlingen (strata via) nebst andern auf Römische Ansiedlungen und Kunststrassen mit den gewöhnlichen Befestigungen (Castellen in gewissen Distanzen) hinweist. Man hat selbst zu Thun unter andern Kaisermünzen zwei „Constantius junior" gefunden; schon in der Römerzeit kann desshalb die Kunde des Christenthums bis hierher vorgedrungen sein. Dieses Alter, einzelne Lokalbezeichnungen, bestimmte Volksvorstellungen, z. B. die, dass Gott selbst die geweihte Stätte seiner Häuser zu bestimmen habe (Grindelwald, Blumenstein), wahrgenommene Heilkräfte etc. wurden dann die Anhaltungspunkte, an welche die Volksphantasie ihre Gewebe heftete.

Endlich gehört zu diesen Sagen noch ein anderer, das gleiche Thema, die Christianisirung der innern Schweiz, betreffender Bericht, der zu dem obigen in Betreff des Beatus in eine nähere Beziehung tritt, als der über die Einigenkirche. Er bezieht sich auf das schon genannte Nachbarland des Berner Oberlandes, durch welches Beatus hierher gekommen sein soll, auf Unterwalden. Hier sollen sich unter den die Christen verfolgenden Kaisern, nachdem unter den Römischen Bürgern selbst eine grosse Misshelligkeit enstanden, unterschiedliche edle, der christlichen Religion zugeschworne Geschlechter, mit andern eifrigen Christen von Rom abgereist, um ein Land zu suchen, wo sie von Verfolgungen frei Gott dienen könnten, in der wildwaldichten Gegend niedergelassen und sie zu ihrer Wohnung und bewohnbar gemacht haben (Lang histor. theol. Grundriss S. 845). Weil nun der Stadt Rom als ihres lieben Vaterlandes vornehme Patrone die Apostel St. Peter und Paul waren, hätten die frommen Unterwaldner insonderheit diese heiligen Apostel zu ihren Landespatronen gewählt (die Sache wird grade umgekehrt zu stellen sein); das wäre aber den gottseligen Unterwaldnern noch nicht genug gewesen, sondern theils aus christlicher Andacht zu diesen Aposteln, theils aus natürlicher Annei-

Digitized by Google

gung zu ihrem lieben Vaterlande hätten sie eine grosse Begierde gehabt, einmal eine grosse Wallfahrt nach Rom anzustellen. Als nun gegen Ende des 4ten Jahrhunderts Gothen, Wenden, Swaben, Burgunder und Alanen unter Alarich eingebrochen und auch der Stadt Rom, ja ganz Italien, besonders Anastasius, dem heil. Pabst, und Honorius, dem frommen occidentalischen König, nicht geringe Furcht und Sorge eingejagt, da hätten sich die frommen Unterwaldner entschlossen, nicht allein ihr langes Vorhaben auszuführen, zu St. Petrus und Paulus Grab nach Rom zu wallfahrten, sondern auch es wider seine ungläubigen Feinde zu schützen (398). Sie hätten sich nun auch als Schweizerhelden erwiesen; für ihre ruhmvolle Waffenthat soll sie dann Honorius nebst den sie begleitenden Urnern und Schwyzern für von aller fürstlichen Herrschaft befreite Leute erklärt, der Pabst Anastasius I aber zur Bezeugung seiner Dankbarkeit mit kostbaren Pannern (rothes Feld mit einem doppelten weissen aufrechtstehenden Schlüssel) beschenkt haben. Pabst Julius II habe späterhin diese Waffenthat und Schenkung durch die Schenkung eines neuen Panners an Ob- und Nidwalden bezeugt (1512) und mit goldnen Buchstaben und Zahlen den Bestand des unter Pabst Anastasius geschehenen Hülfszuges bekräftiget. Es heisse: „Anno a nativitate Christi (398) populus subtus nemus (supra nemus), sub Anastasio papa pro fide Christiana pugnans, in signum victoriæ ac præmium virtutis hæc armorum insignia obtinuit, quæ postea a Jul. II, pont. max. prædicto populo, pro libertate ecclesiæ in Lombardia pugnante, anno Sal. MDXII confirmata.“ Julius II hatte hiernach guten Grund, sich gegen die Unterwaldner dankbar zu bezeugen. Diese Bestätigung kann desshalb nur beweisen, dass Julius die Schweizer nöthig hatte und desshalb die alte Sage benutzte, um sie den päbstlichen Interessen willfähriger zu machen, nicht aber, dass die Unterwaldner im Jahre 398 den bezeugten Feldzug gemacht haben. Sie wünschten selbst nichts sehnlicher, als dass ihnen die alten Titel bestätigt werden möchten; wie hätte man nicht diesen Wünschen entgegenkommen und nicht noch dazu gern die ehrenvollen Panner beilegen sollen?

Digitized by Google

Die Quelle, der wir diese Sagen verdanken, ist Joh. Püntiner von Uri, Landammann daselbst, welcher im Jahr 1414 eine nie gedruckte und jetzt nicht mehr im Originale vorhandene Chronik in der Weise der Zeit ohne alle Critik zusammenschrieb und die uncritische Quelle der ältern Chronikschreiber über die Urkantone geworden ist. Grade durch den damaligen Kampf und Siegesruhm der Waldstätte sah er sich veranlasst, auch um ihre Wiege den grössten Glanz zu verbreiten und nahm hier gern auf, was ihm die trübsten Quellen brachten. Wie die Römer ihren Ursprung von den Trojanern, leitet er mit seinen fabelhaften Quellen den Ursprung der alten Geschlechter seines Landes von Alarich und seinen Grossen, den der freien Urner von den freien Gothen ab und lässt sie überall da als wahres Heldengeschlecht auftreten, wo es schwere Kämpfe auszufechten gab. Der erwähnte Feldzug ist nicht der einzige, den sie unternehmen, bei dem sie übrigens anfangs mit Alarich, der erst später abtrünnig wurde, dem Kaiser Theodosius und dem Pabste geholfen haben sollen; sie müssen auch mit den Vandalen, Hunnen, Longobarden und Saracenen kämpfen. In gleicher Weise haben die folgenden Chronikschreiber fortgefabelt; die symbolische Fahne mit den Petrusschlüsseln ward aber der Lebenspunkt, um den sich die in Namen und Zeitbestimmungen wechselnde Sagenbildung drehte. Sehr intsructiv ist die Darstellung Johann Schniders, Bürgers, Notars und Schulmeisters zu Luzern im 16ten Jahrhundert, welcher den Römerzug in's Jahr 358 unter Siricius verlegt. Nach ihm soll der Pabst zu spät daran gedacht haben, dass er den Unterwaldnern „gegeben die Schlüssel zu führen, so keinem Herrn, keinem Volk oder Herrschaft nie geben oder vergönnt worden zu führen". Er sandte ihnen nun eilends Boten bis auf den St. Gotthard nach. Diese kamen aber zu spät; die Unterwaldner waren schon heim. Der Pabst fügte sich aber der göttlichen Ordnung und stellte von nun an seine Schlüssel nur über einander.

Wir werden desshalb auf diese Sagen vom Römischen und Gothischen Ursprunge kein grösseres Gewicht legen dürfen, als auf die Dichtung eines Virgils. Abgesehen von einigen proble-

Digitized by Google

matischen, der Alles latinisirenden Mönchssprache ihren Ursprung verdankenden Römischen Benennungen, z. B. Stans (angeblich stantium, statio), Lungern (Lungula), Sarnen (Sarnum) etc., liegt auch nicht das geringste historische Fundament für sie vor. Es spricht vielmehr gegen sie, dass die Gegend damals noch gar nicht bewohnt war, dass die Chroniken, welche die Waldstätte als so frühzeitig bevölkert darstellen, selbst volle 300 Jahre nichts mehr über sie zu sagen wissen, dass erst um die Mitte des 9ten Jahrhunderts sicher einiger Oerter Unterwaldens (843) und des „pagellus Uraniæ“ (853) und noch später der einzelnen Oerter von Schwyz gedacht wird und nebenbei laufende Zusätze diese Gegenden noch fast als eine Wildniss charakterisiren. Unterwalden heisst der Wald am grossen See, Schwyz ein Hof mitten im Walde, die Gegend der March um Nuolen ein grosser Sumpf. Erst im 13ten Jahrhundert wird von grössern Gemein- und Völkerschaften gesprochen; im Jahre der Stiftung des ewigen Bundes vermögen aber die drei Länder trotz aller Kraftanstrengung nur 1300 Mann in's Feld zu stellen. In kirchlicher Hinsicht langte die schon erwähnte Kirche zu Yberg bis gegen das Jahr 900 noch für die Christen aller drei Orte zu, bis eine zweite zu Schattdorf bei Altorf, dem ältesten Dorfe des „pagellus Uraniæ“, dessen Bewohner noch jetzt den Vorgang bei Processionen haben, hinzukam. Endlich wurde auch noch die alte Kapelle zu Ennetmoos im Lande Unterwalden zu einer gemeinsamen Pfarrkirche eingerichtet; ein Priester versah aber noch den Gottesdienst abwechselnd für die wenigen Hirten von Schwyz und Unterwalden.

Man konnte auch nicht früher an eine Niederlassung denken. Das konnte erst dann geschehen, als die Bevölkerung auf die Allemannenüberschwemmung, die sich bis hin an die Hochgebirge ergoss, in den Niederungen während den Zeiten grösserer Ruhe anwuchs und die weltlichen und geistlichen Machthaber immer mehr das ergiebige Land an sich rissen; jetzt erst drängte sich der Strom der Bevölkerung den Hochgebirgen zu, die eine Zufluchtsstätte für die kleinern Freien oder Allodialbesitzer, mochten sie sich nun unter den Schutz eines

Digitized by Google

Mächtigen oder der Kirche begeben oder nicht, für die grade an die schwere Arbeit der Urbarmachung gewöhnten Landbebauer wurden (cfr. Burkhards Untersuchungen über die erste Bevölkerung des Alpengebirges im Archiv für schweizerische Geschichte B. 4). Wohl mögen in Zeiten der Noth und des Bedrängnisses sich einzelne in die Wildniss geflüchtet haben; sie fassten aber hier nicht festen Fuss und wenn auch, so waren es sicher keine Römer, die hier ein Asyl oder eine Wohnung suchten. Denn dann würden wir, wie anderwärts, auch hier die gewöhnlichen Zeugen für ihr Hiersein, Bauwerke und Münzen etc., vorfinden. Es sind nun zwar neuerdings Römische, ja Celtische Alterthümer hier und dort zum Vorschein gekommen, z. B. in Schwyz, Brunnen, Ottenhausen, Ebersol; diese aber doch nur an leichter zugänglichen, nicht zu weit von den Römischen Ansiedlungen abliegenden Oertern. Im Innern der Waldstätte ist noch kein Fund gethan worden, der einen Anhaltungspunkt für die luftigen Traditionen böte.

Anmerk. Zur Literatur über die Zürcherlegende ist noch beizufügen, dass die älteste Aufzeichnung derselben sich wohl im Kloster St. Gallen befindet. Grimald, Erzkanzler König Ludwigs, seit 841 Abt des Klosters, besass unter seinen Büchern eine Passionsgeschichte der Geschwister, die er mit seinen übrigen Büchern dem Kloster schenkte. Die Handschrift aus dem Ende des 8ten Jahrhunderts ist noch vorhanden; ihre Darstellung stimmt mit der Zürcherischen im Wesentlichen überein. Die wichtigste Differenz besteht darin, dass sie den Mönch Florentius noch nicht kennt; einer orthographischen Unbestimmtheit verdanken die Lesarten „castrum Toricum“ und „castrum Duricum“ ihren Ursprung. Ein noch andrer Codex der St. Gallischen Bibliothek aus dem 8ten Jahrhundert, wie der Grimald'sche, nähert sich noch mehr dem Zürcherischen.

In Bezug auf die Luzernische Copie der genannten Urkunde von Wighard und Rupert dürfte die Notiz nicht ohne Interesse sein, dass sie sich in einem Pergamentrodel des 12ten Jahrhunderts mit noch fünf andern Dokumenten findet, welche alle die gleichen Schwierigkeiten rücksichtlich der Chronologie und alle grose Aehnlichkeit mit Diplomen aus der Zeit Ludwigs des Deutschen und Karls des Dicken zeigen. Diese Notiz spricht so einestheils für das hohe Alter, anderntheils aber auch für die Unechtheit der Urkunde, die mit den andern aus einer sorglichen Hand und wahren Urkundenfabrik hervorgegangen zu sein scheint (cfr. Geschichtsfreund, Mittheilungen des historischen Vereins der V Orte, I, p. 155 und 218).

Digitized by Google

Geschichte der Gründung des Christenthums in Rhætien unter der Römer- und Gothenherrschaft.

Es hatte sich das für seine Freiheit glorreich kämpfende Rhætien länger als das Nachbarland gehalten; es bedrohte selbst die Römischen Provinzen lange hin mit Einfällen und Raubzügen. Die Römer wussten aber in der Zeit noch ungebrochner Kraft die wilden Bergbewohner in ihre Gränzen zurückzudrängen. Vorzüglich war es Lucius Munatius Plancus, von Cæsar mit der Verwaltung der „Gallia comata" beauftragt, welcher die in der Zeit der Verwirrung auf Cæsars Ermordung in's Helvetische Gebiet Einbrechenden mit blutigen Köpfen zurückwies und triumphirend in Rom einzog. Unter Augustus wurde das „ungebeugte Haupt des Rheines" durch seine desshalb hochgefeierten Stiefsöhne Drusus und Tiberius nach einem Verzweiflungskampfe gänzlich gebeugt. Es musste das geschehen und das Land mit Castellen besetzt werden, um das Volk im Zaume zu halten, die Römerherrschaft über die Schweiz zu sichern, den Pass nach Vindelicien offen zu erhalten und eine starke Vormauer gegen die Barbaren zu gewinnen. Der erwähnte Kaiser war es übrigens auch, der in militärischer Umsicht eine Römische Colonie an dem Rheinufer und der Grenze des Raurachischen Gebietes unter demselben Lucius, die sogenannte „colonia Augusta Rauracorum", gründete oder sie nur erneuerte, also auch hier das Römische Element recht einbürgerte. Zu Cajeta auf einem in das Meer hineinragenden Vorgebirge findet sich desshalb noch jetzt die rühmende Anzeige, dass Lucius Munatius Plancus, Lucii Sohn, Lucii Urenkel, einen Triumph über Rhætien gefeiert und aus der damals gewonnenen Beute dem Saturn einen Tempel erbaut und Colonieen auch nach Lyon und Raurachien geführt habe.

Bei diesen Eroberungen konnten aber die Römer nicht stehen bleiben; sie mussten zu grösserer Sicherheit und zur Verbindung mit den östlichen Donauprovinzen das ganze Flachland bis zur Donau sich zu unterwerfen suchen. Es gelang das

Digitized by Google

schon unter den beiden kriegserfahrnen Brüdern; Rhætien umspannte als das zweite (secunda Rhætia) auch Vindelicien und trat so in eine nähere politische Verbindung mit diesem Lande und den angrenzenden, die selbst auf die officielle Auflösung derselben noch lange fortgewirkt hat. Es lassen sich desshalb die religiösen Beziehungen beider Länder nicht ganz unabhängig von einander betrachten. Haben wir nun auch keine Berichte über die Christianisirung dieses grossen Länderstriches, die so weit zurücklaufen, als die über das der Schweiz benachbarte Gallische Gebiet, so fallen sie doch in eine nicht viel spätere Zeit. Der lebendige Verkehr zwischen Italien und den Donauländern brachte das mit sich. Wir haben schon zuverlässige Angaben aus der Diocletianischen Zeit, z. B. über die Märtyrer von Siscia und Lorch; vorzüglich ist aber ein unschätzbares diese Gegenden betreffendes Document die Biographie des heil. Severin von seinem Schüler Eugippius, ein an Reichthum des Inhaltes noch wichtigeres Dokument, als die nur auf das Klosterleben sich beschränkende fast gleichzeitige „vita Romani, Lupicini et Eugendi". Schon Isidor. „de viris illustribus" c. 13 kennt diesen Eugippius, der sich später in ein Kloster bei Neapel zurückzog, und das von ihm verfasste Leben. Er soll auf das Consulat des Importunus (509) unter dem Kaiser Anastasius ruhmvoll gewirkt haben. Es ist das nun zwar ein späterer Zusatz einiger Handschriften; die Sache ist aber richtig. Severin trat gleich nach dem Tode des Attila auf (453—454) und starb 481—482, sechs Jahre früher, als Odoaker sich genöthigt sah, alle Römer nach Italien zurückzubernfen (487—488. „Vita Severini c. 45). Es war das also eine Zeit tiefster Noth, als Severin überall als ein rettender Engel auftrat, den Nothleidenden, Gedrückten und Gefangenen ein Vater und Erlöser wurde, zwischen Römern und Deutschen vielfach Friede vermittelte und den Bischöfen und Römischen Landeshauptleuten mit Rath und That zur Seite stand. Die Römer mussten die letzte Kraft aufbieten, um sich gegen die von allen Seiten andringenden Germanischen Völker zu halten. Die Mehrzahl von Kastellen ist anfangs noch in ihren Händen; bald müssen aber die westlichen

Digitized by Google

und endlich das ganze Land eben so wie früher Helvetien geräumt werden. In Bezug auf das religiöse Leben erscheint das ganze Land christianisirt; selbst bis zu den andringenden Barbaren hat das Christenthum schon einen Weg gefunden. Die Römische Bevölkerung steht aber als orthodox katholisch den Barbaren mit arianischem Christenthum gegenüber; es zeigt sich eine weit grössere Spannung zwischen beiden Partheien, als zwischen den Provinzialen der westlichen Schweiz und den Burgundionen. Gisa, die Schwiegertochter des Rugierkönigs Flacitheus, will die Katholischen selbst wiedertaufen. Die im Kampfe um äussern Besitz genährte Erbitterung steigerte auch die religiöse. Wenn irgendwo standen sich desshalb grade auf diesem Boden die orthodoxen Römer und die „hostes hæretici" gegenüber.

Nach diesen Vorerinnerungen wird es uns nicht befremden, wenn man auch in einer möglichst frühen Zeit einen Apostel für Rhætien zu gewinnen suchte. Bald fand man auch einen solchen. Es sollte diess ein gewisser Lucius gewesen sein; in Betreff der Personalitätsbestimmungen konnte man sich aber lange nicht einigen. Einige identificirten ihn mit dem Act. 13, 1. erwähnten; vorzüglich setzte sich aber die Ansicht fest, es sei dieser Lucius der König Britanniens, von dem Beda in seiner „histor. eccles. Angl. I, 4. berichtet, er habe unter Markus Antonius Verus (156) einen Brief an den Pabst Eleutherius mit der Bitte um die ihm auch gewährte Aufnahme in die christliche Gemeinschaft gesandt, ein Bericht, der späterhin vielfache unter sich abweichende Zusätze vorzüglich in Betreff der beiderseitigen Gesandten erhalten hat. So drang denn allmälig in die Volkssage und die Martyrologieen diese nähere Bezeichnung des Rhætischen Apostels ein, die wiederum neue schärfere Bestimmungen nach sich zog. Leider wissen aber die ältesten Martyrologieen von diesem Lucius nichts. Beda, der unsern Lucius zuerst nennt, spricht kein Wort von einer etwaigen Abdankung dieses Königs zu Gunsten christlicher Missionsthätigkeit und seiner Einwanderung in Rhætien.

Digitized by Google

Der älteste Zeuge, den wir für einen Rhætischen Apostel dieses Namens haben, ist das Lucienkloster zu Chur. Die Gründung desselben reicht in das graue Alterthum zurück. Wir kennen einen Marmorstein, der über dem Grabe des um Rhætien hochverdienten Bischofs Valentinian († 548) in der Gruft der Klosterkirche lag. Schon also im 6ten Jahrhundert existirte es; vor demselben mag also schon ein Lucius als Apostel des Landes anerkannt worden sein. Es ist aber damit nicht gesagt, was das für ein Lucius war. Mit Recht glaubte man jedoch, grade hier etwas Näheres über den Patron des Klosters erfahren zu können. Der schon genannte Vadian bat desshalb zur Zeit der Reformation den zu Chur weilenden Gelehrten Joh. Comander, Pfarrer an der Domkirche daselbst, gewissenhaft dem Ursprung des Klosters und der ebenfalls nach Lucius genannten Domkirche in Chur nachzuforschen. Er that es; es wurde ihm nun auch von den Mönchen ein altes, auf Pergament geschriebenes Buch eingehändigt, in welchem er die Notiz fand, dass Timotheus diesen Lucius bekehrt habe. Es ist diess nun offenbar eine auf Röm. 16, 21. sich stützende Annahme, wo auf Timotheus gleich Lucius als ein die Römischen Christen Grüssender angeführt wird. Dieser Lucius ist nun keineswegs der König der Briten; es würde also hieraus folgen, dass der Codex den Rhætischen Lucius nicht mit dem Britischen identificirte, also das Lucienkloster selbst in jener Zeit noch nicht dieser gangbar gewordenen Tradition huldigte. Es ist freilich nicht das Alter des Codex bekannt; je jünger er aber ist, desto mehr bezeugt er, wie man selbst in späterer Zeit dieser Angabe wenig Glauben beimass. Comander begnügte sich übrigens nicht mit dieser dürftigen Notiz; er durchsuchte selbst die Bibliothek des Klosters und fand noch in einem Homilienbuche die Worte: „Anno domini millesimo cccxxx combustum est ecclesia sancti Lucii regis et confessoris in die S. Lucæ evangelistæ", eine Notiz, die auch mit den dunkeln Erinnerungen der Mönche übereinstimmte. Diese Notiz, die also jedenfalls ins 14te Jahrhundert gehört, spricht nun allerdings von dem Britenkönige, sonst aber gibt sie keinen weitern Aufschluss,

Digitized by Google

als den, dass sich kein andrer hier erwarten lässt, dass im Jahr 1330 alle alten Dokumente, wenn deren einige vorhanden waren, verbrannt sind. Nach einer mündlichen Angabe der Mönche sollte das Kloster zwei Mal hinter einander innerhalb eines Zeitraumes von 40 Jahren ein Raub der Flammen geworden sein.

Dieser Zeuge würde somit noch wenig entschieden für den königlichen Apostel auftreten. Notker († 912) ist der erste, der ihn in seinem Martyrologium nennt; erst also 700 Jahre nach seiner angeblichen Wirksamkeit wird desselben Erwähnung gethan. Und wie geschieht diess? Notker sagt, nachdem er Beda's Bericht wiederholt, zum 25. Mai (VIII Cal. Jun.): „partem Bojariorum et totam Rhætiam miraculis et prædicationibus ad fidem Christi convertisse creditur. Cujus sepulcrum, id est, qui in Rhætia requiescit, sive rex quondam ille, sive quicunque servus dei fuerit, creberrimis virtutibus celebratur.“ Er gibt also das über seine Bekehrungsthätigkeit Gesagte nur als einen Glauben, nicht einmal als eine alte bewährte Volkstradition; er deutet entschieden an, dass man über die Herkunft dieses Lucius nichts Bestimmtes wisse und nur unter andern auch mit die Annahme auftauche, es sei derselbe mit dem alten Britischen König eine und dieselbe Person. Einige Urkunden jener Zeit, die als solche vorsichtiger zu verfahren hatten, nennen ihn desshalb auch nur einen „confessor“. So klagt Victor, Bischof von Chur, in einem Schreiben an Ludwig den Frommen (821): „quod nec sacratissimum corpus beati Lucii confessoris reliquerint“. Eine andere Urkunde von 951 nennt die „ecclesia sanctæ dei genitricis Mariæ beatique Lucii confessoris caput Curiensis episcopii“. Wie hätte man aber nicht an dem königlichen Apostel festhalten sollen? Die jetzt beginnende Chronikschreibung macht dem Schwanken ein Ende. Die Chronik des Marianus Scotus († 1086), der vorzüglich Beda folgt, die des Klosters Mölk um 1123 (chronicon Mellicense), die erste zum Jahr 177, die andre zum Jahr 186, erkennen die Missionsthätigkeit des Britischen Königs ohne Bedenken; an die Martyrologieen, z. B. der Hagenauer Codex Usuards, der auch die Emerita, die Schwester des h. Lucius, kennt, und die Urkunden des Klo-

Digitized by Google

sers folgen. Um die Mitte des 15ten Jahrhunderts bezeugt der Bischof Ortlieb, dass Lucius das orthodoxe Christenthum in Rhætien gegründet habe und mit seiner Schwester Emerita in dem Kloster leibhaftig ruhe. Alle gönnten aber den beiden Heiligen auch jetzt noch nicht das Ehren- und Ruheplätzchen. Es soll ein gewisser Salandronius gleich vor Comanders Zeit, so wie dieser es erzählt, öfters behauptet haben, es sei ein Edelmann von Underwegen in der bei Chur vorbeifliessenden Plessur ertrunken und an dem Orte, da St. Lucii Kloster sei, begraben worden, den verehre man für St. Lucius; seine Verwandten hätten das Kloster gestiftet. Es ist das eine merkwürdige Angabe bei ihrem Verstosse gegen den sich fixirenden Volksglauben; es klingt in ihr noch einmal die alte Unsicherheit und Schwankung durch. Um das Jahr 1000 soll übrigens auch die erste Lebensbeschreibung dieses Lucius erschienen sein. Suffridus Petrus „de scriptoribus Frisiæ" bemerkt Decad. 7, 5.: „Uffingius, qui et Uffo Vercomiensis, patria natione Frisius, in monasterio S. Ludgeri Vertinæ (Werthheim). Claruit circa annum 1000. Extat autem antiquum exemplar M. S. historiæ collatæ per hunc — de vita S. Idæ Viduæ, item historia S. Lucii regis Britanniæ." Möglich, dass hier eine Verwechslung des Lucius mit Ludgerus, dessen Leben er sicher verfasst hat, untergelaufen ist; jedenfalls konnte Voss nach einer Bemerkung in seinem Werke „de historicis Latinis" das Manuscript nicht zur Einsicht bekommen. Es hätte grosses Interesse; der Titel gibt keine Andeutung, ob er schon den Britischen König in Rhætien auftreten liess; die Analogie mit der andern von ihm verfassten Lebensbeschreibung des Ludger führt aber darauf.

Mehr erfahren wir noch über ihn in den Schweizerchroniken. Stumpf (Chronik 1606 B. 10, Cap. 15) will Folgendes in des Gestiftes Chur alten Geschriften gefunden haben: „Anno 176 bei Zeiten des Kaisers M. Antonini ist S. Lucius, König von Britanien aus bemeldetem Königreiche gezogen, ist erstlich in's Baierland gekommen und hat die selbige Landschaft bekehrt; darnach gegen Augsburg, zuletzt in der Rhætier Land. Da er über den Bühel ob dem Schloss Gutenberg gegangen, als da

Digitized by Google

es noch St. Lucii Steg genannt wird und ist also in die Gelegenheit, da jetzt die Stadt Chur ist, ankommen und hat daselbst mit sammt St. Emerita den christlichen Glauben bekennt und geprediget. Emerita ward zu Trimmis, eine halbe Meile von Chur, gemartert, St. Lucius aber hat sich etwas Zeit zu Chur in einer Höhle des Berges aufgehalten, das Evangelium gepredigt und ward zuletzt vom groben ungläubigen Landvolk und durch den Landvogt auf dem Schloss Martiola zu Chur gemartert." Vergleichen wir noch die ausführliche Rhätische Chronik Guler's (1616 S. 33), so gibt sie weiter folgende nähere Aufschlüsse: „Es hielten Einige diesen Lucius für König Coilli Sohn, Marii oder Mannii Enkel und Arviragi Urenkel, der viel Land durchreist, bis er nach Niederrhætien und daselbst in die Stadt Augsburg gekommen, wo er unter andern Campestrius, einen der vornehmsten Herren, bekehrt habe. Aus Hass hätten ihn die Heiden daselbst beschimpft, mit Steinen geworfen und endlich in einen Sodbrunnen hineingestürzt, aus welchem den Halbtodten etliche Gläubige wieder hervorgezogen. Dann sei er über den Luciensteig in das alte graue Rhætien mit der Emerita gezogen. Diese sei gleich auf den Anfang ihrer Predigt zu Trimmis mit der Marter des Feuers gekrönt worden, Lucius aber habe sich noch eine gute Zeit im Luciuslöchlein aufgehalten, kräftig gelehrt und Wunder gethan, bis das rohe, ungläubige, gottlose Volk endlich zu ihm gegriffen und ihn durch den Römischen Landvogt auf dem Schloss Marsöil vom Leben zum Tode verurtheilt habe." Er eifert zum Schlusse gegen die Englischen Geschichtschreiber, welche den König Lucius in seiner Heimath ohne Leibeserben sterben lassen. Sprecher in seiner „Pallas Rhætica" (1617) und seiner Rhætischen Chronik gibt abgesehen von einigen schärfern geographisch historischen Bestimmungen über Land und Volk nichts Neues; dagegen wissen die beiden Theologen Murer und Lang die alte Legende in ihrer Weise etwas weiter auszuschmücken. Lucius tritt jetzt als ein vom Pabste selbst geweihter Apostel auf; die päbstlichen Legaten sollen ihm die Gewalt verliehen haben, den Ungläubigen das Evangelium zu kündigen, er aber nicht nur

Digitized by Google

den von Rom empfangenen christlichen Glauben gepredigt, sondern auch mit dem Werk, vor Allem mit der Aufrichtung einer Kirche zu Ehren der Mutter Gottes und des Apostels St. Andreas, mit seinem Cœlibat und der Sammlung der Gebeine seiner Schwester in ihrem im Feuer unverletzt gebliebenen Schleier bestätigt haben. In Bezug auf seinen Tod schliesst sich jedoch Murer, abweichend von den Chroniken, mit Baronius und Andern an die ältern Bestimmungen an, dass er im hohen Alter nach viel Arbeit und ausgestandenen Verfolgungen seliglich im Frieden verschieden (den 3. Dec.). Hottinger in seiner Kirchengeschichte (1698) konnte sich gegen diese Sage sehr entschieden aussprechen; er thut es mit einer bis zur Ironie fortschreitenden Schärfe. Es liess sich aber dagegen nicht viel sagen. Blum hilft sich, ohne auf eine Critik einzugehen, mit dem die Legende auf sich beruhen lassenden „Es soll"; Eichhorn bezweifelt dagegen in seinem trefflich gearbeiteten „episcopatus Curiensis (1797), sich besonders auch noch an die lateinischen Namen des Lucius und der Emerita stossend, gradezu, ob der Britische König je Rhætien gesehen habe.

Auf den ersten Moment befremdet der Name des nach Rhætien versetzten Apostels. Erinnert man sich aber, wie in der ältesten Geschichte Rhætiens der oben genannte Lucius eine bedeutende Rolle spielt, wie einzelne nach ihm benannte Lokalitäten den Namen des unerschrockenen Feldherrn von einer Zeit zur andern forttrugen, so möchte sich schon von dieser Seite her der Schleier über den angeblichen Landesapostel etwas öffnen. Man konnte freilich den Besieger der Nation nicht mit dem Ueberwinder des alten Aberglaubens identificiren. Der Name lebte aber im Munde des Volkes fort. So kam man leicht auf die Annahme eines von dem Römerfeldherrn verschiedenen Lucius als Landesapostels. Noch wurde man aber von einer andern Seite auf diesen Namen geführt. Die Apostelgeschichte gedenkt XIII, 1. eines Lucius von Cyrene; das sehr alte „martyrologium Romanum parvum" erwähnt darauf diesen „Lucius Cyrenensis"; die ältern Martyrologieen folgen ihm. Er heisst wohl auch „Cirinensis" und „Cirenensis"; die Martyrologieen

Digitized by Google

schwanken in Bezug auf die Orthographie des zweiten Wortes. Es ist nun eine häufig vorkommende Erscheinung, dass man, ohne es mit der historischen Erklärung genau zu nehmen, dergleichen Lokalitätsbestimmungen so ausdeutete, wie es gerade das religiöse Interesse nahe legte. Ein auffallendes Beispiel ist der schon früher genannte, 2 Tim. IV, 10. erwähnte Crescens; wegen des dort genannten Galatiens wird er gleich als ein Apostel Galliens bezeichnet. So las man auch in Rhætien aus dem „Lucius Cyrenensis" oder „Cirinensis" einen „Lucius Curiensis" heraus, also einen, der in Chur das Evangelium gepredigt habe. Eben desshalb können sich die ältesten Angaben noch nicht von dem biblischen Lucius trennen.

Anders wurde das im Mittelalter. England war das Land der Glaubensboten und zwar speciell auch das der Schweizerapostel, Lucius nach Beda der älteste unter den in diesem Lande Bekehrten; was lag wohl näher, als diesen Lucius trotz seines ruhigen Todes im Vaterlande nach Rhætien ziehen und eben so die „prima" als auch die „secunda" bekehren zu lassen? Die geneaologischen Bestimmungen über denselben gab Beda zur Hand, die einzelnen Notizen über seine Bekehrungsthätigkeit dunkle Erinnerungen aus alter Zeit. Auf seiner Reise aus der „secunda" in die „prima" musste er übrigens durch das jetzige Lichtensteinische auf dem sogenannten Luciensteig, einem breiten Thalwege, in's Graubündnerland eintreten. Die einsame Felsen- und Waldgegend eignete sich gut zu einem Einsiedlerleben; desshalb liess man ihn hier verweilen, eben so wie zu Chur in einer Höhle, die, noch jetzt gezeigt, eine gute Kanzel für den Prediger des Evangeliums abgab. Eben desshalb soll er auch hier noch einige Zeit gewirkt haben, nachdem schon seine Schwester Emerita zu Trimmis den Märtyrertod erlitten. Wie er zu dieser Beda unbekannten Schwester kam, mag sich eben aus dieser bestimmten Lokalbezeichnung ergeben. Es soll nämlich an einem gleichnamigen Orte Schottlands, Trimontium, eine solche Emerita gelitten haben, die man sehr leicht mit Lucius nach dem Rhætischen Hochlande übersiedeln konnte. So brachte man beide in eine engere Verbindung. Natürlich

Digitized by Google

musste man jetzt auch auf die Gebeine des Britischen Königs Beschlag legen, wie wohl sie nach den Historikern Britanniens zu Glocester ruhen.

So legt sich die spätere Gestaltung der Sage offen dar; Glauben verdient sie keinen. Im Grunde widerspricht sie selbst, wenn auch nicht explicite, doch implicite den ältesten Notizen. Diese wissen, wie wir sahen, nichts von dem königlichen Apostel. Diesen würden sie aber sicher mit besonderm Interesse verherrlicht haben, wenn sie ihn gekannt hätten. Ganz ähnlich verhält es sich mit einer andern, noch jüngerer Zeit angehörigen Angabe, dass Evantus uud Hermes unter Maximinus Thrax († 238) in Rhætien den Märtyrertod erlitten hätten. Usuard schliesst sein Martyrologium zum 31. December mit den Worten: „Retiariæ S. Hermetis exorcistæ". Dafür hat man „Rhætiæ" gelesen; so schon der Hagenauer Codex Usuards: „In Rhætia provincia, civitate Retiaria depositio S. Hermetis". Es sind das haltlose Conjecturen; das „Retiaria" ist ganz anderswo (Serbien?) zu suchen. Die beiden Heiligen, die das Hieronymianische Martyrologium verbunden nennt, sind somit nur durch einen geographischen Irrthum hierher gekommen. Der Wahrheit gemäss mag aber Rhætien noch vor den Zeiten Constantins von Italien aus, mit dem es, der deutschen Invasion unzugänglich, nach Sitte, Recht und Sprache bis in die späte Zeit in Verbindung geblieben ist, allmälig mit dem Christenthum bekannt geworden sein. Wir wissen, dass die Römer hier eine starke Wachpostenkette (Marsoila, Spinoila, Planterra [Imburg, Ebenburg]) errichtet hatten, die „legio Italica III" hier stationirte (Dio Cassius LV, 24), dass starke Truppenmassen auf der grossen Militärstrasse durch das Rheinthal nach den Donauländern hin- und herzogen; wir wissen, dass die Kirche zu Mailand schon im 2ten Jahrhunderte blühte und weithin auf die Umgebung einwirkte (Murat. rerum Italic. scriptor. Tom. I, P. II, p. 207), wir hören in dem Leben des h. Faustinus und der Jovita, dass damals ein Rhætischer Præses in heidnischem Fanatismus sich möglichst gegen das Eindringen des Christenthums in seine Provinz gestemmt habe; wir lernen eine Menge Märtyrer kennen, welche, wie in Vin-

Digitized by Google

delicien, so in den benachbarten Gegenden Oberitaliens unter Diocletian und Maximian den Märtyrertod erduldeten (zu Como, Aquileja, Verona); es müsste so wunderbar zugegangen sein, wenn nicht auch hierher früh die Kunde vom Christenthum gedrungen wäre. Gulerus in seiner Rhætia (1616) sagt ausdrücklich, als er auf den von Argobastes zum Kaiser erhobenen Eugenius, angeblichen Mörder Valentinians II, zu sprechen kommt: „Ob aber gleich beide Rhætien Italien einverleibt waren, so „melden doch die einheimischen Zeitregister, dass diese sich „nicht an ihn haben ergeben wollen wegen seines schlechten „Herkommens und abgöttischen Wesens. Hierzu solle sie sonderlich bewegt haben viel und mannigfaltige scharfe Predigten „und Vermahnungen eines Mönchen, der, wie man meldet, dess„wegen aus Italien in diese Landschaft angekommen sein soll.“ Nach dieser aus alten Zeitregistern entlehnten Notiz war also Rhætien um diese Zeit (392—394) schon weithin christianisirt. Diese Christianisirung war aber eine allmälig durch den vielfachen Lebensverkehr mit Italien vermittelte; grade diese Allmäligkeit reizte aber zu Erklärungsversuchen, wie dem vorliegenden.

In der Zeit auf Lucius würden wir, wenn wir auf einer sichern historischen Basis stünden, bald neue Bischofsnamen finden. Die Geschichte kennt aber keinen solchen. Erst auf die Zeit Constantins des Grossen wird der heil. Valentin als Bischof der Curia von dem „proprium Curiense“ genannt. Er soll gegen 340 gewirkt haben; es ist aber auch das eine irrige Angabe. Er war weder Bischof daselbst, noch hat er um diese Zeit in der „prima Rhætia“ gewirkt. Es erwähnt diesen Valentin der oben genannte Eugippius in seinem Leben des heil. Severin. Er bemerkt Cap. 41, dass Lucillus, Presbyter dieses Valentins, jährlich in liebevoller Anhänglichkeit seinen Todestag gefeiert habe und eben desshalb vom heil. Severin, an den er sich auf den Tod Valentins anschloss, im Vorgefühl des Todes aufgefordert worden sei, auch sein Todesfest am gleichen Tage zu begehen. Der heil. Severin starb 481—482; Lucillus war bei ihm seit 474; Valentin muss also gegen die Mitte des 5ten, nicht

Digitized by Google

4ten Jahrhunderts hier gelebt und gewirkt haben. Das „proprium“ lässt sich somit einen entschiedenen Anachronismus zu Schulde kommen; es suchte aber die grosse Lücke zu füllen und schob ihn so ein Jahrhundert zurück. Aehnlich verhält es sich mit seinem Bischofsamte. Es heisst freilich in der Biographie: „Rhætiarum quondam episcopus“; es heisst das aber nicht etwa, dass er dem Bisthum beider Rhætien, das wir nicht kennen, vorgestanden, sondern dass er an irgend einem Orte in denselben die Bischofswürde bekleidet habe. So ist auch von Bischöfen „Galliarum“ und „Hispaniarum“ die Rede. Wir kennen nun auch diesen Ort; es soll Passau gewesen sein. So sagt es eine bleierne Tafel, welche man 1120 neben den Gebeinen desselben fand und dann eine diese Tafel schon kennende Lebensgeschichte desselben, welche auch in das 12te Jahrhundert gehört (Acta Sanct. zum 7. Januar). Nach ihnen trat er in Passau als Heiden- und Ketzerbekehrer auf, wurde desshalb vertrieben und richtete nach wiederholt erbetener Erlaubniss vom Römischen Bischofe seinen Wanderstab nach den Alpen, wo er mit bestem Erfolge wirkte. Er soll viele Völker „circa Alpes contra Italiam et Insubres“ bekehrt und getauft haben. Es können diese nur die Rhætischen Alpenbewohner und ihre Nachbarn in den sich gegen Italien hinsenkenden abgelegenen Thälern gewesen sein. Es sind das nun freilich alles Angaben, deren Quellen näher zu prüfen sind; ein Theil derselben ist jedoch auch durch andere Zeugen verbürgt. Schon Venantius Fortunatus (um 600) spricht von den Tempeln des benedictus Valentinus am Inn (vita Martin.); Corbinian besucht (um 724) sein Grab in dem von ihm gegründeten Kloster zu Mais (castrum Magiense) in der Nähe von Merana. In tiefer Verehrung gegen diesen Mann brachten die Longobarden seinen Körper 730 nach Triest, der Baiernherzog Thassilo 768 nach Passau (Resch. Annal. Brix. Tom. 1, p. 289). Hiernach könnte leicht Passau auch zum eigentlichen Sitz dieses Valentins gemacht worden sein; man wird somit die Angabe der bleiernen Tafel, die nicht im 5ten Jahrhundert, sondern nach ihrer Uebereinstimmung mit den Akten in Styl und Ausdruck zu gleicher Zeit mit ihnen zur

Digitized by Google

Verherrlichung Passaus verfertigt worden ist, auf sich beruhen lassen müssen; Sicher war er nicht Bischof zu Chur. Um diese Zeit finden wir den Bischofsstuhl in dieser Stadt schon besetzt. Dagegen wird er allerdings in den Bergthälern der „prima Rhætia", vorzüglich den gegen Tyrol zu sich hinziehenden gewirkt haben. Hierfür sprechen die vielen diesem Valentin geweihten Kirchen und Oerter, eine Kirche bei Panix im obern grauen Bund, der Valentinsberg über dem Dorfe Rüti im Rheinthal, beides noch jetzt besuchte Wallfahrtsorte, ein Dorf nebst Kirche dieses Namens bei Finsterwalde und noch ein paar andere Kirchen. Valentin kann somit nicht an die Spitze der Churer Bischöfe, ja überhaupt nicht unter sie gestellt werden.

Ein anderer auf ihn genannter, aber vor ihm lebender Apostel des Landes ist Gaudentius. Ein solcher ist uns bekannt als Bischof von Novara. Er trat ganz im Geiste seines antiarianisch gesinnten Lehrers und väterlichen Freundes, des Bischofs Eusebius von Vercelli, auf und hatte desshalb ganz dasselbe Loos, was damals alle antiarianisch gesinnten Bischöfe traf; er wurde, wie es heisst, aus seinem Kirchsprengel verjagt, späterhin aber wieder in seine Würde eingesetzt. Eben desshalb finden wir ihn auch in den Heiligenlisten, in welchen er an verschiedenen Tagen unter dem Ehrennamen eines „confessor" erscheint. Unserm Gaudentius begegnen wir im Bergellthal (Prægallia) am Berg Septimer. Er soll hier die noch rohen und räuberischen Landesbewohner bekehrt haben, aber auf die Anklage, als sei er ein Landesverräther und Aufruhrstifter, nach Casatia oder Casatscha abgeführt, mit einer Axt nach Römischer Weise enthauptet worden sein und eben so wie die Solothurner und Züricher Heiligen darauf sein Haupt genommen und es eine halbe Viertelmeile nach einem benachbarten Hügel Malogia oder Moglia getragen haben, wo er auch begraben worden. Ueber seinem Grabe wurde eine Kirche erbaut; noch jetzt trägt ein Thurm zu Casatia seinen Namen. Das ist denn nun auch ein alter ehrwürdiger Zeuge für ihn; ein anderer ihm an die Seite tretender ist der, dass das ganze Thal von Gaudenzen bis auf diesen Tag wimmelt. Mit diesen Zeugnissen

Digitized by Google

verbindet sich noch ein drittes. Ein altes deutsches Nekrologium aus dem 7ten Jahrhundert, das Friedrich Beck mit einem Commentar herausgegeben hat (1687), nennt einen Gaudentius ohne weitere nähere Bestimmung am 6. Mai (pridie Nonas); es ist diess aber der Tag, an dem wir auch den Lucius Cyrenensis genannt finden. Diess schon gibt eine Andeutung, wo wir diesen Gaudentius zu suchen haben; ausdrücklich finden wir aber auch noch den 7ten in einem „martyrologium Bruxellense" die nähere Bestimmung „ad radicem montis Septimi passio S. Gaudentii martyris." Beide Angaben verlegen hiernach das „natale" dieses Gaudentius auf einen andern Tag, als den des Bischofs von Novara; beide identificiren also nicht diese beiden Gaudenze mit einander. Auch wird der eine ausdrücklich ein Märtyrer, der andere ein „confessor" genannt. Man hat freilich gesagt, dass der Bischof von Novara auf seine Verfolgungen, wie er gesehen, dass seine Predigt bei seinen verkehrten und abtrünnigen Schäflein wenig Nutzen haben würde, in Prægallia aufgetreten sei; es ist das aber eine ganz unhistorische und mit diesen differirenden Angaben nicht ausgleichbare Auskunft. Ughelli in seiner Ital. S. Tom. IV, p. 691 weiss trotz aller Genauigkeit nichts davon, dass der Bischof von Novara von seinen Schäflein hinweg zu den Alpen gewandert und hier als Märtyrer gestorben sei. Eher dürfte man sich desshalb mit Eichhorn „episcopatus Cur." (1797) S. XVIII an die von Guler mitgetheilte Notiz in Betreff des Mönchen halten, der die Rhætier von der Anerkennung des Eugenius wegen seines abgöttischen Wesens zurückhielt. Es könnte diess füglich unser Gaudentius gewesen sein. Wir möchten das um so eher annehmen, als sich so die eigenthümliche Anklage, er sei ein Landesverräther und Aufruhrstifter, vollkommen erklärt. Jedenfalls war aber auch er nicht Bischof zu Chur, sondern nur einer von denen, welche in die von einander getrennten, so schwer zugänglichen Thäler Graubündens das Christenthum brachten und auch den von Oberitalien aus hierher verbreiteten Arianismus bekämpften. Es geht die Sage, dass zu den Zeiten des heil. Ambrosius auf dem „campo de Luco" in dem wilden Thale Freel eine grosse

Digitized by Google

Anzahl Arianer erschlagen und auch ihrer viele über Jufplaun, Buffalor und andere Berge hinaus verjagt worden. Theodosius soll sie mit dem Exil bestraft und die sich hier Zusammenrottenden vernichtet haben. Grosse lange Menschenbeine und wunderbarliche eiserne und eherne Waffen sollten dafür Zeugniss ablegen (Guleri Rhætia XI, 171). Diese legen nun freilich für etwas Anderes Zeugniss ab; das ist aber an der Sage wahr, dass die Kämpfe zwischen den Arianern und den Orthodoxen grade hier in den abgelegenern Gegenden, wohin sich die Verfolgten flüchteten, und zwar noch dazu bei der Nähe der arianisch gesinnten Germanischen Völkerstämme einen giftigeren Charakter, eben so wie in Wallis, annehmen mussten und ein energisches Einschreiten der orthodoxen Kaiser nöthig machen konnten.

Wir können somit nicht bestimmt angeben, wie und wann das Bisthum Chur gestiftet worden; es scheint das Land bis auf Ambrosius Zeit wohl christianisirt, nicht aber völlig kirchlich organisirt worden zu sein. Es hatte das gerade hier seine besondern lokalen Schwierigkeiten; diese Bergthäler, ja die einzelnen Oerter in ihnen sind in sich abgeschlossene Lokalitäten, die sich nicht leicht zu einem grössern Ganzen einten. Jedenfalls ist dieses erst dann geschehen, als schon eine Grenzverengung der „prima Rhætia" vorzüglich durch die weiter vorwärts dringenden Allemannen stattgefunden hatte. Es lässt sich nämlich keine Spur entdecken, dass sich das Bisthum mit seiner Verwaltung ursprünglich über seine spätern Grenzen ausgedehnt habe, sicher ist es aber, dass die „prima Rhætia" in früherer Zeit über den spätern Umkreis hinausreichte und Lokalitäten mit inbegriff, die niemals zum Churer Bisthum gehört haben. Guler in seiner Rhætia, der dieses bestimmt behauptet, verlegt desshalb die Entstehung des Bisthums Chur um das Jahr 440. In der That stossen wir jetzt auch auf einen Bischofsnamen, der sich nicht aus der Geschichte verdrängen lässt. Es ist diess der des Asimo. Er lebte zur Zeit der grossen Kirchenversammlung zu Chalcedon (451). Auf dieser erscheint er zwar nicht, wohl aber lesen wir seinen Namen in den Akten der in der gleichen

Digitized by Google

Sache abgehaltenen Provinzialsynode zu Mailand (452), welche Eusebius, Bischof daselbst, præsidirte. Es heisst in den Unterschriften des an Leo den Grossen abgesandten Synodalschreibens: „Ego Abundantius, episcopus ecclesiæ Comensis in omnia supra dicta pro me ac pro absente sancto fratre meo Asimone, episcopo ecclesiæ Curiensis primæ Rhætiæ, subscripsi."

Nach der Verbindung, in der wir hier beide Bischöfe treffen, hat sich Rhætien von vorn herein an Como und mit diesem zugleich an das seit Ambrosius so glorreiche Bisthum Mailand angeschlossen. Mit ihm blieb es nun auch fortdauernd in Verbindung. In Rhætien konnten die vorwärtsdringenden Barbaren keinen Fuss fassen; die Römer blieben hier noch fast ein Jahrhundert Herren und Meister, nachdem sie schon das übrige Helvetien (406), ja auch die „Rhætia secunda" (476) preisgegeben. So behielt es fortdauernd seinen Schwerpunkt in Italien. Diess selbst auch dann, als Theodorich sich mit ganz Oberitalien auch in Besitz von Rhætien setzte (489) und den Allemannen und Baiern auch nicht einen Fuss breit dieses Gebirges oder Alpenpasses einräumen wollte. Mailand gewann jetzt noch mehr an Bedeutung als Centralpunkt des neu aufblühenden Reiches.

Sonst ist uns nichts von diesem Asimo bekannt. Die Rhætischen Chronikschreiber berichten nur noch von ihm oder glauben vielmehr von ihm berichten zu dürfen, dass er in der damaligen schweren Zeit, der Zeit der auch Rhætien berührenden Raub- und Mordzüge der Hunnen und Allemannen sein Hirtenamt mit aller Treue versehen habe. Er soll seine Pfarrkinder mit der Hoffnung auf die zukünftige Siegeskrone bestens getröstet und kräftigst hervorgehoben haben, dass, wer mit Christus im Jenseits regieren wolle, auch im Diessseits mit ihm leiden müsse. Auch ohne bestimmte historische Gewährsmänner liess sich das wohl versichern. Eben so sicher ist, dass die schon angefachetn Kämpfe zwischen den Orthodoxen und Arianern unter den mit Attilas Zuge verbundenen Ueberschwemmungen neu angefacht werden mussten, ketzerische und heidnische Elemente auf's Neue mächtig um sich griffen. Die Arianer und Heiden waren ja damals überall in der Umgegend Meister; Asimo hatte

Digitized by Google

somit sicher einen schweren Stand auch in dieser Beziehung; um so mehr hatte er Ursache, sich an die orthodoxe Kirche anzuschliessen und in diesem Anschlusse seine Kraft zu stählen. Abundantius unterschrieb für Asimo, wohl wissend, dass er es in seinem Geiste thue. Seine Gedächtnissfeier fällt auf den 19. Januar (XIV Cal. Februar); sein Todesjahr ist unbekannt.

Mit Attilas Hunnenzuge waren aber die Stürme nicht vorbei. Die Verwirrung im Reiche steigerte sich auf's Höchste: Es kam die Zeit, wo die Kaiser unter der Obervormundschaft Ricimers und auf dieselbe im beständigen Wechsel sich folgten, bis die Herrschaft in die Hände des kräftigen Odoaker kam, in welchem der scharfsehende Severin den künftigen Herrscher erkannt hatte. Es war wahrlich nöthig, dass grade jetzt tüchtige Seelenhirten auftraten, wenn nicht das orthodoxe Christenthum ganz vernichtet und alle christlichen Errungenschaften verloren gehen sollten. Ueber die Bischöfe jener Zeit erfahren wir freilich nichts Näheres; wie hätten sich in den Stürmen und Wirren derselben viele Notizen erhalten können? Wir hören nur von Pruritius, einem Schüler des Asimo, also einem orthodoxen Bischofe, der hier um 460, und einem Claudian, der auf ihn wirkte (70—80). Dagegen erfahren wir genug von der Thätigkeit des oben genannten Valentin, eines würdigen Zeit- und Gesinnungsgenossen des St. Severin, um ihn getrost als eine feste Stütze des bedrohten Christenthums in Rhætien und den Nachbargegenden bezeichnen zu können. Bischof in Chur war er nicht; eben desshalb fehlt seine Name in der Bischofsliste. Er zog es im apostolischen Liebeseifer vor, mit Kraft und Begeisterung überall lehrend, Glauben weckend und befestigend, helfend und segnend zu wirken, ganz so wie wir es vom heil. Severinus lesen, der sich ihn nach der „vita Sever.“ Cap. 41 zum Vorbilde genommen zu haben scheint. Er starb den 7. Januar 1474; in Chur wird sein Jahresfest den 23. Januar gefeiert.

Auf Claudianus wird Ursicinus der erste genannt, der gegen 480 wirkte. Auch über ihn ist uns nicht Näheres bekannt; wohl aber diess, dass der Geist eines Valentin und Severin auch in

Digitized by Google

seine Zeit hinein, und wenn auch nicht in dem sturmbewegten Leben, doch im Stillen und Verborgenen mit desto intensiver Kraft fortwirkte. Schon Valentin und Severin hatten überall, wo sie hinkamen, kleinere und grössere Klöster als Zufluchtsstätten für die Frömmigkeit in der bedrängten Zeit gestiftet und sich selbst, so weit das möglich war, von der Welt zurückgezogen. So zog sich auch der Schüler des heil. Severin, Antonius Lirinensis genannt, weil er zu Lirinum seine Laufbahn schloss, Sohn eines vornehmen Mannes in Valeria, Hauptstadt Pannoniens, Namens Secundinus, von der Welt in die „vallis Tellina" zurück. Unter der Leitung des als Exorcist berühmten Presbyter Marius, seines Freundes, reifte er so sittlich religiös, dass ihn dieser zur Uebernahme des Presbyteramtes drängte. Der die mit solcher Ehrenstelle verbundenen Lockungen und Schlingen Fürchtende entzog sich aber der Uebernahme desselben durch die Flucht über den Comersee hinweg nach der Gegend, wo der heil. Fidelis ruhte, ein hochverehrter Märtyrer unter Maximian „apud Comum" (Martyrol. Rom. Parv.), der sich hierher auf die grade im Heere ausbrechende Verfolgung, den Kriegsdienst verlassend, begeben, aber keine Sicherheitsstätte gefunden hatte, und ward hier Einsiedler. Er traf in der abgelegenen Gegend zwei alte abgehärtete Einsiedler, die in den arianischen und kriegerischen Stürmen hier ein Asyl gesucht hatten. Es waren das ernste Asceten; Antonius übertraf sie aber bald noch an strengerer Ascese und Lebensweise. So wurde sein Name vorzüglich auf den Tod des einen ein hochgepriesener. Viele zogen ehrfurchtsvoll zu ihm in die Einöde. Ein noch geheimerer Zufluchtsort konnte ihn nicht verbergen. Er suchte und fand endlich die ersehnte Ruhe im Kloster Lirinum. So erzählt es Ennodius, Bischof zu Ticinum (Pavia) gegen den Anfang des 6ten Jahrhunderts (510), der mit ihm noch zugleich gelebt haben kann. Als Zeitgenosse verdient er vollen Glauben; seine „vita" ist ein freilich nicht gleich reichhaltiges, aber historisch gleich wichtiges, ja für Rhætien noch wichtigeres Dokument, als die „vita Severini". Auch liegt bei Plurs, hoch im Gebirge, am Eingang eines kleinen Thales, das Dörf-

Digitized by Google

chen Savony und St. Antonius Kirch nicht zu weit vom Comersee, die für sein Hiersein zeugen. Seinen Gedächtnisstag feiert, Chur den 29. Januar.

Gegen das Ende des Jahrhunderts bemächtigte sich Theodorich auf die Niederlage Odoakers Rhætiens. Er sorgte nach einem Briefe bei Cassiodor (Tom. I. Variar. C. I, p. 8 ed. Venet. vor Allem dafür, dass der rohen Gewaltthat und frechen Raubgier der Breonen (am Brenner) ein Ende gemacht wurde und auch eine bessere Rechtspflege eintrat. Es hörten so die Nachwehen des langen Krieges auf; die wilde und verwilderte Population wurde in die Schranken des Rechts zurückgewiesen. Dagegen gewann natürlich der Arianismus neue Lebenskraft. Das königliche Schreiben ist an den dortigen Statthalter Servatus gerichtet, dem die „munimenta Italiæ et claustra provinciæ" zur Bewachung gegen die wilden Allemannen bestens empfohlen wurden. Eines Bischofes in Rhætien wird von ihm nicht gedacht; es thun diess nur die alten Chroniken. Sie nennen einen gewissen Sidonius und Eddo, die hier unter Dietrichs, Amalasuntha's und Theudats Herrschaft gewirkt haben sollen, sicher aber, wie auch Theodorich selbst die katholischen Bischöfe zu achten und zu ehren wusste und sie in ihren Diöcesen frei handeln liess, in ihrer Wirksamkeit so beengt waren, dass sich kein ruhmvolles Blatt der Geschichte mit ihrer nähern Schilderung füllen liess.

Bis auf diese Zeit haben wir die Begebenheiten auf den andern Gebieten der Schweiz verfolgt; in Rhætien müssen wir noch ein paar Jahre weiter vorwärts schreiten. Hier hielten sich nämlich die Gothen noch ein paar Jahre länger; erst unter Theodobert, Enkel Chlodwigs des Grossen, drangen die Franken auch bis hierher und Italien vorwärts. Der im Jahre 535 begonnene Krieg, bei dem der den Tod der Amalasuntha rächen wollende Justinian und die eroberungslustigen Franken die unterdessen schon demoralisirten Gothen in die Mitte nahmen, endigte in Betreff Rhætiens zunächst damit, dass die Franken, denen der von Belisar bedrängte Theudat Geld und das Land zwischen der Rhone und Italien zugesagt hatte, dieses behän-

Digitized by Google

digten (536—539) und so auch Herren Rhætiens (Procp. B. G. IV, 24) wurden. Um diese Zeit war der schon oben genannte Valentinian Bischof von Chur, nach Stumpfs Chronik der siebente, der, so viel es in seinen Kräften stand, der Noth seiner Zeit abzu helfen suchte. Es ist ihm eine der schönsten Sepulcralinschriften im Kloster St. Lucius geweiht worden; die alten Chronisten, Tschudi, Stumpf, auch Campell I, p. 95 Mansc. in der evangelischen Kantonsschule zu Chur, haben sie uns in möglichster Treue mitgetheilt. Alle drei scheinen sie noch gesehen zu haben; sie war nach ihnen in Marmor eingehauen. Jetzt ist der Stein verloren gegangen; Eichhorn suchte ihn mit dem Klosterabte (1787) umsonst in allen Winkeln der Klostergruft. Das Latein der Inschrift entspricht ganz der damaligen Zeit; ein Verdacht gegen ihre Aechtheit lässt sich nicht begründen. Sie lautet so:

SCE Mariæ EPCS

(So heisst die Kirche zu Chur in den alten Akten)

Hoc jacit in tomolo, quem deflevit retica tellus,
Maxima summorum gloria pontificum;
Abjectis qui fudit opes, nudataque texit
Agmina, captivis præmia larga ferens.
Est pietas vicina polo, nec funeris ictum
Sentit, ovans factis qui petit astra bonis.
His pollens titulis, Valentiniane sacerdos!
Crederis a cunctis non potuisse mori.

Qui vixit in hoc sæc. ANN. PL^{s}. MN LXX DPS. SUB DD II (VI) IDIAN. SEP^{s} PCS. BASIVCCS IND. XI. Paulinus nepos ipsius hec fieri ordinavit.

Das Letzte ist zu lesen: „qui vixit in hoc sæculo annis plus minus LXX depositus sub diebus secundis (andre „sub die sexto“) Idianis Septembribus post consulatum Basilii quartum consulis (besser wohl „septimum“). Die 11te Indiction führt uns auf das Jahr 548; Basilius übernahm das Consulat im Jahr 541, wir werden also auf das Jahr 548 geführt. Eine spätere Indiction mit dieser Zahl, 563 oder 578 etc., würde sich noch viel

Digitized by Google

weniger mit den vorhandenen Schriftzügen, bei denen die Abschreiber leicht fehlgreifen konnten, ausgleichen. Die Zahl I und V liess sich leicht mit einander verwechseln, wie die frühere Variante der gleichen Inschrift zeigt. Das doppelte C bei nur einem Consul ist eben so wenig ungewöhnlich, als das einfache bei zwei genannten. Die Inschrift selbst ist aber doppelt wichtig, erstlich wegen des Ortes, wo sie gefunden worden, dann aber auch wegen ihres Inhaltes. Die Zeit war noch nicht ruhig geworden; die Allemannen und Franken bedrohten fortdauernd Rhætien. Auch Valentinian hatte desshalb eben so wie Valentin und Severin Aufforderung, eine Zufluchtsstätte für die sich Gott ganz weihende Frömmigkeit, eine Zufluchtsstätte auch für sich selbst, zu gründen. So entstand das Kloster des heil. Lucius; in ihm wurde Valentinian als Begründer desselben begraben. Eine Bulle des Pabstes Gregor V von 998 an den Abt des Benedictinerklosters „sanctæ dei genitricis in diocesi et pago Curiensi" spricht von dem „monasterium Valentiniani prope castra Martiola", den eigentlichen Bischofssitz. Wildbewegt war aber die Zeit; die Grabschrift gedenkt der nackten Züge der Gefangenen, für die Valentinian in christlich liebevollem Eifer zu sorgen wusste. Der Gothische Krieg war ein langwieriger und blutiger; Rhætien aber so recht in der Mitte des Kriegsgetümmels. Eine furchtbare Hungersnoth, in der Mütter ihre Kinder verzehrt haben sollen, machte noch das Maass des Uebels voll. So hatte der, wie es scheint, reich begüterte Valentinianus genug Gelegenheit, einen echt christlichen Liebessinn zu bewähren. Er hat das auch im Geiste eines Severin nach der Inschrift gethan. Er hat den Nothleidenden und Gedrückten geholfen, die Nackten gekleidet, die Gefangenen losgekauft und damit sich ein Ehrendenkmal gesetzt, wie wir kein schöneres finden können. Auch in jedweder andern Beziehung, als Lehrer und Seelsorger, mag er seine Pflicht gethan und allen hæretischen Elementen entgegengewirkt haben, eine volle Zierde des Bischofsstuhles. Seinen Gedächtnisstag feiern die Churer den 9. Sept. in wohlverdientem Angedenken.

Digitized by Google

Geschichte der Gründung des Christenthums in Raurachien unter der Römer- und Allemannenherrschaft.

Wenden wir uns zu dem Gebiet der Rauracher, der alten Nachbarn der Helvetier auf der Nordwestseite des Jura, so sah es hier noch kriegerischer als in Rhætien aus. Wie die Römer unter Probus das Land zwischen dem Rhein und der Donau wieder räumen mussten, also grade zu der Zeit, wo das Christenthum sich in der Schweiz zu verbreiten anfing, wurde die Augusta Rauracorum der wohlgelegene Hauptlagerposten der die alte Vertheidigungslinie bewachenden Römischen Truppen (der ersten minervischen Legion) und der Mittelpunkt der ferneren kriegerischen Operationen. Julian wusste von hier aus die Allemannen noch einmal zurückzudrängen und zu demüthigen; unter Valentinian I erhoben sich am Ufer des Rheins (369) auf's Neue Thürme und Wälle. Auch diese verdoppelte Schutzwehr schützte aber auf die Länge nicht mehr; die Allemannen wurden immer zudringlicher. Das Christenthum mag allerdings auch hierher frühzeitig mit den Römern gekommen sein. Die Augusta Rauracorum war ja die drittgrösste Stadt der alten Schweiz, die, wenn auch an Glanz hinter dem alten Aventikum und Vindonissa zurückbleibend, doch späterhin als Waffenplatz immer mehr in die Stelle von Vindonissa eintrat. Sie stand als solcher noch in ihrem Glanze da, als Ammian Aventicum schon mit seinen halbzerstörten Gebäuden vor sich sah; er nennt sie nebst Besançon die bedeutendste Stadt der Sequanischen Provinz (apud Sequanos Bisontios videmus et Rauracos aliis potiores oppidis multis lib. XV, 11) und spricht auch selbst von ihr wie von dem Stützpunkt des Römischen Heeres. Bald darauf ging sie aber zu Grunde; die „notitia provinciarum“ aus dem 5ten Jahrhundert erwähnt sie nicht mehr. Die Münzen, die man hier gefunden, führen nicht über Valentinian II vorwärts. In der Nähe der Stadt entstand dagegen aus ihren Trümmern, wie die zu den Befestigungswerken verwandten Capitäle und andere Fragmente der Architektur beweisen, das „castrum Rauracense“,

Digitized by Google

das noch nach dem Münzbefunde bis Honorius fortbestand. Auch auf der Stelle, wo jetzt Basel steht, hatten nach neuern Ausgrabungen die Römer sich frühzeitig niedergelassen; Valentinian I legte bei seiner grossartigen Rheinbefestigung auch hier das vielbesprochene „castrum robur“ an. Er that diess nach Ammian Marcell. lib. XXX, c. 3 im Jahr 374 „prope Basiliam“, das also schon damals existirte. Auch die Nachbargegend gegen das Elsass zu war ein Sitz Römischer Niederlassungen. Es hatten sich also hier, so wie in Helvetien, die Provinzialen und Römer vielfach mit einander gemischt; die christliche Religion konnte also wohl auch hier einheimisch werden. Sicher geschah das aber nicht vor Irenæus Zeit, sicher nicht vor der Zeit, als es schon in Genf und Helvetien oder in Besançon, der Hauptstadt des Landes, Fuss gefasst hatte. Unter den eigenthümlichen Schwierigkeiten, die sich hier der Verbreitung entgegenstellten, der minder durchgreifenden Romanisirung und dem fortdauernden Kriegszustande des Landes konnte es jedoch unmöglich tiefere Wurzeln fassen.

Freilich wollte man auch hier recht früh und zwar von Apostelschülern bekehrt sein; grade aber die hierüber gegebenen Notizen führen uns erst in das 4te Jahrhundert, als die Zeit der Einführung des Christenthums in diesen Gegenden. Nach der Sage soll nämlich der heil. Maternus mit dem Diakonus Valerius und Bischof Eucharius hierher von Petrus gesandt worden sein und dann erst noch weiter am Rhein gepredigt haben (Basilea sacra 1658 S. 4). Als Autoritäten für diese „vetus fama“ werden Beatus Rhenanus, Petrus Cratepolius, Canisius, Murerus etc., alles nur junge Zeugen, genannt; es fragt sich, worauf sie sich stützten. Der Einzige unter diesen Männern, den die alten Martyrologieen kennen, schon das des Hieronymus, ist Valerius. Es heisst zum 29. Januar: „Treveris depositio Valerii episcopi“. Da das Martyrologium, das sonst die Bischöfe des 1sten und 2ten Jahrhunderts gern durch das Epitheton „de antiquis“ auszeichnet und diess auch an der gleichen Stelle in Betreff des St. Hyppolitus thut, bei ihm diese Bestimmung weglässt, kann es ihn nicht unter die alten Kirchenhirten gezählt

Digitized by Google

haben. Es kennt ihn also nur als einen spätern Bischof von Trier; von der traditionellen Beziehung zu Petrus findet sich noch kein Wort; auch werden die beiden andern Männer des Triumvirats noch nicht genannt. Der nicht interpolirte Beda kennt noch keinen einzigen; erst Rabanus Maurus um 845, der, in diesen Gegenden lebend, mit diesen Heiligen bekannt werden musste, nennt sie alle drei: zum 29. Januar „Treveris B. Valerii episcopi", zum 14. September „depositio S. Materni episcopi," zum 8. December „depositio S. Eucharii". Näheres erfahren wir aber über sie noch nicht.

Schon die Martyrologieen des 9. Jahrhunderts gehen aber einen Schritt weiter. Ado, der den schon interpolirten Beda weiter interpolirte, unterliess es nicht, auch hier vervollständigend Valerius als Schüler des Apostels Petrus einzuführen. Jede Kirche setzte sich nun einmal gern in Besitz eines solchen Apostelschülers; hier fand aber der Volksglaube noch einen besondern Halt an dem ersten Briefe des „Clemens Rom. ad Corinthios" C. 59, wo eines Valerius als eines Mitarbeiters desselben gedacht wird. War aber einmal Valerius zu einem Apostelschüler gemacht, so hatten auch die beiden andern Männer dieses Triumvirats gleiche Ansprüche. Ado bleibt übrigens noch bei dem einen stehen; eben so der ihm folgende Usuard in den ältern reinen Abschriften, nur der „codex Heriniens." mit einem sonst sehr reinen Texte sagt zum 18. April: „Treveris sancti Materni episcopi et confessoris". Dieser Codex stammt aus der Umgebung von Trier; es mag deshalb hier früh sein Gedächtnisstag gefeiert worden sein. Die jüngern Codices haben alle drei. Zuerst finden wir sie aber vereinigt bei Lupus, Abt von Ferrieres, in der „vita Maximin." um 836. Schüler des Petrus heissen sie zwar noch nicht; bald werden sie aber alle drei in gleicher Weise mit ihm in Verbindung gebracht und auf diese Verbindung hin in ihr Leben weiter das Wunderbarlichste hineingefabelt, z. B. die Todtenerweckung des Maternus durch den herbeigeholten neuen Aarons- oder Wunderstab Petri. Die Trier'schen Mönche und Chronikschreiber im Kloster des heil. Matthias haben schon seit dem 10ten Jahrhundert hierin das Möglichste geleistet; wir haben

Digitized by Google

daraus nur das hervorzuheben, dass diese von Petrus nach Gallien gesandten Missionäre nach dem Alpenübergang nebst andern Helvetischen Völkerschaften auch die Rauracher bekehrt haben sollen.

Wir können somit diese Apostelschüler getrost beseitigen; alle drei gehören aber der Geschichte an. Maternus ist der am sichersten bezeugte; er ist identisch mit dem in den Donatistischen Streitigkeiten zu Rom und Arles auftretenden; der hochangesehene Mann wurde mit als unpartheiischer Gallischer Bischof zum Schiedsrichter in dieser Angelegenheit auserkohren. Er heisst ausdrücklich in der wichtigen Urkunde „Maternus de civitate Agrippinensium"; neben ihm wird auch sein Diaconus Macrinus genannt. Es bestand also schon damals eine vollkommen organisirte Kirche zu Cöln, deren Vorsteher ein nicht geringes Ansehen genossen haben kann. Eben so ist Eucharius gut bezeugt. Gregor. Turon. „de vitis patrum" C. 17 berichtet, dass man ihn nach herkömmlicher Annahme für einen der Schutzpatrone Triers und am Stadtthor ruhend gleichsam als Wächter der Stadt ansah; er möchte durch diese Angabe nicht weniger beglaubigt sein, als der ebenfalls genannte, auch von Athanasius unter den orthodoxen Bischöfen des Abendlandes aufgezählte Maximus von Trier. Für alle drei spricht endlich nicht wenig das Zeugniss des Rabanus Maurus, das, wenn auch schon in spätere Zeit fallend, sicher auf guten Quellen beruhte. Alle drei Männer werden sich nun in der That um die Erhaltung und Verbreitung des Christenthums verdient gemacht haben; es lag somit nahe, sie zu Aposteln des Rheinlandes zu erheben. Für uns geht aber aus diesen Notizen, wie aus noch einigen andern, das hervor, dass im 4ten Jahrhundert die Rheinufer weithin christianisirt waren, also auch Raurachien damals das Christenthum kennen gelernt haben mag.

Mit mehr Recht, als an diese drei Männer, dachte man übrigens an die Bischöfe von Besançon als Begründer des Christenthums in Raurachien. Besançon war der Sitz des præses der grossen Sequanerprovinz; von der Hauptstadt drang desshalb, wie die Bildung überhaupt, so auch die christliche in die Pro-

Digitized by Google

vinz. So hat denn auch in der That die raurachische Kirche die von Besançon stets als ihre Mutterkirche anerkannt. Die Geschichte bemerkt jedoch nichts darüber, ob und von wem von hier aus das Christenthum in diese Gegend verpflanzt wurde; wir können desshalb nur aus der Begründung des Christenthums zu Besançon und dem spätern Verhältnisse beider Kirchen einen Wahrscheinlichkeitsschluss machen. Man hat nun wohl schon die in den alten Martyrologieen genannten Irenæusschüler, den Presbyter Ferreolus und Diakonus Ferrutio, die zu Besançon den Märtyrertod erduldet haben sollen, auch zu Aposteln Rauracliens gemacht; es ist das aber eine eben so unbegründete, als unbedachte Annahme. Es lässt sich nur in Uebereinstimmung mit dem frühern Resultate sagen, dass auf das hier sicher schon im 4ten Jahrhunderte weithin verbreitete Evangelium (siehe auch S. 41) dasselbe ebenfalls in Raurachien verbreitet wurde. So kommen wir ganz auf das frühere Resultat zurück.

Etwas weiter in der Zeit vorwärts würde uns die Sage von der Ursula und den 11,000 Jungfrauen führen und ein Basler Bisthum in den Anfang des 3ten Jahrhunderts hineinstellen, wenn sie nicht, ein höchst instructives Seitengebilde zur Thebäerlegende, gleich von vorn herein mit ihrem massenhaften Aufgebote Bedenklichkeiten weckte. Sie gehört nun schon insofern hierher, als sie ausdrücklich das Basler Gebiet berührt; zugleich strahlt sie bei ihren historisch besser nachweisbaren Entwicklungsphasen neues Licht auf die Bildungsgeschichte der andern Sage zurück. Die ältesten Martyrologieen, die Grundstämme aller andern, das „Romanum parvum", das „Hieronymianum", das des Beda wissen noch nichts von diesen 11,000 Jungfrauen, die auch nur allmälig in der Zeit zusammengebracht worden sein können. Der älteste Zeuge für die Verehrung solcher heiligen Jungfrauen, nicht aber der Ursula, ist ähnlich der Kirche und dem Kloster zu Agaunum die Kirche und das Kloster derselben zu Cöln, das sich hier im grauen Alterthum vorfand. Nach der im 9ten Jahrhundert geschriebenen „vita Cuniberti" (cfr. Floss in Aschbachs allgemeinem Kirchenlexikon) soll derselbe in der Kirche der heiligen Jungfrauen fungirt und dem

Digitized by Google

staunenden Volke und Clerus eine weisse Taube erschienen und an dem Orte verschwunden sein, wo man beim Nachgraben die Gebeine einer der Jungfrauen auffand. Der heilige Cunibert starb 663; es war also schon um diese Zeit die Kirche der h. Jungfrauen gebaut. Die erwähnte weisse Taube ist nicht ohne Interesse; sie kann, so wunderbarlich und mittelalterlich die Sache auch klingt, wohl zum Vorschein gekommen und wenn auch nicht an dem Orte, wo die Jungfrauen lagen, verschwunden, doch daselbst erschienen sein. Wir fanden die Taube, das Symbol der Reinheit und Unschuld, im Verlaufe unserer Untersuchung in den christlichen Gräbern und zwar grade auch in den christlichen Gräbern zu Cöln. Dieser Fund mag nun, wenn auch nicht die Sage von dem Martyrium hier gefallener Jungfrauen erzeugt, doch dieselbe bestätigt und recht in Umschwung gebracht haben Jedenfalls erhob sich also hier frühzeitig eine Kirche zu ihrer Verherrlichung. Drei unverwerfliche Zeugen stellen das sicher, nämlich 3 Urkunden, eine König Lothar's II. vom 9ten Jahrhundert und eine Erzbischof Wichfrid's von 927 und 951, welche alle drei von einem Kloster der seligen Jungfrauen in Köln sprechen.

Die erste bestimmte Notiz über sie gibt uns aber erst um 875 Usuard zum 20. October. „Civitate Colonia passio sanctarum virginum Marthæ et Saulæ cum aliis pluribus. Die Hauptperson wird so nicht genannt; man wusste sich aber zu helfen. Man meinte, da der Tag der Jungfrauen eigentlich der 21. ist, es würde hier nur der Tags zuvor gefallenen ersten Jungfrauen gedacht (Crombach de Ursula lib. XI, c. 12). Leider würde aber Usuard am folgenden sehr gewissenlos die übrige ungeheure Schaar vergessen haben. Es ist das eine gänzlich aus der Luft gegriffene, ohne irgend einen Haltungspunkt hingeworfene kecke Behauptung; Usuard kennt und nennt nur die Martha und Saula nebst noch mehreren Jungfrauen als cölnische Märtyrerinnen. Woher er sie beim Schweigen Ados, seines gewöhnlichen Führers, genommen, ist nach dem über ihren Cultus Gesagten leicht zu enträthseln. Der zu Paris lebende Benedictinermönch konnte von der Verehrung dieser Jungfrauen zu Cöln

Digitized by Google

wohl Kunde bekommen. Ein „missale Anglicanum“ aus dem Anfang des 9ten Jahrhunderts (cfr. Floss in Aschbachs allgemeinem Kirchenlexikon) gedenkt ausdrücklich eines „festum sanctarum virginum in Colonia“; die hochverehrten mussten so wohl in die Martyrologieen aufgenommen werden.

Bei dieser einfachen Notiz blieb es aber nicht; man lernte abgesehen von der Martha und der an den Apostelnamen anklingenden Saula immer mehrere kennen. In einigen von Floss sehr genau bezeichneten alten Litanieen und Calendarien des 10ten und 11ten Jahrhunderts werden bald 5, bald 8, bald 11, unter ihnen die Ursula genannt, die zwar anfangs noch bescheiden hinter die andern, bald aber entschieden an ihre Spitze tritt. Es musste wohl der Name neben dem des hochgefeierten Ursus bald zu einer besondern Hochstellung kommen. In Cöln wurden ja die Thebäer nicht minder verehrt, als in der Schweiz. So hätten wir denn bald ein vollständiges Apostelcollegium zusammen, auch werden wirklich einmal 12 Jungfrauen erwähnt; gewöhnlich blieb es aber bei den genannten eilf. Man sprach und schrieb jetzt von den „SS. M. XI Virg. (so in einem Calendarium aus einem freisingischen Codex in Eckb. Francia orient. p. 836)“ oder „XI. V. M.“

Ausser dieser Vervollständigung finden wir aber noch eine andere. Wie die Namen, wurden auch die unbestimmten „plures“ näher bestimmt. Der uns schon bekannte Martyrolog Wandelbert, der erste, der mit Usuard dieser Jungfrauen gedenkt und, in dem Kloster Prüm in der Trierschen Diöcese lebend, gedenken konnte, singt in Betreff derselben:

„Tunc numerosa simul Rheni per litora fulgent
Christo virgineis erecta trophæa maniplis
Agrippinæ urbi, quarum furor impius olim
Millia mactavit ductricibus inclyta sanctis.“

Man hat nun wohl gemeint, der Dichter habe den Mund etwas voll genommen. Es wäre das aber doch in einem Martyrologium eine Fülle, die einer gewissenlosen Lüge sehr ähnlich sähe. Ohne Zweifel waren die „plures“ in der Zeit eben so, wie anderwärts, multiplizirt worden; sie wurden so zu Hun-

Digitized by Google

derten und Tausenden. Noch hören wir aber bald bestimmter von Eilftausend. Fragt man, wie diese Zahl plötzlich zum Vorschein kommt, so wirkten hier jedenfalls die Namen- und Zahlenbestimmungen auf einander ein. Sie fixirten sich mit und durch einander. Die eilf Jungfrauennamen führten auf die Eilftausendzahl oder umgekehrt; möglich aber auch, dass die an dem gleichen Tage in den meisten Abschriften des hieronymanischen Martyrologiums und in andern erwähnte Anzahl von 11 oder 12,000 Märtyrern („undecim" oder „duodecim militibus" wurde irrthümlich in „millibus" verwandelt), die wohl auch geradezu mit den Cölnischen Märtyrerinnen in Verbindung gebracht wurde, auf die Fixirung der 11 Namen einwirkte. Wir können hierüber nicht sicher entscheiden; die vorliegenden ziemlich gleichzeitigen Angaben über diese Namen und Zahlen geben keinen bestimmten sichern Aufschluss über die Entstehungszeit dieser Bestimmungen.

Unter Voraussetzung dieser schon eingeleiteten Wechselbeziehung hat nun auch die neuerdings von Rettberg in seiner Kirchengeschichte Deutschlands unterschriebene alte Annahme, dass die merkwürdige Eilftausendzahl ihren Ursprung der Formel XI. M. V. verdanke, eine Wahrheit. Aber auch nur unter dieser Voraussetzung. Man konnte wohl die Tausende, die man schon hatte, in die Formel hinein-, nicht aber aus ihr herauslesen. Es ist wahr, was Schade „die Sage von der h. Ursula 1854" bemerkt, dass einestheils in den Calendarien immer V vor M stehe (XI. V. M.), anderntheils das Zeugniss für Tausende älter sei, als das für Eilf. Es konnten, wie die 11 Jungfrauen mit ihren bestimmten Namen, auch die Eilftausende nicht wie ein „deus ex machina" zum Vorschein kommen; sie konnten sich unter Mitwirkung der obigen Form nur dann erst fixiren, als die „plures" schon zu Tausenden herangeschwollen waren und man nur noch über die etwaige Zahl dieser Tausende zu entscheiden hatte. So wird der Formel XI. M. eine mitbestimmende Kraft zukommen; eine grössere ist ihr aber der Geschichte nach nicht zu ertheilen.

Digitized by Google

Eilftausend Jungfrauen sollen also als Märtyrerinnen zu Cöln gefallen sein, an ihrer Spitze die Ursula. Diese in ihrer Art wichtige Begebenheit musste bald ein Gegenstand weiterer Verhandlungen werden. Die Fragen waren unabweisbar: woher diese Ursula und diese Jungfrauen, wie konnte doch eine solche fürchterliche Metzelei stattfinden, unter welchen Umständen ist sie eingetreten etc.? Sigbertus gibt uns zuerst in seinem Chronikon (1105—1111) zum Jahre 453, wo er die Hunnen unter Attila zu derselben aufbieten konnte, Bericht über die unterdess gewonnenen Aufschlüsse. Fragt man, wer denn diese Ursula gewesen, so führte die damalige Zeitanschauung von selbst auf die „insula sanctorum.“ Eine Britola war noch dazu mit ihr und wohl auch unmittelbar vor ihr genannt worden, auch an die Spitze der Jungfrauen getreten; so kam man auf Britannien als ihr Vaterland und auf einen „rex Britonum“ als ihren Vater. Das musste aber ein sehr berühmter und frommer Mann gewesen sein. So war sein Name gefunden; er heisst bei Sigbert Notus oder bald auch Deonotus, ein sicher ihm bekannter. Man scheint den Namen fortdauernd in diesem Sinne, nicht als Eigenname gefasst zu haben; in weiterer Fortbestimmung stellte man desshalb erst im 12ten Jahrhundert einen wirklichen Eigennamen, den des Maurus, an seine Stelle. Wie kam nun aber die Königstochter nach Köln? Als heil. Jungfrau füglich nur durch eine Weigerung, sich zu verheirathen. Der um sie Werbende wird noch nicht genannt; er konnte aber nur ein wilder zu fürchtender Tyrann gewesen sein. Der Vater geräth in eine bedrängte Lage; die von oben erleuchtete Jungfrau muss ihm desshalb mit einem guten Rathe zu Hülfe kommen, der ihn wieder frei aufathmen lässt, ihr aber doch auch eine Hinterthür zum Entschlüpfen öffnet. Ohne Schiffe hätten die Jungfrauen nicht auf den Continent gelangen können; der Vater soll so nach der Tochter Rath in das Gesuch unter der Bedingung einwilligen, dass ihr 10 durch Geburt und Adel ausgezeichnete Jungfrauen und wiederum ihr und jeder derselben 1000 andere zur Reisegesellschaft beigeordnet, den 11,000 aber 11 Schiffe zu einem dreijährigen Seeaufenthalte (ad exercitium virginitatis suæ) zur Ver-

Digitized by Google

fügung gestellt würden. Ein Sturm weht dann zur rechten Zeit, um die Jungfrauen mitten aus ihren nautischen Kriegsübungen an die gallische Küste zu verschlagen. Waren sie aber einmal hier, so lag die Wallfahrt zu Schiffe bis Basel und noch weiter zu Fuss bis Rom für die gottgeweihten Jungfrauen, die auch noch die rechte äussere Weihe zu empfangen hatten, nicht zu fern. Auch die Thebäer erhielten ja hier die Bluttaufe. Der Schrecken der alten Welt, die Hunnen, mussten übrigens als die geeignetsten unter den Barbaren scheinen, denen man dieses abscheuliche Blutbad wehrloser Jungfrauen aufbürden könne. Das die Bestimmungen Sigberts; als Historiker mag er zu ihnen nichts anderes als die Jahrzahl beigefügt haben, die aber keinen Anklang fand.

So war die Sagenbildung in vollen Fluss gekommen; mit dem Einzelnen nahm man es nicht so genau. Die fromme Princessin hilft sich und dem Vater freilich auf eine etwas unfromme Weise; eilftausend Jungfrauen mögen in einem kleinern Reiche nicht so leicht aufzutreiben sein; die je Tausende auf ein Schiff geben eine sehr starke und lebendige Schiffsladung, die Seeschifffahrt mit ihren nautischen Uebungen, die Reise der grossen Jungfrauencaravane über die Alpen sind fast unvollziehbare Vorstellungen; der Stoff der Legende war jedoch gewonnen, ganz so wie er sich grade damals im Munde der Tradition gestalten konnte. An diesem hielt nun die Folgezeit unverbrüchlich fest, abgesehen von den Historikern, wie Galfredus Monumetensis, die ihm ein etwas historisches Colorit zu geben suchten; sie hat nur ergänzend, ausschmückend und abrundend fortgearbeitet. So finden wir ganz die gleichen Grundzüge, nur schon etwas weiter ausgeprägt, in einer ohngefähr gleichzeitigen Darstellung, die uns der Cölner Carthäusermönch Surius im 5ten Band seiner „vitæ sanctorum“ 1569 mitgetheilt hat. Es wird z. B. der Bewerber um die Ursula als der mildere Sohn eines wilden heidnischen Fürsten bezeichnet, um auch noch eine erfolgreiche Bekehrungsgeschichte mit der Leidensgeschichte zu verweben und die aufopfernde Hingebung der Ursula an ihren Christus unter einem Beisatze mittelalterlicher Romantik zu

Digitized by Google

heben. Auch die Hand des Hunnenfürsten, der, vom Zauber ihrer Schönheit wie vom Blitze getroffen, sie zur Königin des besiegten Europa's erheben will, schlägt die Glaubenstreue aus.

In vollen Strom kam jedoch die Sagenbildung erst mit dem Auftreten der h. Elisabeth von Schönau. Schon der h. Cunibert soll den Leichnam einer Jungfrau (Ursula?) vermittelst der Erscheinung einer Taube aufgefunden haben; die „cineres virginum" wurden vom h. Hanno verehrt (vita Hannonis c. 10). Im Jahr 1106 wollte man nun, als bei einer Belagerung an einigen Orten die Mauern eingestürzt waren, neuen Grund graben; da mahnten zwei plötzlich erscheinende Jungfrauen im himmlischen Strahlenglanze zur Ehrfurcht vor der heiligen Begräbnisstätte. Die Ausgrabungen nahmen so einen andern Charakter an; man suchte und fand immer mehr Leichname der Heiligen, die mit aller Ehrfurcht gehoben und an die Nachbarkirchen vertheilt wurden. Als der heilige Norbert, Gründer des Prämonstratenserordens, 1123 hierher kam, um an der ergiebigen Reliquienstätte sich zu bereichern, war eine der Jungfrauen auf dringendes Gebet so gefällig, ihm zu erscheinen und ihren Namen nebst Begräbnisstätte anzuzeigen. Der glückliche Fund führte auf neue Ausgrabungen; sie dauerten 9 volle Jahre von 1155 bis 1164. Man fand dabei mehr, als man suchte, neben weiblichen auch männliche Leichen, ja Leichen von Kindern; steinerne Tafeln gaben den Namen, Titel und die Würden der Märtyrer an. Es wurde ein vollständiges Protokoll von dem die Ausgrabungen leitenden Abt Gerlach von Deuz über die Fundstücke aufgenommen. Unter den Inschriften galt eine der „sancta Ursula regina", die man zum zweiten Mal aufzufinden das Glück hatte, eine andere ihrem Bräutigam Aetherius, eine dem Bischof Pantalus von Basel, eine dem Pabste Cyriacus etc. Das Zuviel machte endlich doch stutzig. Es gab noch dazu in der Umgebung Katharer, die zum Glauben nicht zu sehr geneigt waren. Was thun? Grade um jene Zeit lebte im Kloster Schönau bei Oberwesel nicht zu weit von Cöln eine junge Nonne, Namens Elisabeth, die im 23ten Jahre ihres Alters, nachdem sie schon 12 Jahre lang im Kloster zugebracht und im contemplativen

Digitized by Google

Hinbrüten ihre Einbildungskraft erhitzt hatte, in visionär-ekstasische Zustände gerieth. Ihr Bruder Egbert, Abt zu St. Florin in Schönau, befand sich grade um diese Zeit zu Cöln, um gegen die Katharer zu wirken. Von oben her waren allein Aufschlüsse über die dunkle Sache zu gewinnen; unter seiner Vermittlung wandte man sich also an sie. Gerlach schickte ihr die bedeutendsten Sepulcralsteine zu, in Bezug auf die er selbst nicht dem Verdachte widerstehen konnte, sie möchten von den Ausgrabenden des Gewinnes halber unterschoben worden sein. Anfangs wollte die Nonne nicht recht an die dunkle Sache gehen; später gab sie den Männern „bonæ opinionis" nach und entsprach vollkommen den gehegten Erwartungen. Der Abt Gerlach erhielt so allen möglichen Aufschluss über die an sie gestellten Fragen, die vorzüglich die dunkelsten Parthieen der Legende, die Reise nach Rom und die in sie verflochtenen Personen betrafen. Egbert spielte dabei die Rolle des Vermittlers, bei der er aber sich nicht ganz passiv verhalten haben mag, wie denn auch die Elisabeth geradezu von „suggestionibus fratris" spricht; er war es auch, der, wie er ihr die lateinischen Sepulcralinschriften enträthseln musste, ihre Offenbarungen in lateinischer Sprache niederschrieb (corpus revelationum sanctarum Birgittæ Hildegardis Elizabethæ 1628).

Mitten in ihren Enthüllungen starb die Ueberreizte; der Prämonstratenserabt Richard, ein Engländer von Geburt, der sich in die Abtei Arnsberg in der Cölnischen Diocese gegen 1180 zurückgezogen hatte, nahm es im doppelten Interesse auf sich, das Fehlende zu ergänzen. Er that es mit einer maasslosen Kühnheit in zwei Büchern vom Jahre 1183 und 1187. Er gesellt noch alle damaligen Grossen der Welt zu der schon bedeutend angewachsenen Reisegesellschaft, bietet da, wo etwa die Bewegung derselben in's Stocken gerathen will, himmlische Maschinerieen, z. B. Engel, auf, welche die Jungfrauen über Berge und Flüsse tragen, bildet die Reise überhaupt in eine Procession nach modernem Zuschnitt um und gibt dann noch über die einzelnen auftretenden Persönlichkeiten die bestimmtesten Aufschlüsse, wie sie immer ein Heraldiker geben kann.

Digitized by Google

Die Hauptvervollständigung unserer Erzählung in der spätern Zeit besteht so in der mit Namen und Thatsachen bereicherten Reise nach Rom, bei der uns speciell der mitreisende Bischof von Basel, Pantalus, interessirt. Es erhebt sich so die Frage, wie kam die Erzählung zu diesem? Wir kennen einen Heiligen zu Cöln, Namens Pantaleon, der hier grosse Verehrung genoss. Sein Cultus kam mit dem der Ursula ohngefähr um gleiche Zeit in Umschwung; auch ihm war eine Kirche und ein Kloster geweiht, die „ecclesia“ und das „monasterium S. Pantaleonis, Cosmæ, Damiani, Quirici“ oder „Quirini“. Der Name dieses Heiligen verwebte sich so leicht mit der Legende; die Martyrologieen verlegen wohl selbst sein „natale“ auf den gleichen Tag mit dem sehr verschieden bestimmten der Ursula (14. Febr.). Derselbe Heilige genoss aber eine gleiche Verehrung auch zu Basel. Es war ihm in der Kirche zu St. Martin mit der heil. Anna eine besondere Kapelle geweiht; eine Kirche und Pfarre der Basler Diöcese trägt noch jetzt seinen Namen, ein jetzt ausgestorbenes Geschlecht der Stadt ward nach ihm genannt. So erklärt sich, wie man auf diesen Namen kommen konnte. Freilich lautet er Pantalus, nicht Pantaleon; solche kleine Umstellungen waren aber grade bei dem frommen Lug und Trug durchaus nothwendig, wenn man ihn gehörig verschleiern wollte. Eine ähnliche Bewandniss hat es mit dem angeblichen Pabste Cyriacus, der, um mit den Jungfrauen dem Märtyrertode zu entgehn, sein Amt in die Hände der freilich damals noch nicht existirenden Cardinäle niedergelegt und desshalb aus der Pabstliste gestrichen worden sein soll, und mit dem Pabste Pontianus. Der erste erinnert an den zugleich mit Pantaleon gefeierten Cölnischen Heiligen, den schon oben genannten Cyrinus oder Cyricus (vielleicht fand auch eine Reminiscenz an den unter Maximian enthaupteten Römischen Diaconus Cyriacus statt); der Pabst Pontianus wird bei schon besetztem päbstlichen Stuhle in einen Cardinal Pontius umgewandelt. Hafner in seinem Solothurner Schauplatz hat sich übrigens noch die Mühe gegeben, dem Stammbaum dieses Pantalus nachzuforschen; er lässt ihn aus dem uralten Geschlechte der Grafen von

Digitized by Google

Frohburg herstammen. Es war das eben das uralte Geschlecht, eben so mächtig als kirchlich gesinnt, an das man allein denken konnte. Diese Grafen schenkten viel an Kirchen und Klöster, traten selbst in den geistlichen Stand, wurden Bischöfe und Aebte; Ortlieb, Graf von Frohburg, war Bischof von Basel um die Zeit, als die h. Elisabeth ihre Visionen hatte; aus diesem uralten Geschlechte musste somit Pantalus sein, wenn sich auch geschichtlich der Stammbaum desselben nicht weiter als bis auf das 9te Jahrhundert zurück verfolgen lässt.

Die Ursulasage hatte so ihre volle Ausprägung erhalten. Man machte zwar immer neue Ausgrabungen auf der ergiebigen „sepultura Romana" der alten Römerstadt, auf der sie, wie wir jetzt wissen, stattfanden; auf die grossartigen Erdichtungen Richards liess sich aber kaum was Neues zu dem fertigen religiösen Romane, wo zuletzt noch der der Ursula nachgereiste Bräutigam seine Hochzeit auf dem Märtyrerfelde feiert, ersinnen. Dagegen konnte sich wohl die an die allgemeine anschliessende Schweizerische Lokalsage noch weiter fortbilden. Nach Wurstisen (S. 62) wurde in der Basler Gegend „fürgegeben und geglaubt, es sei die h. Christiana eine von den 11,000 Mägden und nach einer ihren Namen tragenden Kapelle auf eines Berges Grat durch ein sonderlich Wunderzeichen daselbst begraben worden. Denn als sie in ihrer Wiederfahrt von Rom nach Basel verblichen, habe man ihre Leiche nirgends abstatt verrücken mögen, bis zwen junge Kühe, so zuvor nie eingewettet gewesen (diese weissen auch den alten deutschen Göttinnen geweihten Zugthiere sind uns bekannt), dafür gespannen worden. Da habe es Gott gefügt, dass dieselbigen die todte Leiche an dieses Ort, welches ihr zum Begräbniss beliebt, gezogen und ihnen an solchem Werk alle Bäume und Felsen weichen müssen." Dieser Berg liegt in der Herrschaft Riehen; die Kapelle auf ihm wird vom Volk S. Chrischon genannt. Ein Gleiches wird auch von der Kunigundis und Mechtundis und ihrer Magd Vibrandis erzählt; nur steigert sich noch etwas das Wunderbare. Die Ochsen gehen jetzt auf eine Eiche zu, die sich selbst aufthut, um die heiligen Leiber zu empfangen. Der

Digitized by Google

Ort soll aber den Namen von dieser sich selbst öffnenden Eiche erhalten haben und Eichsel, d. h. „quercus salutis", genannt worden sein. Wir kennen den alten Naturkultus, dem Berge und Bäume heilig waren, vorzüglich den so weit verbreiteten Cultus der Eiche, der Königin des Pflanzenreiches, um uns diese Begräbnissfahrten erklären zu können. Die Vervollständigung der Sage besteht also darin, dass, was sich immer von heiligen Oertern und Namen in der Nähe von Basel vorfand, in die gefeierte Ursulasage verwebt wurde. Die Namen dieser einzelnen heiligen Oerter wurden dabei beliebig ausgedeutet, die heiligsten Frauen der Vorzeit aber (Kunigundis und Mechtildis sind die berühmtesten alten Aebtissinnen Zürichs) unter die Jungfrauenlegion aufgenommen. Ein „officium" und ein paar „lectiones sanctarum virginum" aus der Karthause in Freiburg (Breisgau), eine Lebensgeschichte derselben in dem Kloster Lüzel, dessen Abt bei der Erhebung der letztern durch den Kardinal Raimund auf seiner Heimreise vom Frankfurter Reichstage (1503) zugegen war, alles erst 12 Jahrhunderte nach dem Martyrium verfasste Schriften sind die Quellen, denen man in Bezug auf diese Nebenschösslinge der Sage Vertrauen schenken soll.

Mit dieser Darlegung der historischen Genesis der Legende ist die Critik derselben gegeben; es konnte aber auch nicht bei der willkührlich nach dem sich grade darbietenden Stoffe greifenden Sagenbildung an speziellen historischen Missgriffen fehlen, die selbst bei noch mangelndem sichern historischen Bewusstsein Bedenklichkeiten erzeugen mussten. Die alte Cölnische Tradition verlegt die Thatsache in's Jahr 238; 1838 hat man das 1600jährige Jubileum dieser Märtyrinnen mit allem Pomp gefeiert. Die Legende bei Surius schliesst mit dieser Zeitbestimmung. Da König Deonotus zu der Zeit gelebt haben soll, als bereits die Enden der Erde sich zu Gott bekehret hatten, aber doch auch ein wilder Heidenfürst seine Tochter begehrt haben soll, musste wohl die Thatsache bald auf die angebliche erste Bekehrung Britanniens, also in den Anfang des 3ten Jahrhunderts verlegt werden. Die Zeit des rohen Emporkömmlings Maximinus Thrax (235—238), die erste Verfolgungszeit in diesem Jahrhun-

Digitized by Google

dert, schien so die geeignetste; es knüpften sich an seinen Namen, den Namen des Mannes, der den würdigen Kaiser Alexander Severus nebst seiner Mutter umbrachte, den mit den Namen des Maximian und des Usurpators Maximus verwandten, gegen den zuerst die Hunnen in Bewegung gesetzt wurden, mehrere dunkle Reminiscenzen, welche die Zeitbestimmung als eine angemessene erscheinen liessen. Sie war es auch, so lange man die Sage in ihrer Einfachheit stehen liess. Es wurde das aber anders, als man alle weltlichen und geistlichen Würdeträger der Procession zugesellte und dabei nach Ländern und Namen griff, wie man sie in der damaligen Geographie und Heiligengeschichte vorfand. Es sollte vor Allem ein Pabst an ihr Theil genommen haben; die Geschichte wusste aber nichts von einem solchen. So musste die h. Elisabeth einen solchen offenbaren, oder besser, Egbert, der ausdrücklich zu diesem Behufe die Pabstcataloge prüfte, fand auf den Pabst Pontianus (233—238) glücklich eine Lücke, wo er den bisher nicht gekannten Märtyrer Cyriakus unterbringen zu können glaubte. Er hat sich geirrt; nach der Hauptquelle, die ihm freilich nicht zu Gebote stand, nach Eusebius, folgte ihm unmittelbar Antheros, der nur ohngefähr einen Monat den Bischofssitz einnahm, und dann Fabianus, der 15 Jahre lang fungirte. Es bleibt also nach diesen scharfen Bestimmungen kein Platz auf der Römischen Bischofsliste für unsern von keinem ältern Schriftsteller genannten Cyriacus. Das war denn nun auch, nachdem sich schon der Verfasser der goldenen Legende nicht recht mit der ebenfalls genannten Königin Siciliens, dem König von Constantinopel etc. hatte befreunden können, der Hauptpunkt, an den sich die katholischen Schriftsteller bei einem gewissen historischen Sinne stiessen, ja trotz aller Rechtgläubigkeit oder besser grade wegen ihr stossen mussten. So sprach Gobelinus, Dekan in Bielefeld zu Anfange des 15ten Jahrhunderts (1418), seine Zweifel nicht bloss in seinem „cosmodromium“ Act. 6, C. 14 aus, er wandte sich mit ihnen auch nach Rom, ohne von dorther eine Lösung zu gewinnen und erklärte gradezu, dass die Elsbeth gelogen und die Welt betrogen habe. Der gelehrte

Digitized by Google

Baronius, bekanntlich ein Muster der Orthodoxie, verwarf eben desshalb die nähern Bestimmungen der Erzählung als reine, aller Wahrscheinlichkeit mangelnde Dichtung und nahm selbst in der Bedrängniss zu Galfredus seine Zuflucht, der ein jämmerlich zusammengeflicktes historisches Gewand über die Heiligenlegende geworfen und sie zu einer Geschichte sehr profanen Inhaltes (die unter dem Usurpator Maximus nach Gallien geführten Briten sollen Britische Frauen begehrt und auch bekommen haben) herabgewürdigt hatte.

Eben so wurde man auf unsern Pantalus aufmerksam, der, von keinem älteren Schriftsteller gekannt, erst in den Martyrologieen des 15ten Jahrhunderts zum Vorschein kommt. Baronius nahm ihn ebenfalls nicht in sein Martyrologium (Romanum magnum) auf. In der That hat ihn die Elsbeth in einem nicht minder bedeutenden historischen Fehlgriffe oder Anachronismus erdichtet. Die Reise führte eben von Cöln zu Schiffe bis nach Basel; hier musste sich der Bischof von Basel im Geiste mittelalterlicher Romantik den Jungfrauen zum Geleitsmann anbieten. Leider gab es aber damals noch kein Basel, und wenn auch ein solches, doch sicher kein solches, das sich zu einem Bischofssitze eignete. So lange die Augusta Rauracorum blühte, gehörte der Rauracherbischof, wenn es einen solchen gab, hierher; erst mit dem Untergange von Baselaugst hob sich Basel. Die Breviarien der Basler Diöcese, die nicht über das 15te Jahrhundert zurücklaufen (das älteste Manuscript auf der Bibliothek zu Pruntrut fällt vor 1461), haben nicht eine Bestimmung über ihn, die uns nur irgendwie seine Existenz zu irgend einer Zeit und irgend einem Orte verbürgte; die magern und flachen Bestimmungen über diesen „antistes, vir magnæ sanctitatis et devotionis", sind aus der Legende entlehnte. Alles andere über ihn Gesagte concentrirt sich in der Bestimmung: „Corpus ejus Coloniæ apud Maccabæos (d. h. in der ihnen geweihten Kirche neben der Blutstrasse) honorifice asservatur. Caput inde Basileam translatum est sexto idus Octobris (angeblich 1270) quo die recolitur ejus memoria."

Digitized by Google

Durch diese und andere Missgriffe, besonders in Betreff der Hunnen, kam die Legende allmälig um ihren kirchlichen und historischen Credit; man beschäftigte sich nicht mehr ernstlich mit ihr und legte sie einfachhin bei Seite. So konnte es der Jesuit Crombach wagen, mit einem dicken Foliobande (Ursula vindicata 1647) für die Heilige mit den 11,000 Jungfrauen auf's Neue in die Schranken zu treten, oder besser, dreist und unverschämt die alten Fabeleien noch einmal als geheiligte Wahrheit aufzutischen. Er gewann jedoch wenig Anklang; es begann gerade jetzt eine freiere wissenschaftlichere Regung, welcher diese Schrift nur Aergerniss geben konnte. Man gestand von katholischer Seite die vielfältigen Missgriffe offen ein; von protestantischer bemühte man sich vorzüglich die enorme Anzahl zu erklären, die nur auf irgend einem Missverständnisse beruhen zu können schien. Der letzte Kurfürst von Cöln, Max Frank von Oestreich, liess in allen Brevieren und Messbüchern die Eilftausend streichen. Im Grunde war aber die Legende noch immer nicht in ihrem Gesammtinhalte vom echt historischen Standpunkte aus gewürdigt worden. In neuester Zeit, wo bei neu erwachendem Ultramontanismus mit dem Trier'schen Rock auch die 11,000 Jungfrauen neu verherrlicht wurden, hat desshalb Rettberg in seiner Kirchengeschichte Deutschlands (1840) die Sache gründlicher angegriffen; der katholische Theolog Floss (Aschbachs allgemeines Kirchenlexikon s. v. Ursula) ist ihm gefolgt. Er hat mit einer Menge geschichtlicher Zeugnisse, verschiedenen aufgefundenen Calendarien den Fortbildungsgang der Legende beleuchtet; auf die Bestimmung des historischen, durch die phantastischen Zuthaten verwischten Kernes glaubte er gänzlich Verzicht leisten zu müssen. Auf diese Vorgänge gestützt hat endlich Oskar Schade „die Sage von der h. Ursula 1854" einen Versuch gemacht, dieselbe statt auf einen historischen auf einen mythischen, mit reicher Belesenheit schattirten Hintergrund zu stellen. Der Schüler Grimms benutzt dabei die neuen Aufschlüsse über die alte Deutsche Mythologie; die Ursula wird zur Göttin Nehalennia, die ihr zu Ehren veranstaltete Umführung von Schiffen erklärt ihre Seefahrt. Es wird aber hierbei zu viel

Digitized by Google

und zu wenig gethan. Der Zug von dem Ausziehen auf Schiffen und den nautischen Uebungen ist nur ein untergeordneter in der Legende; auch er gewinnt aber nicht einmal seine volle Erklärung und Analogie. Dort wird ein Schiff zur Verehrung der Göttin auf dem Lande herumgezogen; hier stechen die Jungfrauen in die See. Der Hauptzug der Erzählung, der Märtyrertod der einem aufgedrungenen oder zudringlichen Bräutigam durch die Flucht sich Entziehenden, bleibt völlig unerklärt. So möchte diesem Versuche in prinzipieller Beziehung nicht mehr Werth zukommen, als dem gleich einseitigen historischen. Es werden hier und dort zwei Factoren, die mit einander wirkten, auf eine unlebendige Weise aus einander gerissen; es ist diese Legende, wie andere, ein Gebilde der religiösen Phantasie, welche auf der Basis des mittelalterlichen Glaubens und Cultus das Geschichtliche mit ihren Fäden durchflocht. So gehen wir auch hier an der Hand der historischen Forschung auf die ältesten Bestimmungen zurück und nehmen an, dass eine alte Notiz von einigen Märtyrerinnen bei Cöln unter dem Einflusse verwandter historischer Reminiscenzen, nahe liegender Combinationen, einzelner Ausgrabungen die vorliegende Hülle, und Einfassung in der Zeit annahm, als Deutschland und Frankreich sich auf Bonifacius innigst an Rom angeschlossen hatten und die grossen Pilgerfahrten begannen. Wie diess geschah, suchten wir oben möglichst getreu aufzuweisen; ganz die mitwirkenden Factoren zum Geständniss über das ihnen Angehörige auf der critischen Folterbank zu bringen, wird selten gelingen.

Für Basel möchte sich somit nicht viel Historisches aus der Legende herauslesen lassen (in dogmatischer Beziehung bleibt derselben bei der lebendigen Auffassung und Anwendung ihres substantiellen Inhaltes ihre Bedeutung ungeschmälert); ein Gleiches gilt von der Legende des Märtyrers Justin. Unter der schweren Verfolgung des kaiserlichen Generallieutenants im Frankenreiche, wie sich Wurstisen ausdrückt, nämlich des Ritiovarus, soll hier viel Christenblut vergossen worden sein. Die Christen, die man ergreifen konnte, wurden auf seinen Befehl ertränkt, unter ihnen der neunjährige Justin. Diesen Justus

Digitized by Google

oder Justinus erwähnt zuerst der verfälschte Beda (passio sancti Justini). Hier heisst es von dem genannten Ritiovarus oder, wie er auch heisst, Rictius Varus, Rictiovarus, præfectus in Gallia: „Ingressus civitatem Basileam nomine, qua suos cursus in Rhenum infert Ara fluvius, multos ibi Christianos dimergi præceperat etc.“ Er gibt also eine sehr schwankende Lokalbestimmung, die nicht einmal auf Basel passen, sondern eher auf Baselaugst führen würde. Ganz in der gleichen Unbestimmtheit hält sich die von Surius unter dem 31. October mitgetheilte Legende des St. Quentin, welche auch unserer Thatsache gedenkt: „eo in loco, ubi Arola in Rhenum alveum se infundit, mergere et crudeliter necari præcepit“ und offenbar Beda ausgeschrieben hat. Beda war im Allgemeinen bekannt, dass in jener Gegend ein Justinus gelitten haben sollte; nach den ihm zu Gebote stehenden geographischen Kenntnissen ward so die Märtyrerstätte bestimmt. Ein Justus wird nämlich auch als ein Märtyrer „in territorio Belvacensi“, zum 18. Octob. von Usuard genannt und zum 22. Dec. Cod. Hag. als ein Knabe bezeichnet, der seinen Vater zur Auslösung eines in der Gefangenschaft schmachtenden Bruders Justianus bestimmte, mit ihm selbst die gefährliche Reise unternahm und unterwegs in die Hände der Feinde fiel, denen er den sich verbergenden Vater nicht verrathen wollte. Dieser Justinus könnte nun wegen der Namensähnlichkeit mit dem gleich zu nennenden Rauracischen Bischof Justinian aus dem „territorium Belvacense“ nach der „Basilea“, aus dem Stromgebiet der „Arar“ in das der „Ara“ versetzt und mit Ritiovarus, der, ein zweiter Nero, überall da auftritt, wo am Rheine gegen die Christen gewüthet wird, in Verbindung gebracht worden sein. Es ist somit dieser Justin schlecht bezeugt; man kann nur etwa das aus der Legende entnehmen, dass die unter Diokletian ausbrechende Verfolgung sich unter diesem angeblich von Maximian angestellten Præfecten von Gallien (cfr. die von Liebnitz bekannt gemachte „gesta Trevirorum“ C. 28) auch bis in diese Gegenden ausdehnte.

Gegen die Mitte des Jahrhunderts wird hierauf des eben erwähnten Bischofs Justinianus, „episcopus Rauracorum“, ge-

Digitized by Google

dacht. Es geschieht diess in den Acten des 346 zu Cöln in der Angelegenheit des dortigen Bischofs Euphratas, der gegen die Gottheit Christi aufgetreten sein soll, veranstalteten Concils. Nach Verlesung einer Anklageschrift der dortigen Population und eines Sendbriefes der Geistlichkeit am untern Rhein soll er gegen diesen Ketzer seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen haben: „Euphratam esse blasphemum, qui Christum servatorem nostrum deum esse negat". Seine Unterschrift und Bezeichnung lautet zu einer Zeit, wo zu Basel noch kein fester Bischofssitz gegründet war, ganz angemessen; leider wird aber überhaupt darüber gestritten, ob auch diese Concilienacta als echte gelten können? Woran man früherhin besonders Anstoss nahm, war diess, dass wir nach ausdrücklicher Angabe des Athanasius in seinem Briefe „ad episcopos" den gleichen Euphratas das Jahr darauf auf dem Concil zu Sardika unter den orthodoxen Kirchenlehrern finden. Noch mehr, er tritt hier als eine hochgeachtete Persönlichkeit auf und wird, er und der Bischof Vincentius von Capua, mit einer ganz besondern ehrenvollen Mission beauftragt. Er ward zum Kaiser Constantius nach Antiochien gesandt, um ihn zur Wiedereinsetzung der von ihm verjagten Bischöfe zu bewegen. Noch mehr, seine angeblichen Glaubensgenossen, die Arianer, spielen ihm bei der Gelegenheit einen bösen Streich (Stephanus von Antiochien). Eine schlechte Weibsperson ward von ihnen in sein Zimmer eingeschmuggelt, um seinen Credit durch die dort ertappte zu untergraben und einen Erfolg seiner Gesandtschaft unmöglich zu machen. Das schien denn doch im grellen Widerspruche mit dem zu stehen, was gleich im Jahre zuvor geschehen. Man wusste sich nicht anders zu helfen, als dass man die beiden Concile in der Zeit aus einander zu bringen suchte; die unglücklichen Versuche verschiedener Art in dieser Beziehung hat Rettberg in seiner Kirchengeschichte Deutschlands schlagend abgefertigt. Man kann nur etwa sagen, die Irrlehre des Euphratas bestand nicht schlechthin in der Ableugnung: „Christum esse deum"; und in der That bestimmt sie der Bischof Valerianus dahin, dass derselbe Christus für einen „nudus homo" erklärt und ihn nicht als „primordialis

Digitized by Google

dominus" und „deus" anerkannt habe. Hiernach war er kaum ein Arianer, denen man gewöhnlich nur vorwarf, dass sie den Sohn niedriger stellten, aber auch nicht ein Monarchianer im Sinne eines Artemon etc., deren Anschauung als eine überwundene schon in der Zeit zurücklag; seine Ansicht könnte die monarchianisch sabellianisirende gewesen sein, die damals, von Marcellus und Photinus vertreten, auch im Abendlande Anhänger fand. Marcellus wollte nur den menschgewordenen Logos Sohn Gottes genannt wissen, den er für eine Kraft Gottes erklärte; Christus könne nur als ein vorzüglich von dem göttlichen Logos Erleuchteter Sohn Gottes genannt werden. Das könnte nun auch die Ketzerei des Euphratas gewesen sein, der so dem Logos das höhere Göttliche zueignete, Christus aber für einen blossen Menschen erklärte und eben desshalb sein Sein vor Weltanfang leugnete. Als Sabellianer war er so grade Gegner der Arianer; eben desshalb musste er, so wie Marcellus, auf dem Concil zu Sardika, dem es nur um den Gegensatz gegen den Arianismus zu thun war, Schutz finden; ja er konnte noch schärfer als die andern für die Wesensgleichheit des Sohnes und Vaters auftreten und musste gern die ihm übertragene Gesandtschaft übernehmen, da es sich neben der Wiederherstellung und Ehrenrettung des Athanasius und Marcellus auch um die seinige handelte.

So hätten wir keinen zwingenden Grund von dieser Seite aus das Concil in Anspruch zu nehmen; die innern Gründe erlauben eben öfters eine sehr verschiedene Würdigung. Es treten aber zu ihnen noch andere innere, vorzüglich aber die für den echten Historiker entscheidenden äussern Gründe, die in einer die Untersuchung abschliessenden Weise Rettberg in seiner Kirchengeschichte Deutschlands sorgfältig zusammengestellt hat. Erst im 8ten Jahrhundert begegnen wir einer Spur von dieser Ketzergeschichte („vita Maximini Trevir." bei den Bolland. Maj. Tom. VII), erst im 9ten einer Spur solcher Acta („Bertarii presbyteri historia brevis episcorum Verdunensium", von denen einer auf dem Concil gegenwärtig gewesen sein soll); die Acta selbst kommen erst in den Zusätzen des Abts Aegidius zu Hari-

Digitized by Google

gers Lebensbeschreibung des St. Servatius, der sich in Gegenwart des St. Anathasius bemüht haben soll, den starren Mann zu beugen, und die vorzüglichste Veranlassung zu dem Concil wurde, zum Vorschein (um 1240), aus denen sie dann in die Conciliensammlungen übergegangen sind. Die Gestalt dieser Acta verräth sie aber zugleich durchweg als ein späteres Machwerk. So soll das Concil „A. dominicæ incarnationis trecentesimo quadragesimo sexto, quarto anno ducentesimæ octuagesimæ Olympiadis, imperii autem Constantii, filii Constantini, sexto, indictione quarta, post consulatum Amantii et Albini IV Idus Majas", also den 12. Mai abgehalten worden sein. Mit solchen verschiedenartigen, theilweise nie vorkommenden Zeitbestimmungen werden die alten Concilienacten nicht eingeleitet; es gehört wenig Belesenheit dazu, um den Interpolator zu erkennen, der seine ganze historisch-chronologische Gelehrsamkeit aufbot, um eine recht volle Zeitbestimmung zu geben; die Verhandlungen selbst führen ganz auf das gleiche Resultat. Es werden nicht nur Bischöfe und Bischofssitze genannt und die erstern unter die letztern auf eine Weise vertheilt, an welcher die Geschichte gerechten Anstoss nimmt; die Vota der einzelnen Bischöfe selbst nehmen ein so monotones Gepräge an, dass dieses Concil eines der langweiligsten gewesen sein müsste, wenn diese Langweiligkeit nicht eben dem Interpolator zur Last fiele.

Wenn wir somit die Unechtheit dieser Acta nicht ableugnen können, so fragt sich doch noch, welchen drängenden Grund hatte man aber zu dieser merkwürdigen Interpolation? Rettberg antwortet darauf, es hätte können erwünscht erscheinen, auch im Fränkischen Reiche eine recht namhafte Verdammung des Arianismus aufzuweisen. Er selbst widerlegt sich aber mit den Worten: „Freilich sollte man meinen, dass gegen dieses missliche Experiment Niemand aus älterer Zeit hätte so gesichert sein müssen, als gerade Euphratas, der wegen seiner Misshandlung durch die Arianer ein besseres Gedächtniss in der Geschichte verdient hätte. Allein die Motive der Legendenbildung seien nicht immer streng logisch." So leistet er auf eine ge-

Digitized by Google

nügende Erklärung Verzicht; es wird das aber nicht nöthig sein, wenn wir, in der Negation nicht zu weit gehend, einen gewissen historischen Anhaltungspunkt für diese Acta stehen lassen. Es muss dieser Euphratas nach dem, was wir sicher über ihn wissen, ein Mann mit bestimmt ausgeprägtem Charakter und Glaubenssystem gewesen sein, der wohl manchen Anstoss geben konnte. Am Rheine beschäftigte man sich aber auf Bonifacius Zeit mit solchen Productionen, welche allen etwa auftauchenden Abweichungen von der herkömmlichen Lehre und der hierarchischen Verfassung mittelbar entgegentraten; so konnte man leicht darauf kommen, an seinen Namen eine volle Synode mit Anklageschrift und Verdammungsurtheil zu knüpfen. Athanasius hatte unter den Bischöfen, die entweder persönlich oder schriftlich zu Sardika zu ihm standen, auch mehrere Gallische (34) genannt; aus ihnen, die man je nach historischen Notizen oder Conjecturen unter die einzelnen Bischofssitze Galliens vertheilte, liess sich leicht ein volles Concil zusammensetzen. Wie an der Sache selbst, ist desshalb auch etwas Wahres an den Unterschriften. Es wird daher unser Justinian nicht so schlechthin aufgegeben werden dürfen; man würde nur fragen müssen, ob der Interpolator bei der Zuertheilung des Rauracherbisthums an ihn einen guten oder einen Fehlgriff gethan habe? Die Antwort darauf ist schwierig; seine Stellung neben Amandus, angeblichen Bischof von Strassburg, könnte ihm zu seinem Bisthum verholfen haben. Wir müssen die Sache auf sich beruhen lassen.

Freilich will sich auf diesen Justinian nicht gleich ein Nachfolger zeigen. Schon Wurstisen verweist aber auf die vielen Einfälle der barbarischen Völker, die jetzt grade Raurachien zu einem grossen Tummelplatz und Schlachtfelde machten und keine aufkeimende Cultur gedeihen liessen. So schweigt denn nun auch die Geschichte gänzlich über das etwa hier gegründete christliche Leben bis zu der Zeit, wo wieder etwas Ruhe in die grosse Völkerbewegung kam, bis zu der des grossen Chlodwig. Hier wird zuerst wieder ein gewisser Adelphius als Bischof von Basel genannt. Er soll auf dem ersten Concil zu

Digitized by Google

Orleans (511 oder 512) gegenwärtig gewesen sein. Hier finden wir aber einen „Adelphius, episcopus Pictavorum," unterzeichnet, doch lesen einige gute Manuscripte, z. B. das Manusc. Corbej. „episcopus de Ratiate", und das Manusc. Pith. „Adelphius de civitate Ratiatica". Späterhin auf dem zweiten Concil zu Orleans (533) heisst es: „Asclepius presbyter pro Adelphio, episcopo Ratiacensi, subscripsi. Die Lesart „episcopus Pictavorum" ist nun der richtige Commentar zu der andern. „Rhatiatum" war der alte Name von „Pictavium". Die Verwechslung des „Ratiacensis" mit „Rauracensis" lag aber um so näher, als Antoninus in seinem „itinerarium" dieses „Rhatiatum" auch „Rauranum" nennt. Auch dieser Adelphius ist somit aufzugeben; wir können also keinen einzigen bewährten Bischofsnamen aufzeichnen. Damit ist nicht gesagt, dass keiner existirte, noch weniger, dass es nicht christliche Elemente hier gab; was von ihnen noch in den Stürmen der Zeit sich erhalten hatte, kann sich an die Mutterstadt des Raurachischen Christenthums, an Besançon angeschlossen haben, dessen Bischof wir auch auf dem Concil zu Epaona finden.

Wir würden jedoch gar nichts über diese sich hier findenden Elemente festsetzen können, wenn uns nicht gerade hier die Alterthumsforschung entgegenkäme und das Fehlende in glänzender Weise ersetzte. Im Sommer 1837 wurden in Basel hinter der Münsterkirche beim Tieferlegen des Pflasters drei zur Grundlegung eingesenkte Steine entdeckt, von denen die Inschrift des einen lautet: „D. M. Bellinus Divixt. filio". Nur aber auf einem Felde des Steines standen diese Worte; ein zweites war leer, auf einem dritten fand sich zuoberst ein Gefäss mit zwei Henkeln, aus welchem ein Blumenstengel hervorragte, den zwei zu beiden Seiten befindliche Tauben mit den Schnäbeln berührten. Ueber den zwei ersten Feldern war eine giebelförmige Verzierung mit einer Rosette; zwischen den Streifen, welche die erste Abtheilung von der zweiten trennen, stand ein halber Mond mit aufwärts gekrümmten Hörnern. Dieses Familiendenkmal ist desshalb mit Recht für merkwürdig gehalten worden, weil es den Uebergang des langsam absterbenden Heidenthums

Digitized by Google

zum Christenthum und die Bildung der christlichen Typologie beleuchtet (Basilia und Rauracum von D. Gerlach im Schweiz. Museum von Gerlach, Hottinger und Wackernagel, 2ter Band, 1838). Zuerst ist das heidnische D. M. (deo magno) beibehalten worden; der auf Inschriften zu Vienne, Nismes und sonst in Gallien vorkommende Name „Bellinus" gehört der Periode der Sprachbildung an, wo sich Römisches und Altgallisches mischten; „Divixt." ist ein unzweifelhaft Gallischer Name, den auch ein „civis Sequanus" und eine Bürgerin zu Bordeaux trägt (der Stamm „Div" kommt in Divo, Divona und Divodurum vor). Der Aschenkrug gehört der alten Zeit, die aus der Asche hervorspriessende Blume mit den Tauben zu beiden Seiten aber ganz der christlichen an; die Bedeutsamkeit der bildlichen Darstellung wird noch durch die daneben abgebildeten Hörner des Mondes erhöht. Während nämlich die aus der Asche aufblühende Blume sicher das aus dem Tode keimende höhere Leben des Geistes bezeichnet, die Tauben an die frohe christliche Botschaft erinnern, wenn sie sich nicht auf die kindliche Reinheit und Unschuld beziehen, weist die meist Celtische Thongefässe zierende Mondsichel mit aufwärts gekrümmten Hörnern auf das aus der Finsterniss des Todes hervorgehende Licht des Lebens hin.

Es ist nicht zu leugnen, wir begegnen hier einem Kunstprodukte aus einer Zeit, wo sich, wie die Blume aus dem Aschenkruge, das Christenthum aus dem Heidenthume erhob. Es wird dasselbe um so interessanter, als der genannte Bellinus grade auch auf Inschriften aus Oertern vorkommt, wo das Christenthum sicher schon zu Ende des 2ten Jahrhunderts eingewandert war. Fragt sich nun, in welche Zeit diese Inschrift gehört, so werden wir uns an die vorliegende Mischung der Sprachelemente, wie der heidnischen und christlichen Symbolik zu halten haben, die im 3ten Jahrhundert um sich griff, je nach den verschiedenen Lokalitätsverhältnissen aber bald etwas früher, bald etwas später recht herrschend wurde. Noch weiter führen uns die andern beiden Sepulcralsteine, welche ebenfalls auf eine aus Galliern und Römern gemischte Bevölkerung führen und noch andere zugleich gewonnene Ueberreste des Römischen Alter-

Digitized by Google

thums, allerlei Scherben von Römischen Gefässen, Krügen und Töpfen, kleine Stücke von Bronce und Ziegel, eine Münze von Constantin, die zwei Steine einer Römischen Handmühle. Nehmen wir noch das Zeugniss Wurstisens und Anderer hinzu, dass häufig auf dem Münsterplatze Römische Münzen von Constantin und Valentinian, dessen Castell „robur" wohl gerade hier stand, aufgefunden worden sind, so können wir wohl getrost annehmen, dass dieses Denkmal noch in die Römische Zeit, in die Zeit Constantins oder die zunächst folgende gehört. Das Resultat würde übrigens dasselbe bleiben, auch wenn die Steine, die offenbar eine ihnen ursprünglich fremde Bestimmung erhalten haben, von dem nahegelegenen Rauricum hierher gebracht worden. Es ist das möglich, jedoch bei den andern auf die frühzeitige Existenz einer Römischen Ansiedlung hinweisenden Fundstücken nicht wahrscheinlich.

Die reichste Ausbeute ist aber bei dem alten Raurikum selbst gemacht worden. Es fand zuerst Hr. Papierfabrikant Schmid, der sich seit 1820 hier aufhielt und eine Menge von Steinschriften, Münzen und Anticaglien sammelte, auf dem Gräberfelde daselbst vier mit einem Kreuze bezeichnete Sepulcralsteine, von denen leider drei verloren gegangen sind. Die eine auch von Mommsen in seiner Inschriftensammlung mitgetheilte gewinnt dadurch ein besondres Interesse, dass auch hier das † zur Rechten der Buchstaben D. M. die christliche Fassung dieser Buchstaben andeutet. Das gleich folgende echt christliche: „In hoc tumulo requiescit bonæ memoriæ Baudobillus" stellt sich hiermit in vollkommenen Einklang. Weitern Aufschluss über dieses Gräberfeld hat uns dann noch Dc. Schreiber gegeben. Er fand die Gräber aus den Trümmern der Stadt, aus Bausteinen mit Inschriften und anderm Material gemauert, mehrere Platten aber auf den geöffneten (über 100) mit dem Kreuze bezeichnet. Im Taschenbuch für Geschichte und Alterthum (1840) sagt derselbe: „Von der Höhe herab gegen die Stadtmauer ziehen sich anfänglich Ustrinen mit Aschenurnen, dann folgen Reihengräber mit Leichenbestattung und Beigaben, welche schon weit in die christliche Zeit hinaufreichen. Unter Anderm trägt ein flach

Digitized by Google

gelegter Grabstein ein Kreuz, welches oben und unten in einen Strahl ausläuft; neben dem Gerippe finden sich eine Menge Münzen von Gratian und Valentinian. In andern Gräbern zeigte sich auf knopfartigem Schmuckwerke das bekannte Christusmonogramm. Mitten unter diesen, der bürgerlichen Bevölkerung angehörigen Steingehäusern erschienen wieder andere, Römischen Soldaten angehörig. Offenbar hatten also die Landesbewohner mit der Römischen Besatzung untermischt gelebt und in gleicher Weise ihre Grabdenkmäler zurückgelassen.“ Diese Gräber gehören somit in die letzten Zeiten der Römerherrschaft, in die Zeit, wo schon das alte Raurikum zerstört war, ja theilweise in eine noch hinter der Zeit der Römerherrschaft liegende. Man hat zugleich hier eine Menge Schmucksachen gefunden, die entschieden von den in der Stadt selbst gefundenen abweichen und nebst den Schwertern und Spangen an die oben erwähnten Gräber bei Bel-air erinnern. So haben wir theilweise ein höchst interessantes Seitenstück zu diesen Gräbern vor uns, die Ruhestätte eines verwandten Volkes, bei dem aber doch eine Verschiedenheit in Lebenssitte und Kunstbildung nicht zu verkennen ist. Es treten diese Gräber mit ihren Fundstücken den neuerdings in Würtemberg und Baiern, besonders denen in Nordendorf eröffneten viel näher, nur dass sich hier ungleich weniger Christliches vorfindet. Wir haben somit hier an Grabstätten nicht des Burgundischen, sondern des Allemannischen Volkes, das diese Gegenden besetzte, zu denken und gewinnen so durch die Alterthumsforschung eine erfreuliche Bestätigung unseres früheren Satzes, dass die Allemannen auf ihre Niederlassung in dem schon christianisirten Lande der weltüberwindenden Kraft des Evangeliums nicht auf die Länge Widerstand leisten konnten und wie die Erben des Wohlstandes und Reichthums der Bewohner von Baselaugst, so auch ihrer geistigen Errungenschaft wurden.

Zu hoch dürfen wir jedoch diese Eroberungen des Christenthums unter dem wilden Volke nicht anschlagen; es ergibt sich diess besonders aus der noch hierher gehörigen Lebens- und Bekehrungsgeschichte des St. Fridolin, den wir den eigentlichen

Digitized by Google

Apostel dieses Landes nennen könnten. Freilich ruht über seinem Leben noch manches Dunkel. Der erste, der von diesem Heiligen, auch Fridolinus, Fredelinus, Fridoldus, Tridelinus etc. genannt, erzählt, ist ein gewisser Baltherius oder Walther aus dem Kloster Seckingen. Er verfasste eine Lebensbeschreibung dieses Heiligen und widmete sie einem St. Gallischen Mönche Notker, weshalb man sie wohl selbst dem berühmten Notker Balbulus († 912) zugeschrieben; da aber von einem Heiden-, d. h. Hunneneinfalle (954—955) die Rede ist, kann nur an den strengen Mönch, Arzt und Maler dieses Namens, auch Pfefferkörnlein genannt († 975), oder an den wegen seiner grossen Lippen so genannten gelehrten Notker Labeo († 1022) gedacht werden. Das Buch fällt also in's 10te oder 11te Jahrhundert. Es würde das freilich eine schon ziemlich späte Zeit sein; er verfasste es aber nach einer ältern Schrift, die er in einem von dem h. Fridolin an der Mosel erbauten Kloster Helera vorgefunden haben will. In Seckingen selbst war das handschriftlich vorhandene Leben des Heiligen bei dem erwähnten Einfalle der Hunnen verschleppt oder vernichtet worden, das aber noch zur Zeit Walthers Lebende gelesen haben wollten. Dieses nun oder eine Abschrift desselben glaubte Walther im Moselkloster aufgefunden zu haben; desshalb unternahm er die Arbeit. Dieses Leben ist „s. titulo et anno" in gross Quart mit 60 Holzschnitten in deutscher Sprache und lateinisch in den „actis SS. Hiberniæ" zum 6. März und den „actis Sanctorum" zum gleichen Tage abgedruckt worden. Die alte deutsche Uebersetzung ist sehr treu und klingt eben so recht treuherzig. Den Geist, in dem der Verfasser übersetzte, zeigen die Anfangsworte an: „Hier nach so fahet an St. Fridolinus Leben; wer es lese, der soll in Freuden schweben". Einen Auszug aus diesem Leben enthält „S. Fridolini historia in Goldasti rerum Alemannicarum scriptor." 1661, Tom. I, pars sec., S. 254. Sie betrifft nur eine Wunderhandlung des Heiligen, die Todtenerweckung des Ursus. Vollständigere Auszüge geben das „Breviarium Basileense" und „Constantiense. Petrus Canisius hat, wie schon oben erwähnt worden, zugleich mit dem Leben des h. Beatus auch das des

Digitized by Google

h. Fridolins unter Benutzung alter aus Seckingen, Glarus und anderwärtsher gewonnenen Denkschriften, d. h. noch unter Zuratheziehung der Lokaltraditionen bearbeitet und sie in seiner Weise mit Sprüchen der Schrift und der Väter bereichert. Die einzelnen Schweizerchroniken, die Basler von Wurstisen, die Glarner von Heinrich Tschudi, die Rhætische von Guler und Weineck etc., haben jede in Bezug auf die Specialgeschichte ihres Cantons das Gemälde noch weiter schattirt; wesentlich Neues findet sich aber nicht vor. Murerus in der „Helvetia sancta" hat nach eigenem Geständnisse seine Erzählung aus Canisius genommen, dem dann wieder Lang in seinem historisch theologischen Grundriss folgt. Wie gegen Lang überhaupt, trat hierauf Hottinger speciell auch gegen seine Fridolinslegende, vorzüglich gegen die oben angezogene Wundererweckung auf. Leider kannte er aber nur den oben bezeichneten Auszug, nicht das Leben Walthers selbst; eine genaue critische Würdigung der Legende konnte er somit nicht geben. Spreng „Abhandlung von dem Ursprunge und Alterthum der Stadt Basel wie auch der raurachischen basel'schen Kirche" (1756) konnte eben so wenig wie der Thebäerlegende, so der unsrigen günstig sein. Er meinte, dass, wenn man dieser Legende das Ansehen einer Geschichte geben wolle, ein merklicher Theil davon hinweggenommen werden müsse und unser Wundermann genug leiste, wenn er nur sich und sein Erbe (um das es sich nämlich in Glarus handelte) davonbringe. Auch er hatte aber nicht die eigentliche Quelle zur Hand. Die Zeit gründlicher Untersuchung beginnt erst mit ihrer Benutzung. Die besten Untersuchungen über diesen Heiligen finden sich so bei Gerbert „historia Silvæ nigræ" Tom. I, p. 24—35, bei Neugart „episcopatus Constant." Part. I, Tom. I, S. 11 etc. und bei Rettberg „Kirchengeschichte Deutschlands", der in einer scharfen negativen Critik der Legende allen Glauben aufkündigt, die vorzüglich das Recht des Klosters auf den Besitz der Insel durch königliche Schenkung nachzuweisen suche.

Es ist nun wahr, dass die älteste Quelle bei allem Alter nicht alt genug ist, um Glauben zu verdienen. Walther schrieb

Digitized by Google

etwa 400 Jahre auf Fridolins Wirken. Er richtete sich freilich nach einer ältern Denkschrift; wir wissen aber nicht, wie alt sie war. Jedenfalls dürfen wir sie nicht zu weit in der Zeit zurückdatiren, denn sonst könnten keine solche Wunder- und Zauberstückchen, wie das von einem vor dem König Ludwig zusammengesetzten zerbrochenen Trinkglase, und keine so entschiedenen historischen Irrthümer und Fehlgriffe, wie wir sie unten nachweisen werden, in derselben vorkommen. Hierzu kommt noch, dass Walther seine Quelle nicht zu treuer Copiatur in den Händen hatte; es war ihm angeblich weder Pergament noch Dinte zur Hand, um sie vorzunehmen. Er prägte sie also, so gut es ging, dem Gedächtnisse ein (partim verbum materia, partim materiam absque constructione) und schrieb erst auf seine Rückkehr in die Schweiz das dem Gedächtnisse Eingeprägte nieder. Bei dem besten Willen, treu zu erzählen, mag da Manches im Gedächtnisse verwischt und unter dem Einflusse der Mönchsphantasie vermischt und entstellt worden sein. Bei den treuherzigen Zusicherungen des Referenten werden wir aber doch den Kern als einen wahrheitstreu reproducirten hinzunehmen haben; auch sollen die Seckinger, die das alte Leben gelesen hatten, es in dem von Walther niedergeschriebenen wieder erkannt haben. Etwas bedenklicher sieht es mit dem aus, was ihm auf der Insel Seckingen selbst über den Heiligen geboten wurde. Denn nur bis hierher führte den Referenten seine Quelle; das Uebrige entlehnte er aus der Tradition der Inselbewohner. Es betrifft diess den Aufbau des Klosters und einige auf ihn sich beziehende Wunder, z. B. die Ablenkung des Rheines aus seinem alten Bette auf die andere Seite zum Schutze gegen böse Nachbarn; ein spätrer Zusatz bezieht sich auf die Schenkung des reichbegüterten Ursus in Glarus an das Kloster. Eine 400 Jahr alte Tradition ist eine durch viele Hände hindurch gegangene; so sind allerdings die äussern Gründe der Art, dass sie zu einer durchgängigen scharfen Critik des gebotenen Stoffes hindrängen. *So weit mochten wir jedoch nicht gehen, an dem Vorgeben Walthers in Betreff seines glücklichen Fundes an fremder Stätte und an seinen wiederholten Betheuran-

Digitized by Google

gen treuer Berichterstattung Anstoss zu nehmen und die ganze Situation, unter der das Leben entstanden sein soll, als eine zu besserer Täuschung rein erlogene auszugeben. Abgesehen davon, ob diese Einkleidung eine recht angemessene gewesen wäre, spricht hiergegen erstlich diess, dass Walther getreu angibt, wie weit ihn seine Quelle führte, und noch eine zweite neben die erste stellt. Diese Fiction einer doppelten Quelle hätte er sich ersparen können. Zweitens aber auch das, dass er sein Buch einem Manne weihte, dem Ehrfurcht und Furcht mit einem solchen Produkte zu nahen verboten hätte. Jedenfalls kann Walther nur das gegeben haben, was die alte Seckinger Tradition ihm zuführte. Er durfte den Seckingern nichts Anderes bieten. Es würde somit nur der erste Theil auf die gleiche Stufe der Glaubwürdigkeit mit dem zweiten treten.

Verfolgen wir nun critisch das Einzelne, so soll Fridolin in Schottland oder Hibernien von vornehmen Eltern geboren worden sein. Erst späterhin hat man daraus ein königliches Geschlecht gemacht und auch den königlichen Vater desselben nach geschichtlichen Combinationen entdeckt. Es soll diess der König Conranus gewesen sein. Es ist aber selbst auf die einfachere Bestimmung Walthens nicht viel zu geben. Unser angebliche Schotte trägt einen sehr Allemannischen Namen; Fridolin, Fridlin ist mit Friedlich, Friedrich verwandt und auch der andere Name Fridold erinnert an die eines Berchthold, Hebenolt, Radold etc. Seine vornehme Geburt hob aber sein selbstverleugnungsvolles Wirken, seine gänzliche Hingabe an Christus. Für Christus muss man Alles opfern, in der Verwandtschaft mit ihm seinen Ruhm finden, sind die ausdrücklich hervorgehobenen leitenden Grundgedanken der Erzählung. Sonst finden sich nur Gemeinplätze über seine moralische und intellectuelle Bildung und seinen Zug zum geistlichen Stande. Die Schotten waren, wie bemerkt, die begeistertsten Prediger des Evangeliums in späterer Zeit; desshalb musste, wie Beatus, auch Fridolin ein Schotte sein. Er war aber seinem Namen nach sicher ein Allemanne, der gleich einem Severin in Vindelicien mit aller Begeisterung für den orthodoxen Glauben und somit auch für

Digitized by Google

einen Hilarius, den Athanasius des Abendlandes, unter seinem Volke auftrat. Diess der Schlüssel zum Verständniss seiner ganzen Lebensgeschichte.

Auf den ihm gewordenen höhern Befehl, aus seinem Lande und von seinen Verwandten fortzuziehen, begibt er sich nun auch trotz aller Bitten, zu bleiben, auf's Meer, gelangt, von einem Sturm ergriffen, an's Gallische Gestade und wandert, unterwegs bekehrend, zuerst nach Pictavium, dem berühmten Wirkungsplatze des grossen Vertheidigers des orthodoxen Glaubens. Hier verweilt er in tiefer Verehrung des treuen Kämpfers und will nicht von hinnen scheiden, bis er einige Gebeine des geweihten Körpers für seine weitere Reise gewonnen hat. Er wird erhört; Hilarius erscheint ihm selbst des Nachts. Er kündigt ihm an, dass er gewürdigt worden, seinen hier unter der Arianischen Westgothenherrschaft verfallenen Gottesdienst neu zu beleben, seinen Körper zu erheben und in das Heiligthum der erneuerten Kirche zu versetzen. Auf solche Offenbarung und seinen ganzen Lebenswandel hin wird er dann vom Bischof und der ganzen Priesterschaft zum Abt des Klosters eingesetzt und mit der Ausführung des göttlichen Gebotes beauftragt. So sollte man meinen, müsse wohl auch in den alten Urkunden und Notizen, die diese Stadt betreffen, etwas von ihm vorkommen. Der Name Fridolins war ein hochgefeierter im ganzen Frankenreiche, ein nicht minder gefeierter als der des Hilarius selbst. Das geschieht aber nicht. Dann soll er unter Chlodwig hierher gekommen sein und unter seiner und des Bischofs Mithülfe, der ihn zum König an den Hof führte, das alte Kloster nebst der Kirche daselbst wieder hergestellt haben. Pictavium war aber mit Aquitanien früher den Gothen unterworfen; ihr König Athalarich oder Alarich ward erst 507 von Chlodwig besiegt. Es müsste desshalb diese Thatsache in die letzte Lebenszeit dieses Königs (507—511) verlegt werden. Diess erlaubt aber durchaus nicht die Menge der ihm noch unter seiner Regierung zugeschriebenen Reisen, Bekehrungen, Stiftungen und Kirchenbauten in Frankreich, Lothringen, Strassburg, Burgund, Chur, Glarus, Seckingen, für die wir kaum

Digitized by Google

genug Platz in einem ganzen grossen Leben finden. Man hat sich nun dadurch geholfen, dass man unter dem genannten Ludwig nicht den I, sondern den II, ein Jahrhundert später lebenden verstand, welcher 638 König von Neustrien und Burgund, 656 auch noch für wenige Monate von Austrasien wurde, wohin Seckingen in Allemannien gehörte, oder auch dadurch, dass man, weil Walther weiter unten nur schlechthin von einem Frankenkönig ohne Namensbezeichnung spricht, den etwaigen Ueberfluss der Thatsachen in die Zeit Dietrichs, des Sohnes und Nachfolgers Ludwigs, hinausschob. Im ersten Falle bliebe also der Name; nur die Zahl wechselte. Allein der Chlodwig, an den Walther dachte, ist kein anderer, als der erste. Es geht diess nicht nur daraus hervor, dass er ihn schlechthin „rex Chlodovæus" nennt, ihn ausdrücklich als den bezeichnet, „qui tum temporis longe lateque imperialem obtinebat dignitatem", sondern auch daraus, dass er ihn bei dem erwähnten Gastmahle noch von einer grossen Menge Heiden umgeben sein lässt, die sich alle auf das Zauberstückchen Fridolins, auf das wieder zusammengesetzte zerbrochene Trinkglas, in gleicher Stunde taufen lassen. Späterhin, wo Walther von einem König schlechthin spricht, denkt er an keinen andern, als den früher genannten. Es heisst ausdrücklich, der früher genannte („præfatus rex", ja „prædictus imperator") habe ihm gestattet, mit der Rheininsel nach Belieben zu verfahren und ihm darüber Brief und Siegel ausgestellt. Zwar macht er beiläufig die Bemerkung in Betreff Seckingens: „ad regalem potestatem ab antiquis temporibus ipse locus pertinere non ambigebatur". Er thut es aber nur, um die Möglichkeit der Vergabung zu motiviren, und brachte sich den Widerspruch dieser Bestimmung gegen die Geschichte nicht zum Bewusstsein. Eine andere Frage ist freilich die, ob Walther mit seiner Angabe Recht hat und nicht etwa nach dem berühmtesten Namen, an den man gern die bedeutendsten Begebenheiten der Vergangenheit anknüpfte, hingriff? Fredegarius Epit. C. 25 berichtet, dass Chlodwig die Kirche des h. Martin und Hilarius, mit deren Hülfe er den Sieg über die Ketzer errungen zu haben glaubte, reichlich beschenkt

Digitized by Google

habe (ecclesiam Martini et Hilarii multis muneribus ditavit); Gregor. Tur. hist. II, 37 sagt ergänzend, dass, als der König bei Pictavium im Felde gelegen, eine Feuersäule (pharus ignea) von der Kirche des h. Hilarius ausgegangen und gegen ihn zum guten Zeichen zugeschritten sei. Walther oder die alte Legende, die er benutzte, hatte somit guten Grund, die Erneuerung des Klosters und der Kirche des heil. Hilarius mit der Zeit dieses Machthabers in Verbindung zu bringen. Wenn sie nur auch einen gleich guten Grund gehabt hätten, Fridolin hier auftreten zu lassen! Dieser scheint aber kein anderer gewesen zu sein, als die grosse Verehrung unsers Fridolins für diesen Heiligen. Ueberall musste er sich zeigen, wo es nur eine Hilariuskirche gab; vor Allem hatte er also an seiner Wirkungsstätte zu wirken, seinen Cultus neu zu beleben und seine Gebeine zu heben. Gregorius, der hier vorzüglich ein Wort mitzusprechen gehabt hätte, schweigt. Es ist möglich, dass Fridolin in Hochachtung vor dem Glaubensheros zu dem Grabe desselben pilgerte; alle weitern Zusätze lassen sich nicht auf eine historische Basis stellen.

Von Pictavium aus soll er sich dann weiter an die Mosel begeben und dort das Kloster Helera erbaut haben. Sein Schutzpatron gönnte ihm nämlich auf die Wiederherstellung des Klosters und den Neubau der Kirche keine Ruhe. Er trieb ihn auf die Ankunft zweier verwandter Priester, die in seine Stelle eintraten, zu einer neuen Wanderung, um dem Herrn anderwärts mit seiner Arbeit zu dienen. Es schwebte ihm als Ziel seiner Reise eine stille Insel auf dem Rheine vor, wie wir auf solchen gern die Apostel dieser Zeit Fuss fassen sehen. So zog er mit den erworbenen, in einer besondern Tasche aufbewahrten Gebeinen des Heiligen, denn ohne diese wäre damals Niemand von einem solchen Orte geschieden, der Mosella (Rosella?) entlang dem Rheine zu und gründete dort das Kloster Helera. Es ist das freilich nicht der nächste Weg nach Seckingen; man möchte meinen, er könne nur entweder hier oder in Pictavium gewesen sein. Lange verweilte er übrigens hier nicht; wie das Kloster fertig dastand, zog er weiter. Es existirt nun auch in

Digitized by Google

Lothringen ein solches Kloster; es hiess, wie das benachbarte Dorf, Hilariacum oder auch Helera (jetzt St. Avold). Rettberg meint, die Zurückführung des Klosters St. Helera auf Fridolin sehe einem etymologischen Versuche ähnlich, indem wohl nur dessen Name Hilariacum auf eine Hilariusstiftung gedeutet und so auf Fridolin bezogen sein möchte. Dasselbe sei gar nicht dem Hilarius, sondern dem h. Nabor, nach Andern dem h. Paulus geweiht gewesen. Hiermit würde aber auch das ganze Vorgeben des Verfassers, von dorther jenen ältern Aufsatz über Fridolin erhalten zu haben, bedenklich werden. Das ist aber doch des Zweifels zu viel; das Hilariacum muss jedenfalls eine Etymologie haben; die etymologische Beziehung Walthers möchte aber nichts gegen sich haben. Es sind ja viele Klöster in verschiedenen Zeiten andern Heiligen geweiht worden. Gesetzt aber auch, es läge eine willkührliche Namensdeutung der Walther'schen Beziehung zu Grunde, so war sie nicht etwa bloss die seinige, sie muss eine Deutung seiner Zeit gewesen sein, wobei sich die Sache ganz auf den alten Fuss stellt. Hierzu kommt noch ein anderes Zeugniss, ein Brief des hochgebildeten Haus- und Hofmeisters Gogon bei dem Austrasischen König Siegbert (562—575) an den ihm befreundeten Bischof Peter von Metz. Er grüsst darin einen ausgezeichneten Abt, „cujus gressibus indesinenter sanctorum limina visitantur et qui nunc super Mosellæ litoribus præcelsæ templi cernitur construxisse jam culmina". Wir finden hier zwei Merkmale, die beide auf unsern Fridolin, schlechthin „viator" genannt, eben so wie noch ein drittes, dass der Ruf seiner Gelehrsamkeit bis zu den königlichen Palästen gedrungen, so passen, dass man ausser ihm keinen Abt, keinen geistlichen Würdeträger in jener Zeit auffinden kann, auf den sie sich nur mit irgend einer Berechtigung beziehen liessen. Petrus wirkte aber von 568—578; es müsste Fridolin also nach der Mitte des 6ten Jahrhunderts hier gewesen sein. Es würde sich somit auch hieraus ergeben, dass er weder unter Ludwig dem Ersten, noch dem Zweiten wirkte, vielleicht aber unter dem erstern geboren war, dass er schon früher von einem heil. Platz zum andern gezogen und mit Königen

Digitized by Google

in Berührung gekommen war. Diese Angaben des Zeitgenossen sind übrigens die eigentlich historische Basis, auf die wir uns in Bezug auf die vielfach bestimmte Zeit seines Wirkens zu stellen haben; Schade nur, dass zu voller Sicherheit der Name des „viator" nicht beigefügt worden ist.

Von Helera soll er gegen den Rhein zu fortgewandert und „in quodam monte, Vosego nuncupato" eine Kirche nebst Kloster (Neuvillers?) errichtet und eben dasselbe gleich darauf zu Strassburg gethan haben „in ejusdem sancti honorem". Auch hierüber steht uns keine andere Urkunde zur Berathung offen; grade die Geschichte dieser Kirche liegt bei den damals diese Gegend zur Einöde umwandelnden Verwüstungen der Allemannen im grossen Dunkel. Mehrere Kirchen sind dort untergegangen, so möglicher Weise auch eine des h. Hilarius, die natürlich Fridolin nicht nur besucht, sondern auch erbaut haben musste. Sicher ist nur diess, dass sich Strassburg kurz vor Chlodwig wieder aus seinen Trümmern erhob und mit einer Kathedralkirche geziert wurde (Grandidier histoire de l'église de Strasbourg Tom. I, p. 155), dass ferner auch hier, wie im Elsass überhaupt, der Arianismus der Burgunder eingewirkt hatte, also grade auch hier ein schöner Wirkungskreis für unsern Glaubensprediger sich öffnete.

Am sonderbarsten nimmt sich wohl seine Weiterreise über Chur nach der Rheininsel Seckingen aus, über deren Lage er erst in Chur Aufschluss erhalten haben soll. Die Erzählung verräth aber selbst zu deutlich das Motiv, welches ihn diesen Weg einschlagen zu lassen gebot. Er soll sich hier beim Bischof so lange aufgehalten haben, bis dieser eine Kirche dem heil. Hilarius erbaut hatte; die hier gegründete Larienkirche, deren Trümmer noch jetzt zu sehen sind, die mit ihr zusammenhängende Arianerbekehrung führte auf diese Bestimmung. Endlich auch nach diesem Tagewerke kommt er also zu der ihm angewiesenen, noch unangebauten Rheininsel; die herumwohnenden Allemannen nehmen ihn aber nicht sehr gastfreundlich auf, verfolgen seine Schritte, wie die eines Viehdiebes, mit argwöhnischen Augen und treiben ihn mit Schlägen fort. So eilt

Digitized by Google

er zu Ludwig zurück; der ihm eingehändigte königliche Schenkungsbrief, die ihm mitgegebene Begleitung (missi), die jedem Widerspenstigen angedrohte Todesstrafe verschafft ihm jetzt Eingang (locum in propriam domum per chartam in perpetuum sibi suisque posteris possidendam accepit). Das Glaubwürdigste der spätern Erzählung concentrirt sich ohne Zweifel in dieser Angabe. Denn das ist der ihm in der Vision angezeigte Ort seiner Bestimmung; hier lässt er sich endlich nach langen Kreuz- und Querzügen, ihn stets im Auge behaltend, nieder; hier erhebt sich seine glänzendste Stiftung, sein eigenes Kloster, und hier beschloss er nach übereinstimmender Angabe sein Leben. Hier sollen auch seine Gebeine geruht haben, bis sie, 1458 durch die damalige Aebtissin an den Erzherzog Rudolph verschenkt, nach Wien in die St. Stephanskirche kamen. Die Bestimmung, dass diese Insel schon vor alter Zeit „ad regalem potestatem" gehört habe, macht uns nach dem Gesagten keine Schwierigkeit. Von Chlodwigs Zeit kann das freilich nicht gelten; Allemannien war noch nicht lange Zeit erobert. Diese Bestimmung führt uns in eine etwas spätere Zeit; die schon oben bezeichnete würde vollkommen passen. Man wird hiernach auch kaum die Frage aufwerfen: warum sich Fridolin nicht an das damalige Mittelglied der Regierung in Allemannien, den Volksherzog, wandte; scharfe historische Angaben sind in der Legende nicht zu suchen.

Was Walther weiter von Fridolins Wirken auf der Insel erzählt, trägt in der That so recht den Charakter der ausschmückenden Tradition, aus welcher Walther seinen Stoff entlehnt haben will. Die Erzählung beginnt gleich mit der ehrerbietigen Verbeugung eines Baumes, unter dem sich der Heilige niedergelegt, und an den er seine Tasche mit den geweihten Kleinodien aufgehängt hatte. Der grosse Baum drängte alle seine Aeste vom obersten bis zum untersten zusammen und senkte sie gegen die Erde. Das Zeichen war nicht zu verkennen; Hilarius selbst zeigte den Ort an, wo das neue Heiligthum zu seiner Verherrlichung errichtet werden sollte. Fridolin suchte nun auch sogleich eine Herberge in der Nachbarschaft auf, wurde aber von der geizigen Frau eines gewissen Wacherus

Digitized by Google

sehr unfreundlich, desto freundlicher aber von ihm selbst aufgenommen. Noch die gleiche Nacht ward diesem Wacherus ein Töchterchen geboren; es müsste das für ein bedeutungsvolles Zeichen genommen werden. Der Heilige wurde gebeten, das Töchterchen zu taufen und Taufpathenstelle zu vertreten; es war mit dem geweihten Orte für das Kloster die erste Klosterfrau und Aebtissin des Gotteshauses zu Seckingen gewonnen. Fridolin selbst wurde der Stifter der „canonica sanctimonialium vita" daselbst. Diese „sanctimoniales" ahmten ganz wie die „canonici" das Klosterleben nach, bewegten sich aber freier, konnten Herrinnen ihres Vermögens bleiben, Mägde haben, in Begleitung frommer Schwestern mit Personen des andern Geschlechtes verkehren etc. Leider gab es aber dazumal noch keine „sanctimoniales", sondern nur „moniales"; erst 816 wurde auf der Aachner Versammlung eine bestimmte Regel für sie entworfen, wiewohl sie schon etwas früher (cfr. concil. Agathense can. XIX) genannt werden. Es findet sich also hier ein Anachronismus; was sich in späterer Zeit vorfand, ward auch schon der frühern ertheilt. Es kann damals nur ein Kloster für Nonnen oder ein doppeltes für Mönche und Nonnen gestiftet worden sein. Im 10ten Jahrhundert existirten daselbst Mönche, wie Walther selbst beweist, den ein St. Galler Manuscript ausdrücklich „monachus Seckingianus" heisst; in der Legende selbst wird der „clerici" neben den „sanctimoniales" gedacht. Sicher machte Fridolin die Rheininsel zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit in einer Gegend, auf welcher bei vorhandenen christlichen Elementen, die aber auch einer Läuterung bedurften, im Ganzen noch heidnische Finsterniss ruhte. Sein Diener, Namens Wenilo, will seinen Herrn und Meister bei den Einfällen der Heiden (paganorum incursus) nicht verbrennen lassen und eilt desshalb, schon auf der Flucht, trotz aller Gefahr noch einmal zurück, um die theure Last, die Gebeine desselben, mit fortzutragen. Es war somit hier selbst nach seinem Tode noch viel zu wirken. Sicher begründete er hier zunächst auch nur ein christlich geweihtes Zusammenleben in freierer Weise. Als sein wilder und strenger, von ihm getaufter Schüler an eine gefängnissmässige Clausur

Digitized by Google

dachte, zerfiel das des Nachts wieder, was am Tag aufgebaut worden war; die Insel wandelte sich nur in eine „insula sanctorum“ um; erst später ward dieselbe eine Klosterinsel. Von ihr aus wurde aber bald die ganze Gegend vollständig christianisirt und eine grosse noch über Raurachien hinaus sich ausdehnende Kirche organisirt. Es zeugen hierfür die vielen in der Basler und Constanzer Kirche zerstreuten Kirchen, die in Abhängigkeit von dem Kloster standen und von dort her ihre Pfarrer erhielten; die Berechtigung dazu hat das Kloster in einer Zeit gewonnen, bis auf welche die ältesten Urkunden nicht zurücklaufen.

Eben so wie die Erzählung mit einem Wunderstückchen beginnt, endigt sie auch mit einem solchen. Diessmal ist es die Gewalt der Wasserfluth, die einer höhern gehorcht. So wie nämlich Fridolin mit seiner Niederlassung Ernst macht und an die Ausrottung des dichten über die Insel ausgedehnten Waldes zur Errichtung des Kloster- und Kirchenbaues geht, beginnen auch die Verfolgungen auf's Neue. Fridolin hatte aber auch schon Freunde gewonnen; man bestimmte einen Tag zu einer gemeinschaftlichen Zusammenkunft und gütlichen Ausgleichung. Es war jedoch von ihr nicht viel zu hoffen, wohl aber zu fürchten. Desshalb ging Fridolin, auf die göttliche Hülfe bauend, Abends vorher allein aus der Insel und senkte, auch das Seine thuend, unter Mithülfe eines Freundes da, wo der Strom breiter floss, einige Tannen in den Strom, um die Gewalt des Wassers zu brechen und es gegen seine Feinde auf die Gallische Seite zu lenken. Die in's Wasser gesenkten Bäume thaten das Ihrige; wie Fridolin frühmorgens aus seiner Zelle, in der er die ganze Nacht im Gebet durchwacht hatte, heraustritt, ist der natürliche Lauf des Flusses verändert. Man konnte trocknen Fusses auf das Allemannische Ufer wandern; seine Feinde flehten ihn beschämt um Fürsprache bei Gott an. Die Sache mag ihren guten Grund haben, nur aber durch die Sage aus der natürlichen Sphære zu sehr in's Uebernatürliche hineingerückt worden sein. Nach Murer hat man noch vor hundert Jahren unter Ruinen

Digitized by Google

eingesenkte Tannen gefunden, welche für die von Fridolin hineingelegten ausgegeben wurden.

Endlich findet sich in diesem Leben ein Nachtrag von späterer Hand in Bezug auf die Schenkung des reichbegüterten Ursus in Glarus an das Kloster, der noch weniger auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann. Dieser Ursus soll nämlich mit Einwilligung seines Bruders Landolph einen Theil seiner Güter dem neugegründeten Kloster geschenkt haben. Nach seinem Tode war es aber Landolph nicht genehm, sie herauszugeben. Die Sache kam vor's Gericht. Was machen? Der entscheidende Zeuge fehlte. Der Wunderthäter weiss sich zu helfen. Er lässt zu Glarus das Grab des Testirenden in der neuen Hilarienkirche öffnen und ruft mit lauter Stimme den dort Ruhenden heraus. Er gehorcht; das belebte Gerippe steigt aus dem Grabe und wandert mit dem h. Fridolin 6 Meilen nach Rankweil, dem dortigen Gerichtshofe. Er zeugte gegen den Bruder, der auf den Anblick dieses Zeugen mit dem Antheil des Bruders auch den seinigen dem Kloster übergab. Heinrich Tschudi gibt in seiner Chronik 1724 S. 72 folgende theilweise abweichende Bestimmungen: Fridolin sei erst in die Raurachische Provinz gen Seckingen, allwo er ein Kirchlein (499) aufgerichtet habe, und erst dann nach Chur und Glarus gekommen. Die Reise über Chur nach Seckingen scheint ihm doch etwas zu sonderbar vorgekommen zu sein. Ferner erzählt er, es habe Fridolin die Einwohner des Landes nicht nur ganz und gar zum christlichen Glauben gebracht, sondern auch die Leibeigenschaft erlassen; das hohe Gericht im Lande sei durch Chlodwig dem Reiche vorbehalten worden. Nachdem er auch so viel Leute bekehrt, dass ihnen die Kapelle auf Burg zu eng geworden, habe er die Pfarrkirche in dem Flecken Glarus St. Hilario zu Ehren erbaut, wozu er nach Aegidius Tschudi Gall. com. das Einkommen des Landes benutzt haben soll. Stumpf berichtet noch, übereinstimmend mit Heinrich Tschudi, in seiner Chronik (6, 6.); „Ursus und Landolph hätten das Land Fridolin etwa um's Jahr 500 übergeben. Desshalb führe das Land auch jetzt Fridolin im Wappen. Damals habe derselbe dem Lande die strengste Pflicht

Digitized by Google

und Beherrschung nachgelassen und dem Volke die Bürde erleichtert, die Obrigkeit des Gerichtzwanges, Boden- und Lehengüter, Steuern, Zehnde und Zinsen und dergleichen Gefälle aber dem Kloster und Stifte Seckingen übergeben. Hiermit seien die Glarner, so wie die Bürger zu Seckingen und Lauffenburg, freie Gotteshausleute genannt worden. Es sei auch nach besiegeltem Instrumente der Brauch gewesen, dass eine Aebtissin zu Seckingen zu je vier Jahren persönlich in's Land fahren musste, um daselbst die zwölf Ehrbarsten aus den Landleuten zu erkiesen, die das Land regierten zu Rath und Gericht. Wenn sie aus Kränklichkeit nicht persönlich erscheinen konnte, musste sie Bevollmächtigte ernennen; im Falle sie es zu thun versäume, würden die Glarner aller Pflicht, Zinsen und Gelder ledig sein."

Die Schenkung des Glarner Gebietes an Seckingen ist geschichtliche Thatsache; die Abhängigkeit desselben von dem Kloster lässt sich bis in die ältesten Zeiten zurückverfolgen. Die Aufnahme Fridolins in das Standeswappen, die Reise der Aebtissin in's Glarner Gebiet, die Bevorzugung der Glarner Gesandten bei der jährlichen Procession zu Seckingen, welche die Gebeine des Heiligen trugen, die Darbringung einer jährlichen Gabe bei der gleichen Feierlichkeit etc. sind unverwerfliche Beweise dafür. Grade aber diese Abhängigkeit, die wohl mit ihr zusammenhängende Hilarienkirche, der Name Glarus selbst drängten darauf, den „viator" auch hier einziehen zu lassen. Die wichtige Schenkungsurkunde musste aber dann mit diesem Einzuge in Beziehung gesetzt werden. Eine recht eclatante göttliche Beglaubigung der glänzenden Vergabung war ganz an ihrer Stelle. In der That ging es auch bei denselben dazumal nicht immer ganz friedlich zu; die Sache kann also vor das Gericht gekommen sein. Sicher konnte aber das Gericht nicht verlangen, dass ihm der verstorbene Ursus persönlich vorgeführt werde (donatorem in judicio præsentandum esse); es konnte nur etwa auf das Zeugenverhör oder auf das sogenannte, auch den Allemannen bekannte „jurare super mortuorum tumulos" oder einen Reinigungseid antragen. Das liess sich aber in der Tradition leicht ausmalen. Fridolin selbst ruft den besten

Digitized by Google

Zeugen aus seinem Grabe, der auch aus ihm emporsteigt; nicht der Schwur über seinem Grabe, er selbst bringt als Zeuge die Sinnesänderung hervor. Jedenfalls lassen wir den Aufenthalt Fridolins zu Glarus fallen und bleiben bei seiner Wirksamkeit auf der Rheininsel stehen. Dagegen beweisen die Deutschen Namen des Seckingischen Urbars zu Glarus, dass die Allemannen auch von diesem Thale Besitz nahmen; es können desshalb allerdings damals, wo die Franken die Allemannen besiegt hatten, ebenso wie ein Rupertus und Wighardus, auch hier dergleichen „viri notabilitate et divitiis præpollentes" existirt und das neu aufblühende Kloster Seckingen, den Mittelpunkt auch des neu aufblühenden Christenthums in diesen Gegenden, bedacht haben. Eben so hätte in einer Zeit, wo auch Rhætien schon unter die Frankenherrschaft gekommen, das Vorkommen des Gerichtes zu Rankwyl bei Feldkirch auf Rhætischem Gebiete keine Schwierigkeit, wenn Rhætien nicht auch unter den Franken seine alte Verwaltung und seinen „præses" behalten hätte, den wir erst 773 mit einem Gaugrafen vertauscht finden. Eines der ältesten Allemannischen Landesgerichte, das sicher schon im 9ten Jahrhundert seinen Sitz zu Rankwyl hatte, bestand aber hier; auch der angebliche Name des sogenannten Landgrafen Baldebert oder Baldebrecht ist einer der ältesten Geschlechter, aus dem „duces" wie „episcopi" hervorgingen, Würden, die sich selbst in einer Person vereinigten; es lag daher nahe, wenn einmal ein Gerichtshof und ein Präsident desselben genannt werden sollten, diese zu nennen. Wir haben diesen Gerichtshof nicht nöthig, wohl aber den Allemannenapostel, ohne den wir eine Lücke in der Bekehrungsgeschichte der Schweiz nicht zu füllen im Stande sein würden. Hier in den Rheingegenden hielten es Columban und St. Gallus nicht für nöthig, zu verweilen; er, der Allemanne, war es eben, der mit seiner unermüdlichen Thätigkeit, seinem Muthe, vor Allem aber mit seiner Frömmigkeit und Liebesgesinnung seinem noch rohen, aber religiös empfänglichen Volke zu imponiren und es mit dem Zauber der Hochachtung an sich zu fesseln wusste.

Digitized by Google

Geschichte

der

Kirchenverfassung in der Schweiz

unter der

Römer-, Burgunder- und Allemannenherrschaft.

Es fragt sich auf diese Verbreitungsgeschichte weiter, was war das für ein Christenthum, das hier Fuss fasste, welche Gestalt gewann es in äusserer und innerer Beziehung? oder bestimmter, welches war die Kirchenverfassung, vermittelst welcher sich dasselbe äusserlich ein Dasein gab, welches das Denken und Thun, in welchem sich dasselbe ausprägte? Um die Frage in genügender Weise zu beantworten, werden wir vor Allem die Zustände des alten Helvetiens in äusserlicher Beziehung, die politischen und, wenn wir so sagen wollen, kirchlichen Zustände sorgfältig zu würdigen haben, so wie sie das hierherkommende Christenthum vorfand. Auch dieses letztere war nun aber nicht mehr das ursprüngliche, sondern das schon in eine bestimmte Form gebrachte. Wir werden desshalb auch dieses in dieser seiner bestimmten Form in's Auge zu fassen haben, wenn wir das durch die beiden zusammenwirkenden Factoren Gewordene sicher erkennen und würdigen wollen.

Digitized by Google

I. Politische Zustände der alten Schweiz unter der Römer-, Burgunder und Allemannenherrschaft.

A. Unter der Römerherrschaft.

Die alte politische Verfassung der Helvetier war die der Celtischen Stämme überhaupt, zu denen wir die Helvetier zu zählen haben, die einfach republikanische. Die Helvetier waren bei ihren fortdauernden Kämpfen mit der Natur und ihren kriegerischen Nachbarn unter den tapfern das tapferste, eben deshalb aber bei dem sich so erzeugenden persönlichen Selbstgefühle auch ein Freiheit liebendes, unter den Freiheit liebenden das am meisten für sie glühende Volk. Wir lesen ausdrücklich, wie die benachbarten Gallier nicht die Energie hatten, wie sie sich leichter den einzelnen Reichen und Mächtigen unterwarfen und nur etwa, wenn sie sich durch die Römer den Rücken gedeckt hatten, den Uebergriffen derselben entgegentraten. Anders war das bei den Helvetiern. Eben so wie sie wahrhaft tapfer nicht das Prahlen und Grossthun der Gallier liebten, das ihnen Strabo vorwirft, nicht wie mit der Zunge, so mit Schwerdt und Dolch zu glänzen suchten, war auch ihre Freiheitsliebe eine wahre und unbestechliche, eine mit der Reactionskraft verbundene, welche für die höhern Lebensgüter nicht nur Etwas, sondern Alles, selbst das Leben einzusetzen vermochte. Es gab auch bei ihnen eine Aristokratie der Herkunft und des Besitzes (generis et copiarum); diese stand aber nicht als solche an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Die Leitung derselben lag in den Händen der Gesammtheit oder der freien Bürger und der Männer des Vertrauens, denen sie von dieser in freier Wahl übertragen wurde. In allgemeinen Versammlungen, auf denen die einzelnen Gaue durch ihre Deputirten vertreten waren, wurden die das gemeinsame öffentliche Wohl betreffenden Angelegenheiten behandelt, über Krieg und Frieden entscheidende Beschlüsse gefasst, Bündnisse sanctionirt, Gesandtschaften bestellt und über die einzelnen Gaue hinausgreifende Streitigkeiten geschlichtet. Es hatte somit die einfachste

Digitized by Google

republikanische Verfassung Eingang gefunden, bei welcher der Freiheit liebenden Nation die absolute Gewalt und Herrschaft eines Einzigen so ein Greuel war, dass sie ihr selbst mit dem Feuertode entgegentraten. Was vom Ganzen gilt, gilt auch von den einzelnen Gauen, aus denen der grössere republikanische Körper zusammengewachsen war. Wir sehen einzelne Gaue, wie die der Tiguriner und Urbigener, selbstständig in Kriegsangelegenheiten handeln; die gleiche Selbstständigkeit werden wir auch für die Friedenszeit annehmen müssen. Eine Gemeindeverfassung gab es noch nicht; die alten bei Cæsar erwähnten „oppida" waren keine solche im spätern Sinne, nur Zufluchts- und Sicherheitsplätze.

Diess die durch das innerste Leben der Helvetier bedingte älteste Verfassung derselben. Genf gehörte übrigens, als die nordöstlichste an's Helvetiergebiet angrenzende Spitze des Allobrogerlandes, zum Allobrogergau; die „vallis Pennina" zerfiel in mehrere kleinere Districte mit verschiedenen kleinern Völkerschaften, also wohl auch in mehrere Gaue, wie wohl der Name von ihnen nicht vorkommt. Cæsar nennt, der Rhone nachgehend, von unten herauf ihrem Ursprunge sich zuwendend, den der Nantuater um St. Moritz, den der Veragrer um Octodurum und endlich den der Seduner als den an die „summas Alpes" Anstossenden. Das eigentliche Helvetien selbst vom Genfersee an bis an die Rhætisch-Germanischen Grenzen theilte sich nach Cæsar in vier Gaue, von denen er aber nur zwei nennt, den „pagus Tigurinus", den man neuerdings ohne zwingende Gründe nicht im Osten, sondern im Süden der Schweiz gesucht hat, und den „pagus Urbigenus". Strabo spricht von drei Stämmen und nennt zwei derselben, die Tiguriner und Tugener. Ausser diesen eigentlichen Gauen der Helvetier ist endlich noch der Raurachergau zu nennen, der neben dem jetzigen Basel auch noch das südliche Elsass umspannte, und das früher bis in die Donauniederungen ausgedehnte Rhætien, das ebenfalls als ein selbstständiges Ländergebiet neben dem eigentlichen Helvetien dastand. Alle diese Gaue theilten aber mit Helvetien die gleiche politische Verfassung und traten selbst

Digitized by Google

den Lokalverhältnissen gemäss schon früh mit demselben in eine nähere Beziehung.

Dieses ursprüngliche Freiheitsleben mit seinen republicanischen Institutionen bewährte sich aber ebenso, wie in der Abweisung alles tyrannisch Despotischen im eignen Gebiete, so auch in der Abwehr jeder dasselbe niederdrückenden Fremdenherrschaft. Es ist ein charakteristisches Wort des greisen Kriegers Diviko: „ita Helvetios a majoribus institutos esse, uti obsides accipere, non dare consuerint". Wiewohl durch einen bittern Verlust entmuthigt, wiewohl durch einen kriegserfahrnen Cæsar bedrängt, verwerfen sie die ihnen gestellten schimpflichen Friedensbedingungen. Die Bergvölker um Octodurum erheben sich aus Unmuth über die ihnen abgezwungenen Geisseln wie ein Mann und setzen die letzte Kraft für ihre Freiheit ein. Kein Volk möchte aber mehr in einem langwierigen Kampfe seine Freiheitsliebe bewährt haben, als die Rhætischen Bergvölker. Der Widerstand gegen die Römische Macht war jedoch umsonst. Die Besiegten blieben aber die alten Helvetier und die Sieger wussten ihren Krieger- und Freiheitssinn zu ehren. Sie mussten sich zwar auf Gnade und Ungnade ergeben und die mit der „deditio" verbundenen Bedingungen erfüllen (Cæsar B. G. 1, 27); Cæsar behandelte sie aber sehr mild, befahl ihnen nur zur Besetzung der verlassenen Gegenden und zur Deckung der Rheinlinie in die alte Heimath zurückzukehren und scheint sonst nichts in ihren alten Institutionen geändert zu haben. Wir lesen in der zwei Jahre nach ihrer Unterwerfung gehaltenen Rede Cicero's für den Spanier Cornelius Balbus Cap. 14, dessen Römisches Bürgerrecht seine Feinde nicht anerkennen wollten, weil er es ohne Bewilligung seiner Nation erhalten, dass es gewisse Bündnisse gab, wie auch eines mit den Helvetiern, die ausdrücklich festsetzten „ne quis eorum a nobis civis recipiatur". Es war ihnen diess im Interesse der Nationalintegrität eingeräumt worden; so wird diese auch in andern Beziehungen geschont worden sein.

Unter den Bürgerkriegen war auch das bewegliche Gallien wieder in Bewegung gerathen; Augustus hatte ihm besondere

Digitized by Google

Sorgfalt zu widmen. Er regelte mit Umsicht die Verhältnisse des wieder beruhigten und zugleich die der ganzen, jetzt durch Drusus und Tiberius bezwungenen Schweiz (15 v. Chr.), der man als der gefährdeten Nordgrenze des Reiches besondere Aufmerksamkeit zuwenden musste. Sie ward, wie Gallien, eine Römische Provinz, d. h. unter Römische Magistrate und Gesetze gestellt. Die oberste Verwaltung in allen Zweigen des öffentlichen Lebens kam so allerdings in die Hände des neuen Oberherrn, auch jetzt verfuhr man aber mit möglichster Schonung der Selbstständigkeit des geachteten kriegerischen Volkes. Ausnahmsweise wurde den Helvetiern gestattet (Tacit. hist. I, 67) selbst ausgehobene und besoldete Truppen zu haben und mit ihnen ein Castell besetzt zu halten, eine Vergünstigung in dem grossen Militärstaate, die auch auf andere Zugeständnisse einen Schluss gestattet.

Die beiden wesentlichen Veränderungen in Bezug auf diese erste Zeit der Römerherrschaft waren in Bezug auf das politische Leben die, dass Helvetien nach aussen zu dem grossartigen Staatsverbande gemäss enger als bisher zu Gallien (comata) gezogen und mit ihm unter die gleichen Verwaltungsbehörden gestellt wurde. Zunächst kam es mit ganz Gallien unter die Prinzen des kaiserlichen Hauses, einen Agrippa, Tiberius, Drusus Germanikus, oder die mächtigen Feldherrn der Rheinarmee. Nur ihnen konnte aber diese gewaltige Civil- und Militärmacht ohne Bedenken in die Hände gelegt werden. Helvetien wurde bei der bald eintretenden Vertheilung derselben zur „provincia Belgica“ geschlagen und so eigentlich dem „præses“ derselben unterworfen. Gallien war aber in militärischer Hinsicht immer bedeutungsvoller geworden; grade die Belgica als Grenzprovinz gegen die Germanen machte hier eine Concentration der besten Truppen oder die Aufstellung eines auserlesenen Heeres (8 Legionen) am Ober- und Unterrhein unter besondern Befehlshabern nöthig. Mit Rücksicht auf den Zweck der hier stationirten Truppen und die Germanischen Ansiedlungen dem linken Rheinufer entlang nannte man diese Landstriche „Germania superior“ und „inferior“ und die hierher gesandten Befehlshaber „legati

Digitized by Google

exercitus Germanici" oder „Germaniæ superioris et inferioris". Sie hatten in ihren Standlagern die unumschränkte Militär- und Civilgewalt, traten also mit der ihnen zugestandenen Militärverwaltung dem „præses" mit der bürgerlichen zur Seite (cfr. Ammian. Marc. XV, 11). Das zu dieser Militärgrenze gehörende Helvetien stand so unter der Militärverwaltung des Legaten der obern Rheinarmee; eine seiner 4 Legionen lagerte bis auf Trajan in Vindonissa, dem sich hierzu trefflich eignenden Knotenpunkte (cfr. Fechter, Helvetien in der vorkonstantinischen Provinzialeintheilung Galliens, im Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften von Gerlach, Hottinger und Wackernagel 3ter Band 1839. Die Schweiz in Römischer Zeit von Theodor Mommsen in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band 9). Das auf der Grenzscheide gelegene, zum Allobrogergau gehörende Genf wurde übrigens nicht zur Belgica gezogen; es kam mit dem Allobrogerlande zur alten Narbonensischen Provinz (provincia Romana). Der östliche Theil der Schweiz, das Rhætische Ländergebiet, behauptete fortwährend seine Selbstständigkeit und trat mit den Nachbarländern, einem grossen Theile Bayerns und dem Oesterreichischen Tyrol, unter den zu Augsburg seinen Sitz habenden „procurator", der die Aufsicht über das ganze Alpengebiet, auch das Penninische erhielt.

Eine zweite Hauptveränderung fand nach innen zu statt; Römische Cultur und Römisches Städteleben ward, wie überallhin, so auch hierher verpflanzt. Aus der Gauverfassung bildete sich bei fortschreitender politischer Entwicklung die Städteverfassung von selbst heraus. Schon früh war die Reitercolonie zu Nyon, die das sich öffnende weite Thal beherrschte, mit wesentlich Römischer Bevölkerung errichtet worden (colonia Julia equestris), bald wurden auf den zwei zunächst wichtigsten Posten, zu Augst am Rhein (Augusta Rauracorum) unter Augustus und zu Octodurum, das zunächst die privilegirte Stellung einer lateinischen Stadt mit eigener Obrigkeit und Befreiung von der Herrschaft des Prætors (forum Claudii Vallensium) erhielt, neue Städte nach Römischem Zuschnitte gegründet; das von Vespasian hochbegünstigte Aventicum (colonia pia Flavia constans emerita),

Digitized by Google

der wichtige Militärposten Vindonissa, der Schlüssel zur Schweiz, Genf, die Walliser Ortschaften, wo sich die kleinen Völkerschaften leicht in Stadtgemeinden zusammengezogen, etc., folgten (cfr. Georg Wyss über das Römische Helvetien in dem Archiv für Schweizerische Geschichte 7ter Band, 1851). Ihre Verfassung wurde die der alten Roma, ein Miniaturbild derselben mit ihrem Senat, ihren „duum" und „quattuorviris", ihren Aedilen, Censoren und Quæstoren. So entstand eine doppelte Gemeinde, die frühere Gaugemeinde und die Stadtgemeinde mit den ihr zugestandenen Bürgerrechten, ein kleines Ganzes in dem grössern, von dem aber so recht als einem Centralpunkte Römisches Leben, Sitte und Cultur in den grössern Körper ausströmte, zu dem eben desshalb auch der grössere Körper in eine politische Abhängigkeit trat.

Bei allen diesen Veränderungen bestand aber doch Helvetien mit seinen nationalen Elementen in dem grossen Ganzen, mit dem es jetzt geeint war, als selbstständiges Ganzes fort. Man hatte ja auch den Gallischen Stämmen in untergeordneten innern Beziehungen eine Einheit und Selbstständigkeit zu lassen für gut befunden; so auch Helvetien. In der alten blühendsten Stadt des Landes, in Lyon, stand das Nationalheiligthum, das „templum Romanum" und „Augustorum" mit 60 Bildsäulen, der Zahl der Gallischen Stämme, die ihn gegründet hatten. Hier versammelten sich jedes Jahr die Abgeordneten aller dieser Stämme, um vor Allem den Priester der drei Provinzen zu wählen, der das Nationalopfer zu bringen hatte und dann die gemeinsamen (finanziellen?) Angelegenheiten zu berathen. Ausser dieser die Nationalangelegenheiten behandelnden Generalversammlung gab es aber auch solche in jedem einzelnen Lande, welche die Partikularangelegenheiten besprachen. Bekannt ist der „conventus Helveticus". Es wurde selbst die alte Gauverfassung nicht aufgelöst; wir haben eine Sepulcralinschrift, welche es ausdrücklich sagt, dass Helvetien sowohl im Ganzen, als in seinen einzelnen Gauen fortbestand und hier und dort als selbstständiges Ganzes auftrat, seine Beschlüsse fasste und ausführte. So blieben die alten Formen und mit ihnen der alte Geist.

Digitized by Google

Die alte Verfassung gipfelte freilich nicht mehr in dem allgemeinen Volkswillen, es hatte jedoch die Stellung unter der Weltherrscherin von vornherein mehr eine das alte Volksbewusstsein hebende als niederdrückende Kraft. Der hochverehrte Augustus war ein Schutzgott, nicht ein Tyrann des Landes. Die „legati" der Rheinarmee gehörten zu den einsichtsvollsten Männern des Staates; die ihnen untergebenen Provinzen erfreuten sich sicher einer humanen Behandlung. Eben desshalb flammte auch der alte Freiheitssinn der Helvetier, der sich jetzt grade in der aufopfernden Treue gegen die ihn ehrenden Herrscher und in Gesetzlichkeit überhaupt bewährte, sogleich wieder bei unbilliger harter Behandlung auf. Es geschah das, als die Römischen, Vitellius als Kaiser huldigenden Soldaten die bei ihrer Treue zaudernden Helvetier bestahlen oder die Löhnung sich aneigneten, welche diese ihren Soldaten nach Baden schickten. Dieses kühne Auftreten brachte die Helvetier allerdings momentan an den Rand des Verderbens; Wesentliches wurde aber in Bezug auf ihre politische Stellung nicht geändert. Vespasian begünstigte die unter Vitellius Bedrückten grade wegen dieser Bedrückung und der bewiesenen Treue; wie um Aventikum, erwarb er sich um das ganze Land grosse Verdienste. Es trat eine wirklich glückliche, Jahrhunderte lang fortdauernde Zeit der Ruhe und des Friedens ein, in welcher bei der innigern Verbindung mit einem grössern Ganzen ein lebendiger Verkehr nach aussen und innen, Ackerbau und Alpenwirthschaft, Gewerbsthätigkeit, Kunst und Wissenschaft auf die erfreulichste Weise aufblühte. Ohne eine in die Augen fallende äussere Umgestaltung ging eine gewaltige innere vor sich; alle Segnungen der Civilisation kamen Helvetien zu gut. Der alte ungebändigte Freiheitssinn wurde gebrochen, die alte Rohheit zurückgedrängt; der edlere Kern ging aber nicht verloren. Es wurde eine über die alte Beschränktheit hinausgehende Geistescultur gewonnen, die mit ihren universellern Anschauungen und reinern Begriffen auch dem grade jetzt ankommenden Christenthum eine günstige und erfolgreiche Aufnahme vorbereitete.

Digitized by Google

Diese Verfassung blieb im Wesentlichen die gleiche bis auf die Zeit, wo die Kaiser im Interesse der Selbsterhaltung an eine Machtvertheilung unter noch mehrere Hände denken mussten, als die Civil- und Militärverwaltung immer schärfer getrennt, das ganze Reich in Präfecturen, Vikariate und Provinzen zerlegt wurde und neben den „præfectis prætorio" und den „præsidibus" die „magistri militiæ" mit den „duces" und den „tribunis" und „præfectis" zum Vorschein kamen. In Bezug auf das Helvetien mit umspannende Gallien trat die Zerstückelung allmälig ein. Es war ganz in der Natur der Sache gelegen, dass das nur locker zusammenhängende Ländergebiet der „Belgica" zunächst in drei selbstständige Provinzen, die eigentliche „Belgica", „Germania prima" und „secunda", mit meist Germanischer Population auseinanderfuhr, eben so aber auch natürlich, dass noch die „maxima Sequanorum" mit meist Gallischer Population von ihnen gesondert wurde. Nach einer Winterthurer Inschrift war diese Trennung schon 293 vollzogen; die beweisenden Worte sind aber sicher eine Interpolation Tschudis. Aehnlich spalteten sich auch die andern Provinzen. Es entstanden nach geschichtlichen Andeutungen aus den 7 erst 12 (notitia dignitatum imperii), dann 14 (Rufus Festus), bis die Siebzehnzahl diesen Zerlegungsprocess abschloss. Zehn Provinzen gehörten dem nördlichen, sieben dem südlichen Gallien oder dem Alpenstriche zwischen den Alpen und Pyrenäen an; die nördlichen standen unter der unmittelbaren Leitung des „præfectus prætorio", der zu Trier seine Residenz aufgeschlagen hatte, die 7 südlichen unter dem zu Vienna seinen Regierungssitz habenden Vikare. Jede einzelne Provinz hatte aber auch wieder ihre Oberbeamte unter dem Titel „consulares" und „præsides".

Bei dieser neuen Provinzeneintheilung bekam nun auch die Schweiz eine andere Stellung. Ammian Marcell. XV, 11. sagt: „Apud Sequanos Bisontios videmus et Raurachos". Der „libellus provinciarum Galliæ" (um 400) zählt als die Hauptörter der Provinz die „civitas Vesontiensium" (als „metropolis"), die „civitas equestrium" (Nyon), die „civitas Helvetiorum" (Aventikum), die „civitas Basiliensium", das „castrum Vindonissense,

Digitized by Google

Ebrodunense, Argentariense" und „Rauracense" auf; Helvetien und Raurachien kamen somit zu der grossen Sequanerprovinz; sie gingen so ganz in dem grössern Ganzen auf, dass sich von nun an selbst die Namen der Helvetier und Rauracher in der Geschichte verlieren (Eutrop. lib. VI: Cæsar vicit Helvetios, qui nunc Sequani appellantur). Wallis, das von Rhætien getrennt wurde, erhielt anfangs seinen eigenen Procurator, so lange es noch als Pass für Italien eine Bedeutung behielt, wurde aber späterhin seiner geographischen Lage gemäss dem Lande einverleibt, in welches die „vallis" ausmündete. Es folgte bei seiner Einfügung in den grossen Ländercomplex dem Nachbarlande; es ward mit den nördlichen Provinzen geeint. Ammian. Marcell XV, 11. zählt die „Alpes Grajas" und „Penninas" gleich auf die Lugdunensischen Provinzen des eigentlichen Galliens auf; wie die „maxima Sequanorum" (sie bildete die 5te Lugdunensische) bringt er somit auch diese Alpenprovinz mit ihnen und nicht mit den südlichen oder den erst weiter unten genannten Viennensischen in Verbindung. Das anfänglich der Narbonensischen oder alten Römerprovinz zugetheilte Genf wurde dagegen bei der Vervielfältigung der Provinzen dem nächstgelegenen grössern Ganzen, der Viennensischen, einverleibt. Rhætien kam nicht zu der „præfectura Galliarum", sondern seiner alten, Wallis ähnlichen Stellung und Bedeutung gemäss, die es fortdauernd behielt, zur „præfectura Italiæ". In der „notitia dignitatum imperii" werden als „sub dispositione præfecti prætorio Italiæ" stehende Diöcesen „Italia, Illyricum, Africa" und als ihnen zugehörende Provinzen auch die Cottischen Alpen, die „Rhætia prima" und „secunda" aufgezählt. Bei der allgemeinen Zerstückelung zerfiel übrigens auch Rhætien in ein doppeltes, die „secunda" mit der Metropole „Augusta Vindelicorum" und die „prima mit der sich jetzt hebenden „Curia".

Diese verschiedenen Provinzen erhielten je nach dem Sitze ihrer „præsides" oder der Metropole einen andern Schwerpunkt, der somit für die Schweiz ein sehr verschiedener wurde. Für die „maxima Sequanorum", also auch für Helvetien und Raurachien, war dieser das neuaufblühende Besançon, für die

Digitized by Google

Alpenprovinz die Hauptstadt des Lugdunensischen Ländercomplexes überhaupt, Lyon, für Genf die alte Allobrogerstadt, welche als Römische Colonie neuen Glanz erhalten hatte, Vienna, für Rhætien endlich die mächtige Metropole Oberitaliens, Mailand, die damals selbst mit Rom um den Vorrang zu ringen begann.

Dem Kaiserhause brachte diese neue Ländereintheilung allerdings grössere Sicherheit, den einzelnen Provinzen aber mit der sich jetzt ausbildenden Bureaukratie und Beamtenaristokratie ein kleinliches Willkührsregiment mit fast gänzlicher Unterdrückung der alten freien Bewegung. Die Provinzialversammlungen wurden, wenn man sie noch abhielt, ein feiles Werkzeug in der Hand der kleinen Tyrannen, oder jedenfalls nur ein schwaches Schutzmittel gegen diese Blutsauger. In der Schweiz konnte jedoch dieses System keinen tiefern nachhaltigen Einfluss gewinnen; es begannen hier mit den Constantinen die Stürme, die ein staatlich geordnetes Leben auf die Dauer unmöglich machten. Trieb auch Julian die unter Constantius II vorgedrungenen Allemannen kräftig zurück, wurde auch die alte Vertheidigungslinie am Rheine noch einmal durch Wälle und Thürme gesichert, so erhob sich doch Helvetien in dieser Zeit zu keiner neuen Blüthe, und nur die Ueberreste einer durch den Krieg hart mitgenommenen, verarmten und sich selbst überlassenen Population retteten sich in eine bessere Zeit hinüber.

B. Unter der Burgunderherrschaft.

Eine solche bessere Zeit trat für einen Theil derselben mit der Burgunderherrschaft ein. Diese setzten sich nicht als Eroberer in Besitz des Landes; es wurde ihnen in freiwilliger gegenseitiger Uebereinkunft eingeräumt. Als die Zeiten der Verwirrung auf den Mord des tapfern Aetius durch den verbrecherischen Valentinian III und wiederum den des Kaisers durch den seine Hausehre rächenden Maximus (455), auf die Usurpation des Avitus und des ihn verdrängenden Ricimer (456) den Culminationspunkt erreicht hatten, als die Gallischen sich selbst überlassenen Provinzen der Willkühr der eingewanderten

Digitized by Google

Barbaren preisgegeben wurden, hielten sie es für das Gerathenste, sich mit dem friedlichsten der eingewanderten Stämme auf eine friedliche Weise abzufinden. Sie luden die Burgunder selbst ein, ihr Land zu besetzen und es mit ihnen zu theilen; so gewannen sie neben der entschiedenen Befreiung vom alten unleidlichen Drucke auch eine Schutzherrschaft. Die Ländereien nebst den zu ihnen gehörigen Knechten wurden dann mit ihnen brüderlich getheilt. Die Burgunder erhielten einen grössern Theil von dem, was sie am meisten brauchten, von Ländereien, die Provinzialen dagegen, was sie bei der Verminderung der Population und arbeitenden Classe am wenigsten entbehren konnten, den grössern Theil der Sclaven („populus noster mancipiorum tertiam et duas terrarum partes accepit" lex. Burgund. tit. IV). Liessen sich die Burgunder ihren alten Liebhabereien gemäss vorzüglich in der Nähe der Wälder und Berge nieder, blieben dagegen die Provinzialen gern in ihren Städten, bei denen sie auch ihre Besitzungen hatten, so fand doch im ganzen Lande eine Mischung mit bald vorwiegenden Burgundischen, bald Gallo-Römischen Elementen statt. Die Könige der Burgunder selbst blieben in dauernder Verbindung mit den Römern; Gundioch, Chilperich, Gundobald und Sigmund waren mit der Würde der „patricii" und „magistri equitum" bekleidet; die treue Anhänglichkeit seiner Vorfahren an die Römer und die ihnen und ihm selbst übertragene Würde waren der Stolz des letztern. Bei solcher achtungsvollen Gesinnung musste man aber auch wohl der in der bürgerlichen Entwicklung fortgeschrittenen Nation folgen. So hatte man gute Gründe, die alten Ordnungen fortbestehen zu lassen; als Gast freundlichst aufgenommen, durfte man die alte Hausordnung nicht stören, bei der Achtung gegen die Römer konnte und wollte man nichts in den alten politischen Einrichtungen tumultuarischer Weise umgestalten.

Es hat sich nun zwar nicht ganz die alte Eintheilung Galliens in die Consular- und Præsidialprovinzen erhalten; eine theilweise Identität der frühern und spätern gesellschaftlichen Einrichtungen und Ordnungen ist aber doch geblieben. Die al-

Digitized by Google

ten Römischen Provinzen wurden nicht zerstückelt; sie kamen bei der Vertheilung unter die eindringenden Germanischen Völkerstämme fast in ihrer vollen Integrität an den einen oder andern Besitzer. Namentlich kamen an die Burgunder die sechs grossen Römischen Provinzen, die „maxima Sequanorum", die Alpenprovinz, die „prima Ludgunensis", die „prima" und „secunda Viennensis" und die der „Alpium maritimarum". Vienna ward die Hauptstadt des Landes (Gregor. Tur. hist. II, 32); nur momentan hatte sich von hier der Vikar des Præfecten nach Autun (um 400) begeben, als dieser selbst wegen der Frankeneinfälle seinen Regierungssitz nach Arles verlegen musste; mit der gänzlichen Beseitigung dieser Verwaltungsbehörden rückte die alte Hauptstadt wieder in ihre Würde ein. Das gleiche Identitätsverhältniss stellt sich in der Provinzialverwaltung heraus. Es traten an die Stelle der „præsides" und ihrer Unterbeamten die „comites", welche nur dadurch von jenen sich unterscheiden, dass sie in einfacherer Weise mit der Civil- und Militärverwaltung zugleich betraut waren. Das aristokratische Element herrschte bei den Burgundern noch vor. Sie kannten anfangs keine erbliche Königsgewalt; der von der Nation an die Spitze gestellte Tapferste und Edelste (Kindin = Stammvorsteher) blieb nur so lange an seinem Posten, als er dem Volke und den Göttern gefiel. Auch dann aber, als die Königswürde bei dem drängenden Bedürfnisse einer fortdauernden kräftigen Leitung eine erbliche geworden war, hatte er die Gewalt noch mit den Grossen und Reichen des Landes zu theilen. In allgemeinen Versammlungen wurden die Staatsangelegenheiten geordnet; auf ihnen vertraten die „optimales" oder „comites" als höhere Staatsbeamte in sehr selbstständiger Weise die Interessen der Gesammtheit der freien Bürger, die im Grunde ja auch die ihrigen waren. Diese freien Bürger hatten übrigens auch noch, wie in allen Germanischen Stämmen, bei Nationalangelegenheiten, z. B. bei Sanctionirung von Gesetzen, mitzusprechen, wenn auch ein Zusammentreten desselben in Nationalversammlungen mit der Vergrösserung des Landesgebietes eine Sache der Unmöglichkeit wurde. Was in Bezug auf die ganzen Provinzen

Digitized by Google

gilt, gilt aber auch in Bezug auf die einzelnen Gaue und Stadtbezirke; man richtete sich nach ihnen bei der Bestimmung der „comitatus", ausser wo die brüderliche Vertheilung mit Rücksicht auf die verschiedenen Interessen der Betheiligten eine Modification nöthig machte. Selbst die alten Römischen Stadtgemeinden behielten ihre Selbstständigkeit.

Im Ganzen weht so, wie durch das unter Gundobald berathene Burgundische Gesetz, durch die neue politische Verfassung des Burgunderstaates ein ganz anderer, viel freierer Geist, als durch die spätere Römische. Der Freiheitssinn dieser kräftigen Krieger war nicht minder gross als der der alten Helvetier; er konnte nur neubelebend auf die bisher gedrückte Population mit noch althelvetischen Elementen, für deren fortdauerndes Vorhandensein der spätern Zeit angehörige Celtische Kunstelemente zeugen, einwirken, die sich eben in Unmuth über den unleidlichen Druck ihnen in die Arme geworfen hatte. So theilte man sich auch auf dem geistigen Gebiete brüderlich die Güter mit, die man besass. Das alte nationale Element gewann mit Beseitigung des aufkeimenden Sclavensinnes und der sich einschleichenden Römischen Sittenverderbniss bei dem jugendlich frischen Volke neue Kräftigung; die Burgunder nahmen, wiewohl ihre alte Nationaleigenthümlichkeit bewahrend, bei einer Altes und Neues in eine wohlthätige Wechselwirkung bringenden Empfänglichkeit von ihren Gastgebern alle die bessern Bildungselemente hin, die sie aus den Stürmen der Zeit mit in's neue Leben herübergerettet hatten.

II. Das Priesterwesen der alten Schweiz
unter der Römer- und Burgunderherrschaft.

Von den politischen müssen wir noch auf die äussern religiösen Verhältnisse jener Zeit, um alle nöthigen Anknüpfungspunkte in die Hände zu bekommen, übergehen. Wir finden, wie bei den Galliern überhaupt, so auch bei den Helvetiern eine ziemlich ausgeprägte Hierarchie. Neben den weltlichen

Digitized by Google

Adel trat ein geistlicher, die Druiden. Augustus hatte zwar die „religio diræ immanitatis“ untersagt; sein Verbot hatte aber nur den Römischen Bürgern gegolten. Schon Tiberius war weiter gegangen. Man konnte die damals noch rohe, der Römischen Civilisation widersprechende, vorzüglich aber auch politisch bedenkliche Druidenreligion nicht fortbestehen lassen. Die politische Umgestaltung drängte auf die religiöse. Tiberius suchte schon die Druiden mit ihrem Cultus schlechthin zu beseitigen (Plinius III, 1.); sein baldiger Tod, die Anhängigkeit an die mit der Nationalität eng verflochtene Väterreligion trat aber sicherm Erfolge entgegen. Claudius musste das Verbot erneuern (Sueton. Claud. c. 25), aber auch die ihm zugeschriebene Vernichtung der Druidenreligion ist nur eine auf dem Papiere. Die Druiden bestanden, in einsamere Gegenden, Wälder und Höhlen zurückgezogen, mit ihrem religiösen und politischen Einflusse fort. Sie theilten sich so lange mit den einwandernden Römischen Priestern in die Herrschaft der Geister, bis sich die Römischen Colonisten immer mehr mit den Eingebornen zur Einheit verschmolzen. Vollständig geschah das aber nie; die Romanisirung drang nicht bis in die abgelegenern Gegenden und blieb eine in Sprache und Sitte um so unvollkommenere, je weiter wir den östlichen Grenzgegenden zurücken. Genf, das zur alten Römerprovinz gehörte, die zu Italien gezogene weite Thalstrasse, die „vallis Pennina“, die Nachbargegend der alten Hauptstadt des Landes Aventikum musste wohl den Römischen Einflüssen unterliegen; anders verhält sich diess mit der Gegend von Solothurn an, wo sich viel weniger Römische Inschriften (die wenigen von Römischen Beamten und Soldaten), viel weniger Römische Ansiedlungen finden, dagegen der Celtischen Namen der Eingebornen, wie sie auf irdenem Geschirr und Grabschriften in ausländischen Kriegsdiensten verstorbener Soldaten vorkommen, immer mehrere werden. Noch viel weniger konnte diese Romanisirung in den abgelegenern Berggegenden und in Raurachien durchdringen. Selbst da aber, wo es geschah, bestand das Druidenthum, nur etwas modificirt, immer noch fort. Die alten Priester wurden Lehrer und Erzieher der Nation; der

Digitized by Google

Druidismus überlebte so als geistige Macht weithin die alten Druiden. Wir wissen übrigens sicher, dass derselbe noch zur Zeit des von einer Druidin gewarnten Alexander Severus (Lampr. Alex. Sev. c. 60), des sie berathenden Aurelian (Vopisc. Aurel. c. 44) und des vor dem Aper gewarnten Diocletian (Vopisc. in Numeriano) fortbestanden und noch unter Constantin Menschenopfer in Gallien fielen.

Ihr Einfluss war aber bei der Fügsamkeit der Celtischen Stämme unter höhere, nur nicht menschliche Leitung ein gewaltiger und zwar ein um so grösserer, als sich in ihren Händen die ganze geistige Leitung und Pflege des Volkes concentrirte und sie auch eine Fülle des Wissens besassen, die ihnen keine geringe Stelle unter den Priestern des Alterthums anweist. Sie waren nicht nur die Priester, sondern auch die Gesetzgeber, Gesetzeskundigen und die Richter der Nation, die letzte entscheidende Behörde in den wichtigsten Staats- und Lebensangelegenheiten, als solche mit einem gefürchteten, um alle bürgerliche Ehre und Rechte, um allen Verkehr mit andern bringenden Bannstrahl bewaffnet, die Philosophen und Theologen der Nation, die sich bis zur Erkenntniss einer allwaltenden Geisteskraft, der Grösse des Weltalls, eines göttlichen Ursprunges Aller und einer geistigen Fortdauer, zu einer tiefern Naturforschung und astronomischen Einsichten (Cas. de bello Gall. 6, 14 Pomp. Mela 3, 2. Lucan. 1, 454 etc.) erhoben hatten, die Naturkundigen und Aerzte, die Propheten und Poeten der Nation. Die zu ihnen gehörigen Barden waren im Besondern die Hymnologen und Sänger des Volkes, die Vertreter der höhern begeisterten Lebensrichtung; die „eubages“ (vates) dagegen die Wahrsager und Propheten des Volkes, Vertreter somit einer andern Richtung derselben gehobenen Gemüthsstimmung, der auf die Zukunft hingerichteten Ahnung. In jeder Religion, wo höhere geistige Kräfte Anerkennung finden, werden sich auch Versuche erzeugen, ihre das Leben beherrschende Beschlüsse zu enträthseln. Vorzüglich waren es aber die Frauen, denen man bei der leichter erregbaren Einbildungskraft die Gabe der Weissagung zuschrieb; die Frauen der Druiden oder auch ge-

Digitized by Google

weihte Jungfrauen gehörten somit auch zu dem gottgeweihten Stande. Ganz dem sich fortentwickelnden Charakter der Druidenreligion gemäss anfangs in wilder zerstörender Weise auftretend, durch Zauberformeln Wind und Meere anfragend, aus den zerrissenen Eingeweiden der Gefangenen weissagend, nehmen sie späterhin einen immer mildern Charakter an und werden zuletzt die Erzieherinnen und Lehrerinnen der Nation.

Die Druiden (derwydd?) sind somit die eigentlich Wissenden der Nation und die Vertreter aller höhern, vorzüglich der religiösen Bedürfnisse. Wir sehen in Bezug auf ihre Stellung keine vollkommen ausgeprägte Hierarchie, wohl aber hierarchische Elemente, eine bevorrechtigte, z. B. vom Kriegsdienste, von allen Steuern und Abgaben befreite, über alle Provinzen mit ihren Collegien ausgedehnte Priesterfamilie vor uns, die einen sehr grossen, jedoch durch die republikanisch demokratischen Institutionen beschränkten Einfluss ausübte. Die Regierungsgewalt lag und blieb in den Händen der Gesammtheit; man lauschte aber auf die Priester bei der Sanction genommener Beschlüsse, hörte in verhängnissvollen Momenten auf ihr wohlberechtigtes Ja und Nein, wie auf die entscheidende Gottesstimme und gebrauchte sie ganz besonders noch zur Handhabung unpartheiischer Gerechtigkeit, die bei der Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit, der Fehde- und Rauflust der Gallischen Stämme ganz besonders eine höhere Weihe bedurfte. Es konnten unter die Druiden auch die Söhne der Ritter eintreten; beides zugleich, Priester und Ritter, konnte man aber nicht sein. Der Stand war also kein von den andern Ständen kastenartig abgeschlossener; er stand aber als ein geweihter über denselben. Der Oberpriester, den die Gesammtheit der Priester in republikanischer Weise nach persönlicher Tüchtigkeit oder auch in kritischen Fällen bei schwankender Entscheidung durch's Loos wählte, war im Grunde die höchste, zwar nicht vollziehende, doch gesetzgebende und richterliche Behörde, die im Verein mit dem Druidencollegium in dem Mittelpunkte Galliens, im Gebiete der Carnuter, jedes Jahr einmal an geweihter Stätte tagte und Allen Recht sprach (Cæsar de Bello Gall. VI, 13).

Digitized by Google

Mit dem Verbote der Staatsreligion und der Romanisirung des Landes trat das Römische Staatspriesterthum an die Stelle des alten, die „flamines“ und „flaminicæ“, d. h. Ehefrauen der Priester oder auch sonst Frauen von vornehmer Herkunft, an die Stelle der Druiden und ihrer Frauen. Auch sie traten als Organe der Gottheit auf, auch sie enträthselten den Willen der Gottheiten, auch sie griffen vielfältig in die Staatsangelegenheiten ein, allein sie bildeten keine gleich in sich abgeschlossene Priesterfamilie, genossen nicht die gleiche Selbstständigkeit, waren bei der weiter fortgeschrittenen und verbreiteten Cultur nicht so ihre ausschliesslichen Vertreter, wie jene, besassen also auch nicht ein dem ihrigen ähnliches Ansehn und gleichen Einfluss. Die Religion war auch den Römern eine heilige, ernste Lebenssache, die letzte Triebfeder des politischen Lebens, das Priesteramt ein hochheiliges. Nur auf die Auspicien hin schritt man zu wichtigeren Staatsunternehmungen, nur in Gegenwart der Priester wurden die wichtigsten Staatsgeschäfte geordnet; allein die Religion blieb eben so in Abhängigkeit von der Politik, wie ihre Vertreter von der Staatsmacht. Das politische Leben nahm in freier, selbstständiger Weise seinen eigenen Entwicklungsgang; die Religion mit ihren Sanctionen wusste zu folgen. Ihrer Quelle nach die übergeordnete Macht im Staate, blieb sie doch ihrer Stellung und Vertretung nach die untergeordnete, eine Dienerin der Politik, wie ihre Diener Staatsdiener, die ihr Amt, wie alle andern, gewinnen mussten und es zugleich mit andern verbunden verwalten konnten. So finden wir auch hier hierarchische Elemente, aber nicht ausser und über dem Staate, sondern auf eine Weise mit demselben verschlungen, bei welcher diese ganz in ihm aufgingen.

In der Zeit des fortwirkenden Druidenthums und eingeführten Römischen Priesterthums kam nun das Christenthum mit seinem schon ausgebildeten Episcopalsysteme in der Schweiz an. Im kirchlichen Einheitsinteresse entstanden und unter Nachwirkung der jüdischen Hierarchie ausgebildet, fand es an den bestehenden Ordnungen keinen entschiedenen Gegner; ein hierarchisches Element strengerer und milderer Art hatte sich in

Digitized by Google

die Gemüther hineingelebt. Vorzüglich war es aber das noch fortwirkende Druidenthum, das dem Christenthum entgegenkommen musste. Die Druiden hatten Alles gethan, um mit der alten Religion die alte Nationalität zu halten; ihr Streben war ein fruchtloses gewesen. Das Römerthum hatte ihre Macht gebrochen; die nicht vollständig Unterdrückten, wohl aber Bedrückten sahen sich so an das Christenthum gewiesen. Es trat ihnen hier ein verwandtes Element in den Grundanschauungen entgegen; dieses hob ja die persönliche Freiheit und Würde und den damit verbundenen Unsterblichkeitsglauben auf eine gleiche Weise hervor, und wies dem Priesterthum eine ähnliche höhere und selbstständigere Stellung und eine geistigere Thätigkeit als die blosser Liturgen zu. Was sich daher immer noch in seiner Absonderung erhalten hatte, neigte sich dieser Religion der Unterdrückten oder dieser demokratischen Theokratie zu und verdrängte die Römischen Priester aus ihren Tempeln. Anderwärts wandelten sich die Sitze der Druiden und die der Druidinnen in Klöster oder Unterrichtsanstalten um; eben so werden sie auch hier dem Christenthum entgegengekommen sein (Brosi „die Kelten und Althelvetier" 1851). Jedenfalls erhielten die alten Formen unter der Burgunderherrschaft neue Lebenskraft. Tacitus sagt zwar, dass die Germanen keine Druiden gehabt; es kann das aber nur heissen, dass sie, wie kein gleich ausgeprägtes Religionswesen, keine gleich ausgeprägte Hierarchie, wie die der Gallier, kannten. Speciell wissen wir von den Burgundern, dass neben dem Hendist der Sinist oder Oberpriester mit dauernder und unverletzlicher Gewalt (Ammian. Marcell. XXVIII, 3) an der Spitze der Priester bis zum Tode stand. Auch hier gab es somit eine geweihte Priesterfamilie, die in ihrer Organisation, ihrem Ansehn und Einflusse dem Druidischen Priesterthum so nahe als möglich gerückt werden muss. Es mussten somit auch auf dem religiösen Gebiete die alten, noch nicht erloschenen hierarchischen Anschauungen neu belebt werden.

Digitized by Google

III. Die christliche Kirchenverfassung.

A. Unter der Römerherrschaft.

So fand das Christenthum mit seinen hierarchischen Elementen bei seiner Ankunft in der Schweiz in den schon bestehenden Lebensverhältnissen einen guten Anhaltungspunkt; man dachte nicht daran, hierin etwas zu ändern, und konnte nicht daran denken. Dieselbe innere Nothwendigkeit, welche die alten Formen in's Dasein getrieben hatte, wirkte noch fort; das Volk, das sie in seiner Unmündigkeit und Empfänglichkeit für alles Ehrfurcht Gebietende grade so sancionirt hatte, nahm das kirchliche Institut in seiner vollen Integrität als ein heiliges Vermächtniss hin und unterwarf sich, so ungern es auch zuweilen geschah, den Ordnungen desselben als unmittelbar göttlichen. Im Grunde finden wir aber hier kein charakteristisches Lebenselement; dieselben Verfassungsformen fixirten sich auch anderwärts; sie hatten sich ja auch im Römerreiche fixirt, das bei seinen politischen Einheitsinteressen guten Grund hatte, dieses kirchliche Einheitsstreben zu begünstigen. Dieses ist vielmehr weiter zurück in den oben bezeichneten national politischen Verhältnissen zu suchen. Die Celtisch republikanischen Lebenselemente, die sich in gereinigter Weise auch bis in die Römerzeit hineingezogen hatten, sind es, die hier wieder hervortreten und einer consequenten Entwicklung und Abspitzung des Episcopalsystems in den Weg traten. Die Gemeinde von Genf wählt sich noch mit aller Selbstständigkeit, eben so wie in den Gegenden des Römerreiches, wo ein freieres Leben herrschte, ihren Bischof (Salvianus, Cassianus); eben so selbstständig bewegt sich die Walliser Gemeinde in einer schon ziemlich vorgerückten Zeit ihrem Bischof gegenüber (Elias); der dem Glauben der Majorität nicht Huldigende muss von seinem Sitze weichen. Wenn man diese alten Traditionen in Frage stellen will, so bleibt doch so viel sicher, dass eine sehr freie Bewegung der ältesten Gemeinden statt fand und auch die Geistlichkeit noch keine sehr entschiedene Abhängigkeit von ihrem Bischofe kannte.

Digitized by Google

Die Diöcesanverhältnisse, die sich mit der ersten Verbreitung der christlichen Kirche bilden mussten, erscheinen keineswegs scharf geordnet. In der Diöcese Genf waren die kirchlichen Bande so schlaff gezogen, dass sie auf dem Concil zu Turin neu gespannt werden mussten. Noch weniger als die Episcopalverfassung konnte aber die Metropolitanverfassung in Aufnahme kommen; dazu standen die einzelnen Gauen zu selbstständig neben einander. Wir finden bis gegen Ende des 4ten Jahrhunderts keine einzige sichere Spur, dass die einzelnen sich bildenden Kirchen in einem bestimmten Abhängigkeitsverhältnisse unter sich oder auch von einem ausser der Schweiz sich befindenden kirchlichen Metropoliten gestanden hätten. Auch zu der Zeit aber, wo wir auf solche Spuren stossen, war dieses Abhängigkeitsverhältniss ein sehr laxes. Denn wenn auch die Walliser Kirche sich an das durch seine politische und kirchliche Stellung damals gleich hervorragende Mailand anschloss, so weiss uns doch die Geschichte nicht das Geringste von einem amtlichen Einfluss des dortigen Metropoliten auf die diesseitigen Kirchenverhältnisse zu sagen. Die Walliser Bischöfe unterliegen im Kampfe mit einer mächtigen Parthei; auswärts finden sie keine Hülfe. Eben so erinnert uns Alles, was wir aus der nächsten Zeit auf die Gründung der Gemeinde in Genf wissen, kaum daran, dass sie eine Tochterkirche der Mutterkirche zu Vienna und Lyon war, und dass sich daselbst eine mächtige Metropole bildete. Als späterhin Wallis zu Gallien gezogen wurde, tritt es in einer Selbstständigkeit auf, als ob es keine Kirche über sich hätte und der Bischof von Lyon, derjenigen Metropole, unter die es zu stehen kam, schreibt in einem Tone an Sylvius, der sich mehr für ein Coordinations- als Subordinationsverhältniss eignet.

B. Unter der Burgunderherrschaft.

Etwas anders gestalten sich diese Verhältnisse unter der Burgunderherrschaft; hier kam das aristokratisch-hierarchische Element in einen gewissen Conflict mit dem monarchischen, der sich immer mehr hebenden Königsmacht, die keine zweite

Digitized by Google

neben sich dulden konnte, wenn sie mit durchgreifender Kraft die noch ungebildete Kraft zügeln wollte. Der Clerus, ohne dessen Macht auch die Königsmacht zusammengesunken wäre, gewann hier eine sehr hohe Stellung; trotz aller Hoheit konnte sie aber nur eine der erstern untergeordneten sein. Die Könige beanspruchten bei aller Hochachtung gegen die Kirche und den Clerus die oberste Leitung auch in Bezug auf die kirchlichen Dinge und richteten sich gern nach dem Vorbilde des Kaiserstaates, wo der kaiserliche „pontifex maximus" auf den Eintritt der Kirche in den Staat vielfältig in die Leitung der Kirche eingriff. Es geschah das aber nicht ohne Widerstreben der Geistlichkeit. Sonst blieben die kirchlichen Verhältnisse die frühern; bei der aristokratisch-monarchischen Staatsverfassung gewann die Kirche nur eine Richtung auf die Abspitzung der bestehenden Episcopalhierarchie nach oben zu. Die Metropolitanverhältnisse bildeten sich so in einer gewissen Beziehung, jedoch nur bis auf den Grad aus, bei welchem nach oben hin die Königs-, nach unten hin die Bischofsmacht in ihrer Würde unbeeinträchtigt blieb. Eine Einheit war ebenso wie auf dem politischen, so auf dem kirchlichen Gebiete nöthig, wenn die religiösen Interessen mit Sicherheit gewahrt werden sollten; eben so wenig, wie der weltliche, war aber der geistliche Adel geneigt, viel von seiner alten Selbstständigkeit aufzuopfern.

a. Verhältnisse des Clerus zur Staatsmacht.

Die Königsmacht übte ihren Einfluss vorzüglich auf die Bischofswahlen und die kirchlichen Synoden aus. Ernannte sie auch nicht geradezu die Bischöfe, so durfte doch keine Bischofswahl ohne ihre Erlaubniss vorgenommen werden; keine war ohne ihre Bestätigung gültig. Die Kirche hatte nur darnach zu streben, dass sie ihren hohen Einfluss in heilsamer Weise geltend machte; mehr konnte sie, vorzüglich die aus den Provinzialen bestehende, nicht anstreben und gewinnen. Die Verhandlungen zu S. Maurice in Betreff des zu wählenden Klosterabtes geben ein hinreichendes Bild, wie weit die Einmischung der Könige in dieser Beziehung ging. Hymnemondus wurde von den Bi-

Digitized by Google

schöfen zu diesem Amte vorgeschlagen; in Königs Namen ward er als solcher eingesetzt. Ebenso gehören hierher die sehr instructiven Verhandlungen des gleich auf das Concil zu Epaona abgehaltenen Concils zu Lyon. Es versammelten sich hier 11 Bischöfe unter dem Vorsitze des Viventiolus, Bischofs zu Lyon; Maximus von Genf befand sich auch unter ihnen. Die Veranlassung dazu war der Incestus eines gewissen vom König begünstigten Stephanus. Die Bischöfe, durch die Beschlüsse des Concils zu Epaona ermuthigt, excommunicirten den Stephanus und seine Mitschuldige, hoben aber ausdrücklich im ersten Canon hervor, dass ihre Beschlüsse, über den einzelnen Fall hinausgreifend, allgemein verbindliche Kraft haben sollten, und milderten noch die Strenge des Beschlusses aus Rücksichten auf die schirmende Königsmacht (dominus gloriosissimus) dahin, dass es den Schuldigen erlaubt sein sollte, den kirchlichen Versammlungen bis zum Volksgebet auf die Vorlesung beizuwohnen. Nichtsdestoweniger sahen die Bischöfe den Zorn des Königs mit allen schweren Folgen für sie voraus. Sie nahmen desshalb im zweiten Canon die nöthigen Vorkehrungen. Sie verpflichteten sich, wenn irgend Einen Verfolgung oder Entsetzung (commotio potestatis) treffen sollte, solidarisch zu einander und für etwaigen Verlust einzustehen. Sie setzten also die Möglichkeit einer Einstellung in ihren Funktionen voraus. Im dritten Canon setzten sie für den Fall, dass der König sich von der kirchlichen Gemeinschaft zurückziehen sollte, fest, dass sie selbst ohne Verzug sich in ein Kloster zurückziehen wollten, bis er, durch Bitten erweicht, wieder Frieden machen würde. Im vierten und fünften Canon verordneten sie endlich noch wohlweislich unter Berufung auf die alten Concilienbeschlüsse, dass kein Bruder aus Eitelkeit, ohne ausdrückliche Erlaubniss oder bestimmte Verzichtleistung des andern auf die Amtsführung, in seine Parochie eintreten oder auch nur in seiner Abwesenheit fungiren, keiner um das Amt eines Andern sich bewerben solle. Schon hieraus sehen wir, wessen sich diese Bischöfe im burgundischen Reiche selbst unter einem Sigmund zu versehen hatten; der Erfolg des Concils ist aber noch beweiskräftiger. Sie

Digitized by Google

wurden alle von dem vor Zorn ganz ausser sich Kommenden nach einer Lugdunensischen Stadt exilirt, auf ihre Standhaftigkeit zwar zurückberufen, aber nur zunächst, um dem König aufzuwarten, bis eine Krankheit desselben zuletzt der Sache eine für die Bischöfe günstigere Wendung gab („vita Apollinaris" in der „nova bibliotheca manusc. libr. Labbei).

Schon aus dem Gesagten geht hervor, dass die Könige eben so ihre Oberherrlichkeit in Bezug auf die Synoden oder die kirchliche Gesetzgebung geltend machten. Sie beriefen wie die weltlichen, die geistlichen Grossen zu den Verhandlungen von allgemeiner Wichtigkeit. Auf den Nationalversammlungen konnten auch sie ihre Wünsche aussprechen und die kirchlichen Angelegenheiten zur Sprache bringen. Hiermit wurde nun zwar nicht ausgeschlossen, dass sich die Bischöfe nicht auf eignen Synoden versammelt hätten; diese Synoden wurden aber entbehrlich oder bildeten einen Specialconvent, der ganz in gleicher Weise wie der allgemeinere gehalten wurde. Eben so wie die Könige die Nationalversammlungen einberiefen, die erste Stimme in Anspruch nahmen, jeder Beschluss erst durch ihre Genehmigung Gültigkeit erhielt, so geschah es auch hier. Sie liessen die Synoden zusammenberufen oder gestatteten ihre Zusammenberufung, liessen bald diese, bald jene Provinzialbischöfe dazu bieten, luden wohl auch weltliche Grössen zur Theilnahme ein, præsidirten dieselben oder behielten sich die Sanctionirung ihrer Beschlüsse vor. Als die sogenannte „collatio S. Aviti cum Arianis" im Burgundischen Reiche unter Gundobald abgehalten wurde, wird ausdrücklich in der Einleitung bemerkt, dass die Bischöfe „non contradicente rege" versammelt worden. Alle ziehen, wie es weiter heisst, nach Sarbiniacum, um den König zu grüssen, alle beweisen ihm die grösste Hochachtung, fallen vor ihm nieder, kommen und gehen nach seinem Commando und lassen die Verhandlungen durch ihn leiten, ja müssen sich glücklich schätzen, nur vor ihn gelassen zu werden, als ihm die Verhandlungen widrig zu werden anfingen. Sonst kennen wir keine Synode der katholischen Bischöfe unter ihm; was die Arianischen Bischöfe zu beschliessen hatten, wurde auf dem

Digitized by Google

Nationalconventen abgemacht. Etwas anders wendete sich die Sache unter dem katholisch gewordenen Sigmund. Auch unter ihm ward aber die Vergrösserung und Dotirung des Klosters Agaunum in Gegenwart der weltlichen und geistlichen Grossen zur Sprache gebracht; er ist bei aller Demuth und Hochachtung, mit der er auf die berathende Stimme der Priester lauscht, doch der „præses" der Versammlung, gibt in seiner Machtvollkommenheit dem Kloster seinen Abt und seine Regel; er ist es, dem man sich gern fügt und der allen Beschlüssen das Gültigkeitssiegel aufdrückt. Die alte Form der kirchlichen Synoden kam zwar wieder zum Vorschein; es geschah das auf des Pabstes scharfe Mahnung. Aber auch das Concil zu Epaona fand nicht ohne Erlaubniss des „gloriosissimus rex" statt. Eher könnte man diess von dem darauf folgenden Concil zu Lyon sagen; grade diese Synode ward aber als eine Winkelsynode, ihre Veranstaltung als eine bischöfliche Anmaassung angesehen, der die Königsmacht entschieden entgegentrat. Wir begegnen hierin übrigens keinem exceptionellen Verhältnisse; die Entwicklung der neuen Germanischen Staaten drängte auf ähnliche Anordnungen. Es liegen uns die Schreiben der meisten Synoden jener Zeit vor, in denen sie um königliche Bestätigung nachsuchen, nebst den sie ertheilenden Dekreten. Wir haben nur in dem Burgundischen Staate ein Bild vor uns, wie die Staatsmacht noch in der wohlwollendsten Weise mit regem Antheil die kirchlichen Interessen förderte, eben desshalb aber auch die Bischöfe die relativ selbstständigste Stellung einnahmen.

Noch machte sie ihren Einfluss in Bezug auf die privilegirte Stellung der Geistlichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft geltend. Solche Privilegien waren schon längst im Römischen Staate Gesetz geworden; sie waren ein integrirender Bestandtheil der sich ausprägenden Hierarchie. Auch die Druiden hatten solche Vorrechte genossen; man konnte somit nicht gegen sie als solche sein, wohl aber gegen sie, soweit sie die durchgreifende Einheit im Staatskörper lähmten oder gefährdeten. Man hatte es von vorn herein für eines Christen unwürdig angesehen, vor einem heidnischen Forum gegen den Bruder Recht anzusprechen;

Digitized by Google

noch anstössiger musste es werden, wenn Cleriker es thaten. So kamen späterhin alle Civil- und Criminalsachen des Clerus vor das bischöfliche Forum; das Gesetz wies sie gradezu an dasselbe. Auch Laien konnten sich mit ihren Klagen an dasselbe wenden (judicia ex compromisso), ja es wurde diess so herrschende Uebung, dass man Restrictionen zu machen für gut befand (cfr. „Valentiniani III novella de episcopali judicio" vom Jahr 452). Nicht so weit ging man in diesen neuen Staaten. Es soll zwar nach dem Concil zu Epaona kein Geistlicher ohne bischöfliche Erlaubniss die weltlichen Gerichte anrufen, sich aber unweigerlich auf ergangene Citation vor denselben stellen (can. XI) oder sich, wie das „Conc. Agathense can. XXXII" sagt, zwar nicht anklagend, wohl aber Bescheid gebend einfinden. Dem Geistlichen wird also erstens geboten, dem weltlichen Richter Rede zu stehen, zweitens aber auch gestattet, klagend vor ihm aufzutreten. Eben so wird dem Laien kein Hinderniss in den Weg gelegt, den Geistlichen vor sein Gericht zu ziehen (can. Epaon. can. XXIV); das „conc. Agathense" stellt sich nur gegen die, welche die Kirche und Geistlichkeit grundlos aus Händel- und Streitsucht anfeindeten. Eben desshalb wurde es ihnen später untersagt, ohne priesterliche Berathung eine solche Klage zu stellen, wie dem Richter, eine solche anzunehmen und von sich aus zu procediren; für jetzt finden wir aber nur eine Exemtion, die den Geistlichen grade so viel zugesteht, als sie ohne hierarchische Beeinträchtigung der bürgerlichen Gesetzesgebung und Pflege in dem Bewusstsein der Würde ihres Standes beanspruchen konnten. Am wenigsten konnte man dabei geneigt sein, in Bezug auf die Criminaljurisdiction Ausnahmen zu gestatten. Es hätte sich hiermit die ohnediess noch schwache Staatsgewalt in ihrem einflussreichsten Thätigkeitskreise gelähmt. Es liegt darin keine Exemtion, dass Einstellung im Amte, Degradation, Ausschliessung vom geistlichen Amte, Excommunication und Einsperrung in's Kloster als Strafen für den verbrecherischen Cleriker bezeichnet werden. Kirchliche Verbrechen (ad religionis observantiam pertinentia delicta) fielen nach alter Observanz unter die kirchliche Jurisdiction;

Digitized by Google

bei den übrigen konnte aber, abgesehen von der kirchlichen Strafe, jede anderweitige bürgerliche erkannt werden, wenn man es auch wohl in Bezug auf leichtere Verbrechen bei der kirchlichen bewenden liess. Es blieb somit entschiedener Grundsatz, dass dem Staate, wie über die Laien, so über verbrecherische Cleriker das Cognitionsrecht zustehe; eben desshalb wird es dem Laien ausdrücklich eingeräumt, solche Cleriker anzuklagen (can. XXIV). So wurden diese Exemtionen sehr beschränkt; sie wurden es noch mehr dadurch, dass sie sich nur auf untergeordnete Gerichtshöfe, nicht auf das höchste Tribunal, die königliche Staatsgewalt, ausdehnten. Diese sass auch über die Bischöfe zu Gericht, wie diess bei Sigmund auf der Synode zu Lyon der Fall war; die dort anwesenden Bischöfe mussten auf den Machtspruch des Königs hin in's Exil wandern und sich alle Demüthigungen gefallen lassen.

Dagegen räumte man dem Clerus soweit gern einen Einfluss auf die bürgerlichen Angelegenheiten und gewisse Rechte ein, soweit diese den noch werdenden bürgerlichen Institutionen einen Halt geben konnten. Man wusste, dass die priesterliche Sanction allen Verfügungen einen beträchtlichen Zusatz von bindender Kraft gab; man stellte somit dieselben und die noch schwankenden Throne überhaupt unter die höhere Sanction. So sehen wir die Bischöfe vielfach zu den Staatsverhandlungen zugezogen. Zwar finden wir sie nicht bei den Berathungen über das rein bürgerliche Gesetz Gundobalds; es werden nur die „optimates", „proceres" und „comites" erwähnt. Wohl erscheinen sie aber unter Sigmund mit den „comitibus" bei den Verhandlungen über die Neuconstituirung und Dotation des Klosters Agaunum. Sie treten hier nicht bloss als die allein Sprechenden auf; es wird ihnen auch, und hierin verdienen die Acta vollen Glauben, eine Verehrung gezeigt, wie sie sich kaum gesteigerter in diesen neuen christlich-germanischen Reichen finden dürfte. In den Unterschriften stehen ihre Namen vor denen der weltlichen Grossen. Dann liess man sie auch noch auf ihren rein kirchlichen Synoden der bürgerlichen Gesetzgebung nachhelfen und mit Verbot und Bann einem rohen leidenschaft-

Digitized by Google

lichen Verfahren entgegentreten, gegen das die Staatsmacht noch nicht einschreiten konnte. Sie nahmen sich besonders der Unterdrückten und Verfolgten, der ziemlich rechtlosen Classe der Leibeigenen in väterlicher Weise an und brachten so einen humanern Geist in die Gesetzgebung. Wir werden das weiter unten im Einzelnen beleuchten können. Man war endlich auch ganz mit ihrer Sittenaufsicht zufrieden; der sittliche Ernst, der in der Nation lebte, führte hierzu. Auch hierin musste aber mit Schonung verfahren werden. Die noch rohe Population war nicht so leicht zur Anerkennung der heiligen Satzungen und Ordnungen der Kirche, des kirchlichen Buss- und Pœnitenzwesens zu bringen. Die Staatsmacht half aber hierin nach Kräften bei den bekannt gewordenen Vergehungen nach. Sigmund selbst unterzog sich im tiefen Reugefühl der Kirchenbusse; derselbe Sigmund war es aber doch auch, der die kirchlichen Sittenrichter scharf richtete, als sie seine Sympathieen so grell verletzten, als es zu Lyon geschah.

b. Verhältnisse des Clerus in sich.

So hätten wir nach der einen Seite hin die Keime einer sich unter den Germanischen Stämmen bildenden Kirchenverfassung kennen gelernt, bei welcher die Kirche in die höchste Würde und Stellung eintrat, welche sie immer in diesen Staaten einnehmen konnte; wir haben aber noch nach der andern Seite hin die Bischofsmacht in ihrer Gliederung, die Subordination der Bischöfe unter die Metropoliten zu beachten, um ein volles Bild dieser Kirchenverfassung zu gewinnen. Die Befugnisse der Metropoliten richteten sich nach den schon auf den orientalischen Concilien festgesetzten; die Bischofsmacht wusste sie jedoch mehr einzuschränken, als es dort geschah. Sie beriefen zwar die Concilien unter königlicher Genehmigung; die Bischöfe kamen aber und blieben aus, wie sie wollten. Der erste Canon des Concils zu Epaona verordnet vor allem Andern, dass, wenn ein Metropolite die Bischöfe seiner Provinz zu einem Concile oder zur Weihe eines Mitbischofes berufe, diese ohne vollgültigen Entschuldigungsgrund, z. B. Krankheit, nicht ausbleiben

Digitized by Google

sollten. Die Bischöfe scheinen sich also nicht gerade zu ihnen gedrängt zu haben; es war vor Allem hier eine feste Bestimmung nöthig. Andere gleichzeitige Synoden bedrohen selbst die fortdauernd saumseligen Bischöfe mit der Excommunication. In den Versammlungen selbst bleiben sie nur die „primi inter pares"; was die Einzelnen gelten, gelten sie durch persönliche Tüchtigkeit. Die Bischöfe von Genf und Wallis sprechen auf der Versammlung zu Agaunum, als wenn sie Niemand über sich anzuerkennen hätten; eben so sind ihre Namen die ersten, die wir unterzeichnet finden. Das Oberaufsichtsrecht über die Provinzen hatten auch sie; bei der eingetretenen kirchlichen Verwirrung war sie eine Sache der Nothwendigkeit. Dieses Oberaufsichtsrecht war aber keine Freudenquelle; jeder Bischof machte, was er wollte und verfügte in Cultus- und Disciplinarsachen, wie in Bezug auf äussere Kirchensachen, was ihm beliebte. Avitus beklagt sich in seinem Briefe an Constantius, Bischof von Wallis (LXI), dass er ihn auffordere, seinen Mitpriester Candidianus vor ein weltliches Gericht zu stellen und mahnt ihn brüderlich, nicht geringfügiger Dinge halber gleich mit der Excommunication dreinzufahren. Bei feierlichen Anlässen rufen die Lokalbischöfe nur die Nachbarbischöfe zur Mitfeier auf, wie bei der Uebersiedelung der Gebeine des h. Innocentius, ohne sich ängstlich nach einem Metropoliten umzusehen. Das Concil zu Epaona musste auch hierin daran denken, möglichst Ordnung zu schaffen. So sollte kein Bischof mehr von den Anordnungen des Metropoliten in Cultussachen abweichen (canon XXVII), keiner ohne Erlaubniss des Metropoliten etwas von den Kirchengütern veräussern (can. XII). Eine feste Ordnung des öffentlichen Cultus wurde in dieser Zeit der sich vom Arianismus ausscheidenden Kirche dringliches Bedürfniss; das Kircheneigenthum wurde nicht immer als ein Heiligthum von den Bischöfen angesehen. Die Könige dieser Germanischen Stämme sahen die Kirchengüter als Lehensgüter an, die sie wohl auch wieder zurückziehen könnten. So machten es aber auch die andern Grossen des Reiches; die Bischöfe und Aebte griffen eben so im Interesse der Selbstbereicherung zu oder schenkten,

Digitized by Google

so viel sie konnten, an habgierige und hungrige Familienglieder. Deshalb noch die gehäuften Bestimmungen des Concils, dass das Kirchengut nicht als ein der Geistlichkeit angehörendes, sondern nur als ein ihr zur Verwendung und Nutzniessung überlassenes, unveräusserliches, treu zurück zu erstattendes betrachtet werden dürfe. Endlich musste wohl auch den höhern Kirchenbeamten, die sich von ihrem Bischofe ungerecht behandelt glaubten, ein Recurs an den Metropoliten gestattet werden (can. XIX); auch andere Anklagen des Bischofs waren vor dieses Forum zu weisen; alle diese Bestimmungen mit noch dabei unterlaufenden Einschränkungen beweisen aber, wie wenig noch dem Metropoliten in die Hände gelegt war. In seinem Richteramte war übrigens der Metropolit wieder an die Synode gebunden, der König aber die oberste Instanz, die den Richterspruch guthiess.

Besser jedenfalls als für den Metropoliten, sorgten die Bischöfe auch auf diesem Concile für sich. Es wird sanctionirt, dass kein Presbyter ohne Erlaubniss und förmliche Abtretung seines Bischofes in einer fremden Kirche fungiren (can. V), kein ohne Briefe seines Bischofes reisender Presbyter und Diakonus das Abendmahl empfangen (can. VI), kein Presbyter und Abt ohne des Bischofs Vorwissen etwas veräussern (can. VIII), kein Abt ohne seine Einwilligung neue Klosterzellen errichten lassen (can. X), kein Cleriker ohne seine Ordination amtliche Verrichtungen übernehmen dürfe (can. XI) etc., kurz es wird die Diöcesangeistlichkeit, wie in Bezug auf ihre Weihe und Anstellung, so in Bezug auf ihr ganzes Thun und Lassen völlig von dem Diöcesanbischofe abhängig gemacht. Auch die Presbyter, die früher neben dem Bischofe standen, treten zurück; nach dem Ausschreiben des Avitus zur Synode wird es nur dem kranken und schwächlichen Bischofe gestattet, im Falle gänzlichen Unvermögens, zur Synode zu kommen, zwei erprobte Presbyter mit ausdrücklicher Instruction zu senden. An Einsprachen mag es freilich nicht gefehlt haben; der alte Freiheitssinn gab sich auch hier zu erkennen. Avitus gedenkt in seinem 66sten Briefe an Victorius eines Presbyters, der die priesterliche Ordination wieder vom Volke abhängig machen wollte, und stellt die Sache

Digitized by Google

als eine nicht neue, schon oft vorgekommene priesterliche Anmaassung dar. Es ist nicht ganz ohne Bedeutung, dass der Presbyter Peladius für den Aventicensischen Bischof zu Epaona erscheint.

c. Diöcesanverhältnisse.

So prägte sich die kirchliche Verfassungsform ganz der politischen gemäss aus; sie ward, anfangs nicht wenig mit republikanischen Momenten versetzt, späterhin eine aristokratisch-monarchische. Noch besonders wichtig wird uns aber die bürgerliche Provinzialeintheilung und Verwaltung; ganz analog der politischen Verfassung bildet sie, bis auf die schon der Römerzeit angehörige zurück, die Basis für die kirchliche, die sich in einer merkwürdigen Continuität bis auf die Gegenwart erhalten hat. Jede bürgerliche Provinz bildete auch eine kirchliche; jede bürgerliche Metropole ward auch eine kirchliche; jede Munizipalstadt der Sitz eines dem Metropoliten der Hauptstadt untergeordneten Diöcesanbischofes. Kleine Provinzen allein, die keine bürgerliche Metropole hatten, gaben ihre Bischöfe an die Metropole der Nachbarprovinz ab. Diess gilt auch für die Schweiz.

Genf blieb fortdauernd in Verbindung mit dem alten Mutterlande und trat so auch in eine kirchliche Verbindung mit ihm. Vienna war seine kirchliche Metropole. Es büsste zwar diese Stadt an ihrem kirchlichen Glanze ein, als sich der „præfectus prætorio“ um 400 von Trier nach Arles wandte; mit der jetzt entstehenden „Viennensis prima“ und „secunda“ trat auch der bisher von Vienna abhängige Bischof von Arles in den Rang eines Metropoliten. Genf blieb aber unter den wenigen Bisthümern, die Vienna bei der Theilung noch zugestanden wurden. Wir wissen diess sicher aus einer Bulle des Pabstes Leo des Grossen (450), welche die vier Vienna noch verbleibenden Bisthümer namentlich aufzählt. Hierbei hatte es auch in der Folgezeit sein Bewenden, wo Vienna wieder Hauptstadt des Burgunderreiches wurde, abgesehen von derjenigen, wo Genf auf die Vertheilung des Reiches unter die vier feindlichen Brüder selbst Sitz eines der Tetrarchen und so auch eine kirchliche

Digitized by Google

Metropole wurde, deren Diöcese sich so weit erstreckte, als die eroberungslustigen Burgunder unter Godegisel vorgedrungen waren. Wir wissen es, dass Genf damals seine kirchliche Herrschaft bis Solothurn ausdehnte, der selbst der h. Victor sich fügen musste. Es trat so als Metropole neben die 3 andern, Vienna, Lyon und Besançon. Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange; bei der wieder eingetretenen Einigung des Landes trat es sogleich wieder in die alten kirchlichen Abhängigkeitsverhältnisse zurück.

Wallis war auf die verloren gegangene Bedeutung des Penninischen Bergpasses für Italien zu Gallien gekommen. Die früher von Rhätien getrennte und unter einen eigenen Procurator gestellte „provincia Alpium Penninarum“ und „Grajarum“ ward eine gallische Provinz mit den zwei Hauptstädten Octodurum und Tarentasia (libellus provinciarum Galliæ). Eine bürgerliche Metropole gab es bei der geringeren Bevölkerung und Bedeutung dieser Provinz hier nicht; so auch keine kirchliche. So musste man sich an eine nachbarliche anschliessen. Hierzu bot sich aber zunächst die von Lyon an; die zu den nördlichen Provinzen geschlagene Alpenprovinz sah sich auf diesen Centralpunkt des politischen und kirchlichen Lebens gewiesen. Einige Zeit behauptete es sich in einer gewissen Selbständigkeit; nach dem Schreiben des Eucherius an Silvius um die Mitte des 5ten Jahrhunderts muss es gegen diese Zeit hin in eine engere kirchliche Verbindung mit Lyon getreten sein. Persönliche Gründe, die Hochachtung und Anhänglichkeit des genannten Walliser Bischofs an Eucherius können zu diesem Anschlusse mitgewirkt haben. Es war aber dieses Abhängigkeitsverhältniss jedenfalls noch kein amtlich geregeltes, sondern nur die Einleitung zu einem solchen; denn gleich in den folgenden Jahren (462) ordnete der Pabst Hilarius den Bischof der penninischen Alpen mit den Bischöfen der Provinzen Vienna, Narbonna und Lugdunum ab, die fortlaufenden Streitigkeiten zwischen den Metropoliten von Arles und Vienna zu heben; er wurde also als ein weder zu der einen, noch zu der andern Diöcese entschieden gehörender betrachtet (cfr. S. 107). Erst auf diese Zeit schloss sich

Digitized by Google

Wallis der sich ausbildenden Metropolitanverfassung gemäss enger an die bevorzugte Residenz Gundobald's an. Viventiolus, Bischof dieser Stadt, scheint noch zu Agaunum, wenn wir den Acten der Synode in diesem Punkte Vertrauen schenken dürfen, im Namen aller andern Bischöfe aufzutreten; er erklärt Hymnemondus für einen durch sie eingesetzten. Auch diese Oberherrlichkeit war aber keine bestehende; die alte Rivalin Vienna mit ihrem hochgefeierten Avitus brachte unter des katholischen Sigmund's Regierung Lyon um das Bisthum. Avitus ist es, der das vollendete Kloster zu Agaunum einweiht. So kam denn Sion oder Sitten, dem das mit dem Bergpasse seine Bedeutung verlierende, vielfach Ueberschwemmungen ausgesetzte Octodurum weichen musste, ebenfalls unter die mit dem neuen Bisthum für die alten Verluste entschädigte Metropole der Viennensis prima. Eine Bulle des Pabstes Anastasius II. von 497 nennt es noch nicht als ein zu Vienna gehöriges; sie reiht nur an die vier ihm verbliebenen, Genf, Grenoble, Tarantaise und Valence, noch die beiden neuen Die und Viviers an.

Das eigentliche Helvetien war ein Bestandtheil der grossen Sequanerprovinz geworden; Besançon, die bürgerliche Metropole, hätte somit auch der Sitz des kirchlichen Metropoliten werden sollen. Das bürgerliche Verhältniss löste sich aber theilweise mit den Einfällen der Allemannen in Helvetien auf. Als die Burgunder sich auszudehnen begannen, besetzten sie allerdings auch die „Maxima sequanorum"; Besançon war eine der ersten Städte, die sich unter die Schutzherrschaft der Burgunder begab und die ganze Landschaft nach sich zog. Aventikum und Nyon und die andern Städte Helvetiens folgten; Raurachien nebst dem östlichen Theil der Schweiz war aber schon damals unter den Besitz der Allemannen gekommen, die sich in demselben neben den Burgundern behaupteten; das alte aufgelöste Provinzialverhältniss gab somit keinen so entschiedenen Anhaltspunkt für die neuen Ordnungen. Hierzu kam, dass Chilperich, unter dem die Burgunder Besitz von Helvetien nahmen, seinen Sitz zu Genf, nicht aber zu Besançon aufschlug, dieses letztere bei Vertheilung des Landes eine exceptionelle Stellung er-

Digitized by Google

hielt, eben desshalb aber auch seine Oberherrlichkeit über die Sequanerprovinz verlor (Chifflet Vesunt. civ. pars I p. 192) und in eine schwere kirchliche Verwirrung hineingerieth. Es befeindeten sich grade hier auf dem neutralen Gebiete die arianischen Burgunder und die orthodoxen Provinzialen; der Bischof Antidus II. musste sich mit mehreren Gläubigen nach der Burg Ruffiacum (Ruffey) zurückziehen, wo er, auch hier noch verfolgt, endlich den Märtyrertod erlitt. Die Arianer setzten für ihn einen Burgunder Chilmegisilus auf den Bischofssitz, den dieser erst wieder unter dem orthodoxen Sigmund dem h. Claudius einräumen musste (Dunod histoire de Besançon, Tom. I, 61 etc.). So werden wir nicht hier, sondern in Lyon, dem Mittelpunkte aller Lugdunensischen Provinzen, der Stadt, die auch unter der Burgunderherrschaft ihre Bedeutung behielt, abgesehen von der Zeit, wo es, wie Genf, vorübergehend Regierungssitz wurde, den kirchlichen Metropoliten des von der „maxima sequanorum" geretteten Ländergebietes suchen. So erscheinen denn auch Claudius, Urbicus, Tetradius und Sylvester von Besançon auf den Concilien des 6ten Jahrhunderts einfachhin unter den Bischöfen, ohne dass sich je eine Andeutung einer höhern Würde fände. Man könnte das zwar auch in Bezug auf Avitus von Vienna und Viventiolus von Lyon sagen; beide befinden sich aber doch an der Spitze der Unterschriften sowohl auf dem Concil zu Epaona, als dem zu Lyon im gleichen Jahre. Völlig entscheidend ist aber das, dass es beide Bischöfe waren, die das Concil nach Epaona ausschrieben, auf dem wir auch die Bischöfe Helvetien's gegenwärtig finden. Neugart „episcop. Constant. pars I Tom. I" sucht durch die Scheidung der Metropoliten des ersten und zweiten Ranges eine Ausgleichung anzubahnen; es liegen aber für diese Annahme keine geschichtlichen Gründe vor. Es kann das nur heissen, dass Besançon unter Nachwirkung der alten historischen Verhältnisse fortwährend eine grosse Bedeutung behielt. Erst unter der Frankenherrschaft ward es aber eine kirchliche Metropole, an die sich dann die Bisthümer Raurachien's und Helvetien's, so weit sie noch in einer Verbindung mit Gallien geblieben waren, anschlossen. Eine

Digitized by Google

specielle Untersuchung über Raurachien in dieser Zeit ist nicht nöthig. Wir konnten uns von der Existenz eines Raurachischen Bisthumes in derselben nicht überzeugen; die Gemeinde, die sich hier bildete, mag aber in einer fortdauernden Abhängigkeit von der Nachbarstadt, so weit das in den Stürmen und Wirren der Zeit und der grade hierher zunächst gerichteten Allemannenüberschwemmung möglich war, geblieben sein.

Zu Bischofssitzen des alten Helvetiens eigneten sich aber vor Allem die beiden Hauptstädte Aventikum und Vindonissa. Hier finden wir nun auch solche. Freilich bedrohte der gänzliche Verfall dieser Hauptstädte auch die Bisthümer daselbst mit einem ähnlichen Loose; das unter der Burgunderherrschaft in der Nähe der alten Hauptstadt auf ihrem Zerfall aufblühende Lousonium mit katholischer Bevölkerung bot sich aber von selbst zur Aufnahme des einen Bischofsitzes dar; das andere Bisthum fand etwas später an Constanz einen ebenso geeigneten neuen Centralpunkt des kirchlichen Lebens. Unter der Allemannenüberschwemmung trat hier die traurigste Zerüttung aller Lebensverhältnisse ein; die Christen mögen ganz in einen ähnlichen Zustand, wie die frühern ἀκέφαλοι, gerathen sein. Wir können hierüber nichts Sicheres berichten; nur das ist sicher, dass späterhin ein Bischof von Vindonissa auf dem Concil zu Epaona erscheint. Es stand also späterhin sicher unter der Burgunderherrschaft, die sich bis hierher ausdehnte; seit wie lange, lässt sich nicht bestimmen. Man hat zwar dafür gehalten, es könne dieses Erscheinen auch aus den geistlichen Banden der Stadt mit Besançon abgeleitet werden, zumal da sie zur Römerzeit zu derselben Provinz, der „maxima sequanorum", gehört habe, wovon die kirchliche Gewöhnung sich wohl in die erste germanische Zeit habe erhalten können; wir finden aber nur Landesbischöfe auf diesem Concil. Der mitstimmende und unterzeichnende Bischof von Vindonissa war eben so ein solcher, wie die andern, und stand um diese Zeit, gleich wie der Aventische, unter dem Metropoliten von Lyon. Anders wurde das freilich unter der Frankenherrschaft, als sich immer mehr Allemannen in der Kirche einfanden. Die christliche Gesammtbevöl-

Digitized by Google

kerung gravitirte jetzt nach einem andern Schwerpunkte, nach einem in Allemannien liegenden. So wie Constanz an seine Stelle trat, trat es selbst mit der Umgebung in ganz andere neue geographische Beziehungen und fand seinen letzten Einheitspunkt in der weithin das Allemannische Gebiet beherrschenden Metropole Mainz.

Die „Rætia prima" blieb, noch längere Zeit unter den Römern stehend, als sie schon das Flachland geräumt hatten, in ihrer frühern Selbstständigkeit und trat selbst in eine noch nähere Verbindung mit Italien. Es schloss sich an die Alles überstrahlende kirchliche Metropole Oberitaliens an; für Norikum war Aquileja, für Pannonien Sirmium der kirchliche Mittelpunkt. Muratori hat uns eine alte Schrift aus dem 9ten Jahrhundert mitgetheilt, in welcher Rhætien als zu der Diöcese Mailand von den ältesten Zeiten gehörig bezeichnet wird, und einen „antiquus ordo episcoporum suffraganeorum", in welchem der Churer Bischof als der vierte unter neun Bischöfen zur Linken des Mailänder Bischofs erscheint (Murat. rerum Ital. script. Tom. I, P. II, p. 207 und 228). Als die Ostgothen in Oberitalien und Rhætien Fuss fassten, änderte sich diess Verhältniss in keiner Weise; die Hauptstadt des neuen Reiches blieb auch die kirchliche Metropole Rhætiens. Es bestand diese Verbindung mit Mailand bis in's Jahr 842 fort, wo noch in einem Synodalschreiben der Bischof Verendarius von Chur erwähnt wird. Como war aber das nächste Bisthum, mit dem das Churer in Verkehr trat; so konnte auch der Bischof von Como für den Nachbarbischof zu Mailand (cfr. S. 258) unterzeichnen.

So möchte sich bestimmt ergeben, wie und was für kirchliche Provinzen sich in dieser Zeit gestalteten; was sie für einen Umfang gewannen, wird sich erst nach spätern Angaben genau bestimmen lassen. Für jetzt lässt sich nur im Allgemeinen festsetzen, dass die politischen Abgrenzungen auch die Basis für die kirchlichen bildeten. Eine Verbindung dieser einzelnen Diöcesen fand nicht statt und konnte nicht statt finden; die einzelnen von einander unabhängigen Kirchen traten nur dann und wann in einen nachbarlichen Geschäftsverkehr, wie die Genfer

Digitized by Google

und Walliser Kirche. Die sich ausbildende Metropolitanverfassung konnte hier nicht viel ändern. Auch der Metropoliten gab es mehrere, da die Schweiz kein politisches Ganzes bildete. Umfassenderes finden wir in dieser Zeit nichts, als was uns die Kirchenversammlung zu Epaona aufzeigt. Bei dieser noch unvollkommenen Einheitsregierung konnte aber noch viel weniger eine höhere, alle Kirchen leitende Einheit anerkannt werden. So lange die Burgunder dem arianischen Glauben zugethan waren, fand natürlich gar keine Verbindung der Burgundischen Kirche mit Rom statt; die katholischen Christen des Landes mussten unter gehöriger Rücksicht auf den Landesherrn allen zu innigen Verkehr nach aussen hin vermeiden. Freilich fühlten diese ganz besonders die Bedeutung dieser höhern, die Gesammtkirche umspannenden Einheitsregierung; sie mussten aber mit aller Behutsamkeit auftreten. Avitus glaubt sich in allen zweifelhaften Fällen „ad Romanæ ecclesiæ maximum sacerdotem, quasi ad caput nostrum" wenden zu müssen (ep. XXXVI); er ist eben so wenig wie die andern Gallischen Bischöfe mit der „synodus Romana Palmaris" (501) und ihrem unter der Autorität des Königs Theodorich gefällten Urtheil gegen den Pabst Symmachus, als dem Urtheil der niedriger Stehenden über den höher Stehenden (ep. XXXI) zufrieden; er tritt aber doch mit grosser Vorsicht und Rücksicht auf die Staatsgewalt auf. Selbst als Sigismund in den Schoos der katholischen Kirche zurückkehrte, dachte der letztere bei aller Verehrung gegen dieselbe und den Bischof in Rom, der ihm zuvorkommend die werthvollsten Reliquien einhändigte, nicht daran, seine politische und kirchliche Oberherrlichkeit Rom aufzuopfern. Diese auf ihre Herrscherrechte eifersüchtigen Fürsten gestatteten eben so wenig, wie eine Abhängigkeit ihrer Bischöfe von einem fremden Metropoliten, eine solche von dem Patriarchen von Rom, welche ihre Machtvollkommenheit beschränkt hätte.

Digitized by Google

Geschichte

der

innern Kirchenverhältnisse der Schweiz

unter der

Römer-, Burgunder- und Allemannenherrschaft.

Innerhalb dieser Kirchenverfassung und in Wechselwirkung mit ihr prägte sich das ganze religiöse Fühlen, Denken, Wollen und Thun in bestimmter Weise aus. Konnte das Christenthum noch nicht in seiner verinnerten, alle Kirchenglieder zu Priestern weihenden Gestalt das unmündige Volk beherrschen, musste es sich noch mit dem höhern Priesternimbus Gehorsam erringen und erzwingen, den Uebermuth und die rohe Leidenschaft zurückdrängen, so reflectirte sich natürlich diese äussere Kirchenform auch in den innern Lebensverhältnissen, eben so wie diese umgekehrt auf die bestimmte Gestaltung jener Form hingedrängt hatten. Die gleiche charakteristische Eigenthümlichkeit wird desshalb, nur nach einer andern Seite hin ausgeprägt, hier wiederkehren, das gleiche Nationalbewusstsein aber als Träger der äussern wie innern Kirchenverhältnisse erscheinen.

A. Allgemeine Culturzustände.

Um diese innern Lebensverhältnisse vollkommen zu begreifen, werden wir auch hier in der Zeit zurückgreifen und ein Bild des damaligen Culturzustandes im Allgemeinen und des religiösen im Besondern geben müssen.

Digitized by Google

Die Helvetier dürfen nicht als ein noch rohes Volk bei der Römerinvasion angesehen werden. Geschichtliche Zeugnisse verbürgen, dass sie schon feste Wohnsitze, Gesetze und Gerichte hatten, Ackerbau und Handel trieben, ja selbst griechische Buchstaben kannten; noch hat uns aber die Alterthumsforschung mit einer nicht geringen Cultur, mit einem schon entwickelten Kunstsinn und einer Kunstfertigkeit derselben in Sculpturarbeiten, Bearbeitung von Steinen zu Geräthschaften und Waffen, in Thonbildnerei, Gefässverzierungen und Malereien, in Bronze-, Gold- und Silberarbeiten, Versuchen von Plastik in verschiedenen Metallen, Kunstarbeiten in Glas und Bernstein, endlich auch durch verschiedene Steindenkmäler mit einer höhern religiösen Cultur derselben bekannt gemacht. Die Druiden waren nicht nur die Priester; sie waren auch die Lehrer und Bildner der Nation zu einer höhern geistigen Cultur. Selbst die Römer sprechen mit Achtung von ihren naturwissenschaftlichen Kenntnissen; berühmt wurden ihre Schulen zu Massilien, Narbo, Tolosa, Lugdunum etc. Es stand freilich ihr Unterricht in formeller Beziehung dem Römischen nach, wie wohl man die Gallischen Redner zu schätzen wusste, an Tiefe und sittlichem Ernste aber über demselben. Unter den Römern gewann diese schon im Keime vorhandene Bildung in mehrfacher Beziehung, vor Allem darin, dass sie, erweitert und von ihrem esoterischen Wesen befreit, in alle Schichten der Population einströmte. Das Leben der Nation wurde, wie in politischer, so in geistiger Beziehung ein entwickelteres. So belehren uns Inschriften über die ausgedehnte Pflege einzelner Wissenschaften, z. B. der Medicin und der Jurisprudenz, über die weithin verbreitete Bildung, so Monumente aller Art, die grossen Heerstrassen mit ihren Meilensteinen, die prachtvollen Gebäude und Landhäuser mit ihren Statuen, Mosaikböden etc., über den Kunstsinn und Kunstfleiss der Bevölkerung. Bei einer Jahrhunderte lang fortdauernden Pflege musste diese Bildung tiefere Wurzeln schlagen; das freieste Volk ward auch eines der gebildetsten.

Diese Blüthe der Cultur litt nun freilich schon unter dem Drucke der spätern Kaiserzeit mit ihrem Despotismus und Ser-

Digitized by Google

vilismus, ihrer politischen und moralischen Gesunkenheit, noch mehr aber unter den über das Grenzland ausbrechenden Kriegesstürmen. Die alten Denkmäler der Kunst wurden zertrümmert, die Hauptstädte mit ihren prachtvollen Gebäuden und blühenden Lehranstalten, die Villen mit ihren Mosaikarbeiten und Statuen, die Tempel mit ihren Göttergebilden zerstört, das ganze Land in eine Einöde verwandelt. In der folgenden Zeit der Ruhe und Erholung legte man die Hände zwar nicht in den Schoos, hatte aber genug für das Nothdürftigste, für das durch des Lebens Bedrängnisse Gebotene, für Schutz- und Trutzbauten, für Kriegsrüstungen zu sorgen und gewann kaum Zeit, auch nur an die Götter und Errichtung neuer Tempel zu denken. Hierzu kam noch, dass siegreiche Barbaren und barbarische Fremdlinge für immer das Land besetzten und theilweise nur eine vandalische Rohheit, theilweise noch nicht den nöthigen Grad von Bildung für höhere Cultur- und Kunstbestrebungen mitbrachten. Die im Kampfe sich bewährende Tapferkeit galt ihnen noch mehr, als die stiller wirkende Geisteskraft.

Alle Errungenschaften der Frühzeit konnten aber nicht verloren gehen, vorzüglich nicht bei einer gemischten Population, wie wir sie oben kennen gelernt haben. Die Deutschen Stämme konnten sich nicht auf die Länge gegen die höhere Geistescultur stellen; sie hatten ja auch Gesetze zur Gründung eines geordneten Haushaltes, Richter mit der Kenntniss der verschiedenen Gesetzgebungen etc. nöthig; vorzüglich waren es die Burgunder, die als Gastfreunde nicht nur alle Bildungsanstalten und Mittel in ihrem Bestande liessen, sondern sich auch einen guten Theil dessen aneigneten, was von einleuchtendem Werthe an der alten Cultur ihnen bekannt wurde. Vorzüglich war es Gundobald, der bei leichter Fassungsgabe, regem Forschertriebe, scharfem Urtheil und weithin sehendem Blicke, eben so wie er selbst rastlos Belehrung suchte, der Vertreter höherer Culturbestrebungen für sein Volk wurde. Bekanntlich trat er als Gesetzgeber für sein schon etwas civilisirtes und christianisirtes und mit den Provinzialen in eine Einheit getretenes Volk in einer Weise auf, die für seine Einsicht und Gerechtigkeitsliebe, für

Digitized by Google

seine weisen Absichten, das gute Einverständniss seines Volkes auf eine tiefere rechtliche Basis zu stellen, ein schönes Zeugniss ausstellt. Dieses Mischgesetz noch barbarischer Lebenssitte und Römischer Civilisation ist neu so recht der Ausdruck der Culturbestrebungen seiner Zeit überhaupt. Man achtete, wie die herkömmlichen Ordnungen und das alte Recht der Provinzialen, so die Römische Bildung und Literatur und suchte in einem nicht erfolglosen Verschmelzungsprocesse mit dem neu gewonnenen Bildungsstoffe der alten Rohheit und Beschränktheit möglichst abzuhelfen. In Lyon war eine Bildungsanstalt, an deren Spitze ein gewisser Viventiolus stand, der mit seinem Virgil wohl vertraut war. Es war dem Schulmonarchen ein Greuel, dass Avitus in einer Predigt zu Lyon gegen die Autorität seines Virgils *potĭtur* statt *potītur* ausgesprochen hatte. Avitus glaubte sich in einem Briefe an ihn vertheidigen zu müssen (LI). Wir ersehen aus demselben, dass man sich mit lateinischer Poesie und Grammatik sorgfältig beschäftigte und die alten Rhetoren in den Schulen vortrug. Eine solche Schule gab es auch zu Vienna; in ihr erhielt Avitus selbst eine nicht mittelmässige Bildung. Eben so gab es solche in den andern Hauptstädten. Avitus hat unter Anderm auch einen Brief an einen Redner und Senator am Burgundischen Hofe, Namens Heraclius, gerichtet, der, sonst nur mit weltlichen Händeln beschäftigt, im Gespräch mit Gundebald auf das theologische Gebiet gekommen war und das Patronat der katholischen Kirche übernommen hatte. Er lobt in demselben (XLVII) ausdrücklich „os sæcularis eloquentiæ pompis assuetum et fluentis exundantibus Romuleæ profunditatis irriguo"; Römische Beredsamkeit gereichte somit zu grossem Lob und Preise. Ganz die alte Beredsamkeit war es freilich nicht mehr; es fehlte an der feinern Ausbildung, um Schminke und echte Farbe gehörig zu scheiden. Schwulst, Geschraubtes und Geziertes tritt an die Stelle der alten Einfachheit mit ihrer tief ergreifenden Kraft.

Vorzüglich war es aber die Kirche, die sich dieser Pflege unterzog. Sie hatte ja ein höheres geistiges Lebenselement in die Rohheit dieser Völker eingesenkt; sie hatte desshalb, abge-

Digitized by Google

sehen davon, dass dasselbe bei der Geistesfrische und Tiefe dieser Völker unaufhaltsam emporstrebte und Lebenskeime weckte, die Bildung zu pflegen, welche dasselbe zu seiner Erhaltung nöthig hatte. Freilich wurde diese Kirche zum Nachtheil für ihre selbstständige reine Entwicklung vielfältig in die politischen Interessen hineingezogen, bei Besetzung der wichtigsten Bisthümer nicht sowohl auf innere Befähigung und die nöthige Vorbildung, als auf äusserliche Gewandtheit und Geschmeidigkeit gesehen; die weltlichen Grossen, die sich dem geistlichen Stande widmeten, blieben Jäger und Krieger, wie zuvor; jedoch stand es auch hierin im burgundischen Staate nicht so schlimm. Die Regenten waren nicht ohne lebendiges religiöses und theologisches Interesse; sie nahmen selbst an den theologischen Lebensfragen der Zeit Antheil und wussten tüchtige Bischöfe zu achten, die eben desshalb in diesem Lande die tüchtigsten wurden. Es möchte keiner an wissenschaftlichem Eifer, an Weihe und Kraft, an christlichem Liebessinn über einen Avitus gesetzt werden können, das Muster und Vorbild der andern, die sich um ihn, den Hochverehrten, wie um eine feste Säule der Kirche schaarten.

Diese Bischöfe sorgten nun schon selbst für die Heranbildung tüchtiger Geistlicher in der Kirche und so mittelbar für die Bildung der ganzen Kirche; Avitus heist ausdrücklich ein „eximius doctor", Cæsarius von Arles, der bedeutendste Theolog jener Zeit neben ihm, unterrichtete junge Theologen. Schon damals hatten die Kathedralkirchen ihre Schulen, ja es werden solche in weitläufigeren Diöcesen auch an entfernteren Punkten derselben erwähnt; das unter Cæsarius gehaltene Concil zu Vaison 529 verordnet ausdrücklich can. I, dass alle Presbyter in den Parochieen jüngere Leute (lectores) in ihre Wohnung aufnehmen und mit geistiger Nahrung speisen sollen, um sich würdige Nachfolger heranzubilden. Neben diesen bischöflichen und priesterlichen Schulen waren es aber ganz vorzüglich noch die Klöster, die in der Begeisterung für das neue Lebenselement, wahrhaft Anstalten der tiefern Zeitfrömmigkeit, wie für die Cultur des Landes, so auch für die geistige sorgten. Die „regula

Digitized by Google

Tarnatensis" verpflichtet die noch auf dem Felde arbeitenden Mönche, wenigstens 2 Stunden täglich der „spiritualis meditatio" zu widmen (cap. IX). Die Dotationsurkunde des Klosters Agaunum befiehlt in Hinsicht der Aebte „ut sint instructi ex necessitate tam de veteri instrumento, quam de novo et alii ædificentur et per capitalia scribantur, ut posteri teneant." Die „regula S. Aureliani", eines Nachfolgers des genannten Cæsarius, sagt kurz und bündig: „Literas omnes discant" (can. 32). Eben deshalb gab es hier besondere Schulen oder einen besondern Unterricht, von dem sich kein Mönch dispensiren durfte (reg. Tarnat. cap. VII). Der Abt war es von vornherein selbst, der wie mit der organisatorischen, so mit der Lehrthätigkeit beauftragt war; mit dem grössern Zudrange zu den Klöstern wurde aber ein geordneterer Unterricht nöthig, der mehr Lehrkräfte erforderte. Der Zweck war zwar ein etwas anderer, mehr praktischer, als der der bischöflichen Schulen; jedoch hatte der Unterricht hier und dort seine Berührungspunkte, die je nach der individuellen Tüchtigkeit und Befähigung der Lehrenden und Lernenden sich sehr mit einander verschlingen mussten. Man schickte deshalb auch Geistliche dahin, um sich für das Kirchenamt ausbilden zu lassen; ja diese Klosterschulen öffneten sich später der wissens- und lernbegierigen Jugend überhaupt. Wir wissen bestimmt vom Kloster Condat, dass daselbst ein ausgezeichneter Unterricht ertheilt wurde. Eugendus soll nicht nur ein trefflicher Lateiner, er soll auch mit „græca facundia" ausgerüstet gewesen sein; sein Nachfolger Viventiolus, späterhin Bischof zu Lyon, wandelte durch seinen Eifer und seine Gelehrsamkeit nach Avitus epist. XVII die Wüste zum Paradiese um. Das blühendste Kloster der Zeit wurde aber das von S. Maurice; wir werden deshalb auch hier eine vorzügliche Schule zu suchen haben. Eben diese Klöster wurden endlich auch, wie die Schulen, so die Bibliotheken und Buchdruckereien der Zeit. Es wird in der „regula Tarnatens." cap. XXII ausdrücklich eines Bibliothekars gedacht, der in bestimmten Stunden ohne Verdriesslichkeit den Mönchen die „codices" abgeben sollte; es mussten so aber auch die nöthigen Schriften für die Lectüre abge-

Digitized by Google

schrieben und für die Ausstattung dieser Bibliotheken gesorgt werden. Diess die vorzüglichste Beschäftigung der sogenannten „reclusi“ und einzelner befähigter Mönche, die dann wohl auch, wie der oben genannte Anonymus, selbst Schriftsteller wurden.

So sah es trotz des Unterganges der alten klassischen Bildung doch nicht so finster in jener Zeit aus; diese Bildung trug aber die Gebrechen der Zeit an sich. Die alte Bildung war mit ihrer Selbstständigkeit und freien Bewegung zu Grunde gegangen, die Theologie mit dem neugeweckten religiösen Leben, dem Lebenskeime auch der werdenden Gesammtbildung, der Centralpunkt aller Wissenschaft geworden. Sie war somit in die Hände einer geistigen Aristokratie gekommen, die, eine höhere Autorität in Anspruch nehmend, keiner freieren wissenschaftlichen Bewegung huldigen konnte. Man hielt sich an das kirchlich Sanctionirte, an die alten Autoritäten, zu denen sich noch die neuen gesellten, die Bischöfe und Aebte, welche den Unterricht leiteten. Amtliche Würde und Lehrrichtigkeit verflochten sich mit einander; die im Denken noch ungeübten Geister liessen sich leicht gefangen nehmen. So blieb der Charakter der Zeitbildung starre Anhänglichkeit an den normirten Glauben und die normirten Formen. Selbst ein Avitus kümmerte sich mit der grössten Aengstlichkeit um das in den orientalischen Streitigkeiten Decretirte (ep. 87); er wandte sich zu grösserer Sicherheit mit seinen Bischöfen an die beste Quelle, an den Pabst Hormisdas, die letzte entscheidende Autorität für ihn, der ihn auch wegen dieser seinen ungeschminkten Glauben beweisenden Sorge gehörig zu beloben weiss. Es gilt diess übrigens ganz auf gleiche Weise auch da, wo der Arianismus zur Geltung gekommen war; der Autoritätsglaube war derselbe, wenn auch die Autoritäten wechselten.

Mit diesem Autoritätsglauben verband sich die ihm immer zur Seite gehende Leichtgläubigkeit. Wo man sich an Autoritäten hängt, kommt es auf ein „minus“ und „plus“ derselben nicht an; die uralte Autorität, der zurückgedrängte Volksaberglaube, drängte sich so auch wieder herbei und mitten in die christlichen Anschauungen hinein. So hatte z. B. der Weis-

Digitized by Google

sagungsglaube, ein integrirendes Moment der Druidenreligion, so tiefe Wurzeln geschlagen, dass er trotz der vereinten Anstrengungen der Concile und der politischen Machthaber nicht ausgerottet werden konnte und nur etwas christianisirter in den sogenannten „sortes sanctorum", Entscheidungen nach beliebig aufgeschlagenen Schriftstellen, wieder zum Vorschein kam. Als Gundebald die „collatio" zwischen einem engern Ausschuss von Bischöfen beider Partheien und angesehenen Männern gestattet hatte, diese Bewilligung aber auf die „vigilia solemnitatis S. Justi" fiel, beschliessen alle katholischen Bischöfe, an seinem Grabe die Nacht zu durchwachen, um durch seine Vermittlung die Erfüllung ihrer Bitten zu gewinnen. Es ereignete sich nun in der Nacht, dass der Lector die Worte in Betreff Pharaos Verstockung, die ähnlich lautende Stelle des Propheten Jesaias in Betreff der Juden und endlich den Weheruf über Chorazin und Bethsaida vorlas. Alle Bischöfe bezogen sogleich die Worte auf Gundebald. Aber noch mehr; der sonst so besonnene Avitus ist überzeugt, dass Gott durch ein Wunder seinen Gründen grössere Kraft und Eindringlichkeit verleihen würde. Er macht desshalb den Arianern den Vorschlag, ihm zum Grabe des h. Justus als Schiedsrichter zu folgen. Diessmal sind aber doch die Irrgläubigen rechtgläubiger, als die Rechtgläubigen; sie wollen nicht Saul nachahmen und ihre Zuflucht zu Beschwörungen nehmen. Die Schrift, kräftiger und mächtiger, als solche Gaukeleien, stehe zu ihnen.

Mit diesem Aberglauben und dieser Leichtgläubigkeit, denen einmal wie allemal ein Mangel an rechter geistiger Aktivität zu Grunde liegt, verband sich überhaupt noch eine sehr am Sinnlichen hängende Denkungsweise. Sie konnte sich nicht die Gottesoffenbarung im Gange der Geschichte der Einzelnen und der Gesammtheit zum Bewusstsein bringen; sie hielt sich, wie an imponirende Autoritäten, so an recht sinnenfällige, Erstaunen und Verwunderung erweckende Einzelnheiten, die gern im vergrösserten Maasstabe angeschauten Kraftverweisungen geheiligter Persönlichkeiten, die man um so mehr zu einem göttlichen Thun stempelte, je mehr sie sich zu Zauberstückchen steigerten. Ja sie

Digitized by Google

hielt sich nicht bloss an diese ihre Krafterweisungen, immerhin noch Ausflüsse des geistigen Lebens; die sinnliche Hülle selbst, Körper und Gebein dieser Heiligen, denen man ganz gleiche Wunderkräfte zuschrieb, ward ein Gegenstand der tiefsten Verehrung.

B. Die innern religiösen Verhältnisse.

1) Die christliche Lehre.

Sie gestaltete sich nach dem früheren religiösen Bewusstsein und nach den durch dasselbe bedingten religiösen Vorstellungen. Diese waren ebenso gemischter Art, wie die politischen Lebensverhältnisse. Die Römer hatten es sich, wie anderwärts, sehr angelegen sein lassen, die alten nationalen Formen in die ihrigen umzugiessen und sie zu einem neuen Bande zwischen sich und den Besiegten zu machen; die alten Formen schimmern aber noch mächtig durch die neuen durch. Wir haben so eine Mischreligion vor uns, die nicht so leicht zu bestimmen ist. Die Schwierigkeit liegt in dem Charakter einer jeden solchen; sie trägt nicht die klare Einheit der religiösen Anschauung an sich, die einer aus dem innersten Nationalleben heraus entstandenen eigen ist. Man wird leicht eine nicht vorhandene Einheit herauskünsteln und ebenso leicht die verkennen können, die trotz der verschiedenartigen Elemente vorhanden oder von dem nach Einheit ringenden Geiste wieder in sie hinein gebildet worden ist. Es bedarf hier der treuesten Abhörung der geschichtlichen Zeugnisse. Auch das hat aber seine Schwierigkeiten; unsere Quellen sind meist sehr einsylbige und zweideutige Inschriften, Kunstdenkmäler mit oder ohne andeutende Worte und auf einen bestimmten Lokalcultus hinführende Namen von Oertern. Diese haben den höchsten Werth; sie sind die alte noch nicht erloschene und nicht täuschende Volksschrift. Bei den einzelnen Inschriften fragt es sich wegen der Mischung der Nationen: welchem Volksgenossen verdanken sie eigentlich ihren Ursprung? Die von Römern herkommenden haben keine Beweiskraft. Am unzuverlässigsten sind die Kunstdenkmäler, abgesehen von den

Digitized by Google

an Gebäuden angebrachten Verzierungen, Malereien, Bildhauer- und Sculpturarbeiten; sie können als bewegliche Habe mit den Kommenden anderwärtsher gekommen sein. Es traf in dem zwischen Italien, Gallien und Deutschland eingeklemmten Durchgangslande so manches Cultuselement zusammen; es ist somit das Eingeschleppte und Durchwandernde wohl von dem Einheimischen und einheimisch Gewordenen zu scheiden. Sie sind sonach mit Vorsicht zu benutzen.

Der Naturcultus der Celten hatte sich schon zu der Stufe erhoben, wo man die gewaltigen Naturkräfte nicht mehr in der Form eines bewusstlosen, sondern in der eines mit Bewusstsein begabten Wesens auffasste, wo man nicht bloss die personificirten Kräfte der Natur, die man anfangs in lokaler Verbindung mit ihr auffasste, von ihr gelöst, sondern unter der Leitung der Druiden auch schon die anfänglich rohere Fassung derselben beseitigt hatte. Cæsar sagt ausdrücklich von den Deutschen im Gegensatze zu den Galliern, dass sie nur die Götter anerkennten, die sie sähen und mit ihrer sinnenfälligen Wirksamkeit wahrnähmen, „Solem et Vulcanum et Lunam". Eben desshalb traten sie uns in bestimmt ausgeprägten Persönlichkeiten entgegen; diese tragen aber nicht mehr dem ursprünglichen, leicht erregbaren, wilden und leidenschaftlichen Charakter der Nation gemäss ein wildes, Schrecken erregendes Gepräge; sie haben mit der in der Zeit fortschreitenden Cultur selbst einen humanern Charakter gewonnen, bei dem das frühere brutale Element nur noch in einigen nicht ganz verwischten Spuren der alten Anschauung zu erkennen ist. Es ist eine ganz falsche idealisirende Vorstellung, als wenn die alten Gallier und Deutschen desshalb keine Tempel und Götterbilder gehabt, weil sie ihre Götter über Zeit und Raum erhoben und desshalb nicht für abbildbar angesehen hätten (Tacit. in Germania cap. 9); umgekehrt konnte man erst dann, als sie schon eine bestimmte persönliche Fassung gewonnen hatten, dieselben auch in Bildnissen darstellen und Tempel zu ihrer Ehre erbauen. Früher war dem Charakter dieser Naturreligion gemäss die Natur selbst der Tempel dieser Götter, die Natur selbst ihr Ur- und Abbild.

Digitized by Google

Den kürzesten Abriss dieser spätern Gallischen Götterlehre, die wir für unsern Zweck allein zu würdigen haben, gibt uns nun Cæsar in seinem Commentar Lib. VI, Cap. 17. Er sagt: „natio est omnis Gallorum admodum dedita religionibus. Deum maxime Mercurium colunt. Hujus sunt plurima simulacra. Hunc omnium inventorem artium ferunt, hunc viarum atque itinerum ducem, hunc ad questus pecuniæ mercaturasque habere vim maximam arbitrantur. Post hunc Apollinem et Martem et Jovem et Minervam. De his eandem fere, quam reliquæ gentes, habent opinionem, Apollinem morbos depellere, Minervam operum atque ædificiorum initia transdere, Jovem imperium cœlestium tenere, Martem bella gerere.“ Cæsar hielt sich dabei an die Hauptsache, ohne auf die von den Römischen abweichenden Vorstellungen einzugehen. Auf einige in die Augen springende Aehnlichkeiten hin taufte er die Gallischen Götter in Römische um, ohne die specifische Vorstellung genau zu würdigen. Diese ist aber da; die alten Gallischen Götter waren andere, als die der Römer und Griechen, die Gallier aber am wenigsten geneigt, die verdiente Strafe fürchtend, von ihnen zu lassen (Dionys. Halicarn. lib. 7). Auf diese kommt es uns aber grade an, um die Eigenthümlichkeit des allerdings verwandten Cultus recht zu begreifen.

Merkurius tritt nun in der That an die Spitze der Helvetischen Götter, eben so wie bei den Celten. Kein Cultus war verbreiteter, als der seinige. Er war die eigentliche Nationalgottheit. Hierfür sprechen Monumente mit klaren Inschriften an den verschiedensten Oertern, hierfür verschiedene seinen Namen tragende Oerter, hierfür die verschiedensten Kunstgebilde, auf denen wir ihn nebst Symbolen und bedeutungsvollen Bezeichnungen finden. Der vorzüglichste Ort seines Cultus war das für Handel und Verkehr wichtige Solothurn. Hermesbühl (Hermetis collis) heisst noch jetzt der seinem Cultus geweihte Ort. Von hier aus wurden zwei kleinere Säulen, auf denen Statuen gestanden haben sollen, nach Solothurn gebracht; sie sind rechts bei den Stufen zum Tempel des heil. Ursus, mit einem Ueberzuge von geschlagenem Kupfer versehen, aufgestellt worden.

Digitized by Google

Ausser Hermesbühl finden wir übrigens noch drei Oerter Namens Hermiswyl in der Schweiz und noch mehrere andere mit Hermes zusammengesetzte Dörfernamen. Solothurn besitzt dann auch einen Sacralstein mit seinem Namen von einem gewissen Valerius Hispanus, einem Sevir Augustalis, d. h. einem Priester des Augustus, die anfänglich ein Collegium von 6 Mitgliedern bildeten. Er ist freilich von einem Römer; solche Votivsteine sind aber auch zu Siders, Nyon, Genf, Yverdun, Baden, Windisch, Baselaugst, Rapperswyl bei Aarberg etc., kurz in allen Gegenden der Schweiz gefunden worden. Die hohe Verehrung, die man gegen ihn hatte, bezeugt das mit seinem Namen verbundene „augustus", wie wir es z. B. auf zwei Genfer Inschriften finden.

Besonderes Interesse würde eine zu Baden aufgefundene Inschrift haben, wenn man über ihren Inhalt ganz im Klaren wäre. Früher las man „Mercurio Maruno"; Mommsen versichert in seinen äusserst genauen „Inscriptiones confœderationis helveticæ latinæ" (Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich 10ter Band), dass man hierin fehlgegriffen; er liest das in Bezug auf die mittlern Buchstaben verwischte und unklare Wort „matutino" (N°. 243). Das barbarische Wort „Maruno" bringt Haller mit der noch jetzt in Wallis gebrauchten Bezeichnung der Bergführer und Wegweiser (marrons) in Verbindung. Diese Bezeichnung wäre allerdings eine sich an die Schweizerische Gesammtvorstellung besser anschliessende, als die des „matutinus"; beide stehen aber ohne eine bestätigende Analogie da. In eine gewisse Beziehung zu dieser Inschrift stellt sich nur noch eine auf einem silbernen Geschirre, das mit mehreren andern bei dem Kloster Wettingen entdeckt wurde. Auf dem einen dieser muthmaasslichen Tempelgeschirre erkennt man sogleich in der mittelsten Figur unsern Merkur mit dem Schlangenstabe und dem Beutel, Symbole des Reichthums und Lebensglückes, aber ohne Petasus und mit Flügeln hinter den Ohren nach Celtischer Weise; auf einer andern, der uns besonders wichtigen, liest man entschieden „Mercuri Mani" (s. Mommsen N°. 242). Bekanntlich tritt Merkur bei den Griechen als Todten-

Digitized by Google

führer und Beleber auf; es könnte somit Merkur hier als Leiter der Manen mit den Göttern der Unterwelt zusammengestellt worden sein. Auch diese Erklärung ist aber eine gewaltsame, aller Analogie entbehrende. Es fragt sich, ob sich keine bessere geben lässt. Mommsen will „facillima emendatione", für „Mani" auch hier „matutini" lesen; es dürfte aber gerathener sein, nach der sichern Lesart die unsichere zu bestimmen. Tacit. „de Germanor. moribus" C. 2 sagt nun: „Celebrant Tuistonem deum, terra editum et filium Mannum, originem gentis conditoresque." Die Deutschen betrachteten somit ihren „Tuito" oder „Teuto" als Schöpfer des Menschen (man) oder als Vater der Nation. So hätten wir einen historischen Anhaltungspunkt für unsern „Mannius" oder „Mannus" (cfr. S. 249); es würde sich nur fragen, ob wir Ursache haben, den Schweizerischen Merkur mit dem genannten Theut oder Teuto in nähere Beziehung zu setzen.

Unter der grossen Anzahl der ihn darstellenden Kunstwerke verdienen vorzüglich zwei Erwähnung, erstlich ein in die Kirchenmauer zu Windisch eingefügtes. Auf diesem erscheint unser Gott mit all seinen Emblemen, dem Reisehute und den Kopfflügeln, dem Schlangenstab in der Rechten, dem Beutel in der Linken, einem mit Rosen bekränzten Ziegenböcklein (auch zu Ursins entdeckte man einen trefflich gearbeiteten Ziegenbock mit der Inschrift auf dem Fussgestell „deo Mercurio") und der Schildkröte zu seinen Füssen. Er ist ja der Heerdenbeschützer, wird desshalb auch als auf einem Widder sitzend oder einen solchen auf den Schultern tragend abgebildet, eben desshalb auch der die Opferthiere spendende Gott, der Gott des Cultus; aus der Schildkröte verfertigt er aber die Cyther und Leyer (testudo), die wir bald noch werdend, bald fertig neben ihm sehen. Zweitens ein neuerdings zu Altstätten bei Zürich aufgefundenes, auf dem Henkel eines aus Erz gegossenen Gefässes, das uns eine Opferscene, unsern Merkur mit dem Beutel und der über den linken Arm geworfenen Chlamys und unter dem Götterbilde einen Opfernden mit Hosen und aufgeschürztem Obergewande, also mitten in der heil. Handlung, vorführt. Mit

Digitized by Google

der linken Hand fasst er am Hinterbeine das Opferthier, dieser Haltung und dem Anscheine nach ein Ferkel; die rechte Hand hält er, um dasselbe durch einen Guss Wasser oder Wein oder durch Bestreuung mit Opfermehl zu weihen, über eine eigenthümlich verzierte Schale ausgestreckt. Das Gefäss, zu dem der Henkel gehörte, ein Opfergefäss oder Weihgeschenk, ist nun ohne Zweifel als ein Produkt der Gallischen unter der Römerherrschaft veredelten oder der Gallo-Römischen Kunst zu betrachten, der Opfernde aber ein Gallier, der dem Landesgotte das Thier des Landes zum Opfer darbringt (cfr. Anzeiger für Schweizerische Geschichte und Alterthumskunde Zürich 1855 N°. 2).

Ueber seine allgemeine Verehrung und die bestimmte Vorstellung über ihn kann somit kein Zweifel sein. Er ward, wie Cæsar richtig bemerkt, als Beförderer aller Lebensbeschäftigungen angesehen, die mit körperlicher Gewandtheit zusammenhingen, wie er ja auch den Griechen als Hermes Enagonios, als Helfer der Kämpfer und Ringer, als Diskuswerfer und geflügelter Bote bekannt ist; er war es besonders, den man als Führer der Wanderer über die Berghöhen und Schluchten, als Beschirmer des aufblühenden Handels und Lebensverkehres, dann aber auch als Erfinder aller Künste verehrte. Guler in seiner „Rhætia" führt das Wort Cæsars so weiter aus: „Er soll die Hirten und das Vieh in seiner Hut halten, des Himmels Lauf zuerst erkundiget und gelehrt haben; die Menschen sollen durch ihn zu einem sittlichen Leben gebracht worden sein, die Leibesübung soll er ermittelt haben; die Auslegung der Träume wird ihm zugewiesen, seines Amtes war, die Seelen von den Leibern der Menschen zu nehmen und wieder mit der Zeit in andere Leiber zu verfügen. Sein Bildniss wurde vor die Häuser gestellt, als sollten damit die Diebe abgewiesen werden."

Bei den Galliern hiess dieser Gott „Teutates", eine Bezeichnung verwandt mit dem Deutschen „Tuito", dem Vater des Mannus; er wird, wie dieser, als der Vater der Nation, als der Nationalgott gefasst. Tit. Liv. Dec. 3, l. 6, c. 4 bemerkt gradezu: „quod ubi versus Scipio in tumulum, quem Mercu-

Digitized by Google

rium Theutatem appellant, advertit etc.“ Es ist zwar hier von Spanien die Rede, die Celten waren aber auch hier mit ihrem Cultus eingewandert; dann erkennen wir auch an dem erwähnten Hügel, einer aufgehäuften Steinmasse am Wege zur Ehre des Führers auf denselben, die Gallische Vorstellung von diesem Gotte wieder. Eben so sagt Lactant. „de falsa rel.“ I, 21: „Galli Esum atque Theutatem humano cruore placabant.“ Er spricht von ihren ersten Gottheiten; zu diesen gehörte Merkur; wir werden also vor Allem an ihn denken müssen.

Es ist nun nicht zufällig, dass er den Centralpunkt der Götterwelt der Gallier bildet. Es liegt in dieser Erhebung des Theutates zur Nationalgottheit eine treffende Selbstcharakteristik ihres äusserlichen und innerlichen Culturzustandes. Die Gallier waren ein Ackerbau und Viehzucht treibendes, Handel und Verkehr liebendes, bewegsames und gewandtes, kunstsinniges und kunstfertiges, gesprächiges und beredtes Volk. Sie mussten also auch in der Zeit höherer Cultur einen Theutates als den Beförderer des Ackerbaues und der Viehzucht, des Handels und des Gewerbfleisses, als den Führer auf allen Wegen, als den Erfinder aller Künste, vor Allem der Rede- und auch der Kriegskunst etc. an die Spitze ihrer Götter stellen. Eben dasselbe gilt von den Helvetiern; der Hirte der Hirten, der Beschützer der Heerden, der Führer auf den schwierigen Bergpfaden, tiefer gefasst, der höhere Lebensführer, der Begründer wie der geselligen, so der sittlichen Lebensordnung musste bei ihnen den Platz der obersten Gottheit einnehmen. Dieser Celtische Theutates bekommt somit eine ganz andere höhere Bedeutung, als der eine untergeordnete dienende Stellung einnehmende Griechische Hermes und Römische Mercurius; die Römer hatten aber für ihn keine andere Uebersetzung.

Mit dem Merkur sollen sie nach Cæsar besonders den Apollo verehrt haben. Er hat auch hierin das Wahre berichtet. Es beweisen diess zunächst die Namen so mancher Oerter. So heisst ein Eichenwald bei Lausanne Sauvabelin (sylva, sauva Beleni, (Celtischer Name des Apollo), so findet sich ein „Trevelin“ (Haus, Tempel des Apollo) bei Aubonne, grade dort, wo jetzt die Pa-

Digitized by Google

rochialkirche der Stadt steht, so möchte der Berg Velan, auf den die ersten Morgenstrahlen fallen, Tronche-Bélon bei Bülle, wo man die Statue eines jugendlichen Gottes mit einem diskusähnlichen Gesichte entdeckt hat, dem Sonnengotte seinen Namen verdanken. Mit diesen Namen von Oertern setzen sich nun auch mehrere Inschriften in Verbindung. Die südliche Schweiz war natürlich der Hauptsitz seines Cultus, vor Allem Genf. Wir haben noch 2 Inschriften von hier, die ihn ausdrücklich nennen (siehe bei Mommsen 62 und 63); die Peterskirche daselbst soll auf den Grundmauern des Apollotempels errichtet worden sein; ein steinernes Bild von hier stellt ihn als Sonnengott dar; „post tenebras lux" ist die alte Devise dieser Stadt. Dann aber auch das den Sonnenstrahlen noch mehr ausgesetzte Lausanne, dessen Namen man ja selbst von der mächtig hierher fallenden abgeleitet hat. Eine Inschrift von hier (bei Mommsen 129) gewinnt dadurch ein Interesse, dass sie von einer nach dem Gotte genannten Schweizerin Bela (auch „Belatulla, Belatumara" findet sich anderwärts) herkommt. Apollo war der Gott, dem man sich gern weihte. Eine andere auf einem Marmorsteine zu Vidy bei Lausanne aufgefundene (hier stand das alte Lausonium, hier wurde auch die Sepulcrallampe mit der obigen Inschrift ausgegraben) lautet: „Soli. Genio. Lunæ sacrum ex voto pro salute Augustorum P. Clod. Corn. primus curator vikanor. Lousonnensium." Man streitet sich zwar noch um den Sinn der Inschrift; so viel steht aber nach hermeneutischen Prinzipien fest, dass „Soli" in Verbindung mit „Lunæ" nur von der Sonne gefasst werden kann. Es tritt uns so noch ein Anklang an den alten Naturcultus, den Sonnen- und Monddienst, entgegen, der erst späterhin dem Apollocultus Platz machte. Dann fragt es sich, ob das Wort „Augustorum" auf Marcus Aurelius und Lucius Verus bezogen werden kann. Sicher stammt aber das Monument aus urgrauer Zeit; der feine Römer wusste sich zu accommodiren. Das streitige „genio" wird zu „Soli" gezogen werden müssen; es war hier, wie zu Genf, dieser Cultus Lokalcultus. Auch von Aventikum liegt eine sehr interessante Inschrift zu Ehren der Lehrer der Arzneiwissenschaft und freien Künste

Digitized by Google

vor; nach ihr war Apollo der Genius der „colonia Helvetiorum“ (Numinibus Aug. et genio col. Hel. Apollini). Er wird hier also auch einen Tempel gehabt haben, und in der That hat man einen Apollokopf und Vasen mit dem ihm heiligen Greife ausgegraben; jedenfalls tritt uns aber auf der Inschrift der römische Apollo, der Gott der Künste und Wissenschaften im höhern Sinn, entgegen. Wichtiger ist uns desshalb noch eine Inschrift aus der südlichen Schweiz, aus Yverdun, von einem Eingebornen „Togirix-Metiæ“ (ein auch sonst vorkommender Gallischer Name). Sie ist dem Mercurius, Apollo und der Minerva geweiht, ganz nach der Classification der Gallischen Götter, wie sie Cæsar gegeben. Sie sind gewiss nicht desshalb mit einander verbunden, weil der eine die Lyra, der andere die Cyther spielte, die Minerva aber die Flöte erfand (Lersch Rheinische Jahrbücher der Alterthumskunde IX, 56). Dieser Dreigötterkreis hat eine tiefere nationale Bedeutung. Auch im Elsass erscheint diese Dreiheit auf einem Altare eines Celten Magiorix. In der Ostschweiz tragen nur zwei Inschriften seinen Namen, eine von Solothurn und eine von Windisch. Die von Solothurn „In honor. dom. divinæ Apollini Aug. T. C. R. Pattusius templum de suo donum dedit“ ging von einem gewissen Pattusius aus, der aber auch Pamusius, Palausius gelesen wird. Es lässt sich also von diesem Namen aus kein Schluss auf einen bestimmten Lokalcultus machen; das Weihgeschenk war nicht etwa ein hier aufgerichteter, sondern ein kleinerer silberner Tempel. Die in Windisch auf dem schönen, dem Kaiser Vespasian und den Schutzgöttern des Ortes errichteten Ehrenbogen lautet entschieden römisch; mit Recht steht desshalb auch in dem Standquartiere der Römischen Legionssoldaten der Kriegsgott (Mars) auf der Inschrift voraus.

Unter den Bildern ist das merkwürdigste von Wyl im Kanton Bern. Der Fundort in einem Hauskeller daselbst ist sicher; die Angabe auf einer hartsteinernen Tafel neben dem jetzt auf dem Bächigute bei Thun in einem Wäldchen aufgestellten Bilde, „es sei auf dem Schlosshügel zu Wyl ausgegraben worden,“ ist also nicht ganz genau. In der Nähe des Fundortes liegt der Ballenbühlhügel, ohne Zweifel eine heidnische Opferstätte, um

Digitized by Google

die sich noch jetzt der Volksaberglaube als eine verrufene bewegt; dieses gibt dem Bilde eine besondere Bedeutung; die Sage geht ausdrücklich, dass südöstlich auf seiner Spitze ein Belenustempel nebst Priesterwohnung gestanden habe. Der mehr lange als breite, altarähnlich gehauene Granitstein, auf dessen Vorderseite das Bild als Basrelief angebracht ist, war offenbar ein Opferstein; oben auf der Fläche sieht man deutlich das für die Räucherungsschaale ausgehöhlte Loch. Er wird desshalb von hier nach Wyl in den Keller geschafft und dort von Freund oder Feind untergebracht worden sein. Römisch-griechische Kunstschönheit oder Idealität ist ihm nicht eigen; es stellt ein nichtssagendes Menschengesicht mit weitgeöffneten Augen und ebenso weitgeöffnetem Munde dar, aus welchem ein runder eiförmiger Körper hervorragt; sonst hat es nichts Charakteristisches, als die Jugendlichkeit. Einen eigentlichen Leib mit Füssen und Armen sieht man nicht, wohl aber an ihrer Stelle neun über einander geschlagene Ringe oder schärfer den runden dicken Hals und dann 8 dergleichen Ringe, alle dicker als der des Halses, nach unten zu aber immer verkleinerter, wie bei einem Wickelkinde. Unter dem Bilde stehen die Worte: Balder, der Sonnengott der Druiden. Diese sind offenbar ein Produkt späterer Exegese, der Neuzeit, wo man mehr die deutsche als celtische Mythologie kannte, ganz richtig aber den Belenus mit dem milden Lichtgotte der Germanen, der übrigens mit seinem angeblichen Tode durch einen Mistelwurf sicher an die celtische Mythologie anklingt, identificirte. Der sogenannte Ballenbühlhügel, d. h. der Hügel des Belenus, gibt den sichern Fingerzeig für Erklärung und Beziehung des Bildes; auch hat man ein ähnliches zu Toulouse gefunden. Es stellt also das Bild Belenus, den Sonnengott der Celten, dar. Der offene Mund an sich konnte nun wohl den orakelgebenden Gott bedeuten; das Ei in ihm gibt ihm aber eine andere Bedeutung. Es war den Alten ein wohlgewähltes Symbol der Leben erzeugenden Kraft. Aus dem Munde des Kneph ist nach ägyptisch-phönizischer Mythologie ein Ei hervorgegangen; das getheilte Ei legte sich in Himmel und Erde auseinander. So lehrte es auch Orpheus;

Digitized by Google

nach Plutarch schrieb die alte Theologie dem Ei ein Sein vor allem Seienden als Keim desselben zu. Von den Phœniziern und Griechen konnte diese Vorstellung auch den Galliern zukommen, eben so aber auch auf eignem Boden sich erzeugen. Jedenfalls spielt es in der Druidenreligion eine bedeutende Rolle. So wird denn der Licht spendende Gott als der Leben spendende charakterisirt; er ist der das Weltall schaffende und belebende, die Seele in dem grossen Körper. Das wollen denn auch weiter die schuppenartig über einander gelegten Ringe sagen. Sie haben eine solarisch planetarische Bedeutung; die Sonne durchleuchtet das All, dieses aber bildet ein in allen seinen Theilen diesen Ausstrahlungen entsprechendes symmetrisches Ganzes, ist der ihnen zu Grunde liegende Gedanke. Ob die nicht ganz scharf hervortretende Neunzahl hervorzuheben und auf Sonne, Mond und die sieben Planeten oder auf neun Welten zu beziehen ist, von denen auch die alte Mythologie spricht, lassen wir dahingestellt.

Hiermit finden wir denn nun auch die wesentliche Charakteristik des Celtischen Apollo oder des Belenus (auf einer Inschrift heisst es gradezu „Apollini Beleno C. Aquilejensis Felix“) gegeben. In diesem Naturcultus musste die Sonne mit ihrer Alles belebenden Kraft die höchste Verehrung geniessen. Von den Deutschen sagt es Cæsar ausdrücklich; Balder spielt eine grosse Rolle in ihrem Götterkreise. In Bezug auf die Gallier hat uns Simeoni in seiner „description de la Limagne d'Auvergne“ mit einem uralten, echt Gallischen Kunstwerke bekannt gemacht, das so recht den Uebergang aus dem unmittelbaren Naturcultus in den vermittelteren und vergeistigteren zur Anschauung bringt. Man sieht hier eigentlich nur die in ein Gesicht umgewandelte Sonnenscheibe oder ein mit Sonnenstrahlen und Flammen umgebenes rundes Haupt, noch nicht den in ewiger Jugend blühenden Sonnengott. Das Licht auf dem physischen Gebiete führt aber auf das im geistigen. Belenus ward so zu dem Licht und Leben überhaupt spendenden Gotte. Wir sehen ihn schon auf diesem Bilde mit dem zu Weisheitssprüchen geöffneten Munde; späterhin ward er, wie der Licht, Leben und Gesundheit spendende,

Digitized by Google

der Gott der Heilkunde (Gregor. Turon. vit. patrum c. 6), Apollo Grannus genannt, so auch der Gott der Künste und Wissenschaften, der Weissagung und Dichtkunst; kurz er erhielt eine Wesensfülle, von der er wohl andern Göttern etwas mittheilen konnte. Die Helvetier hatten aber bei der eisigen Kälte ihrer Schneeberge besondere Ursache, diesem Gotte ihre Verehrung da zu bezeugen, wo eine südliche Wärme ihre Thalweiten durchhauchte. Später unter dem hierher Kunst und Wissenschaft verpflanzenden Römerregimente musste sich dieser anfängliche Sonnencultus freilich immer mehr in den des Römischen Phœbus Apollo verklären.

Cæsar nennt weiter den Mars als eine Gallische Gottheit. Eine solche Gottheit konnte den Galliern, dem tapfern Volke, nicht fehlen und noch weniger dem tapfersten unter den tapfern. Mit der Römerherrschaft ging aber sein Cultus ganz in dem des Mars auf. In diesem Cultus begegneten sich beide Völker am meisten; der Gallische Kriegsgott musste aber dem Römischen weichen. So finden wir denn auch nur Namen von Oertern mit dem Namen des letztern, Marsonger bei St. Maurice, Martinach (das alte Octodurum) Marsiola bei Chur, Marthalen, ein Zürcherisches Dorf, wo Julian sein Lager hatte; so auch fast nur Inschriften Römischen Ursprungs in Bezug auf ihn. Wir besitzen dergleichen mit seinem Namen einfachhin; er wird aber auch, wie die frühern Gottheiten, Augustus auf einer Inschrift von Genf und Yverdun genannt. Als solcher kommt er denn auch in Verbindung mit ihnen, mit Jupiter und Mercurius auf der schon erwähnten Genfer Inschrift und mit Apollo und der Minerva auf dem Triumphbogen in Windisch vor; ja er nimmt hier sogar den ersten Platz ein. Besonderes Interesse gewinnt eine Inschrift von Chougny bei Genf (cfr. de Bonstetten „recueil des antiquités“ 1855), die dem „Marti Catur.“, d. h. der Caturiger, eines tapfern Völkerstammes in den „alpibus Cottiis“ um den Berg Genèvre, geweiht ist. Sie führt auf einen Gallischen Lokalcultus, der auch in der Nachbarschaft Anklang fand. Die Sage spricht von einer alten Einwanderung jenes Völkerstammes in diese Gegenden; die Inschrift könnte so auch mit ihr zusam-

Digitized by Google

menhängen. Der Gallische Kriegsgott ward nach den Hauptsitzen seines Cultus näher bezeichnet. Eben so ist eine unter den bei Baden aufgefundenen Schüsseln insofern von Interesse, als wir hier unsern Gott neben der Hauptfigur, dem Mercur, mit einem ovalen Schilde nach Celtischer Weise und ganz in derselben Stellung und Haltung, wie den Gallischen Mars Camulus, den Schild in der Linken zur Erde, den Spiess in der aufgehobenen Rechten, einen ähnlichen Schurz um den Leib, auf dem Sacralsteine eines Soldaten aus Rheims (cfr. Dom Martin „la religion des Gaulois" 1727) vor uns sehen.

Der eigentliche Celtische Name unseres Gottes, neben dem der andere des Camulus als eine spätere, genauer charakterisirende Bezeichnung herläuft, ist der des „Hesus". Dieser Hesus erscheint unter den ersten Gottheiten der Gallier; Lactantius stellt ihn in der oben angezogenen Stelle noch vor den Theutates. Ihm galten ganz besonders die grausamen Menschenopfer; der blutige Gott heischte blutige Opfer. Lukan in seinem Phars. I, 445 spricht von dem „horrens Hesus feris altaribus". Noch jetzt nennt man einen wilden Menschen einen „bösen Hees". Der Kriegsgott musste allerdings einer der ersten Götter der kriegerischen Nation werden; er blieb es so lange, als die Nation eine kriegerische blieb und noch nicht die Segnungen des Friedens kannte. Späterhin trat er natürlich in seiner Bedeutung und auf die Besiegung der Gallier durch die Römer hinter den Römergott, den Gott der Götter, zurück. So finden wir ihn auch schon neben Zeus auf einem Monumente der Pariser Cathedrale (cfr. Martin II, 44); auf diesem haut er als Gärtner die Aeste eines Baumes ab, nämlich die des ihm geweihten Eichenbaumes. Er hat schon einen milderen Ausdruck angenommen, doch weist seine ganze Haltung, die herkulische Kraftentwicklung auf den ihm eignen speciellen militärischen Charakter hin. Dieser ist ihm nun auch fortdauernd verblieben; nach diesem verschlang er sich immer mehr mit dem Römischen Kriegsgotte zu einer Person, wie diess auch in der uns interessirenden Lokalanschauung der Fall ist.

Digitized by Google

Neben Mars konnte eigentlich ein Herkules, das geschichtlich concret gefasste Ideal der Tapferkeit nicht fehlen. So finden wir ihn denn auch unter mehreren concreten Fassungen, z. B. als „Hercules Deusoniensis“ bei den Galliern; in Helvetien wird jedoch seiner nicht oft gedacht. Freilich führte auch dieses tapfere Volk seinen Stammbaum auf ihn zurück; so wollten die alten Bewohner des Lemaner Sees von ihm herstammen. Bald aber wurde die Kraft der kriegerischen Nation gebrochen; der Cultus eines Mars, wie eines Hercules, trat somit etwas zurück. Wir haben zwar einige auf ihn bezogene Inschriften; sie sind aber zweideutige. Der „deus“ auf ihnen heisst nur „deus invictus“. So auf einer von Genf mit dem Zusatze „deo invicto, genio loci“ von einem Legionssoldaten aus dem Jahr 201, also grade aus der Zeit, wo unter der Kaiserin Julia, einer Syrerin, ein orientalisches Element sich auf den Kaiserthron drängte (N°. 64 bei Mommsen), und einer andern von Baden (N°. 240 bei Mommsen). Orelli „inscriptiones Helvetiæ“ (1844) bemerkt kurz dabei „Mithræ“ und möchte Recht haben. Denn dieser heisst ausdrücklich so auf einer sonderbarer Weise an mehreren Oertern wiederkehrenden Inschrift: „Deo invicto Mithr. Secundinus dat.“ Der Persische Mithrasdienst war unter oder schon vor Pompejus nach Rom gekommen und hatte sich von da schnell über das Römerreich verbreitet. „Soli invicto“ ward ein gewöhnliches Gepräge der zahlreichen Münzenclasse der Kleinerze in der spätern Kaiserzeit. Mehrere Kaiser wurden die eifrigsten Anhänger des Sonnendienstes. Nirgends musste man aber geneigter sein, diesen Cultus aufzunehmen, als in den Celtischen Landen. Hier bestand er eigentlich schon als Belenusdienst; einige Gelehrte haben ihn desshalb selbst als einen alt-einheimischen ansehen wollen. Für unsere Untersuchung ist das gleichgültig; wichtig aber ist es, dass er weithin im Römerreiche, in Gallien, den Rheingegenden und auch in Helvetien bis zu den Donauländern in Umschwung kam. Man hat hier ausser gewöhnlichen auch aus dem rohen Stein hervorspringende Kopfbilder des Felsengebornen bald ohne das M (Petineska), bald mit dem M (Langenthal) entdeckt zu haben ge-

Digitized by Google

glaubt; jedoch gehört das M, durch Absprengen der Eckenkanten hervorgebracht, nicht grade zu den kalligraphischen Produkten (cfr. Jahn über die Grabhügel bei Langenthal und Bannwyl in den Abhandlungen des histor. Vereins des Kantons Bern 1. Jahrgang 1848). Jedenfalls schloss sich an diesen Cultus das bedrängte Druidenthum an; unter der neuen Form konnte es wieder zu dem alten Glanze kommen. So können wir nach den Grundsätzen der historischen Interpretation über die Fassung des „deus invictus", einen Zeugen für den unüberwindlichen Belenusdienst und das alte Druidenthum, nicht im Zweifel sein. Hierzu kommt, dass wir auch nicht das Geringste von einem Lokalcultus des Hercules zu Genf wissen; der des Sonnengottes daselbst ist uns aber schon bekannt geworden.

Weiter hat Cæsar Jupiter genannt. Auch die alten Gallier kannten bei ihrem Naturcultus den Gott, der in Sturm und Blitz daherfährt; sie verehrten ihn unter dem Namen „Taranus" (von „taran", Donner). So hat man in England an der Mündung des Dee in der Grafschaft Chester, dem Standlager der 20. Legion, die Inschrift gefunden „J. O. M. Tarano"; andere lauten auf den „Jupiter O. M. Taranucus" (Orelli inscr. lat. n. 2055 etc.). Lukan scheint neben dem Teutates und Hesus auch seiner zu gedenken, wenn er sagt: „Et Taranis scythicæ non mitior ara Dianæ" (Phars. I, 444 etc.); allein die Endung des Wortes nebst der Vergleichung führt eher auf eine weibliche Gottheit, auf eine „Taranis" neben dem „Taranus". Schreiber in seinem Jahrbuch für Geschichte und Alterthum 1846 (Aufsatz über Feen und Hexen) identificirt sie mit der Phœnizisch-Syrischen Astarte-Artemis. Jedenfalls gewinnen wir so einen Donnergott, verwandt mit dem Germanischen Donar und dem nordischen Thor. Dieser Taranus, der Gott im Luftreiche, ist jedoch von dem Römischen Gotte mit dem Donnerkeile noch eben so verschieden, als die blind wirkende elementarische Naturkraft von der durch Weisheit geleiteten und durchleuchteten Allmacht, als deren Symbol allein der Donnerkeil zu fassen ist. Als die Römer im Gallischen Gebiete Fuss fassten, mussten sie aber wohl an seine Stelle ihren Donnergott oder Jupiter setzen, der natürlich

Digitized by Google

mit der wachsenden Römerherrschaft auch immer glänzendere Eroberungen machte und den alten Gott mit seinem national specifischen Charakter verdrängte.

Ausserdem kam man aber zu diesem Gotte noch von einer andern Seite her. Charakteristisch verehrten die Alpenbewohner einen Gott, Namens „deus Penninus". Sie beugten sich, wie vor dem dynamisch, so auch vor dem mathematisch Erhabenen, vor der mächtigen Alpennatur. So gewannen sie einen „deus Penninus"; er war der Gott der Berghöhen oder Gipfel (von „Pen", Kopf, Spitze, Höhe). Auf dem grossen St. Bernhard, dem vielbesuchten höchsten Bergpasse, war sein Cultus einheimisch; hier huldigten ihm die Wanderer und ihre Angehörigen, als der Gottheit der Berge. Es ist zwar wahr, dass die alten Inschriften die Lesart „Pœninus" für „Penninus" haben; Liv. XXI, 38. macht uns aber mit dem Grunde dieser Umstellung hinlänglich bekannt. Er spricht von dem Orte, wo Hannibal die Alpen überschritt und sagt, dass die Veragrer, die Besitzer des Berges, nichts davon wussten: „a transitu Pœnorum ullo nomen inditum, sed ab eo, quem in summo sacratum vertice Penninum montani appellant." Gegen solche Autorität ist nichts einzuwenden; der gelehrte Grammatiker Zeuss (grammat. celt.) ist ebenfalls mit dieser Ableitung einverstanden. An die Anschauung von diesem Gott der Höhen lehnte sich aber die vom höchsten Gotte leicht an. So ward der Pen oder „deus Penninus" in den Römischen Jupiter, der „mons Penninus" in den „mons Jovis" umgewandelt. Dieser war sein Herrscher- und Thronsitz, wiewohl ihm alle Höhen geweiht waren. Wir hören desshalb den alten Namen Jupiters „Jou" in den verschiedenen Bergnamen „mont de Jou, lac de Jou, Jaman (Platz des Jou), Jara, Jorat" etc. Inschriften aller Art auf dem genannten Bergpasse beweisen aber, welchen Anklang gerade dieser Cultus fand, mit welchem die Helvetier die schuldige Hochachtung ihrer grossartigen Natur brachten (cfr. Mommsen „inscript. Helvet." N⁰. 30—56).

So wurde man von zwei Seiten aus auf den Gott der Götter oder auf den höchsten Gott, den Römischen Jupiter im umfas-

Digitized by Google

sendsten Sinne des Wortes geführt. Auch als solcher wurde er nun wohl anerkannt, kam aber mit den schon früher erwähnten celtischen Gottheiten in Collision, die er nie ganz aus ihrer frühern Stellung zu verdrängen vermochte. Nur bei Römischen Inschriften dürfen wir ganz an den Römergott denken. Zu Genf ist ihm nebst dem Mars und Merkur eine Inschrift geweiht. Dieser Dreigötterkreis klingt noch an den celtischen Cultus an; ausserdem existiren aber noch zwei ihm geweihte Inschriften, die eine von einem bescheidenen Ungenannten, die andre von einem Brüderpaare, „Cingi duo", zwei Worte, die man früher zusammenziehend zu einem Epitheton des Zeus, ähnlich dem homerischen ἑρκεῖος (Städtebegründer und Beschützer) machte. Leider ist aber gleich darauf das Brüderpaar genannt; die Inschrift erklärt sich also selbst. Die Brüdernamen sind übrigens Römische. Auf ihr heisst er desshalb auch geradezu, wie auf mehreren andern, O. M. Sie haben, wie die ebenfalls aufgefundenen Statuetten des Gottes kein anderes Interesse, als dass sie die Verehrung bezeugen, die ihm auch als Himmelskönig nebst der auf einer Inschrift ausdrücklich so genannten Himmelskönigin in der Schweiz zu Theil wurde.

Die von Cæsar zuletzt genannte Minerva konnte unter den Göttern des kriegerischen und beredten, Kunst und Wissenschaft liebenden Volkes leicht Eingang finden. Sie wurde den ersten Gottheiten der Nation beigesellt. Ursprünglich befand sie sich kaum in dem celtischen Götterkreise. Auch erhielt sie als eine in ihn aufgenommene eine etwas andre Bedeutung, als die aus dem Haupte des mächtigen Jupiter entsprungene Römerin, das Symbol der mit der Kraft vereinten Einsicht, die Göttin des mit Erfahrung und weiser Berechnung geführten Krieges. Sie musste hier mit Belenus (Belis nach Herodian) in eine Beziehung gesetzt werden. So trug sie auch den Namen Belisana, z. B. nach einer Inschrift auf der Brücke zu Conserans „Minervæ Belisanæ sacrum." In ein schwesterliches Verhältniss zum Belenus konnte sie nicht gut gestellt werden; diese Stellung und Würde hatte lange vor ihrem Auftreten eine andere Göttin, der Artemis, Schwester des Apollo, ähnlich eingenommen. So wurde sie

Digitized by Google

meist als Mutter des Belenus Apollo (nach Cicero und Clemens Alex.) bezeichnet und bekam als solche vorzüglich eine Beziehung auf die auch ihm zustehende Lebens- und Kraftfülle. Sie kommt so als die Göttin der Heilquellen, als die körperlich erquickende und erfrischende (Solin, c. 22), dann aber auch als Vorsteherin der Künste, vorzüglich der weiblichen Kunstfertigkeiten, als Göttin des mit Klugheit geführten Krieges vor. Wir sehen sie auf der schönen Colonne von Cussi bei Autun dem Gallisch-römischen Charakter aller Figuren gemäss in einer theilweise Gallischen Haltung; sie ist mit der Gallischen Tunika ohne Aermel bekleidet, über die sich bis auf die Füsse herab das faltenreiche Gewebe eines Peplos legt; sie trägt aber doch auch den Helm, jedoch nur diesen, ohne den Schild und das Medusenhaupt, und nimmt vorzugsweise, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, die Füsse gekreuzt, die Stellung der sinnenden Weisheitsgöttin an. In der Schweiz möchte sie noch am ehesten auf der schon erwähnten Inschrift von Yverdun im annähernd Gallischen Sinne gefasst werden können. Hier folgt sie in einem Dreigötterkreis dem vor ihr erwähnten Apollo; die Inschrift verdankt einem Gallier „Togirix-Metiæ" ihren Ursprung. Ganz Römerin ist sie auf dem Triumphbogen des Vespasian in der Gesellschaft des Mars und Apollo, wie auch noch auf einer andern des Fundortes halber verdächtigen von Yberg im St. Gallischen.

So hätten wir denn alle von Cæsar genannten gallisch-schweizerischen Gottheiten kennen gelernt; wir müssen aber noch ein paar andere weibliche Gottheiten an die Belisana anreihen. Vor Allem werden wir neben dem Sonnengotte die Mondgöttin vermissen. Auf der Inschrift aus dem alten Lausonium wird zwar neben dem „sol" auch der „luna" gedacht; die Göttin, in welche die personificirte „luna" umgewandelt wurde, wird aber nicht genannt. Es ist diess die in Verbindung mit den ersten Gallischen Gottheiten vorkommende „Ardoina" oder „Arduinna". Für ihren echt Gallischen Ursprung spricht der schon vor der Römerzeit so genannte Ardennenwald, die rechte Wohnungstätte für die anfangs sehr finster und wild gefasste Nacht-, Wald- und Jagdgöttin. Sie war die eigentliche

Digitized by Google

Himmelskönigin neben dem Himmelskönig, die aber als Nachtgöttin ein besonders gespensterhaftes und Schrecken erregendes Wesen an sich trug. Mit der Römerherrschaft machte sie der ihr verwandten, etwas humaner gefassten Römischen Wald- und Jagdgöttin Platz. Schon unter dem Kaiser Domitian wird ein „sacerdos Deanæ Arduinnæ" genannt. Vorzüglich trugen die Massilienser, die den kleinasiatischen Dianencultus in Gallien einführten, zur schnellen Einführung dieses Cultus bei. Eine Anzahl Medaillen mit dem Dianenkopfe gibt hierfür den Beweis. Dieser Cultus der schon romanisirten Arduinna erlitt aber noch eine Metamorphose. Er ward mit dem sich über ganz Gallien verbreitenden Isiscultus verschmolzen. Wir besitzen eine Inschrift von Nimes, die sie ausdrücklich mit einander in Verbindung bringt, „Lunæ et Isidi Aug. sacr."; mit der Zeit höherer Civilisation trat so an die Stelle der auch bei Griechen und Römern noch wild und stürmisch gedachten Wald- und Jagdgöttin die Göttin des milden Nachtlichtes, die segnende und befruchtende Mutter alles Lebendigen, an die Stelle der „Astarte Artemis" die „Astarte Mylitta", die „Mitra" neben den „Mithras".

In der Schweiz kennt keine Inschrift die „Ardoina-Diana"; unmöglich konnte aber der Cultus dieser ein integrirendes Moment des alten celtischen Göttersystems bildenden Göttin ganz verwischt werden. Er wirkte auch hier nachhaltig fort; Sagen aller Art sprechen von wilden Frauen, die in stürmischen Nächten durch Lüfte und Wälder jagen. Bei der Romanisirung des Landes traten aber bald die höhern Fassungen derselben hervor. So entdeckte man an einer Römisch-Celtischen Opferstätte zu Allmendingen am Gelände des Thunersee's nebst Resten von Hirschopfern und einem Basrelief eines Ochsen und Schweines auch ein Kopfbild mit phrygischer Mütze und einen gegossenen weiblichen Kopf mit prächtigem Haargeflecht (Mithras und die Diana), zu Grächwyl bei Aarberg ein bestens erhaltenes bronzenes Bildwerk, das nicht die Griechisch-Römische, sondern die Asiatisch-griechische, mit der Assyrischen Mylitta und Persischen Mitra verwandte Mondgöttin, die himmlische Venus, die Mutter und Erhalterin der Thiere und alles Lebendigen in sinnigster

Digitized by Google

Weise darstellt. In der Mitte der Gruppe steht nämlich eine weibliche Figur mit einer starken, auf ihren mütterlichen Charakter hindeutenden Brust, die mit den einzelnen Repräsentanten der gesammten Thierwelt zu einem Ganzen verschlungen worden ist. Zu ihrer Rechten und Linken, mit dem Leibe gegen sie, mit dem Kopfe von ihr weg gekehrt, sieht man zwei sitzende Löwen, die beide mit der rechten Tatze Hasen ankrallen, welche die Mittelfigur, den einen an den Hinterläufen, den andern an den Vorderläufen hält (Repräsentanten der Vierfüssler, der stärksten und schwächsten). Ueber den Flügeln der Figur läuft horizontal vom Kopf herab ein Schlangenkörper aus, auf dem wieder ein kleines Löwenpaar sitzt, zwischen denen ein Vogel, Falke oder Adler, steht (Repräsentanten der Reptilien und Vögel). Die Göttin hat also die angegebene Bedeutung; es ist auch nicht bedeutungslos, dass sie den Hasen, das Symbol der Fruchtbarkeit, in ihrer Hand hält (cfr. Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich, B. 7, S. 114). Sicher begegnen wir endlich der Diana-Isis mit einem hochgefeierten Cultus. Ein gewisser „Annusius Magianus" errichtete ihr grade an dem Orte, der vor allen andern mit seinen wunderbaren Heilquellen auf ihren Cultus hindrängte, einen Tempel; die „vicani Aquenses" boten durch Bewilligung eines Platzes gern dazu die Hand (241 bei Mommsen). Der Isiscultus kam aber auch in der ganzen fruchtbaren, mit wunderbaren Naturkräften ausgestatteten Gegend in Aufnahme. So liegt hier ein Isenbergschwyl am Fusse des Hordens; alte Mauern, Lampen und Münzen führen auf einen Cultus der Göttin auch an dieser Stelle. Unter den Münzen ist ein Carakalla; auf dem Reverse dieser Münze erblickt man die Göttin stehend auf einem von zwei Kühen gezogenen Wagen, wie anderwärts noch bezeichnender auf einem Stiere mit der Mondsichel zwischen den Hörnern. Ebenso ein Isenberg bei Lunnern, das offenbar selbst dem lateinischen „luna" seinen Namen verdankt; endlich noch bei der Benedictinerabtei Rheinau ein Isenbuck (Buckel-Anhöhe), wo ihr nach einem dort gefundenen Opfermesser gehuldigt wurde. Wahrlich genug Zeugen; noch sehen wir aber ihr Bild mit dem Schleier in der

Digitized by Google

Linken, mit der brennenden Fackel in der Rechten, auf den zu Baden gefundenen Opferschüsseln; das in der Mitte des freien Bades aufgerichtete angebliche Verenenbild ist auch kaum etwas anderes, als ein Bild unserer Göttin, der eigentlichen Lokalgöttin. Ihren Gatten, Osiris, der schon seinen Vertreter gefunden, vermissen wir nicht; doch wollte man eine Reminiscenz an ihn, der unter der Gestalt des Stieres Apis göttliche Verehrung genoss, in dem Attisholz und Attiswyl bei Solothurn finden. Urkundlich heisst aber das Holz Attasholz und das Dorf Attaswyl (1285); an einen Apis oder einen Attys, Liebling der Cybele, als Namengeber, ist somit nicht zu denken. Wir wüssten auch nicht, wie wir diesen Apis oder Attyscultus in's Gewebe der uns bekannt gewordenen althelvetischen Götterwelt verflechten könnten.

Neben der Isis müssen wir der Cisa gedenken, die nach der Angabe aller Chronikschreiber in Rhætien verehrt ward. Augsburg soll früher nach ihr Cisara genannt, diese Göttin besondre Schutzgöttin der Vindelicier gewesen und ihr Fest am 23. Sept. von Baiern und Schwaben gefeiert worden sein. Wir gerathen so hier auf einen ganz andern Landesboden; es fragt sich bei dem Zusammenhange Rhætiens mit Oberdeutschland, lässt sich in der deutschen Götterlehre eine solche Cisa nachweisen? Müller in seiner Geschichte und seinem System der altdeutschen Religion, Göttingen 1844, bezweifelt ihre Existenz, weil der älteste Bericht über sie in einer Münchener-Handschrift des 12ten Jahrhunderts (1135) „excerpta ex gallica historia", sehr unhistorische Momente enthalte und voll Anachronismen sei. Dieser Grund würde aber fast alle alten Chroniken unbrauchbar machen. Solche einzelne historische Notizen bleiben dabei in ihrer geschichtlichen Bedeutung stehen. Hier heisst es nun: — „civitatem appellabant Zizarim ex nomine deæ Cice, quam religiosissime colebant, cujus templum quoque, postquam eo colonia romana deducta est, inviolatum remansit ac vetustate collapsum nomen colli servavit." Am Rande: „ut usque hodie ab incolis Cizenberg nominetur." Der gute Chronist, Conrad von Lichtenau, Abt von Ursperg oder Auersberg in Schwaben,

Digitized by Google

hat in seine Chronik die Stelle fast wörtlich aufgenommen; auch er fügt übrigens ein Jahrhundert später bei: „unde usque in præsens ab incolis idem monticulus Zizenberg nominatur.“ Neben der Stadt Cisara zeugt also auch dieser Berg für ihr Dasein; Welser, der in seinem „commentarus rerum Augustarum Vindelic.“ diese Ableitung in Zweifel zu stellen und als eine etymologische Künstelei darzustellen sucht, wagt doch nicht, die Cisa selbst als Nationalgöttin zu beseitigen; er bemerkt vielmehr, dass sie nach alten Annalen auch zu Campodunum verehrt worden. Hierzu kommt noch, dass die genannte Quelle auch einen ihr heiligen Tag kennt, an dem eine blutige Schlacht zur Römerzeit geschlagen wurde, und dass der Frauenname Cisa in der Zeitgeschichte eine Rolle spielt. Auch Müller gibt übrigens zu, dass sich eine Cisa als Gemahlin des altgermanischen Gottes Zio, von dem der Ciestag seinen Namen hat, gar wohl denken lasse, und verschweigt nicht, dass sich noch anderwärts in dem Namen der preussisch-lithauischen Ziza, der slavischen Ziwa etc. Anklänge an den Namen dieser Göttin finden. Als Gemahlin des leuchtenden Himmelsgottes oder des nordischen Tyr musste sie aber wohl eine hohe Verehrung geniessen; sie wurde so gleichsam die gemeinsame Mutter, die befruchtende, erzeugende und ernährende Naturkraft (Cisa verwandt mit Zitz - Brust). Für unsere Untersuchung ist speziell beizufügen, dass auch in Graubündten ein Dorf Zizers heist, dessen Name in einer Beziehung zu dem Namen der alten Göttin stehen dürfte. In der bezeichneten charakteristischen Eigenthümlichkeit tritt übrigens diese Cisa der Isis sehr nahe; wir gewinnen somit nur einen neuen Namen für die gleiche Sache.

Fassen wir alle diese Gottheiten zusammen, so erhalten wir als Facit eine Mischreligion Gallo-Römischer Elemente, bei welcher aber die ersteren den Grundton bilden und nur das Fremdartige zugelassen haben, was sich mit ihnen in Harmonie setzte. Wo wir mit Helvetiern zu thun haben, verläugnet sich dies nie; das nationale Element bewährt sich in seiner Zähigkeit ganz so auf dem religiösen, als dem politischen Gebiete. Man hielt an den alten Göttern fest, die nur etwas humanisirter und idea-

Digitized by Google

lisirter auftreten. Wir haben aber das Gemälde noch zu vervollständigen durch Berücksichtigung der Untergötter und speciell an der Schweiz haftenden Lokalgeister, die als sogenannte „dei minutiores“ oder „plebeji“ ganz besonders scharfe Züge zur Volkscharakteristik an die Hand geben. Zu diesen Lokalgeistern gehörte schon der oben genannte „deus Penninus“, der eigentliche Alpengott, der freilich späterhin auf seiner Höhe noch eine höhere oder die höchste Stelle usurpirte. Wie die erhabenen Berghöhen, konnten aber auch die fruchtbaren Thäler, die mächtig daherbrausenden Bergströme, die reichen Wiesen und Fluren etc. auf einen Cultus Anspruch machen. Dieser fehlt nun auch nicht. Die Celtische Naturreligion hatte auch hier gesorgt. Sie kennt einen sehr gemüthlichen Cultus, nämlich den gewisser weiblicher Lokalgeister, der auf vielen Inschriften gefeierten „matres, matronæ, mairæ, sulevæ“ etc., die man zunächst in Beschlag nehmen musste. Es sind das eben „matres“ im tiefsten Sinne des Wortes, an Geburt, Ernährung und Pflegung sich mütterlich betheiligende Gottheiten, die mit der ihnen zustehenden höhern Elementarkraft für das physische Wohlsein der Menschen in unmittelbarster Weise sorgen, die eigentlichen Landesmütter. Den höheren Göttern konnte man die Sorge für dieses Lebensdetail nicht zumuthen. So haben wir denn nun auch eine Inschrift aus Maley bei Lausanne: „Danira et Doninda, Daidalus et Tato, Icari filius sulfis suis, qui curam vestra (für nostram) agunt, iden Cappo Icari F.“ Fünf Schweizer, die keine starken Lateiner waren, bezeugen somit ihre Verehrung gegen die „sulfi“ als ihre Schutz- und Pflegegeister. Dieselben werden auf den zu Allmendingen entdeckten Opferbeilen schon mehr romanisirt als „matronæ“ bezeichnet; „matres“ mit dem ehrenden Epitheton „augustæ“ heissen sie auf einer Genfer Inschrift (cfr. Mommsen 71). Sie wurden überall verehrt, wohin die Celten kamen; der vorzüglichste Heerd ihres Cultus ist aber die „Gall. Belgica“ nebst den Rheinprovinzen; so drang er auch in die Schweiz. Dem gemüthlichen Elemente dieses Cultus konnten selbst die Römer nicht widerstehen; die vornehmsten Geschlechter huldigten demselben. Sie fanden

Digitized by Google

in ihnen bald ihre Junones als Geburtsgehülfinnen, bald ihre Feld-, Wald- und Quellgöttinnen, bald aber auch ihre „genii loci“ und Schutzgeister wieder, die jedoch ihren männlichen Charakter nicht verleugnen und fortdauernd mit einer demselben mehr entsprechenden Bedeutung, wie anderwärts, so auch in der Schweiz vorkommen (cfr. das sehr fleissige Sammelwerk De Wal. Die Moedergöttinnen, Leyden 1846. Lersch Rheinische Jahrbücher der Alterthumskunde Heft XI).

An diese Muttergöttinnen schliesst sich noch die viel besprochene Epona an. Sie wird ausdrücklich auf einer Inschrift (Avent. annal. Boj. II, 5) mit den „deæ campestres“ verbunden; diese kommen aber selbst wieder in Verbindung mit den „Sulevis“ vor (cfr. Grævii thesaur. antiq. Rom. p. 1733). Darin ist man nun jetzt einverstanden, dass die auf oder auch zwischen zwei Pferden erscheinende Epona als die Schutzgöttin des gesammten Pferdegeschlechtes, auch der Maulthiere und Esel, verehrt worden; darüber streitet man sich aber noch, ob sie eigentlich eine Gallische und nicht vielmehr eine altitalische Göttin war. Für das Erste machte man den echt Celtischen Stamm „Ep“ für Pferd geltend (Eporedorix, Eporedia, Eponina etc.), und hob die Stelle des Plinius H. N. III, 17 „Eporedias Galli bonos equorum domitores appellant“ hervor. Dagegen konnte aber bemerkt werden, dass auch sonst eine Uebereinstimmung zwischen altitalischen und Celtischen Wortstämmen vorkomme. Es sei unbestreitbar, dass der Stamm „Ep“ in der Bedeutung von Pferd ein Gallischer sei, eben so unbestreitbar aber, dass in der oscischen Sprache, wie „pitpit“ für „quicquid“, „epus“ für „equus“ gesagt werde. Somit blieb die Frage vom etymologischen Standpunkte aus unentschieden; eines gab jedoch der Gallischen Ableitung einen gewissen Vorzug. Die Namen der italischen Gottheiten auf „ona“ sind lang; in Epona ist nach Juvenal das o kurz, wie z. B. in den Namen der Celtischen Divona (Auson. de clar. urb. 13). Einen andern Beweis für ihren italischen Ursprung fand man noch darin, dass wir für ihre Verehrung bei den Galliern kein ausdrückliches historisches Zeugniss, wohl aber bei den Römern hätten, und dass sie treff-

Digitized by Google

lich zu dem uns bekannten System der altrömischen Religion, zu ihren verschiedenen „diis campestribus“ passen würde. Juvenal. Satyr. 8, 157 macht sich über einen Junker lustig, der während eines feierlichen Opfers wie ein Stallknecht bei der Epona schwört; Tertull. „ad nationes“ I, 11 geisselt die Heiden, dass sie mit ihrer Epona auch ihre Esel und Lastthiere verehrten (cfr. Apologet. c. 16); Apulej. Miles. lib. III, 27 erzählt, dass ihr Bild mit Rosen umkränzt am Mittelpfeiler der Ställe prange etc. Es ist so ihr altitalischer Cultus wohl bezeugt; auch passt sie wirklich gut zu den andern Göttinnen, der Bubona, der Mellona, der Pales etc. Aber eine viel grossartigere Bezeugung ihres Celtischen Cultus geben die vielen ihr geweihten Inschriften aus allen Ländern, in welchen die Celten sich niederliessen, aus Oberitalien, Vindelicien, Britannien, Helvetien, vorzüglich aber auch hier wieder aus dem Belgischen Gallien und den Rheinischen Grenzprovinzen. Grade bei ihnen, dem kriegerischen Volke, das sich durch seine Ritterschaft und Reiterei, den besten Bestandtheil der Römischen, auszeichnete und seine besondern Pferdebändiger hatte, musste die Epona neben oder unter den „matres“ eine grosse Rolle spielen; sie stand hier in einem andern höhern Ansehn, als in Rom, wo man bei den olympischen Göttern wohl die Stallgöttin zur Zielscheibe der Satyre machen konnte, Auch die Römer hatten also eine Pferdegöttin; sie heisst auf einer Münze (cfr. Seguin selecta num. p. 12) sicher „Hippona“, eine Bezeichnung, die sich neben der andern „Epona“ in allen oben angezogenen Stellen findet. Diese mit der Epona sprachlich und sachlich verwandte Hippona (*Ἔππιος* heisst ja auch der Erbauer des trojanischen Pferdes) ward aber in Folge der Berührung der Römer mit den Völkern Galliens in die weithin verehrte Epona umgewandelt oder verklärt.

So erklärt sich denn nun auch ihr Cultus in der Schweiz. Die Reitkunst verstand man ja auch hier bestens; es wird einer eigenen Abtheilung Walliser Reiter (ala Vallensium) und auch sonst unter Englischen und Deutschen Reitercorps der Helvetischen Reiter gedacht. Beweisend für diesen Cultus ist der Name

Digitized by Google

Bonstetten oder Eponstetten, der Name eines im Kanton Zürich, nicht weit von Lunnern liegenden Ortes, wo wir auch noch auf eine andere Spur desselben stossen. Andere unsichere Namen lassen wir bei Seite. In Solothurn weihte ihr der schon genannte Opilius Restio einen Sacralstein. Er nennt sich auf ihm ausdrücklich einen Legionssoldaten (miles), einen „immunis cons.“, einen der laufenden Dienstpflicht vermöge persönlicher Vergünstigung durch einen „consul“ oder „consularis“ enthobenen, einen „curator“ des Ortes (CURASA.NS.VICO.SALOD.), „cura. Salens.“ nach Orelli „inscript. Helv.“ 215, wohl besser als das umschreibende, im Plural nicht gebräuchliche „curas agens vico Salodurd“, was Mommsen N°. 219 vorschlägt. Als solcher konnte er jeder Göttin eine Inschrift weihen, die eine besondere Beziehung zu dem Orte hatte. Die Truppenzüge auf der grossen Militärstrasse, der Transport von Waffen und Lebensmitteln für die Truppen am Rhein machten den „vicus“ zu einem belebten. Opilius Restio hatte also guten Grund, eben so wie die Einwohner des am stumpfen Thurm gelegenen Belginum auf der Strasse von Bingen nach Trier, ein solches Denkmal der Schutzgöttin des Fuhrwesens und der Lastthiere zu setzen. Ob Opilius Restio ein Römer oder Helvetier war, ist gleichgültig; die Endung auf „io“ ist eine Celtische, aber auch Lateinische. Der bis zu den Römern gedrungene Cultus der Gallischen Epona war auch ein Helvetischer. Noch andere Gewährsmänner für ihn sind der bestimmt ausgeprägte Name der Göttin auf einem Töpfergeschirre von Lunnern, das in einen Zusammenhang mit dem genannten Bonstetten gesetzt werden kann, und ein auf dem Feld ganz nahe bei dem Kloster Muri im Aargau aufgefundenes Bildwerk in Bronze, eine Göttin in der Mitte zwischen zwei Rossen darstellend, das nach der ganzen künstlerischen Behandlung, der Kleidung, der thurmähnlichen Kopfbedeckung, dem faltenreichen Gewande, dem blossen Halse, den kurzen Aermeln auf die Gallische Epona bezogen werden muss (cfr. de Bochat „mémoires critiques“ II, p. 595).

In ihre Gesellschaft haben wir ferner noch eine Göttin Naria und Artio zu bringen. Auf der Vorderseite eines Altar-

Digitized by Google

steines aus der Umgegend von Neuenstadt, wo eine alte Stadt, Namens Nugerol oder Nogerol, stand, liest man die Worte: „Nariæ Nousantiæ T. Frontinus Hibernus“, auf der Rückseite: „Marti sacrum T. Frontinus genialis“. Wir würden jedoch über diese Gottheit im Unklaren bleiben, wenn wir sie nicht noch einmal im Kanton Bern zu Muri, einem classischen Boden, träfen, wo nach den Fundstücken und der Begräbnisweise Römisch-Celtische Provinzialen ihren Wohn- und Lagerplatz hatten. Schon früher (1656—1660) fand man hier eine Grablampe von Bronze oder besser eine sie bildende Panin mit Ziegenfüssen, Hörnern und Schwanz nebst ihrem Jungen; im Jahr 1832 noch ein ganzes kleines Museum, nicht weniger als acht bronzene Bildwerke, unter ihnen die drei capitolinischen Götter, den Jupiter, die Juno und Minerva, dann aber auch unsere Göttin mit der Inschrift: „deæ Nariæ reg. Arure Cur. Feroc. L.“ Der ähnliche Wortlaut ist nicht zu verkennen; sie war die Schutzgöttin des Aargebietes, welches man von hier aus weit überschaut, nicht also eine Fluss-, sondern den Worten nach, eine Feldgöttin, eine „dea campestris“ mit bestimmter lokaler Beziehung. Wir kennen eben so „matronas Pannoniorum et Dalmatarum, Brittas, Gallaicas“, als „Matronas Gabias, Malvisias, Gesatenas, Treviras“; sie erhielten also ihre Namen eben so von ganzen Ländern, als einzelnen Gegenden. Ein Gleiches gilt von der hier ebenfalls entdeckten Artio. Ihre Inschrift ist zwar nichts sagend: „deæ Artioni Licinia Sabinilla“; dagegen ist es bedeutungsvoll, dass sie mit der Rechten eine Patera, mit der Linken Früchte im Schooße hält, ein von der linken Schulter über das Untergewand herabhängendes faltenreiches Obergewand und ein thurmartig emporragendes Stirnband trägt, und neben ihr zur Linken ein mit einem Fruchtkorb geschmückter Altar und zur Rechten ein Eichenbaum steht. Grade das sind nämlich auch die Attribute der Muttergöttinnen; der Eichenbaum insbesondere führt auf ihren Celtischen Charakter. Beide Göttinnen, vielleicht im Grunde eine, erscheinen somit als lokalisirte „deæ campestres“, und bieten eben so wie diese einen Beitrag zur Charakteristik des Helvetischen Naturcultus.

Digitized by Google

Auch die Götter des Waldes fanden in dem waldreichen Lande ihre Verehrung. Wir besitzen eine Inschrift zu Genf, welche Sanctius Marius oder Marcus, ein „civis Helveticus", wie es ausdrücklich heisst, für die Wohlfahrt der Schiffleute oder Flözer des obern Wassers dem Silvanus weihte (75 bei Mommsen). Diese Flözer holten nämlich aus dem Lausanneerwalde, wo die schönsten Weisstannen wuchsen, ihre Segelbäume. Diesem Gott gilt desshalb auch eine andere Inschrift in dem benachbarten Vevey von einem „Sper. Ursulus, beneficiarius" der 20. Legion (132 bei Mommsen). Wo jetzt die Kirche der heil. Clara steht, ward früher Silvan verehrt. Diess wäre freilich nur der Römische Silvanus; auch die alten Gallier kannten aber einen „Sylejanus", mit den „sulevis" verwandt, der leicht in den Römischen Silvan umgewandelt wurde. Sie hatten, wie die Deutschen, ihre Waldgeister und Waldgötter (Dusii), unter denen er den ersten Platz einnimmt.

Es gehören hierher ferner noch die Gottheiten der Wege. Wir haben zwei Inschriften, den „bivis et trivis, quadruvis", oder auch „tribuis" und „quadrubis" geweiht (bei Mommsen 157 und 158). Die letztere wurde auf der Strasse von Aventikum nach Salavaux und Valamand auf einem Kreuzwege gefunden. Die Art der Schreibweise, die Verwechslung des v und b führt uns auch hier auf Provinzialen als Verfasser. Die Wald- und Feldgötter drängten von selbst auf ihre Annahme. Es war grade auf den Kreuzwegen eine höhere Leitung und Führung nöthig; noch jetzt tummelt sich desshalb der Aberglaube auf ihnen herum. In der Schweiz war aber diese Leitung doppelt nöthig.

Einen verwandten Charakter nimmt auch der Bacchuscultus an. Die Celten waren gute Weinbauer; eben desshalb verehrten sie schon vor der Römerzeit einen Gott des Weines. Es gab Frauen, die, wenn auch in keuscherer Weise, als Bacchantinnen einen Tempel desselben auf einer Insel an der ausmündenden Loire bedienten (Strabo). Von Südfrankreich hatte sich nun auch der Weinbau in Helvetien Eingang zu verschaffen gewusst. Die sonnigen Ufer des Lemanersees luden zu demselben ein. Somit musste auch der Cultus des Weingottes mit hierher

Digitized by Google

verpflanzt werden. Dieser ging zur Römerzeit ganz in dem Bacchuscultus auf, erhielt aber auch etwas mehr lokalen Charakter. Ein der berühmten Familie der Severe angehörender Römer, der die Segnungen dieses Gottes zu würdigen wusste, errichtete ihm zu S. Prex unweit Morges eine Statue mit der Inschrift: „Libero, patri Coelicensi." Den letztern Beinamen erhielt er eben durch seine lokale Beziehung. Cully mit seinen sanftgewölbten Anhöhen ist bis jetzt ein Hauptsitz des Weinbaues in der Schweiz geblieben. So tritt dieser Cultus als ein einheimischer auf, an den sich aber der Römer gern anschloss. Auch das Standbild eines Bacchantin wurde hier aufgefunden.

So bevölkert sich die alte Schweiz mit Göttern und Elementargeistern aller Art; es geschieht dies aber auch noch durch bestimmte Gau-, Stadt- und Personalgeister. Beginnen wir mit den Gauen. Es ist uns zu Münchweiler (Aventikum) in der Kirchenmauer ein Monument erhalten, welches dem „genius pagi Tigorini Gracchus Paternus" mit seiner Frau „Scribonia Lucana" errichtete (cfr. Mommsen 159). Natürlich konnte dieser „genius" auch hier Verehrer finden, wenn ihm auch der Ort, wo der Sacralstein gesetzt wurde, nicht geweiht war. Es ist nun zwar eine Inschrift von Kloten bei Zürich, nach welcher beide Personen versichern, ihr Gelübde gegen den „genius pagi Tigorini" gelöst zu haben, unvelt; nichtsdestoweniger lässt sich aber annehmen, dass die beiden genannten Personen, früherhin im Kanton Zürich verweilend, den „genius" in frommem Andenken ehrten. Eine Translocirung des gewöhnlich im Osten der Schweiz gesuchten „pagus Tigorinus" nach Aventikum lässt sich so mit dieser Inschrift nicht hinreichend rechtfertigen. Sicher gab es aber einen „genius pagi Tigorini". Ebenso scheint eine andere Inschrift dem „genius pagi Verbigeni" zu gelten. Ein gewisser Suecconius Domesenus (ein offenbar Celtischer Name) liess ihm einen Altar zu Solothurn errichten. Freilich streitet man noch über das wichtigste Wort. Orelli liest (246) „urbigenus". Drei von ihm genannte Augenzeugen, alle drei tüchtige Alterthumsforscher, lasen so (Lüthi von Solothurn, Zaeslieder von Bern, Schulthess von Zürich). Schöpflin und Haller lesen

„Vesbig.“; U und E seien in einander geschlungen. Mommsen (Nro. 220) erklärt sich für die Lesart „genio public.“ Selbst diese ganz abweichende Lesart würde aber in Bezug auf unsern Zweck denselben Beweis, nämlich den für die Annahme eines Genius dieser Gegend an die Hand geben.

Was die Städte anbetrifft, so wird eine „dea Aventia“ genannt. Drei Inschriften von Münchweiler auf dem Boden des alten Aventikum nennen sie (cfr. Mommsen 154, 155, 156). Sie wurden derselben von den dortigen Curatoren der Colonie gesetzt. Sie ist nicht irgend eine von den Bewohnern der Stadt besonders verehrte Göttin höheren Ranges, sondern die personificirte und deificirte „Aventia“ selbst, das deificirte Kom der Schweiz. Sie ist deshalb grade so alt, wie der Glanz dieser Stadt selbst, also ohne Zweifel mit der Römerherrschaft in ihre Schutzherrlichkeit eingesetzte Stadtgottheit, der ebenso die Römischen Colonisten, als die dort angesiedelten Eingebornen huldigten. Ausserhalb der Ringmauern der alten Stadt finden wir keine ihr geweihte Inschrift; sie wurde eben nur hier verehrt. Es findet sich auf einer der drei Inschriften neben ihr der „genius incolarum“; nach dieser Verbindung kann somit bei ihr nur an eine Lokalgottheit gedacht werden. Dieser „genius incolarum“ war nach der schon oben angezogenen Inschrift Apollo (bei Mommsen 164); neben ihm bedurfte aber die Stadt noch einer Schutzgöttin, die sich einzig der Sorge für ihre Angelegenheiten weihte. Anderer „genii loci“ wird auch noch in den Inschriften Genfs und des alten Lousonium gedacht.

Sonst finden wir in der Schweiz auf ihre Romanisirung nur noch den Cultus, den man auch anderwärts wie den Schutzgöttern der Kaiser, so ihnen selbst und den Kaiserinnen brachte. Dankbarkeit kannten die Schweizer auch gegen die ihnen besonders günstigen, um die Cultur und Wohlfahrt des Landes sich verdient machenden Kaiser. Auch hier wurde ihnen somit die verdiente Verehrung zu Theil; neben den „genius incolarum col. Hel.“ treten so verdienter Weise die „numina Augustorum“. Entehrende Schmeicheleі lässt sich aber dabei nicht nachweisen. Es ist vielmehr charakteristisch, dass man mehr den „numinibus

Digitized by Google

Augustorum", den sogenannten „custodibus, conservatoribus et tutoribus" derselben, als ihnen selbst und den übrigen Inschriften und Altäre weihte und sie etwa nur mit dem „Epitheton divus" und „pius", noch häufiger aber mit andern ihre bürgerliche und kriegerische Wirksamkeit charakterisirenden Bezeichnungen ehrte. Am meisten Eingang wusste sich übrigens der Kaisercultus in dem mit Italien am engsten verbundenen Wallis zu verschaffen. Hier wird auch der „divus Augustus" als „patronus" der „Seduni" und „Nantuates" in Inschriften verherrlicht (cfr. Mommsen 8 und 15).

Es spricht sich somit in dieser ganzen Götterwelt ein vergeistigter Naturkultus und zwar speziell der grossartigen Schweizernatur mit ihren Wundern und Segnungen aus, ein Cultus, der aber noch höher steigend auf die bürgerlich-gesellige Ordnung und auf die das Volksbewusstsein im tiefsten Grunde bewegenden Ideen seine Beziehung hat. Nicht nur aber die Götter, welche verehrt, sondern auch die, welche nicht verehrt wurden, haben dabei eine Bedeutung. Es gilt das von dem schon berücksichtigten Kaisercultus; es gilt das ganz besonders auch von dem Cultus der weiblichen Gottheiten. Wer einmal durch die Räume von Pompeji und Herkulanum gewandert ist, wird eine sehr anschauliche Vorstellung von dem unreinen und unkeuschen Leben der Römer jener Zeit mit fortgetragen haben. Einzelne Römer verpflanzten diese Ueppigkeit und Lüsternheit auch auf den fremden Boden, wie uns diess die Alterthumsforschung in Betreff Aventikums verrathen hat; bei den Helvetiern fand aber dieselbe keinen Eingang. Hier ward nicht ein Bacchus- und Venusdienst mit dem langen Zuge unsittlicher Gebräuche und Orgien einheimisch; wo sie auftreten, treten sie in einer geweihteren Gestalt auf. Auch hier gab es wilde Leidenschaften, welche die Römische Cultur nur allmälig zügelte, nicht aber eine tief gewurzelte Lasterhaftigkeit. Es reflectiren sich jene in dem ältern finstern Religionssysteme der Gallier; bald aber trat die himmlische Venus, die keusche Liebe einhauchende, für die geregelte Fortpflanzung sorgende, überhaupt aber die ganze Natur befruchtende Diana — Mylitta neben die Arduenna —

Digitized by Google

Diana, die sich immer mehr in das Dunkel der Wälder zurückzieht. Diese ist nun auch so recht die Gottheit der Schweizer, Keuschheit und Reinheit des Leibes, mit welcher Keuschheit und Reinheit der ganzen Gesinnung zusammenhängt, somit so recht ein Grundzug des Nationalcharakters.

In diese so gestaltete religiöse Anschauungs- und Vorstellungsweise trat nun das Christenthum ein. Es hatte eine negative und positive Aufgabe; es hatte vor Allem gegen dieselbe aufzutreten. Die alten Legenden enthalten nun auch alle eine Predigt gegen die „idola", die jetzt erst recht klar werden durfte. Die Zürcher Legende lässt Decius ausdrücklich auf die Verehrung des Jupiter und neben ihm des Merkur dringen. Ebenso wird klar, wie der noch jetzt herrschende Volksaberglaube die gewonnene bestimmte Gestaltung gewinnen, wie man z. B. den Teufel, auf den man allen heidnischen Cultus zurückbrachte, bald als grünen, bald als schwarzen Herrn mit einem breitrandigen Hute auftreten und in den Eichenwäldern sein Spiel treiben lassen, wie man fortdauernd den Mistel des Birnbaums und der herkömmliche Verehrung zollen und an den Druidinnen sehr ähnlich gezeichnete Hexen etc. glauben konnte. Zugleich wird aber auch klar, was uns hier das Wichtigste ist, wie die neue christliche Anschauungs- und Vorstellungsweise grade die vorliegende Gestalt in ihrem innersten Kerne und auch in den einzelnen concreten Formen gewinnen konnte. Allerdings trat das Christenthum entschieden gegen das alte Götzenwesen auf; man wandte den Idolen, wie es die alten Kunstprodukte sagen, den Rücken zu und lauschte auf das neue Lebenswort. Das ist aber nur die eine Seite der Sache; mit einem Schlag liess sich der alte mächtige Stamm nicht fällen. Das Christenthum blühte aus ihm nur wie ein edles Pfropfreis hervor. Es pflanzten sich die alten Formen und Anschauungen in christlich modifizirter Gestalt fort, wenn sie sich nicht geradezu mit den heidnischen in eigenthümlicher Weise vermischten und mengten, was ebenfalls geschah.

So wurde man auch hier den alten Götterglauben nicht ganz los; es fanden sich, wie anderwärts, polytheistische Momente, wenn auch in verklärter und gereinigter Gestalt, wiederum

Digitized by Google

ein. Man hatte ein Mittelglied zwischen Erde und Himmel zu befestigen, um den letzteren nicht schlechthin aus den Augen zu verlieren; es geschah dasjenige, um sich greifenden Märtyrer- und Heiligenverehrung. Ihre intercessorische Thätigkeit, um die sich der Bischof Silvius nach Eucherius Wunsche verwenden soll, verwandelte sich allmälig in eine unmittelbar eingreifende; sie vermögen den Naturlauf stets zu durchbrechen, Wunder zum Heile der Kirche und der Frommen zu wirken, ja nicht bloss sie, sondern auch ihre Gebeine, oder so recht ihre Gebeine, als das sinnenfälligste Substrat. Auch ein Agitus konnte mit Rücksicht auf die Jakobsleiter lehren, dass die Engel auf ihren Sprossen aufsteigen, um unsre Gebete aufwärts zu tragen, darauf aber niedersteigen, um das Erbetene uns einzuhändigen (cfr. sermo in dedicatione ecclesiæ archangeli Michaelis); auch er konnte den Pabst Symmachus inständigst um Reliquien (venerabilium reliquiarum præsidia) ersuchen, nachdem er schon einmal solche erhalten (epist. XXVII); auch er endlich dem Bischof von Jerusalem für ein Stückchen Holz vom heiligen Kreuz das angemessene Lob spenden, dass er mit seinen geheiligten Reichthümern die Armuth des Abendlands in Reichthum und die Finsterniss in Licht verwandelt habe und von ihnen wie wirksamen Lebensmächten gefördertes religiöses Leben und äussern Schutz hoffen (epist. XXIII). Der Arianismus der Burgunder half dabei nach; er, der neben den höchsten Gott ein untergeordnetes Wesen stellte, belebte die alte polytheistische Anschauung. Die noch tief in sie versunkenen germanischen Stämme griffen deshalb gern nach demselben. So trat denn der Engelfürst Michael an die Stelle des alten Götterfürsten oder des Merkurs, an die Stelle des alten Mars Mauritius mit seinen Genossen, Christus, die Lebenssonne, an die des Beltinus Apollo; die alte Himmelskönigin macht der neuen Platz, der wohl auch der Mond, das Sinnbild ihrer Vorgängerin zu Füssen gelegt wird, die alte Diana-Isis nebst den Muttergöttinnen weicht der Verena, die im Schweizerischen Tannhäuser immer für die Venus steht, der Regula etc. Bei diesen Umwandlungen machte sich aber das christliche Element entschieden geltend. Der Erzengel Michael schuf

und wirkt in ähnlicher Weise, wie Merkur; seine helfende Thätigkeit ist aber eine vom sittlich-religiösen Geiste getragene, eine stets Recht und Gerechtigkeit und wahre Frömmigkeit schützende und befördernde. Mauritius ist, wie der alte Mars, ein tapferer Krieger; er ist aber ein Gottesdienstmann, ein Streiter zu Gottes Ehre. Seine Tapferkeit, wie die der Seinigen, bewährt sich in dem mit aller Treue und Hingebung erduldeten Märtyrerthum, dann aber auch in dem sittlichen Muthe, der mit Entschiedenheit den Hohen und Mächtigen der Erde da entgegentritt, wo es sich um unveräusserliche Menschenrechte handelt. Maria wird die reine geweihte Mutter Gottes, die Verena und Regula werden „matronæ“ und „matres“ im christlichen Sinne, Muster echter Sittenreinheit und Keuschheit, treuer mütterlicher Fürsorge und Liebe, Lokalheilige die Begründer einer christlichen Civilisation und Denkungsweise.

Abgesehen von dieser charakteristischen Umgestaltung und Verklärung des alten nationalen heidnischen Elementes findet sich Nichts, was ein besonderes Interesse darböte. Man hielt sich sonst ganz dem Zeitgeiste gemäss, die eigene Unmündigkeit anerkennend, in Glaube und Lehre an das herkömmlich Traditionelle, an die geheiligten Autoritäten und verketzerte einander je nach etwaigen Differenzen ohne ein tieferes Forschungs- und Wahrheitsinteresse. Ein merkwürdiges Beispiel hierfür ist die „collatio S. Aviti cum Arianis“. Gundobald veranstaltete dieses Gespräch zu einer Zeit, wo er noch mit seinem Bruder Godegisel regierte, schon aber eine Missstimmung und Fränkische Einmischung eingetreten war (Chlodovæum sollicitare fratrem erga se). Gundobald glaubte jedoch nicht, dass derselbe sich so weit vergessen würde, als er es that, konnte also wohl noch bei dem Frankeneinbruch Hülfe von ihm verlangen. Sie fand also vor 499 statt. Remigius von Rheims hatte sie bei seinem Bekehrungseifer eingeleitet und die katholischen Bischöfe Frankreichs und Burgunds nach Lyon aufgeboten, um Gundobald auf seinem nahen Sitze (Sarbiniacum) aufzusuchen und ihn um dieselbe zu ersuchen. Avitus ward ihr Wortführer: wenn der König Frieden in der Kirche begründen wolle, so seien sie be-

Digitized by Google

reit, ihren Glauben öffentlich als den echt evangelischen und apostolischen nachzuweisen. Der dem katholischen Frankenkönig Zürnende legte ihnen vom praktischen Standpunkte aus die Frage vor, warum sie es mit ihrem sogenannten rechten Glauben nicht verhinderten, dass der Frankenkönig auf seinen Untergang sinne. „Non est fides, ubi appetentia alieni et sitis sanguinis populorum" waren seine gewichtigen, tiefgreifenden Worte. Avitus wich ihm geschickt aus (er kenne die Motive des Frankenkönigs nicht) und führte ihm dagegen die Bibellehre zu Gemüthe, dass die vom Gottesgesetz abweichenden Könige und Grossen gestürzt werden würden. Gundobald gab den ihm zu Füssen Fallenden nach; das Gespräch sollte aber vor wenig Theilnehmern abgehalten werden, um nicht noch ärgeren Zwiespalt oder einen Volkstumult zu veranlassen. Gundobald hatte das ganz weise angeordnet; die schon oben erwähnte Nachtwache beim Grabe des h. Justus lässt auf den Fanatismus und seine Beweismittel einen Schluss machen. Bei der Verhandlung selbst konnte nichts herauskommen. Wir hören die eine Parthei nur die alten herkömmlichen Auseinandersetzungen über den „unus in essentia" und „trinus in personis", über die Gleichewigkeit und Gleichwesentlichkeit des Sohnes mit dem Vater wiederholen; die andere soll nach der partheiischen Relation gar nichts für sich zu sagen, keinen der gewichtigen Gründe des Avitus zu widerlegen vermocht, sondern nur die gewöhnlichen Vorwürfe der Vielgötterei und Zauberei gegen die Katholischen ausgesprochen und ihr Wortführer Bonifacius das, was seinen Worten an innerer Kraft abging, so durch eine Stentorstimme ersetzt haben, dass er vor Heiserkeit im Redefluss stecken geblieben sei. Der heilige Justus ist es zuletzt, an den die Katholischen dem Zeitgeiste gemäss appelliren.

Andere dogmatische Verhandlungen schliessen sich an diese in Inhalt und Form an. So hatte Gundobald dem Bischof Chartenius die Frage vorgelegt, ob Christus schon vor seiner Incarnation an der göttlichen Substanz Theil gehabt habe. Dieser, in Bezug auf die verlangte Beweisführung etwas verlegen, wandte sich an Avitus, der sich nun auf Schriftstellen (Jes. 9, 6. Röm.

Digitized by Google

9, 5. Joh. 8, 57) berufen, um die Göttlichkeit und Ewigkeit des Verbum vor seiner Menschwerdung nachzuweisen (ep. XXVIII). Eine andere ähnliche Frage war die, ob der heil. Geist als ewig oder als ein Geschöpf (creatus an creator) angesehen werden müsse. Avitus antwortet darauf ganz im kirchlich orthodoxen Sinne und dringt im Siegesgefühle auf ein entschiedenes Verfahren des Königs gegen anders lehrende Priester (ep. I). Die eutychianische Ketzerei musste dem arianischen Könige besonders verhasst sein; er hätte sie gerne ganz ausgerottet und veranlasste deshalb seinen Erzbischof, die schlagendsten Stellen gegen dieselbe aus der Schrift zu ziehen. Er wollte so den mit ihm auf freundschaftlichem Fusse stehenden Kaiser Anastasius und auch Andere vor der Ketzerei verwahren und die schon Angesteckten heilen. Avitus entsprach dem Ansuchen, stellt eben so die Einheit der Person, als die doppelte Natur Christi durch alt- und neutestamentliche Bibelstellen fest und tritt vorzüglich mit grosser Entschiedenheit und überzeugender Beweisführung gegen eine doketische Verflüchtigung des historischen Christus auf. Er thut diess in zwei Briefen (ep. II u. III). Diese Briefe sollen nach Gregor von Tours (lib. II, 34) kräftigst beigetragen haben, diese Hæresie in der Kirche zu unterdrücken; Neues lässt sich jedoch aus ihnen nicht lernen. Auch als Sigmund späterhin zum katholischen Glauben überging, war es nicht sowohl eine tiefere Ueberzeugung, als Autoritätssache, die Ehrfurcht und Scheu vor dem Kirchenglauben, die Wucht grade dieser Autorität, die immer ihr Wort: „redi cum populo tuo ad legem dei et dabit pacem in finibus tuis“ wiederholte, welche den schwächeren Charakter überwältigte. Avitus traute aber dem neugebornen Sohn der Kirche wenig; er hielt es für nöthig, ihn wiederholt vor der arianischen Ketzerei zu warnen (ep. XXIX u. XXX). Eben deshalb ward auch der katholische Glaube nur äusserlich eingeführt; sicher dauerte die mit dem Arianismus in Verbindung stehende Vielgötterei fort und gewann eigentlich mit dem durch Sigmund beförderten feierlichen Cultus der Agaunensischen Märtyrer seine höchste Blüthe.

Digitized by Google

Wenden wir uns noch speciell an die Concilien, so kommen wir auf das vorige Resultat zurück. Die zu Agaunum abgehaltene Versammlung kann nicht genug hervorheben, wie kein Mensch vermöge, den einzelnen Heiligen nach Verdienst Kirchen aufzurichten. Die Andern lassen es bei dem durch kirchliche Autorität geheiligten Glauben. Es war eben deshalb in Bezug auf denselben wenig festzusetzen; es wird nur etwa auf Beseitigung alles Umgangs mit den arianischen Ketzern gedrungen (concil. Epaon. can. XV). Was den Volksaberglauben anbelangt, so tritt zwar das „concil. Agathense“ (506) im 42sten Canon gegen die „augoria et sanctorum sortes et quarumcunque scripturarum inspectiones“, gegen diese „ficta religio“ sehr entschieden auf, eben so wie das „concil. Aurelian. I (511); umsonst, man konnte dem schon Bemerkten gemäss nicht durchdringen. Das „concil. Epaonense“ unter Avitus hatte nach dem Vorgange bei der „collatio“ gute Ursache; hierüber stillschweigend wegzugehen. In einem der spätern Zusatzartikel aus andern Concilien dieser Zeit spricht das „concil. Agathense“ (can. LVIII) auch noch gegen die „clericos magos et incantatores“ und die „phylacteria, quæ sunt magna animarum obligamenta“, d. h. es erkannte noch die Befangenheit und Unruhe an, welche die Gemüther bei Annahme solcher äusserer magischer Schutzmittel, die auf keinem sittlichen Grunde beruhen, erfassen musste. Es konnte dieser Canon aber eben so wenig, wie der frühere, durchdringen. Die Annahme dieser Amulette war zu eng mit den polytheistischen Ueberresten, mit dem Daimonenglauben der Zeit verwebt, als dass man sie, ohne zugleich die Axt an die Wurzel zu legen, hätte beseitigen können. Die Waffen, deren man sich gegen diese Mächte bediente, waren durch die Angriffsweise bedingt. Die magischen Einwirkungen erforderten auch magische Schutzmittel. Unter den andern Concilien der Zeit behandelt nur das zu Orange 529 unter Cæsarius abgehaltene die Lebensfrage des Abendlandes, die Frage in Betreff der Freiheit und Gnade, in etwas frischerer Weise. Wie diese Frage überhaupt einem tiefern praktischen Lebensbedürfnisse ihren Ursprung verdankte, so bildet auch ihre Neubehandlung den dogmatischen

Digitized by Google

Glanzpunkt dieser Zeit. Wir haben jedoch keine Spur, dass sie in der Burgundischen Schweiz bei andern dogmatischen Interessen grossen Anklang gefunden hatte. Selbst Avitus hat sie nicht zum Gegenstande einer tiefern Untersuchung gemacht; die Polemik gegen die Arianer, die Leugner der Gottheit Christi, gegen den monophysitischen Doketismus umschreibt den Horizont seines dogmatischen Denkens.

In der Rhætischen Kirche herrschte ohne Zweifel ein mehr praktisch-religiöser Geist; der Märtyrer- und Reliquiencultus kam hier nicht in gleicher Weise in Umschwung. Man lebte hier unter dem mächtigen Eindrucke der Wirksamkeit eines Valentin und Severin, die, keine dogmatischen Spitzfindigkeiten kennend, einem einfachen biblisch-praktischen Christenthum huldigten (cfr. Sirmondi opera Tom. II P. 659 — Severini episcopi doctrina). Die Unterschrift des Abundantius für den Churer Bischof Asimo zeigt uns aber, dass auch hier der kirchliche Autoritätsglaube zu seiner Geltung kam. Späterhin musste unter der Gothenherrschaft der Arianismus um sich greifen; wir werden desshalb nicht fehl greifen, wenn wir bei aller Anerkennung der fortwirkenden praktischen Richtung dieser Kirche die Dogmatik derselben derjenigen der Schweizerisch-Burgundischen Kirche so nahe als möglich rücken.

2. Der christliche Cultus.

Der Cultus, das dem Dogma entsprechende fromme Thun in der Gemeinschaft, schloss sich eben so an den schon bestehenden, wie jenes an den alten Glauben an. Auch die Celten hatten ihren schon ziemlich ausgeprägten Cultus. Von vorn herein war die Natur selbst, die sich zu Domen wölbenden stillen und dunkeln Haine, vorzüglich die Eichenwälder mit ihren mächtigen Bäumen die Tempel ihrer Gottheiten. Bilder derselben brauchten sie nicht; Tag und Nacht standen sie im Lichtglanze vor ihnen. Mit der Verfeinerung dieser Naturreligion mussten sie sich aber wohl einfinden; die personificirte Natur führte auch auf eine dieser ihrer Personification entsprechende Form der Verehrung. Die ersten rohen Versuche der

Digitized by Google

bildenden Kunst wurden Versuche, Göttergebilde zu gestalten. So nahmen die „idola“ und „simulacra“, anfangs nur rohe Steine, wie durch höhere Macht an ihre Stelle hingeschleuderte erratische Blöcke (noch jetzt Heidensteine genannt), allmälig auf eine gewisse Gruppirung (Deck- und Gnappsteine) auch eine künstliche Bearbeitung an. Es entstanden gehauene Steinpfeiler (Menhirs) und silhouettartige Felsgestalten, wie der Freistein zu Attiswyl und „la fille de mai“ im Bisthum Basel, ein zu einer weiblichen Gestalt bearbeiteter Kalkfels, Holzsäulen etc., die anfangs nur etwas Symbolartiges, bald aber charakteristische Gliedmaassen und Geberden erhielten. Diese wurden dann in den heiligen Hainen auf einem Piedestal oder einer Säule aufgestellt und wohl auch mit einer Schutzdecke gegen die Witterung versehen. Von hier aus bis zur Errichtung eigentlicher Tempel war der Schritt nicht zu gross. Es lassen sich in der Schweiz zwar keine solchen aufweisen (die Natur hatte hier schon selbst mit ihren Höhlen und erhabenen Punkten für solche gesorgt); wohl aber haben uns fleissige Alterthumsforscher mit Steinkreisen und Steinpyramiden in der Mitte, ferner sehr umfangsreichen Opferplätzen in der geheiligten Kreisesform bekannt gemacht, die sich fast wie die Grundlage zu Tempeln ausnehmen, welche wir auch anderwärts, den colossalen Celtischen Bauwerken entsprechend, nach grossartigen Verhältnissen in gleicher Form ausgeführt finden. Unter der Römerherrschaft traten neben sie und die alten Naturtempel, die auch noch ihre Gemeinde fanden, die Römischen; solchen begegnen wir auch in der Schweiz, z. B. in Genf, Aventikum und Baden.

In diesen Tempeln wurde zu bestimmten Zeiten den alten Gottheiten gehuldigt. Mittags und Mitternachts ward täglich dem Charakter des alten Sonnen- und Mondcultus gemäss für das Wohl der Nation und Provinz geopfert; sonst gab es noch Wochen-, Monats- und Jahresfeste. Der „dies Mercurii“ war der besonders heilige Wochen- oder der eigentliche Sonntag, der 6te jeden Monats nach der heiligen Zahl der Tag, an dem sie ihre Feste, z. B. das der Eichenmistel, abhielten, der Maimonat „mit der Frühlingslüfte Wehn“ der heilige, die Neumonde und

Digitized by Google

Solstitien geweihte Festtage. An allen diesen Festtagen wurde gebetet und geopfert. An Freudenfesten umzogen Blumenguirlanden die heiligen Statuen; die Sinne erfreute Alles, was sie ergötzen kann. Es gab aber auch ernste. Der Menschenopfer haben wir schon gedacht; Luc. Phars. III, 399 gibt eine lebendig schauerliche Schilderung von einem Opferhain bei Marseille, wo jeder Baum mit Menschenblut besprengt gewesen sein soll. Diese Opfer entsprechen ganz dem Charakter des alten celtischen Religionswesens und noch weiter zurück dem zur Grausamkeit sich hinneigenden Charakter der Celten. Die Celten waren es aber nicht allein, die sich diese Grausamkeit zu Schulden kommen liessen; wir finden sie bei den verschiedensten Völkern. Die tiefere Idee bei solchen Sühnopfern, Leben um Leben, fand so ihre entsprechendste Verwirklichung (quod pro vita hominis nisi hominis vita reddatur, non posse aliter deorum numen placari arbitrantur Cæs. de bello Gall. VI, 16). Zu Cæsars Zeit verwandte man aber zu denselben nur noch verurtheilte Verbrecher als das den Göttern angenehmere Opfer; ihre Opferung ward auch ihre wohlverdiente Strafe. Bei ihrem Mangel allein wandte man sich zu den „innocentes", solchen, die sich freiwillig für das Gesammtwohl hingaben, damit einen Platz unter den Göttern zu gewinnen glaubten (Petron. Satyr. sub fine) und allerdings ebenso wie alle ausgezeichneten Männer beim Tode und auch nach demselben hoch geehrt wurden. Unter der Römerherrschaft bildete sich, wie eine Mischreligion, so ein Mischcultus, der sich wie auf die heiligen Räume, so auf die heiligen Zeiten und Handlungen bezog. Es wurden die Druiden mit den Menschenopfern beseitigt und mit den humanern Göttern ein humanerer Cultus eingeführt; die modificirte Götterwelt zog aber modificirte Cultusformen mit bald vorwiegend Celtischen, bald vorwiegend Römischen Elementen nach sich.

Das Christenthum stellte sich nun zwar auch hier gegen die polytheistisch sinnlichen Elemente; es wurde vielfach verboten, die alten Tempel, heiligen Felsen, Seen, Quellen, Bäume, Kreuz- und Scheidewege aufzusuchen, die alten Sonnen- und Mondfeste, Merkurs- und Jupiterstage etc. zu feiern, die alten

Digitized by Google

Gastmähler und Libationen abzuhalten, die alten Tänze aufzuführen und die „carmina diabolica“ zu singen. Es mussten selbst die Bischöfe, die dem Cultus der Quellen, Steine, Bäume und Scheidewege nicht wehren würden, des Sacrilegiums für schuldig erklärt (concil. Arelat. 452, can. 23) und die Laien wegen der Theilnahme an heidnischem Cultus und Opfermahlzeiten mit dem Ausschluss von den kirchlichen Versammlungen bedroht werden (concil. Aurelian. II, 533, can. 20); man konnte aber nicht durchdringen. Wenigstens kamen die alten Cultuselemente ganz ebenso, wie die alten religiösen Anschauungen, unter einer verklärteren Gestalt in der Kirche wieder zum Vorschein.

Die heidnischen Tempel verwandelten sich meist geradezu in christliche Kirchen; jedenfalls wurden die anfangs, wie alle Celtischen Privatgebäude, aus Holz gebauten bald aus Stein gebaut und allmälich immer herrlicher und prunkvoller. So in Genf und Wallis. Die heidnische Kunstschönheit, eine bedenkliche Freundin des Christenthums, drängte mächtig dem heidnischen Wesen mit den verlockendsten Formen zu. Es zogen so in die neuen Tempel an die Stelle der alten Götter die christlichen Märtyrer und Heiligen ein. Der äussere Glanz derselben ward der Höhenmesser ihrer Verehrung; das Kloster Agaunum erfuhr eine Verschönerung nach der andern. Es ward ein grossartiges christliches Mausoleum. Wie in den Städten, ging es übrigens auch auf dem Lande; der Cultus gewann hier bei der ungebildeteren Population noch mehr ein heidnisches Gepräge. Das Concil von Epaona sah sich zu dem Verbote aller Heiligthümer und Reliquien in den „oratoriis villaribus“ gedrängt, es seien denn in der Nähe Kirchendiener, welche den heiligen Leibern mit Gesang dienen könnten (can. XXV). Man scheint also dieselben in's Unendliche vermehrt und wie die alten Kephaloiden stumpfsinnig verehrt zu haben. Man suchte hierauf der Multiplication zu wehren und diesen Cultus, ebenso wie den zu Agaunum, durch Gesang über blossen Fetischdienst zu erheben. Gesang, in den das Gebet von selbst übergeht, war eben damals das vorherrschende Cultuselement geworden; mit Priestergesang war somit dieser Cultus zu vergeistigen. Auf etwas Aehnliches

Digitized by Google

zielt auch der gleich folgende Canon, „nur steinerne Altäre mit dem heiligen Oele zu salben“. Es wurden die Altäre, die auch die Druidenreligion kannte, ebenso aus Holz als Stein verfertigt. Je leichter es war, dergleichen Altäre auf Anhöhen, Kreuzwegen etc. im Anschlusse an den alten Cultus aufzurichten, desto mehr musste der christianisirte Polytheismus um sich greifen. Man beschloss desshalb für die Zukunft, nur die steinernen zu salben und einzusegnen, um dem seine Verehrungsgegenstände stets mehrenden Aberglauben Maas und Ziel zu setzen. Noch verbietet das Concil, die unreinen Kirchen der Hæretiker zu benutzen (can. XXXIII). Es hatte das seinen guten Grund in den damaligen gespannten Verhältnissen und der Furcht vor aller Annäherung an die glücklich beseitigte Ketzerei; Avitus wollte diese Kirche zum Warnungsexempel für immer verwaist stehen lassen (epist. VI). Wichtiger ist aber noch das, dass sich das Concil mit dem Verbote auch gegen die Gewohnheit stellt, die den Heiden heiligen Stätten in Kirchen und Kapellen umzuwandeln. Andere Concile, z. B. das erste von Orleans, hatten es erlaubt; das unsrige hielt es im Einklang mit den andern einschränkenden Satzungen für gut, sorgfältiger zu verfahren.

Mit dieser Multiplication der heiligen Orte stellt sich die der heiligen Feste und Handlungen in enge Verbindung. Jedem Heiligen gebührte ein Jahresfest. So kamen zu den allgemeinen Festen eine schöne Anzahl Heiligenfeste hinzu. Der alte Glaube mit seinen Todtenfeiern und seiner Verehrung aller Gestorbenen bot hierzu die Hand. Das war aber doch zu viel; es musste ausdrücklich verboten werden, alle Todten als Heilige anzusehen und zu verehren. Die Kirche glaubte hinreichend für letztere gesorgt zu haben; Sylvius zählt in seinem „laterculus“ die „natales“ der Heiligen, denen man damals Verehrung zollte, neben den Namenstagen der Kaiser oder der alten Götter, denen man huldigte, z. B. den des h. Vincentius, Laurentius, Hyppolytus, auf. Es ist das ein Werk, das so recht den Stempel der Zeit trägt; ein solcher Heiligenkalender musste für dieselbe grosses Interesse haben. Die höchsten, mit vollem Glanz und Pomp gefeierten Festtage waren die der Lokalheiligen; selbst die Bi-

Digitized by Google

schöfe der Nachbarschaft eilten auf die Einladung aus weiter Ferne herbei, um die Erhebung der Gebeine eines solchen zu verherrlichen. Es wurde nun freilich beschwerlich, alle diese Feste zu feiern. Selbst die Cleriker gingen mitunter lieber auf die Jagd, als in die Kirche. Diese wusste aber nachzuhelfen; Cultus wie Glaube ward Gesetzessache. Es wurde immer ernster auf die Heiligung des Sabbathes gedrungen, wobei selbst Engel in fühlbarer Weise mithalfen, und Clerikern und Laien unter Androhung schwerer Strafen, selbst der Excommunication, geboten, wenigstens an allen hohen Festtagen die Kirche zu besuchen (concil. Agath. can. LXIII u. LXIV).

Ganz in ihrer Zahl und Beschaffenheit richten sich nach diesen Festfeiern die heiligen Handlungen. Auch sie erhielten ihre kirchliche Sanction. Das „concil. Agath." gibt über dieselben andeutend folgenden Aufschluss (can. XXX): „Studendum est, ut, sicut ubique fit, et post antiphonas collectiones per ordinem ab episcopis vel presbyteris dicantur, et hymni matutini vel vespertini diebus omnibus decantentur, et in conclusione matutinarum vel vespertinarum missarum post hymnos capitella de psalmis dicantur, et plebs collecta oratione ad vesperam cum benedictione dimittatur." Sie sind wesentlich die in der Gallicanischen Messe verzeichneten; Cæsarius von Arles, der auf der Synode præsidirte, war ja auch grade der Mann, der sich nach einer bestimmten Anspielung in seiner 12ten Homilie ganz besonders für eine segensreiche Benutzung derselben verwandte. Es gab also nach dem angezogenen Canon Morgen- und Abendmessen, eine Reihe Gebete, die sich bis auf 10 mehrten, und mehrere dazwischen geschobene Gesänge und Lectionen (3). Antiphonien, Hymnen, Psalmenlectüre, Gebete des Priesters, die an den alten Opfercultus sich anschliessende Opferhandlung, die „sacrificia missarum" oder das „sacrificium veri corporis", das wahre von dem geweihten Priester Gott dargebrachte Opfer, die Haupthandlung der „missa fidelium", für welche nach Cæsarius keine Hausandacht eine Entschädigung bieten kann, das damit in Verbindung stehende „trisagium" oder „Sanctus", d. h. der auf die priesterliche Præfatio, auf das „sursum corda" fol-

Digitized by Google

gende allgemeine Kirchengesang, welchen das „concil. Vasense“ (529) für eine so heilige, liebe und süsse Stimme erklärt, dass es bei allen Messen, auch den Todtenmessen (quæ pro defunctorum commemoratione fiunt) gesungen werden sollte, die zum Schlusse erfolgende „benedictio“ des Priesters, die man mit gesenktem Haupte empfing, wurden immer mehr bevorzugt und mit einer höhern geheimnissvollern Kraft ausgestattet. Bis zum Schlusse, bis alle heiligen Handlungen vollzogen worden wären (divina mysteria), sollte Niemand nach Cæsarius die Kirche verlassen; so erst werde ihr Segen ein voller. Die geistigsten Elemente dieses Cultus, die „lectiones“ und die nur an Sonntagen und Feiertagen über eine der Lectionen zum Schlusse der „missa catechumenorum“ abgehaltene Predigt laufen übrigens ganz in dieselbe Spitze, wie die Dogmatik dieser Zeit, hinaus. Die alte Gallicanische Liturgie hatte schon früh mit Rücksicht auf die Christenverfolgung zu Lyon und Vienne eine Gestalt angenommen, welche den Cultus der Märtyrer heben musste. Wir hören folgendes Elogium ihrer Treue: „urit hic limus, quos flamma non tangit, torquet favella, quos ungulæ poena non invenit, auditur gemitus, quorum tormenta non cernimus“, das Elogium derer, die den Kampf mit wilden Thieren und schwere Martern durch Gluth und Feuer bestehen mussten, deren Leichen den Hunden vorgeworfen, 6 Tage und Nächte, um ihr Begräbniss unmöglich zu machen, bewacht und endlich zur völligen Zerstörung verbrannt wurden. Diese Liturgie fand nun in der Schweiz Eingang. Es trat dabei die überall vorkommende Modification ein, dass an die Stelle der einen oder andern „lectio“ die „passio“ der Lokalheiligen gesetzt, also die ohnediess dem Märtyrercultus günstige Liturgie noch mit diesen Lokallegenden versetzt wurde. Sie bildeten also recht das christliche Evangelium.

Die Predigt wird zwar im obigen Canon nicht erwähnt; wir wissen aber, dass sie nicht ganz beseitigt wurde. Das „concil. Vasense“ (529) verordnet selbst, dass, wenn der Presbyter in Krankheitsfällen nicht predigen könne, die Diakonen Homilien der Väter vorlesen sollen (can. II). Auch sie nahm aber ein dem Geiste und dem Geschmacke der Zeit entsprechendes Gepräge

Digitized by Google

an. Zeugniss hiefür geben die noch von Avitus vorhandenen Homilien oder vielmehr Bruchstücke aus ihnen. Abgesehen davon, dass in diesen Predigten und Homilien ein dem übrigen Cultus angemessener üppiger Bilderschmuck, Schwülstiges und Geschraubtes zu Hülfe gerufen wurde, war der Inhalt derselben meistens wiederum das Leben und Lob der Heiligen. Sie schlossen sich hierin an die „lectio" an, wie die schon früher erwähnte „homilia Aviti dicta in basilica Agaunensium martyrum" an die herkömmliche Vorlesung der Leidensgeschichte der Thebäischen Märtyrer, und verliefen sich in Märtyrer- und Heiligenlegenden mit dem ganzen dazu gehörigen Wunderapparate. Das gab denn wohl auch eine gewisse Erhebung und Erbauung, ein Erstaunen und Sichverwundern, aber doch nicht die rechte Erbauung oder tiefere Begründung eines sittlichen religiösen Lebens. Es sah aber auch in Bezug hierauf nicht zu finster aus; die Märtyrergeschichte des h. Mauritius ist eine der einfachsten, erhebendsten und würdigsten. Sie also mit ihren Glaubenshelden ward so recht der Mittelpunkt des ganzen Cultus in der alten Schweizerkirche, der ein geistigeres Interesse in Anspruch nahm.

3. Das christliche Leben und die kirchliche Disciplin.

Es handelt sich zuletzt noch um das Wichtigste, um die sittlichen Wirkungen, welche das neue christliche Princip nach sich zog, um die Lebenserneuerung und Erhöhung, die von jeher der Zeit des eintretenden Christenthums das höchste Interesse zugewendet hat. Auch auf unserm räumlich beschränkten Gebiete lässt sich nun die wiedergebärende, reinigende und heiligende Kraft desselben nicht verkennen.

Ueber die erste Zeit seiner Einwanderung in dasselbe liegt uns keine Angabe vor; wir wissen nur durch einen historisch zuverlässigen Bericht, dass das christliche Leben der Gemeinden zu Lyon und Vienne, durch welche dasselbe auch in die Schweiz gelangte, ein Leben der tiefsten Dankbarkeit gegen Christus war, den treuen und wahren Märtyrer, wie er genannt wird,

Digitized by Google

den Erstgebornen von den Todten und Lebensspender, ein Leben ebendesshalb echter Liebe, die Frieden und Einigkeit überall zu gründen suchte und selbst noch für die Verfolger Gebete um Verzeihung zum Himmel senden konnte. Man übte in echt christlicher Gesinnung eine wahre Tugend; in edel christlichem Selbstbewusstsein konnte man das Wort sprechen: „Bei uns wird nichts Schlechtes begangen". Irenæus behauptet zugleich an der Stelle, wo er von den Barbaren spricht, welche die Heilslehre ohne Dinte und Papier im Herzen tragen sollen, dass sie trotz alles Barbarismus in Bezug auf Lehre, Sitten und Wandel im Besitze des rechten Wissens und durch Gerechtigkeit, Keuschheit und Weisheit Gott wohlgefällig seien. Von diesem Lobe muss auch der ältesten Schweizerischen Kirche etwas zu Gute geschrieben werden.

Ganz verlor sich dieser Geist nicht; er wurde aber, wie in der Kirche überhaupt, so in der Schweizerischen mit der aus den kleinern Kreisen in's Gesammtleben hineingezogenen Religion, mit der sich ausbildenden Hierarchie bedeutend modificirt. Eben so wie die Lehre ihre Lebensfrische und Freiheit, der Cultus seine Geistigkeit, verlor auch das sittliche Leben seine Innerlichkeit; es musste in eine legale Form gegossen und das von aussen her abgezwungen werden, was sich von innen her noch nicht frei erzeugen konnte. So ward denn auch hier das sittliche Leben auf bestimmte von der Kirche gebotene und verbotene Handlungen, vor Allem auf die treue Anhänglichkeit an sie selbst und ihre Lehrer mit einer Seele und einem Herzen, die schon Irenæus kräftigst einschärft, auf gewissenhafte Uebernahme und Vollziehung der Kirchenbussen, auf Fasten, das bevorzugte Tugendmittel der alten Zeit etc. reducirt; mit ihnen glaubte die Masse das Ihrige gethan zu haben. Es war das zwar nur ein Glaube; die innere Unlauterkeit wurde durch den Ueberfluss guter Werke nicht verdeckt; es wurde aber doch in dieser Form der Willkühr und Zügellosigkeit, dem ganzen Heere auftauchender Sucht en und Leidenschaften, der ausschliesslichen Herrschaft roher Gewalt über den Geist begegnet und zu einem den Einzelnen keineswegs fehlenden, von

Digitized by Google

den bessern Kirchenlehrern kräftigst hervorgehobenen verinnerlichten Leben hingedrängt. So hat denn das Christenthum auch in dieser Form seine weltüberwindende Kraft nicht verleugnet; diese Form war grade die der Zeit angemessene, durch ihre Bedürfnisse bedingte, diejenige, die auch in der Schweiz eben so unter den Bedrückungen und Schrecknissen der spätern Römerherrschaft, als unter dem noch rohen Regimente der Burgunder in negativer wie positiver Hinsicht segensreich einwirkte.

Was die Römerzeit anbelangt, so steht es sicher, dass die Lasterhaftigkeit diesseits der Alpen nie die Höhe erreicht hat, wie jenseits derselben. Sie fand an dem gesunden Kern der Population, an ihrem noch naturwüchsigen Wesen einen entschiedenen Widerstand; selbst sittlich ernstere Naturen unter den Römern wandten sich hierher, wie zu einem Asyl. Ein durch und durch verfaultes Leben gab es somit hier nicht; der bessere Römersinn war auch in dieser Beziehung in einen Lebensbund mit dem Nationalcharakter getreten. Im Ganzen gab es hier wahrhaft gesunde Lebenskeime, die einer christlichen Veredlung fähig waren. Diese ist denn nun auch Leben und Thatsache geworden. Wir haben zwar dafür keinen andern Beweis, als die Gestalt, die sich das Christenthum als Lehre und Cultus gegeben, aber die oben genannten hier verehrten Heiligen waren ja nur Reflex der alten christlichen Gesinnungs- und Handlungsweise. Dann musste aber auch ihr Cultus mächtig auf den Nationalcharakter zurückwirken und ein Leben in den ihnen zukommenden Vollkommenheiten fördern. So verklärte sich in dem Thebäercultus der alte Freiheitssinn und die alte Tapferkeit, das alte Bewusstsein der persönlichen Würde. Man freute sich der neuen Tapferkeit, des mit aller Hingebung und Treue geduldeten Märtyrerthums; man freute sich des sittlichen, tyrannischer Gewalt trotzenden Muthes. Diese Freude, im Grunde eine Freude an der alten, nur christlich verklärten Nationaltugend und an dem alten verklärten sittlichen Ernste ist aber eine reiche Segensquelle geworden. Jahrhunderte hindurch hat sie die Schweizer vor feiger Kriecherei bewahrt und ihre sittliche Kraft gestählt. Das die hohe Bedeutung der noch

Digitized by Google

unter der Römerherrschaft ausgeprägten Thebäerlegende, das der Grund des fortdauernden Interesses aller Vaterlandsfreunde an derselben; sie ist die Trägerin des alten, nie ganz erloschenen und durch Lokalitätsverhältnisse immer neu belebten Freiheits- und Tapferkeitsbewusstseins bis herauf in die Zeit und noch über sie hinaus geworden, wo dasselbe in Zeiten tiefer Unterdrückung einen neuen Lebensausdruck in den selbst wieder durch ihren Einfluss gereiften hochgefeierten Freiheitsaposteln der Schweiz gewonnen hat. Wir wollen dabei nicht ableugnen, dass trotz aller christlichen Verklärung dieses Freiheitsbewusstsein auch noch auf Abwege gerathen sein mag; Andeutungen in Bezug hierauf finden wir in den alten Traditionen über die Genfer und Walliser Kirche. Wir werden das auch ohne diese Andeutungen getrost zugestehen, aber doch zugleich anerkennen, dass sich eine Fülle wahren christlichen Lebens, eines sittlichen Ernstes, eines lebendigen Abscheues vor jedem Treubruche an dem neuen Lebensbunde, eines christlichen Muthes, einer ausdauernden Geduld im Leiden in jener Legende ausspricht, welche uns, in Verbindung mit der dieselbe zur Nationallegende erhebenden und die Thebäer überall einbürgernden Begeisterung, die innerlich umwandelnde Kraft des Christenthums, die mächtigen Wirkungen derselben in der letzten Zeit der Römerherrschaft in einem schönen Lichte zeigt.

Zugleich lebte aber auch die Keuschheit und Reinheit der Gesinnung, das echt jungfräuliche und mütterliche Element im Volke fort oder vielmehr erst recht auf. Diese beruhte schon früher auf den geheiligten Satzungen der Religion; das Christenthum wusste sie aber noch tiefer zu unterbauen. Wir haben oben die Repräsentantinnen dieser Tugenden, die Muster- und Lebensbilder, auf welche das neue christliche Leben als seine Erzeugnisse und bleibende Vorbilder im edlen Selbstbewusstsein hinweisen konnte, kennen gelernt. Wir wissen zwar nicht genau, in welcher Zeit die Legenden von der Verena, Regula etc. ihre erste Ausprägung gefunden; immerhin führen sie uns aber in eine sehr frühe Zeit zurück und geben uns die erfreuliche Kunde von einem in treuer Liebe Gott und Christus und in

Digitized by Google

aufopfernder körperlicher und geistiger Pflege Andern geweihten Leben, das uns die alten Muttergöttinen und Druidinnen in christlicher Verklärung vorführt.

Eine etwas andere Stellung als in der Römerzeit erhielt das Christenthum unter dem Regimente der Burgunder. Es waren das nach Müller „die Ersten und Stärksten im Felde", Krieg und Jagd bei aller schon gewonnenen Cultur ihre Lebensarbeit und Lebenslust. In Friedenszeiten wurde Tag und Nacht mit Spiel und rohen Sinnesgenüssen ausgefüllt; die Knechte besorgten, was in und ausser dem Hause zu thun war. Es fehlte den Burgundern nicht an Körper- und Geisteskraft, wohl aber an Kraft, diese Kräfte zu meistern, nicht an lebendiger Empfänglichkeit für das Sittliche und das Religiöse; die übermächtige Sinnlichkeit und leidenschaftliche Aufwallung, welche sie meisterte, erstickte aber vielfach die bessern Keime. Die alte Kriegs-, Rauf- und Raublust, die mit ihr verbundene Härte, Grausamkeit und Gewaltthätigkeit, die rohe Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit liessen sich nicht auf einmal beseitigen. Wie tief dieselben im Nationalleben wurzelten, geht aus dem immer wiederkehrenden Verbote der Völlerei, aus dem Verbote des Concils zu Epaona selbst an die Geistlichkeit, Hunde und Falken zum Jagen zu halten (can. IV), und aus manchen andern die Zornwuth einschränkenden Satzungen hervor. Gundobald fürchtete, trotz alles anfänglichen friedlichen Zusammenlebens seiner Volksgenossen und der Provinzialen, es möchten die erstern die letztern unterdrücken und suchte mit seinem Gesetz solchem gewaltthätigen Verfahren zu begegnen (Burgundionibus leges mitiores instituit Gundobaldus, ne Romanos opprimerent Gregor. Tur. II, 33); das Recht des Stärkern, den Zweikampf, musste er übrigens noch gelten lassen. Er selbst war bei aller Gerechtigkeitsliebe und Weisheit nicht minder leidenschaftlich, herrsch- und ländersüchtig als sein Fränkischer Nachbar. Er kannte keine Schonung gegen seine Brüder und die Ihrigen, über deren Leichen er auf den Thron stieg. Auch sein von Natur milderer Sohn, Sigmund, konnte seinen Jähzorn nicht meistern; ein geliebter Sohn musste als Opfer desselben fallen. Chrothildis

Digitized by Google

nährte eine Rachsucht im Herzen, die nicht vor der Vernichtung eines ganzen Reiches, des Reiches ihrer Väter, zurückbebte. Es sind das charakteristische, mehr als eine individuelle Bedeutung habende Thatsachen. „Iracundia calere, tumere superbia, lascivia fœtere", das war nach Avitus der Sittenspiegel der Zeit (epist. XLIX). Dabei ist aber doch nicht zu verkennen, dass den Burgundern dieselbe Freiheitsliebe und Tapferkeit, dasselbe Bewusstsein der persönlichen Würde, wie den Helvetiern, bei denen sie selbst der Herrschsucht ihres Königs durch anfängliche Verwerfung seines an sich guten Gesetzes entgegentraten, eigen war, dass ihnen ferner bei aller Grausamkeit der allen Germanischen Völkern eigene tiefere Liebeszug, der natürliche Zug noch nicht feinerer Selbstsucht verfallener Gemüther, endlich bei aller Wucht roher Sinnlichkeit das bessere Gefühl für Lebensreinheit und Keuschheit zugeschrieben werden muss. Gundobald schenkte dem Bischof Epiphanius von Pavia auf seine eindringliche Fürsprache 6000 Kriegsgefangene; Sigmund stürzte sich mit herzzerreissendem Schmerze auf die Leiche seines Sohnes; selbst durch die Rachethat der Chrothildis weht ein tief kindlicher Liebessinn hindurch.

Hier hatte somit das Christenthum eine schwere Aufgabe zu lösen, sich der Nationalunsitte mit nachhaltiger Kraft entgegenzustellen und die bessern Keime zu pflegen, die, bewahrt und entwickelt, ein geweihteres Leben mit sich führen mussten. Es hat diess nun auch vielfältig gethan; es hat diess erstlich in der Gestalt gethan, die es sich als Lehre und Cultus gegeben hat. Das Nationalbewusstsein der Burgunder brachte ja eine neue Erfrischung und Belebung dem alten Volksbewusstsein; der Cultus der Thebäer ward somit auch der ihrige, ja er steigerte sich unter ihnen auf seine höchste Spitze. Ihre rohe Tapferkeit ward eine vom christlichen Geiste verklärte. Bewährte Zeugen hierfür hat uns die Alterthumsforschung aus den Gräbern heraufbeschworen. Es sind diess die schon erwähnten Danielsbilder und die andern Träger christlicher Symbole, mit denen sich die rohen Krieger schmückten und waffneten. Eben dasselbe gilt in Bezug auf die ihnen, wie allen Germanischen Stäm-

Digitized by Google

men, heilige Reinheit und Keuschheit des Familienlebens; es gewann bei ihnen, wie bei den Allemannen, die Verehrung der neuen „matres“ mit hoher intensiver Lebenskraft, wenn nicht vielleicht zuerst Eingang, doch vollen Anklang.

Es hat das Christenthum diess aber auch gethan durch den Einfluss, den es auf die politische Gesetzgebung und Pflege gewann. Die alte Hochachtung gegen die Priester, die Wissenden im Volke, die Vertreter des Gesetzes, hatte sich in die christliche Zeit vererbt. Gundobald und Sigmund liessen sich gern durch ihre Bischöfe belehren. Diese haben desshalb auch einen mittelbaren Einfluss auf ihre Gesetzgebung ausgeübt. Ein christlicher Geist weht schon durch dieselbe; sie sucht den Sinn für eine gesetzliche Freiheit, für Gerechtigkeit und Billigkeit, für ein geordnetes Familienleben, ja für ein höheres Liebesleben bestens zu heben. Die Gerichte wurden aus einer gleichen Zahl Römer und Burgunder bestellt; der Burgundische Richter durfte nicht ohne Gegenwart des Römischen ein Urtheil fällen und umgekehrt. Jeder Richter wurde verpflichtet, in allen Streitfällen, selbst in den den königlichen Fiskus betreffenden, treu dem Gesetze gemäss zu entscheiden; der aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit gegen sie sich Verstossende ward mit einer damals sehr empfindlichen Geldbusse, der bestochene Richter sogar mit der Todesstrafe bedroht. Im Familienleben war bei den Germanischen Völkern das Familienhaupt der volle Herr im Hause, die Frau die erste durch Kauf gewonnene Magd, die Kinder nur die ersten in der Zahl der Knechte und Mägde bis zu einem gewissen Alter oder bis zur Verheirathung, das Weib stets bevormundet durch Vater, Mann und Bruder, die Hörigen und Leibeigenen zeitlebens unfrei. In der grossen Staatsfamilie wiederholte sich, nur bei den erweiterten Verhältnissen in vermehrten Stufenunterscheidungen, dasselbe Verhältniss der Freien und Unfreien; im Burgundischen Staate traten sich speciell noch Römer und Burgunder gegenüber. Es hatte nun schon alle diese Verhältnisse der tiefere Liebeszug dieser Völker geweiht. Die erste Magd war wohl auch die geliebte Gattin geworden, die ihre Treue noch über den Tod des Gatten hinaus bewährte;

Digitized by Google

die Kinder waren in die Liebesrechte eingesetzt worden; eine völlige Rechtslosigkeit der Hörigen und Leibeigenen widerstand dem Deutschen Bewusstsein; in allen diesen Beziehungen half aber die neue Gesetzgebung bestens nach. Es wurde zwar die alte löbliche häusliche Zucht streng aufrecht erhalten, Erstickung in morastigen Pfützen bedrohte entlaufende Weiber, schwere Geldbussen und Entmannung Entführer und Verführer; nichtsdestoweniger wurde aber doch ein rechtlicheres, der persönlichen Würde Aller entsprechenderes Verhältniss der Familienglieder unter einander begründet. Auch das Weib erhielt ihr Recht und Besitzthum; das unveräusserliche Vatergut musste unter alle Kinder gleichmässig vertheilt werden. Vorzüglich griff aber diese Gesetzgebung in das öffentliche Leben ein. Sie trat hier nicht nur mit den empfindlichsten Strafen der Rauf- und Raublust, allen gewaltthätigen Angriffen und Misshandlungen, dem Uebermuth und der ungebändigten Freiheitslust, dem Mord und Todtschlag, den sie nur mit Blut gesühnt wissen will, entgegen; sie suchte auch das alte Liebeselement, die alte gastfreundschaftliche Gesinnung zu beleben und bedrohte so jeden Burgunder, der einem Fremden Haus und Heerd versagen oder ihn zu einem Römer weisen würde.

Diese Gesetzgebung war jedoch nicht hinreichend; es blieb manche grelle Ungleichheit zurück, die nicht ausgeglichen, manche Rohheit, die nicht verpönt werden konnte; es hat das Christenthum aber noch weiter seine Aufgabe gelöst durch die kirchliche Gesetzgebung, gleichsam ein Ideal für die bürgerliche, die hierin möglichst nachzuhelfen suchte. So excommunicirt der 34ste Canon des Concils zu Epaona den, welcher seinen Knecht willkührlich in Zorn und Wuth tödten würde, auf zwei Jahre; so eignet sich die Kirche im 39sten das alte „jus asyli“ wieder zu, nimmt also alle schuldigen Sclaven, alle Verfolgten und Verbrecher, alle Mörder, Ehebrecher, Entführer, Räuber und Diebe gegen die rachebeschnaubende Gesinnung in Schutz (cfr. concil. Aurelian. I, can. 1). Sie war keineswegs für eine gänzliche Straflosigkeit; sie wollte die Verbrecher wieder herausgeben, aber nur unter Bedingungen, die weise auf eine Einschränkung

Digitized by Google

der blinden Wuth und Rachelust zielten. Die Herren mussten schwören, nicht Hand an den Sclaven zu legen, die Verletzten, nicht die ihnen erlaubte Selbstrache an Leib und Leben zu nehmen. So wusste die Kirche einen humanern Geist in die bestehende Gesetzgebung zu bringen, mit ihrem gewaltigen Bann der noch geduldeten Rohheit Schranken zu setzen und die rechtlose Volksklasse unter ihren Schutz zu nehmen. Sie brachte aber nicht bloss einen humanern, sondern nach einer andern Seite hin einen ernstern Sinn in sie. Es gab eine Menge Verbrecher, welche das Gesetz mit seiner Strafe nicht ereilte; wo kein Kläger war, gab es in diesen Staaten keinen Richter. So wollte es aber nicht die Kirche; sie eignete sich das Cognitionsrecht über alle geheimen und öffentlichen Vergehungen an. Freilich war es nicht leicht, die noch rohe Population zur freiwilligen Beichte der im Stillen begangenen Vergehen und der Uebernahme der kirchlichen Bussen zu bringen; die eindringlichste Strafpredigt konnte hier nicht durchdringen. Mit den bekannt gewordenen Verbrechen ging es nicht besser; Hohn, Trotz und Gewaltthat trat der Kirche in den Weg. Die Burgundische Kirche kam aber treu ihren Pflichten nach; sie that es selbst auf die Gefahr hin, die königliche Gunst zu verlieren, und rechnete ernst mit dem Sünder ab. So dringt das Concil zu Epaona auf den alten beschwerlichen Bussprocess für die „lapsi“ oder von der Kirche neu zur Ketzerei Abgefallenen, der nur wenig gemildert wird (can. XXIX) und auf die treue Vollziehung der „accepta professaque pœnitentia“ (can. XXIII), es will bei dem „incestus“ von keiner Absolution vor der Trennung der Schuldigen etwas wissen (can. XXX). Auch Avitus spricht sich ganz in diesem ernsten Geiste aus; er thut es gerade auch in Bezug auf diesen Punkt in einem Briefwechsel mit Victurius, Bischof von Grenoble, über einen, der sich mit der Schwester seiner verstorbenen Frau verbunden (ep. XIV, XV, XVI), und in einem Briefe an einen gewissen hochstehenden Grossen des Reiches, Ansemundus, der sich für den Schänder einer geweihten Jungfrau verwendet hatte. „Speculator sum, tubam teneo, tacere mihi non licet“, ist der Wächterruf des entschiedenen

Digitized by Google

Mannes, der sich mit Entrüstung gegen die Entschuldigungen des Jünglings, dass er nicht die Jungfrau geschändet habe, sondern diess schon früher durch Andere auf ihre Begehrlichkeit hin geschehen sei, erklärt und auf eine volle Körper- und Herzensreinheit im biblischen Sinne dringt.

Bei allem diesem Ernste wusste man sich aber doch vor Uebertreibungen zu hüten. So erlaubte man dem Priester, auch dem Irrgläubigen bei tödtlicher Krankheit die heilige Salbung zu ertheilen und demselben die Aussicht auf die Sündenvergebung zu eröffnen (can. XXXVI). Wir haben in Bezug auf diesen Gegenstand einen Commentar von Avitus (ep. IV). Gundobald hatte sich an eine Aeusserung des aus den prædestinatianischen Streitigkeiten bekannten Faustus Rhegensis gestossen, der die späte Reue im Angesichte des Todes für unmöglich erklärt hatte. Avitus bezeichnet nun diese Ansicht als eine harte und schriftwidrige und dringt dabei tiefer, als es in dieser Zeit gewöhnlich geschieht, in das Wesen der wahren Busse ein. Bei der göttlichen Barmherzigkeit werde ein treues, demüthiges Bekenntniss nicht fruchtlos bleiben; der ernstlich gemeinte Wille der Besserung sei Gott wohlgefällig. Auf diesen komme es an; nach der Glaubensbeschaffenheit und Gesinnung richte sich die göttliche Milde. Es war diese Milde aber um so mehr an ihrer Stelle, als es dem Volke nicht an sittlichem Ernste fehlte und auf die meist in Uebereilung begangene Freveltat tiefe Reue erfolgte. Dabei ging die Kirche aber nicht zu weit; im Falle der Reconvalescenz musste das im drängenden Momente Nachgelassene treu nachgeholt werden (can. XXXVI).

Endlich hat das Christenthum auch noch durch das von jeher mächtig einwirkende Tugend- und Beförderungsmittel der guten Sitte, das lebendige, mit unmittelbarem Eindrucke uns erfassende Beispiel, seine sittliche Aufgabe zu lösen gewusst. Es gab zwar auch Geistliche, die ihrem Stande wenig Ehre machten; wir können aber eine Menge Männer nennen, die, wie sie lehrten, auch thaten und sittliche Muster und Vorbilder des Volkes wurden. So bewährten sich die Burgundischen Bischöfe in der grossen Hungersnoth, welche durch den Krieg mit den

Digitized by Google

Westgothen über das Land kam. Der Bischof von Lyon Patiens liess Getreide den Hungernden zuführen (Gregor. Tur. II, 24); Avitus war ein unbestechlicher Wahrheitsprediger; der Abt Romanus zog in selbstverleugnender Liebe bei zwei Aussätzigen ein; der Abt Lupicinus verwandte sich bei Chilperich für das hartbedrückte Volk; alle zu Lyon versammelten Bischöfe (517) bewährten einen ernsten, keine Menschenfurcht und keine Rücksicht auf eignes Wohl kennenden sittlichen Geist; Fridolin war ein ganz von Liebe durchdrungener Charakter, der nicht einmal die sich sein Obst holenden Knaben hart behandeln konnte; im Besondern waren es aber die Apostel Rhætiens, ein Valentin und Valentinian, welche im Geiste eines Severin nicht bloss ein Liebeschristenthum lehrten, sondern auch übten und so frische Lebenskeime in die Bevölkerung senkten, die, wenn auch durch die Zeitstürme in ihrer Entwicklung gehemmt, doch nicht erstickt worden sind. Das Burgunder- und Ostgothenreich ist zwar zu Grunde gegangen, nicht aber die hier und dort, wie auch die unter den Allemannen werdende Kirche mit ihren Errungenschaften; sie bildet den Grundstock des Gebäudes, das späterhin nach aussen und innen weiter ausgebaut wurde.

Diesem christliche Leben hatte aber auch seine Schattenseiten; es sind hier vorzüglich zwei Momente, welche zur Sprache gebracht werden müssen. Das eine hängt mit den polytheistischen Momenten zusammen, die sich im Heiligencultus und Daimonenglauben in's Christenthum verpflanzt hatten. Das sittliche Streben muss um so mehr an seiner Reinheit und Freiheit verlieren, je mehr dieselben in Aufnahme kommen; so war es denn nun auch. Man sah und hörte an jedem Orte die an die Stelle der alten Götter getretenen, Tag und Nacht ihre verrätherischen Schlingen auswerfenden Daimonen oder den Satan, an dem sie eine gute Oberleitung gewonnen hatten; wie hätte man da nicht befangen und ängstlich sich nach Zaubermitteln umsehen sollen, diesen Lug und Trug zu entlarven und die magischen Einwirkungen abzuweisen? wie hätte man nicht die Heiligen um Hülfe gegen sie ersuchen und sich mit Gebeten, Bekreuzungen und Amuletten aller Art bewaffnen sollen? So

Digitized by Google

wurde aber der Blick von dem Innern auf das Aeussere abgelenkt; an die Stelle des echten Heiligungsstrebens trat ein ihm nicht förderliches Suchen und Haschen nach Zauberkünsten und Mitteln. Ueber dem Teufel ausser sich vergass man den zuerst zu vertreibenden innern; nach der Angriffs- richtete sich auch die Vertheidigungsweise. Der heilige Romanus soll ganze Haufen Daimonen verscheucht haben; sie kehrten aber immer wieder zurück und schrekten und plagten ihn und seine Mönche. Ein Diakonus, Namens Sabinianus, leitete im Interesse des Klosters die Mühlen und den Fischfang in der Nachbarschaft desselben. Diesem war der Böse besonders aufsässig. In der Nacht krachten bald die Mauern, bald durchlöcherten herabrollende Steine das Dach, so dass der schwer Geängstigte nicht schlafen konnte und des Tags vollauf zu thun hatte, um das Schadhafte wieder auszubessern. Der Satan begnügte sich aber nicht mit diesen Neckereien. Er drang in einer Nacht in die Hütte ein und suchte mit einem aus dem Feuer gezogenen Stücke Holz in diabolischer Gewandtheit die Hütte anzuzünden. Sabinianus war zu sehr auf seiner Hut; der Versuch misslang. Gleich in der folgenden Nacht kehrte aber der Unabtreibbare in der Gestalt von zwei jungen Mädchen zurück, welche sich dem am Feuer Wachenden mit verlockenden Syrenenstimmen näherte. Der Heilige würdigt sie keines Blickes. Da ersinnt der Böse noch Verabscheuungswürdigeres. Die neblichten Kleiderhüllen fallen, das Auge wird zur Sünde gezwungen. Der Heilige bleibt aber auch jetzt standhaft und muthvoll; der geärgerte und beschämte Teufel entfernt sich nach einer so kräftigen Ohrfeige, dass der Heilige eine vom Schlage zerrissene und eiternde Kinnbacke davontrug. Von nun an liess ihn der Verführer eine Zeitlang in Ruhe, doch kam er später wieder in einer ungeheuern Schlange zum Vorschein, die, wenn sie erschien, auch gleich wieder im Wasser verschwand. Die das Schlangengift fürchtenden Mönche suchen sie auf. Der Heilige schützt Füsse und Arme mit dem Kreuzeszeichen, springt mitten in's Flussbett und beschwört in feierlicher Weise den bösen Geist. Er entweicht; die Mönche erkennen und verehren aber in Sabi-

Digitized by Google

nianus einen von denen, welchen verheissen worden, unbeschadet über Schlangen und Scorpionen hinwegzugehen. Es kann wohl kein sprechenderer Beleg für das Gesagte gegeben werden.

Aus der Erzählung geht zugleich hervor, dass man ziemlich magische Vorstellungen von den Schutzmitteln gegen solche satanische Künste hatte. Wie die ganze Zeit eine an solche Vorstellungen anklingende Ansicht vom Gebete hatte, möchte sich im Besondern noch aus der Homilie des Avitus „de rogationibus" ergeben. Er erzählt in derselben, wie das sich auf dieselben beziehende Fest in der Gesammtkirche in Aufnahme gekommen sei. In einer durch Feuersbrünste, Erdbeben und nächtliches Getös vielfach erschreckten Zeit habe man sich in den Ostervigilien zu Vienna zu gemeinsamer Andacht versammelt, um in neuer Hoffnung und Kräftigung der Zukunft entgegenzugehen. Da sei auf einmal das höchste öffentliche Haus der Stadt, wie von innen her entzündet, in wilden Feuerflammen aufgegangen. Die für ihre Wohnungen fürchtende Menge habe sich aus der Kirche geflüchtet, der Priester aber, fest und unbewegt an seinem Platze verweilend, im Gebete an den Allmächtigen und Gnädigen gewendet, und siehe da, der Brand sei sogleich durch den Strom seiner Thränen gelöscht worden. Diess die Ueberzeugung der Zeit und auch die des Avitus, welche das nur in gegenseitiger innigster Durchdringung seine Wahrheit und Lebenskraft findende „orare" und „laborare" schon zu sehr auseinanderreissen dürfte.

Eine zweite Schattenseite betrifft das mit der dualistischen Anschauung der Zeit überhaupt zusammenhängende, in der alten Kirche weithin verbreitete ascetische Lebenselement. Schon in Lyon hatte sich dasselbe zu Irenæus Zeit herbeidrängen wollen; Alcibiades wollte nicht Alles als Gottesgabe geniessen. Der freiere Geist behielt aber noch die Oberhand; er liess sich belehren und genoss unter Danksagung zu Gott jede Speise. Es währte das aber nicht zu lange; man hatte hier gute Ursache, eben so wenig, wie dem Satan, sich selbst, seinen sinnlichen Trieben und Begierden zu trauen. Die gewaltige Sinn-

Digitized by Google

lichkeit, die frühere Lebensgewohnheit, die zur andern Natur gewordene Unsitte war schwer zu heben. Avitus spricht manchmal von der Gefrässigkeit und Leckerhaftigkeit der Zeit (pompa convivii principalis marinis deliciis terrestribusque fulgens ep. LXXVII); er nennt einen gewissen Leonianus, Diener des Bischofs Maximus von Genf, späterhin wohl Archidiakonus, der sich trefflich auf Feinschmeckerei verstand und gern doppelte Portionen genoss (ep. LXV u. LXXVII). Maximus, der zum grossen Jammer und Neide desselben Avitus Leckerbissen zusandte, also auch kein Kostverächter gewesen zu sein scheint, liess die Sache auf eine Avitus anstössige Weise gehen. Wie Leonianus, hatten aber auch andere einen sehr gierigen Magen und eine sehr durstige Kehle; es musste die Geistlichkeit vielfach vor Völlerei gewarnt werden. Dieselbe drang sogar trotz aller Fasten auf's Neue in die Klöster, die eigentlichen Schutzmauern gegen dieses Laster, ein. Als eine reiche Erndte dem Kloster Condat Ueberfluss an Lebensmitteln zuführte, benutzten die Mönche dieselben, sich wenig um die Regel und ihren Abt kümmernd, dem alten Gotte zu fröhnen. Romanus bat, mahnte und schalt; umsonst, man liess es sich immer besser schmecken. Der entschiedenere Lupicinus wusste aber Rath. Er kommt aus seinem Kloster zufällig, wie es schien, in dem brüderlichen an, verhält sich zwei Tage still, verlangt am dritten Tag, wie durch das Genossene übersättigt, Säuerliches und bittet heiter und fröhlich, als die Mönche wollend oder nicht wollend mitassen, für den folgenden Tag um sein bescheidenes Lieblingsessen, einen compacten Gerstenbrei ohne Salz und Schmalz. Keiner wagt sich zu widersetzen; der Brei wird aufgetischt. Er will freilich den Verwöhnten wenig munden, Lupicinus bittet aber den Bruder, ihn fortdauernd während seines Hierseins mit solchen Leckerbissen zu beköstigen, ja er macht Miene, sich für immer hier häuslich niederzulassen und den Bruder an seinen Platz zu senden. So erreichte er bald, was er wollte; auf den dritten Brei war mit den Fressern die ganze Gefrässigkeit verschwunden. Nach etwas modificirter Darstellung soll auf seine Veranstaltung ein abscheuliches Ragout gekocht worden sein, das

Digitized by Google

ganz dieselbe Wirkung nach sich zog oder die Fresser in wilder Flucht davon trieb (Greg. Tur. vit. Romani). Grade solcher Völlerei gegenüber hatte aber eine strenge Ascese ihre Berechtigung; man konnte nicht sowohl an eine Verklärung, als an eine möglichste Beschränkung des sinnlichen Triebes mit seinen Bedürfnissen denken, ging aber dem Gegensatze gemäss so weit, dass der eben genannte Lupicinus sich selbst den Genuss des frischen Wassers versagen und im Grolle mit dem Bösen und den Mönchen über den Trunk Wassers, den er in der Fieberhitze zur Linderung der brennenden Qual genommen, aus der Welt scheiden konnte.

Wie in Bezug auf den Nahrungstrieb, musste man aber auch in Bezug auf den nicht minder mächtige Reize mit sich führenden Geschlechtstrieb diese Ascese geltend machen. Eine volle Enthaltsamkeit in Betreff seiner konnte im Leben keinen Eingang finden; man liess desshalb die Laien gewähren, forderte dieselbe aber zur vollen Reinigkeit wenigstens von dem gottgeweihten Stande oder der geistlichen Aristokratie, die sich als solche durch eine vornehmere Tugend, durch die höchste sittliche Vollkommenheit, bewähren sollte. Die mächtige Sinnlichkeit reagirte jedoch gewaltig gegen solche unnatürliche Beschränkung und Ertödtung des Fleisches; es mussten eben desshalb grade in diesem Punkte die strengsten Forderungen gemacht und die umfassendsten Vorsichtsmaassregeln genommen werden. Nichtsdestoweniger blieb es eine wahre Sisyphusarbeit der Concilien, mit dieser vornehmern Sittlichkeit durchzudringen. Nach dem Concil von Epaona soll kein Bischof, kein Presbyter und Diakonus, kurz kein Geistlicher in den Mittags- und Abendstunden ohne dringliche Ursache und ausdrückliche Bewilligungszeugnisse der Gesammtgeistlichkeit Frauen besuchen (can. XX), nur bewährte ältere Männer sollen der nöthigen Dienstleistungen halber Nonnenklöster betreten, die Messe lesenden Priester sogleich dieselben wieder verlassen, sonst keine Geistliche, keine jüngere Mönche ohne die nächsten blutsverwandtschaftlichen Grade Zutritt erhalten (can. XXXVIII), ja Mütter und Söhne, Brüder und Schwestern für einander bei lebendigem Leibe wie todt sein. Andere

Digitized by Google

Concilien suchen in ähnlichem Geiste alle weibliche Dienerschaft von der Geistlichkeit fern zu halten, längeren Aufenthalt selbst bei verwandten Frauen, Theilnahme an reizenden Hochzeitfesten zu beseitigen etc.; umsonst, man konnte nicht zum Ziele kommen und die Geistlichkeit zu der erwünschten Vollkommenheitsstufe führen. Die Mönche, wie die Nonnen, verheiratheten sich, die Geistlichen gingen mit den Frauen um, schmuggelten sie unter dem Namen von Blutsverwandten bei sich ein etc., kurz es blieb diess ein fauler, wunder Fleck, für den man kein genügendes Heilmittel auffinden konnte.

Diese Ascese war es denn nun aber auch, welche in Verbindung mit den traurigen Zeitwirren und der Begeisterung für das neue Leben in Gott Einzelne zu einem gänzlichen Zurückzuge aus der sturmbewegten, lockenden und verlockenden Welt veranlassen konnte. Seit Athanasius war ja die Liebe zum Mönchsleben auch im Abendlande entzündet worden; grade aber die Schweiz bot genug Lokalitäten für einen solchen Zurückzug. Abgelegene, unzugängliche Felsschluchten luden hier noch mehr, als in den Vogesen, die Frommen ein, sich in stiller Andacht ganz ihrem Gott zu weihen. Wir haben von solchen Eremiten in Graubündten gehört; es wird auch ein gewisser Pontius genannt, der gegen das Ende dieser Zeit in einem hochgelegenen Thale des Jura an einem See, dessen Wasser sich durch Felsenritze in die Orbe herabsenkten, also an dem jetzt sogenannten lac de Joux seine Wohnung aufgeschlagen hatte, da, wo in der Mitte des Thales an dem See Lactard le Lieu, d. h. „locus domini Pontis liegt (Ruchat hist. de la Suisse Tom. III Msc.). Das Eremitenleben musste aber um so mehr ein Cœnobitenleben werden, je mehrere sich in die Einsamkeit mit gleichen Tendenzen zurückzogen. Die Absonderung von der Gemeinsamkeit ward so eine Absonderung zur neuen Gemeinsamkeit. Antonius Lirinensis traf schon zwei alte Eremiten in der Einsamkeit (S. 260); Romanus war aber der erste, der ein wirkliches Klosterleben gründete. Er liess sich gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts am Fusse eines Felsens unter dem Schutzdache einer Tanne neben einer Wasserquelle nieder. Sein gleich-

Digitized by Google

gesinnter Bruder Lupicinus folgte auf die nächtliche Erscheinung des ihn mahnenden Bruders oder auf sein ihn lebendig ergreifendes Beispiel. Das geweihte Leben der Brüder zog aber bald noch Andere in die Einsamkeit, zunächst zwei junge Geistliche des „municipii Nugdunensis“ (Nyon), deren Ankunft Romanus im Geiste voraussah und, da er sie früher kannte, voraussehen konnte. Es entstand so eine Pflanzschule eines ernstern ascetischen Geistes. Das Kloster kannte anfangs noch keine Clausur, keine streng bindende Regel; der Wille des Klostergründers unter Zustimmung der Herbeigekommenen war die Regel. Der mildere Romanus und strengere Lupicinus ergänzten sich aber trefflich in der Leitung der kleinen Gemeinde. So gewann dieselbe bald einen hohen Ruf. Hilarius von Arles veranlasste auf seiner Durchreise den schon hochberühmten Romanus zu einer Zusammenkunft mit sich, um ihn als geweihten Presbyter zu geweihterer Wirksamkeit in sein Kloster zurückzusenden. Das Kloster füllte sich jetzt so, dass neben dem Kloster Condat ein zweites (Lauconnum) und noch ein drittes, das Frauenkloster Balma, errichtet werden musste (cfr. S. 147).

Beide Brüder starben im hohen Alter, Romanus früher als Lupicinus, gegen 480. Ihr Nachfolger ward Eugendus, der von seinem Vater, einem Presbyter in Ysarnodurum, Romanus und Lupicinius übergeben wurde und sich ihre beiderseitigen Tugenden eigen zu machen wusste. Ausgezeichnet durch Wissen, bekannt mit dem Lateinischen und Griechischen, ausgezeichnet auch durch Frömmigkeit und sittlichen Ernst, ward er zuerst Gehülfe des nach dem Tod beider Brüder erwählten Minausius, dann aber nach baldigem Tod desselben selbst Abt. Trotz seiner Jugend leitete er das Kloster mit solcher Weisheit, solcher Strenge gegen sich, solcher Milde und Freundlichkeit gegen Andere, dass dasselbe immer mehr an Glanz und Berühmtheit gewann, er selbst aber mit den Bischöfen und Grossen der Erde in lebendigen Briefwechsel gerieth. Er hat das besondere Verdienst, für eine wissenschaftliche Bildung der Mönche und für ein geordneteres Leben derselben durch eine Klosterregel gesorgt zu haben. Wir besitzen sie nicht mehr; wir wis-

Digitized by Google

sen aber, dass das Charakteristische derselben erstens in der Aufhebung der abgesonderten Wohnungen, der Einigung aller Mönche in dem gleichen Gebäude und Schlafsaale, zweitens in der Beseitigung alles die selbstischen Interessen in Bewegung setzenden Privateigenthumes bestand (vita Eug. sub finem. Acta Sanct. Cal. Jan.). Eugendus, der 7 Jahr alt in das Kloster eintrat und nie dasselbe verlassen haben soll, wirkte etwa von 480 bis gegen 510; als Viventiolus, berühmter Lehrer des Klosters, Bischof von Lyon geworden war, den wir schon auf der Versammlung von Agaunum finden, lebte er nicht mehr. Viventiolus übernahm nach einer Andeutung des Avitus (ep. XVII) gleich auf Eugendus Tod die Leitung der ihres Führers beraubten Klosterschule und wusste die entstandene Lücke bestens zu füllen. Unter solchem trefflichen Leiter musste aber das Kloster ein Mittelpunkt einer höhern christlichen Cultur werden; wie die Mönche die wilde Einöde mit einer alle Hindernisse überwindenden, in rauher Ascese gestählten Kraft in eine bewohnbare Gegend umwandelten, machten sie sich auch weithin um die Civilisation und Christianisirung der verwilderten Population verdient (cfr. S. 150).

Es lässt sich ausser diesem Kloster noch ein anderes auf einem entgegengesetzten Punkte, das Kloster des St. Valentinian bei Chur, nennen; wir können aber nichts dem Namen beifügen, als dass Valentin und Severin auf ihren Wanderungen für die Gründung von kleinern und grössern Klöstern als Zufluchtsstätten für die frömmeren Seelen in den Wirren der Zeit sorgten, deren ganze Regel in einer ernstern, strengern Lebensweise bestand. Ein Kloster der Art war nach dem in Rhætien fortwirkenden praktisch-christlichen Geiste dieser Männer auch das zu Chur, das unter Valentinians Leitung, so wie wir ihn kennen gelernt haben, zu einer Friedens- und Liebesstätte geworden sein muss.

Das wichtigste Schweizerische Kloster ist zweifelsohne das Kloster Agaunum, dessen Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte wir schon oben berücksichtigt haben. Es gibt uns dasselbe so recht ein Bild des im Abendlande entstehenden und

Digitized by Google

zwar speciell ein Bild eines sich charakteristisch gestaltenden Klosterlebens, das sich in den engsten Zusammenhang mit dem religiösen Gesammtleben der Schweiz setzte, ja eigentlich der fortdauernde Mittelpunkt desselben blieb. Hier an den von alten Zeiten her geweihten Ort zog man sich in der christlichen Zeit um so lieber zurück, als ihn das Blutbad der Thebäer neu geweiht hatte. Wie Romanus, wollten Viele die „basilica sanctorum" sehen, das blutgetränkte Feld betreten; Viele blieben im frommen Ernste gern da zurück, wo sich die christliche Treue so schön bewährt hatte, und höhere segnende Kräfte wirkten. Es war das Leben dieser Frommen anfangs ein ganz freies; man kannte keinen Zwang, als den man sich selbst aufgelegt hatte. Der Bischof, der hier schon vor ihrem Zusammentreten in seine amtliche Stellung eingetreten war, führte natürlich anfangs auch die Aufsicht über die kleine sich mehrende Gemeinde, wie über jede andere. Erst späterhin wurde ein Abt erwählt, der aber noch mehr mit lebendigem Worte und Beispiel, als mit Verbot und Strafe wirkte. Bald mussten aber beide zu Hülfe gerufen werden. Wir haben die „regula Tarnatensis" schon oben erwähnt. Es lagen reiche Erfahrungen hinter derselben zurück; es musste das abgesonderte Wohnen der Einzelnen beseitigt (cap. II) die Clausur geboten (cap. III), der Umgang mit Frauen möglichst beschränkt (cap. IV), der Gehorsam gegen Gesetz und Regel (cap. V—VII), gegen die älteren Kirchenbrüder und den Abt bestens eingeschärft (cap VIII), das Privateigenthum beseitigt (cap. IX) und eine geordnetere, Gebet und Arbeit zweckmässig vertheilende Lebensweise eingeführt werden. Der sich ausprägende Märtyrercultus gab aber der so entstandenen Klosterregel erst ihre volle Ausprägung; der fortdauernde Lob- und Preisgesang ward das Charakteristische dieser Klostergemeinschaft. Es gipfelt also auch in dieser Regel das ascetische Leben auf eine Weise in dem Thebäercultus, bei welcher selbst das Ascetische hinter das Liturgische zurücktritt.

Digitized by Google

Corrigenda.

Seite.	Zeile.			
3	3	von unten	für „ihn“	lies „ihm“.
5	15	— —	für „seiner Quelle“	lies „ihrer Quelle“.
7	3	— —	für „Parocado“	lies „Paracodo“.
11	5	von oben	für „bald aber“	lies „bald“.
13	12	— —	für „Gregorus“	lies „Gregors“.
17	6	— —	für „ihre Leiber“	lies „diese Leiber“.
22	14	— —	für „auch hier“	lies „auch in Gallien“.
33	1	von unten	für „der ganzen Nation“	lies „dem ganzen Volke“.
42	6	von oben	für „dem Bruder Gundebalds“	l. „wohl dem Bruder Gundebalds“.
43	5	von unten	für „wenn“	lies „wann“.
47	1	von oben	für „Ende“	lies „Ende des 5ten“.
48	12	— —	für „die erste Stadt“	lies „eine der ersten“.
50	14	von unten	für „besonders“	lies „theilweise“.
64	6	von oben	für „dem Eucherius“	lies „des Eucherius“.
69	1	von unten	für „Servattius“	lies „Stevartius“.
76	2	von oben	für „XXIX“	lies „XXIX, 6“.
78	3	von unten	für „lib. XXV“	lies „lib. XV, XI“.
82	1	— —	für „interpelator“	lies „interpolator“.
85	18	von oben	für „henkersmässiger“	lies „henkersmässigerer“.
93	17	— —	für „in der Zeit“	lies „in die Zeit“.
95	13	von unten	für „in die“	lies „neben die“.
126	2	— —	für „Epaonæ“	lies „Eponæ“.
135	9	von oben	für „in Brunnen“	lies „in einen Brunnen“.
	7	von unten	für „undea“	lies „unde“.
136	12	— —	für „Zur Literatur“	l. „Der Literatur“. Ebenso S. 242.
138	1	von oben	für „die erste“	l. „die am weitesten zurückgehende“.
140	16	— —	für „bestätigt“	lies „bestätigen“.
143	18	von unten	für „hier selbst“	l. „in Lausanne selbst“.
149	5	— —	für „von ihnen aus“	lies „von denselben“.
161	13	— —	für „hiergegen“	lies „hiegegen“.

Digitized by Google

Seite.	Zeile.			
170	5	von oben	für „keinen“ lies „einen“.
	5	von unten	für „es“ lies „das Christenthum“.
187	3	— —	für „erst unter Alexander annahm“ lies „erst **recht** unter Alexander annahm (Dio Cass. hist. Rom. lib. XV)“.
193	12	— —	für „Inri oder Maria“ l. „Inri, Maria oder Renati.“
195	10	von oben	für „führten“ lies „führen“.
204	15	— —	für „Krieggersche“ lies „Kriegersche“.
217	2	— —	für „stiftete“ lies „stiftet“.
222	17	— —	für „Michaels“ lies „Michael“.
223	5	von unten	für „des 1130 gegründeten Klosters Interlaken“ l. „des **1020** gegründeten“.
229	14	von oben	für „oder 112“ lies „ , oder 112“.
232	10	von unten	streiche „etc.“
241	6	— —	für „während den“ lies „während der“.
247	3	— —	für „ohne Bedenken; an“ lies „ohne Bedenken an;“.
262	4	— —	für „septimum“ lies „septimo“.
268	1	— —	für „fungirt“ lies „fungirt haben“.
273	10	— —	für „scheinen“ lies „erscheinen“ und für „könne“ „konnte“.
276	5	— —	für „wird“ lies „ward“.
289	2	— —	für „führen“ lies „hindeuten,“.
295	5	von oben	für „hiergegen“ lies „hiegegen“.
302	3	— —	für „es müsste“ lies „es musste“.
	3	von unten	für „auch nur“ lies „nur“.
305	2	von oben	für „Lehengüter“ lies „Lehengülde“.
309	4	— —	für „entgegentraten“ lies „entgegentrat“.
535	5 u. 11	v. o.	für „sie“ lies die „Metropoliten“.
340	14	von oben	für „ihre Bedeutung“ lies „diese ihre Bedeutung“.
343	13	von unten	für „gegen den Pabst“ lies „über den Pabst“.
347	4	von oben	für „neu so recht“ lies „nun so recht“.
353	17	— —	für „anerkennten“ lies „anerkennen“.
373	5	— —	für „commentarus“ lies „commentarius“.

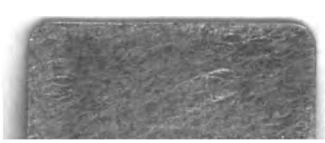
Einigen falschen Interpunktionen und Wortstellungen wird der Leser selbst abhelfen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DEC 31 19[redacted]



Digitized by Google

Digitized by Google